Die

Geheimnisse Roms

im 19. Jahrhundert.

Von

Eugen Briffault.

Frei bearbeitet

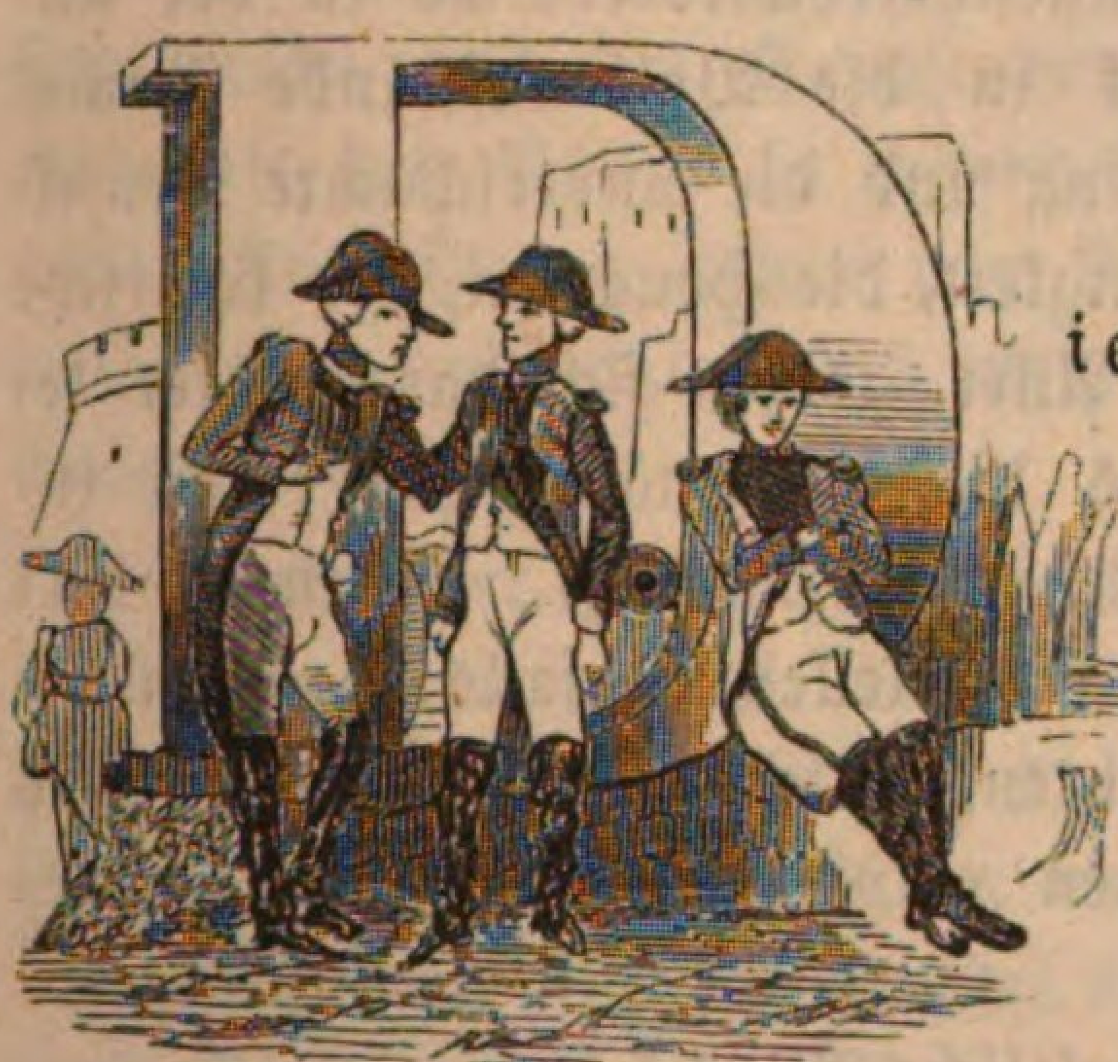
von

[Ludwig] L. v. Alvensleben.

Hamburg.
Vereinsbuchhandlung
(Separat-Conto).

Inhalt.

Einleitung.



Die Geheimnisse von Rom im 19. Jahrhundert sind kein vereinzeltes Werk. Dieses Buch setzt die Aufgabe fort, die durch die Geheimnisse der Inquisition begonnen wurde; diese beiden Werke sind durch ein gemeinschaftliches Band miteinander vereinigt und verfolgen dasselbe Ziel.

Spanien und Italien sind die beiden Länder, welche am meisten durch den religiösen Fanatismus zu leiden hatten. Beide sahen unter dem langdauernden Joche eines ehrgeizigen und verderbten Klerus in einer Reihenfolge schmerzlicher Todeskämpfe ihre Existenz und ihre Würde als Volk und als Nation erlöschen.

Die Inquisition und deren Greuel haben Spanien mit Leiden belastet, deren Ausdehnung zu messen der Gedanke kaum wagt. Die Kirche Roms, wie sie war und großentheils noch ist, hat lange Zeit die ganze Christenheit in Verzweiflung gestürzt, und zuletzt die Völkerschaften, welche der päpstlichen Gewalt unterworfen waren, zu einer tiefen Erniedrigung geführt. Wenn dieser Einfluß, von dem die Geschichte so vieler Jahrhunderte die verderblichen Spuren zeigt, jetzt es versucht, den Gang des menschlichen Geistes zu hemmen; wenn dieses alte Streben sich gegen unsere neueren Begriffe erhebt: so kommt es der Vernunft und der Aufklärung zu, an diesem unzeitgemäßen Unterfangen Gerechtigkeit zu üben.

Die Besorgnisse und die Unruhe aller guten Geister haben die Oeffentlichkeit aufgerufen, die Bewegung der Civilisation gegen die Ausschreitungen einer Vergangenheit, die man wieder in das Leben rufen möchte, zu unterstützen.

Dieser Gedanke war der leitende bei den Geheimnissen der Inquisition; er ist auch der dieser Zeilen, welche unter dem Dictate der öffentlichen Meinung geschrieben wurden, und zu denen die ausgesprochenen Aeußerungen derselben begeisterten.

Eine natürliche Eintheilung bietet sich dem Verfasser.

Erstens das Volk, zweitens der Hof, drittens die Kirche.

Sich auf den Ausgangspunkt des letzten Conclave stellend, hat er zunächst die Intriguen, die Ränke und die Machinationen der päpstlichen Wahl aufgedeckt. Hier findet man in der Gegenwart all die abscheulichen und lächerlichen Traditionen der Vergangenheit wieder. Es ist der allgemeinste und ausdrucksvollste Einblick in die Volksaufstände Roms. Der Stolz, die Arglist, die Ausschweifung und die unverschämte Prunksucht der Einen; die einfältige Frömmigkeit, die Heuchelei, der komische Aberglaube der Andern, die Trägheit Aller, zeigen sich dann unter lebendigen und belebten Formen. Jedes dieser Gemälde hat einen interessanten Gegenstand, eine besondere Lehre hinzugefügt. Man erblickt hier die Zeichen eines moralischen und materiellen Verfalls, das unvermeidliche Resultat der Beispiele und Lehren, welche zu allen Zeiten das Volk der Stadt der Päpste von Denen empfangen hat, die es beherrschten.

Der Hof von Rom, das ist die weltliche Macht.

Um sie zu beurtheilen, dringt das Werk ein in den Vatican und in die anderen päpstlichen Wohnungen; durch die scala segreta tritt es in das Gewirre der verschmitzten Politik, deren Geist der List seit so langer Zeit berühmt ist. Das Leben der Päpste, der Hof von Rom, seine Würdigkeiten und Unwürdigkeiten, die Existenz der Cardinäle, so stolz in ihrer lügnerischen Demuth; der Adel, seine Vorrechte und seine Herrschaft, stellen sich dar, gefolgt und begleitet von einem pomphaften Zuge der Ausschweifungen und Mißbräuche. Dann wird die römische Regierung in ihren Schwächen und in ihren Vergehungen entschleiert; der heldenmüthige und blutige Kampf der Legationen; die Kirche, den Staat verschlingend; Rom nach der Herrschaft der Welt strebend, und dieser Eroberung auf unterirdischen Wegen entgegengehend, vervollständigen die Darstellung der kühnen Attentate der weltlichen Macht.

Die Kirche, das ist die geistliche Macht; die Aergernisse sind hier zahlreicher, ernster und empörender, ihre Wuth, ihre Leidenschaften und ihre Habgier gehen bis zur Gotteslästerung. Der römische Klerus, die

religiösen Orden, die Jesuiten, diese Prätorianermiliz des heiligen Stuhls, dieses Schwert, dessen Griff in Rom und dessen Spitze überall ist, wurden gewissenhaft geprüft und durchforscht in ihren Sitten, ihrem Wesen, ihren Geheimnissen und ihren Absichten.

Der Schacher mit heiligen Dingen, der Verkauf des Erlöses der Absolution, der Seligsprechungen, der Heiligsprechungen, der Begnadigungen und Dispense, die Schamlosigkeit des Pfründenwuchers und all die schmachvollen Hülfsquellen des heiligen Fiscus, dessen Einkünfte der päpstliche Schatz bezieht; der Handel mit den himmlischen Gnadenbezeigungen; die Wunder und der Himmel selbst verkauft durch die Erde, bieten eine Reihenfolge von Gemälden, furchtbar in einzelnen Zügen, wechselsweise Gelächter oder Unwillen erweckend.

In diese Handlungen mischen sich die Ceremonien des Hofes und der Kirche und die Cavalcaden, diese religiösen Processionen, die der Eitelkeit der Päpste so theuer sind, und all der Flitterstaat der römischen Anmaßung: Fetzen von Purpur, welche nicht das wirkliche Elend verbergen, und jetzt nichts mehr beweisen, als die Nichtigkeit einer gefallenen Größe!

Das Werk ist den prunkhaften Demonstrationen gefolgt, deren Pracht stets dem Komischen so nahe steht. Diese Triumphe, diese Anbetungen, bei welchen der Götzendienst überall durchblickt, strafen sie nicht auf das Feierlichste die Grundsätze der evangelischen Einfachheit Lügen, welche uns durch Christus und die Apostel überliefert worden sind, deren Nachfolger und Stellvertreter die Päpste zu sein behaupten?

Diese so verschiedenen Punkte hat der Verfasser untereinander durch das Band einer dramatischen Handlung vereinigt, und dem Ganzen des Werkes den Charakter der Erzählung verliehen.

Dies war eine Nothwendigkeit.

Er hat sich stets so weit von dem Roman entfernt gehalten, wie der Wahrheit nahe.

Dieses Buch ist nicht in dem Interesse eines Systems geschrieben; es wurde entworfen und ausgeführt in dem aufrichtigen Interesse der wahren Religion.

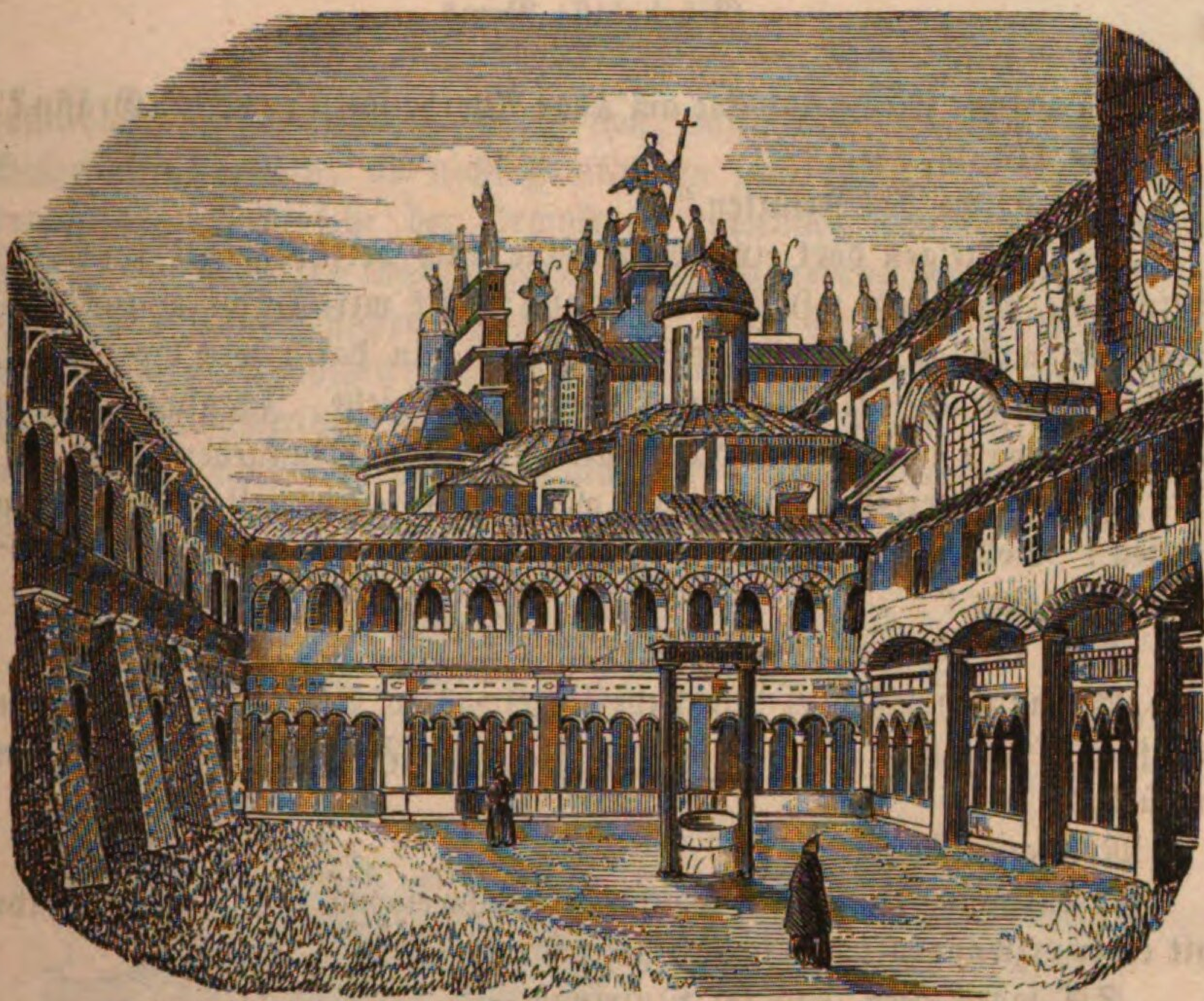
Der Verfasser hat sich theologischer Discussionen enthalten; die moralischen Wirkungen sind stets aus den Thatsachen abgeleitet. Wir haben geglaubt, daß gegenüber den neuesten Ereignissen der Augenblick gekommen sei, den Einen das zurückzurufen, was sie vergessen zu haben scheinen, und die Andern mit dem bekannt zu machen, was nicht zu wissen gefährlich ist.

Wenn von der Höhe des Vaticans herab der Papst seinen päpstlichen Segen ertheilt, spricht er die Worte aus:

Urbi et orbi! — der Stadt und der Welt!

Möge die Stimme, welche über die Abscheulichkeiten gegen das Allerheiligste spricht, auch von der ganzen Welt gehört werden!

Der (französische) Verleger.



Erstes Capitel.

Das Conclave.

1. Vor dem Conclave.



Monsignor, welche Neuigkeiten haben Sie von dem Quirinal?"

„Vortreffliche, cara mia."

„Se. Heiligkeit befinden sich also besser?"

„Im Gegentheil, il santo padre liegt in den letzten Zügen."

Und die beiden mit einander Sprechenden wechselten flüchtig einen Blick, aus dem eine geheime Freude leuchtete.

Der, welchem der Titel Monsignor gegeben worden war, lehnte sich auf einen Armstuhl zurück und näherte seine Füße dem Feuer, welches in einem geräumigen französischen Kamin brannte.

Dies geschah in den ersten Tagen des Monats November 1830.

Nach kurzem Schweigen fuhr Monsignor fort:

„In welcher Kirche sind Sie am Tage Allerheiligen gewesen, Gräfin?"

„In der del Jesu."

„Die Kirche der Jesuiten."

„Ja; sie zeigen dort eine Pracht, die mich verführt; bei ihnen erscheint die Religion mir minder streng; statt mir Furcht einzuflößen, locken sie mich an und entzücken mich; ich bin darin wie die Menge, welche die Heiligen der Jesuiten allen andern vorzieht. Ich glaube, wenn es möglich wäre, so würden die Jesuiten mir das zurückgeben —"

„Was Sie verloren haben und was Sie Ihre ehemaligen Tugenden nennen? Sollten Sie dieselben wirklich aufrichtig vermissen, Gräfin?"

„Vielleicht."

„War die Funzione glänzend?"

„Bewundernswürdig! Nie habe ich etwas so Schönes gesehen, wie den jungen Priester, der das Amt hielt. Alle Frauen waren von ihm entzückt."

Monsignor lächelte.

Es entstand eine neue Pause des Schweigens. Die Gräfin fuhr mit einer erzwungenen Gleichgültigkeit fort:

„Sie sagen also, daß im Quirinal —"

„Die Besorgniß groß ist. Seit den letzten Ereignissen in Frankreich ist die Gesundheit des Papstes sehr erschüttert. Vor drei Monaten nahm das Uebel wesentlich zu; Sie erinnern sich an alle Conjecturen, die man damals machte; ich erfuhr die Wahrheit durch den Kämmerling; aber das ist beinahe Politik, und ich weiß nicht —"

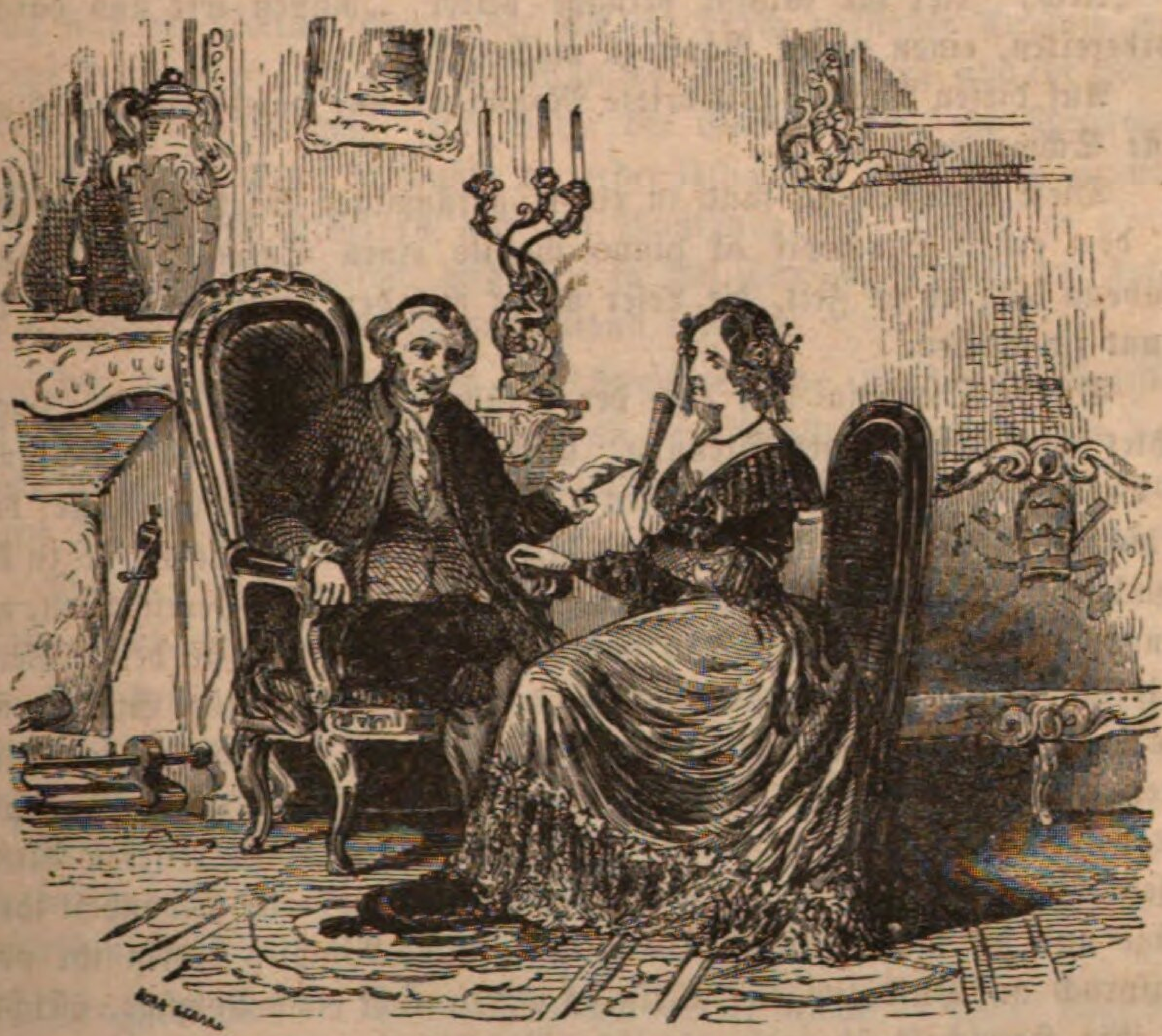
„Sprechen Sie es immerhin aus; sie erschreckt mich nicht, sondern sie unterhält mich. Ich höre."

„Die neue französische Regierung dachte daran, sich den Klerus zu versöhnen; man bewies dem Erzbischof von Paris Zuvorkommenheiten; der Prälat zeigte sich zurückhaltend und empfing die officiellen Schmeicheleien mit Kälte; er ließ sehen, daß er entschlossen sei, die öffentlichen Gebete, die man von ihm verlangte, nicht zu gewähren, bevor er dazu die förmliche Erlaubniß des Papstes erhalten hätte; indeß willigte er ein, einen Unterhändler nach Rom zu schicken."

„Ich erinnere mich dessen; ich sah ihn auf der französischen Gesandtschaft. Jemand, gegen den ich mich mit Verwunderung darüber aussprach, zu sehen, daß die ganze Prälatur ihm huldigte, sagte mir in das Ohr, er sei der Ueberbringer eines Briefes der Königin der Franzosen an den Papst."

„Er hatte außerdem noch eine Sendung von dem Erzbischof empfangen. Nachdem der heilige Vater Kenntniß von den beiden Depeschen genommen hatte, richtete er an den Abgesandten mehrere Fragen. Er

erkundigte sich unter anderem bei ihm, mit einem Zögern, welches seine Besorgnisse verrieth, ob nicht zu fürchten sei, daß die neue Ordnung der Dinge sich zu sehr der Demokratie zuwenden würde. Der Abgeordnete erwiderte, er könnte die Versicherung geben, daß dies nicht die Absichten des französischen Hofes wären. Diese Erklärung schien anfangs den Papst zu beruhigen; allein bald sagte er mit einem Tone, dem er Festigkeit zu verleihen suchte: „Ich werde den König der Franzosen erst anerkennen, nachdem ich die Ansicht der andern Herrscher eingezogen habe."



„Der Abgeordnete verbeugte sich, aber durch einige Worte, die er ehrfurchtsvoll aussprach, gab er zu verstehen, daß man sich durch einen solchen Widerstand der Gefahr aussetzte, die gallicanische Kirche von der römischen zu trennen.

„Darauf erwiderte der Papst voll Zorn: „Es steht geschrieben, daß es Schismen und Ketzereien geben wird!"

Der Diplomat, welcher überzeugt war, daß er über die Hartnäckigkeit des Papstes nicht würde triumphiren können, wendete sich an alle einflußreichen Personen, die sich um den heiligen Vater her bewegten."

Die Gräfin machte ein Zeichen des Einverständnisses.

„Der Papst,“ nahm Monsignor das Wort wieder auf, „wurde mit so vieler Gewandtheit umgarnt, daß er sich dazu entschied, den König der Franzosen anzuerkennen.

„Seit jener Zeit ist der heilige Vater in eine dumpfe, finstere Melancholie verfallen; sein physischer Schmerz steigert noch seine moralischen Leiden. Se. Heiligkeit empfinden in den Gelenken eine Steifheit, die jede Bewegung schmerzhaft oder unmöglich macht. Täglich verschlimmert sich dieser Zustand. Gestern nahm die Krankheit einen solchen Charakter an, daß keine Hoffnung zur Genesung mehr bleibt.“

„Also,“ rief die Gräfin beinahe heiter, „müssen wir uns darauf vorbereiten, einen neuen Papst zu machen?“

Auf diesen Ausruf antwortete Monsignor nur durch das unbedingteste Schweigen.

Diese Unterredung fand in einem geräumigen Saale statt, welcher in dem ersten Stockwerk al piano mobile eines Salons des Platzes Navona lag; es ist Zeit, die Leser näher mit den beiden Redenden bekannt zu machen.

Donna Olympia war eine der berühmtesten Frauen Roms, ungeachtet ihrer zweideutigen Stellung. Geboren in Cremona, hatte sie lange in Venedig gewohnt, dessen Sitten, Sprache und Verstellung sie beibehielt. Als Wittwe des Grafen Fazio di Serravalle besaß sie in der Lombardei, in der Nähe von Mantua, eine der reichsten Herrschaften, auf denen Reis gebaut wird. In vorgerücktem Alter zog sie den Aufenthalt in Rom dem an jedem andern Orte vor. Die heilige Stadt gefiel ihr besonders, weil sie der Heerd glühender und fortwährender Intriguen war. Bei Donna Olympia hatte die Leidenschaft zu der Intrigue die beiden großen Leidenschaften ihrer Jugend und ihres reiferen Alters ersetzt: die Galanterie und die Frömmigkeit. Die stolze Schönheit ihrer Züge und die majestätischen Verhältnisse ihres Wuchses ließen ihr noch Anspruch auf Huldigungen; allein es waren nicht diese Vorzüge, welchen sie ihre Herrschaft über die römische Gesellschaft verdankte.

Niemand dachte daran, sich um das Alter der Gräfin von Serravalle zu bekümmern; sie schien mehr von der Jugend entfernt, als dem Alter nahe zu sein; überdies hatte für Die, welche sie unterjochen wollte, ihr Geist so heftige Angriffe, daß er ihnen die Muße raubte, an ihre Person zu denken. Die Zauberkraft ihrer Worte war plötzlich und unwiderstehlich, und wurde unterstützt durch einen durchbohrenden Blick und belebt durch eine lebendige und ausdrucksvolle Pantomime.

Als Donna Olympia nach Rom kam, machte sie sich zuerst bemerklich durch den Prunk ihrer Frömmigkeit; sie besuchte die Kirchen mit einer unermüdlichen Inbrunst, sie entwickelte einen großen Eifer der Barm-

herzigkeit und der Wohlthätigkeit, und ihre Frömmigkeit verfehlte nicht, bald einiges Aufsehen in den höheren Regionen zu machen. Man sprach von derselben im Vatican und in den päpstlichen Residenzen. Um diese Zeit hatte Donna Olympia so eben die Grenze überschritten, welche die jüngern Jahre von dem übrigen Theile des Lebens trennt; sie war damals dreißig Jahr alt, und wohnte jetzt seit etwas mehr als zwanzig Jahren in Rom.

Dank dem Rufe ihrer Tugend wurde die schöne Gräfin unter den berühmten Frommen als Muster aufgestellt und lebte in vertrautem Umgang mit den Würdenträgern der Kirche; durch verstellte Demuth war es ihr so gelungen, die geheimen Wünsche ihres Ehrgeizes und ihr stolzes Streben zu befriedigen. Sie hatte die Gewandtheit, ihr Vermögen nicht zu mißbrauchen; sie wußte es weder lästig noch ärgerlich zu machen, und bediente sich desselben nur mit Mäßigung. Bescheiden in einige dunkle Intriguen gemischt, zeigte sie so viel Feinheit, daß in der Folge die ehrgeizigsten Absichten ihren Beistand erbaten.

Jetzt kannte ihre Habgier keine Grenzen mehr, sie machte öffentlich ein Handwerk und eine Waare aus all dem Einfluß, über den sie verfügen konnte; als Herrin der gefährlichsten Geheimnisse entsetzte sie durch einen Blick Die, welche es wagten, ihr Hindernisse entgegenzustellen.

Donna Olympia war nicht ehrgeizig, aber geizig; für sie war die Macht nicht ein Ziel, sondern ein Mittel, sich zu bereichern.

Sie stellte sich voll Kühnheit an die Spitze jener Miliz der Weiber Roms, die man auf dem Wege zu allen Bestechungen, allen Gunstbezeigungen, allen Gnaden und allen politischen Combinationen findet; ihr Palast wurde der Mittelpunkt zu deren Operationen; der Verkauf der heiligen Dinge, der nichtswürdige Handel der Simonie, nahm von demselben Besitz.

Der gute Ruf der Donna Olympia verlor etwas bei dieser Lage der Dinge; wenig zartsinnig und gewissenhaft hinsichtlich der Mittel, zum Ziel zu gelangen, zeigte sie sich nicht immer als strenge Anhängerin ihrer früheren Grundsätze der Rechtschaffenheit. Die Welt, welche sie fürchtete, zog sie von ihrem Range herab, und zu der Zeit, in welcher sich die Ereignisse zutrugen, die wir erzählen, war Donna Olympia, etwas über die berüchtigtsten Courtisanen gestellt, weit unter die Frauen herabgebracht, denen ihre Geburt und der Name ihres Gatten sie einst genähert hatten.

Die Gräfin von Serravalle war die Person, mit welcher sich in dem Palast der Navona Monsignor Panfilio unterhielt, einer der verschlagensten Prälaten des römischen Klerus.

Panfilio, aus einer edlen Familie entsprossen, war schon sehr jung in den geistlichen Beamtenstand eingetreten; er machte sich nicht durch sein Verdienst und seine Fähigkeit bemerkbar, sondern durch eine wunderbare Gefügigkeit seines Charakters, eine überraschende Arglist und eine bis zum Knechtsinn getriebene Ergebenheit. Erzogen durch die Jesuiten, hatte er schon frühzeitig gelernt, den Beispielen seiner Lehrer zu folgen und sie zu begreifen. Obgleich Panfilio den Titel Monsignor annahm, war er doch nicht in die heiligen Grade aufgenommen; er war nur einer von den Familiaren der Kirche; stets hatte er einen halb bürgerlichen, halb geistlichen Anzug getragen; die Neigungen und seine Verbindungen führten ihn der Geistlichkeit zu, welcher er eine Erhebung verdankte, die er nirgend anders erlangt haben würde. Der Titel Monsignor war mehreren der Aemter verliehen, die er bekleidet hatte, und er behielt ihn aus keinem andern Interesse, als dem seiner befriedigten Eitelkeit, bei.

Monsignor Panfilio hatte von seinen Eltern, die er schon früh verloren, ein bedeutendes Vermögen geerbt; diesen Reichthum verdoppelte er beinahe durch die Aemter, die er nach und nach bekleidete.

Seine religiöse, politische und bürgerliche Existenz hatte stets etwas von den Gewohnheiten der Amphibien gehabt; er brachte sein Leben damit hin, zwischen zwei Wassern zu schwimmen. Während der ersten Jahre des Jahrhunderts, als unter den Pontificaten Pius' VI. und Pius' VII. Rom durch die Niederlage und die Gefangenschaft seiner Päpste, so wie durch die Vernichtung der Macht des heiligen Stuhls, so hart bestraft worden war, hatte Panfilio sich in die diplomatische Welt geflüchtet, um einen Fuß auf dem römischen Gebiet und den zweiten im Auslande zu haben. Er zeigte sich damals leidenschaftlich ergriffen von den Franzosen, den Herren Roms, und gab denselben tausend Beweise der Treue und der Anhänglichkeit. Er wurde bei allen Anordnungen verwendet, die man mit Frankreich traf, um die Ausübung der katholischen Religion zu regeln, und mehr als einmal wußte er sich die Gnade des Papstes und die Napoleon's zu gewinnen.

Als andere Ereignisse Pius VII. nach Rom zurückführten, war Panfilio, der einigen Einfluß bei diesem Papste erlangt hatte, der indirecte Rathgeber der Maßregeln, welche gegen seine eignen Handlungen protestirten und der Welt das ärgerliche Schauspiel eines Papstes gaben, der seine eigne Fehlbarkeit darthat. Er war der Vertraute der beiden Cardinäle, welche dem Papste die Verleugnung des Concordats dictirten, von dem er in seinem Briefe, unter dem 24. März 1813 an Napoleon geschrieben, sagte:

„Es ist der Geist der Finsterniß, es ist Satan, der mir alle Artikel dieses Concordats dictirt hat.“

Panfilio war auch der geheime Agent der Verfolgungen, welche in Rom bei der Rückkehr des Papstes gegen diejenigen seiner Unterthanen geübt wurden, die sich zu Gunsten der Franzosen ausgesprochen hatten, und die durch die Sorge des Angebers theils zum Tode, theils zur Verbannung, verurtheilt wurden. Endlich schrieb man ihm auch noch die Entwerfung der Bulle zu, welche das Jahr darauf den Orden der Jesuiten am achten Tage nach der Feier des heiligen Ignaz von Loyola wiederherstellte.

Die Ausdrücke dieser Erklärung verdienen die ganze Aufmerksamkeit der Geschichte.

„Die katholische Welt,“ heißt es darin, „verlangt einstimmig die Wiederherstellung der Jesuiten. Der Ruhm der katholischen Religion verlangt, daß wir den Wünschen aller Völker nachgeben, indem wir diese geheiligte Miliz wiederherstellen. Wir würden uns eines großen Vergehens gegen Gott schuldig halten, wenn wir bei den ungeheuren Gefahren der christlichen Republik den Beistand vernachlässigten, den uns die besondere Vorsehung Christi gewährt.“

Und weiterhin die Worte, welche mit denen, die man so eben gelesen hat, übereinstimmen:

„Bestimmt durch so mächtige Beweggründe, haben wir in voller Wissenschaft, und in Folge der apostolischen Machtvollkommenheit, decretirt und für alle Zeiten bestimmt, daß alle Concessionen, Privilegien, Befugnisse und Rechte, welche den Jesuiten des russischen Kaiserreichs und des Königreichs beider Sicilien gewährt worden sind, in Zukunft auf alle unsere kirchlichen Staaten und ebenso auf alle andern Königreiche ausgedehnt werden sollen.“

Diese Bulle wurde von dem Vatican nach den Tuilerien als ein der Restauration angenehmes Geschenk überschickt.

Als Pius VII. die Rückkehr Napoleon's erfuhr, entfloh er nach Genua, wohin Panfilio ihm folgte.

Unter Leo XII. veranlaßte er gegen die Philosophen eine fulminante Bulle, welche zum Gelächter der katholischen Welt wurde. In jener Zeit schien bei den Räthen Roms Alles sich zu dem Komischen wenden zu wollen; man verkündete das Jubeljahr, welches unsere Straßen mit Processionen bedeckte, ungeschickte Erinnerungen an eine Zeit der Finsterniß, der Unwissenheit und der Barbarei. Um eben diese auf eine so sonderbare Art rückschreitende Zeit sah man aus dem Palaste des Quirinals nach dem Pavillon der Flora für den Herzog von Angoulème einen Degen übersenden, der ganz mit Edelsteinen bedeckt war, und für

die Herzogin, seine Gemahlin, den silbernen Hammer, mit welchem der Papst die porta santa geöffnet hatte, die sich nur für das Jubeljahr aufthut, so wie Denkmünzen, Cameen, Reliquarien und Reliquien. Diese Symbole waren für die regierende Familie Ermuthigungen des Geistes der Verfolgung und des Hasses gegen die Institutionen und die Fortschritte unserer politischen Freiheiten.

Panfilio war daher wechselsweise der thätigste Agent dieser verschrobenen und einander so widersprechenden Handlungen. Er stand in der Gnade Leo's XII., er hatte ihn zweimal nach Paris begleitet, als Derselbe, damals noch Cardinal Hannibal della Genga, ehe er zum Pontificate erhoben wurde, seine Verehrung des Kaisers so weit trieb, und auch als der Prälat, als außerordentlicher Nuntius, an den Hof Ludwig's XVIII. zurückkehrte, diesen darüber zu beglückwünschen, daß der Gott der Heerschaaren ihn, wie an der Hand, auf den Thron seiner Väter zurückgeführt hatte, um den Plackereien der katholischen Kirche ein Ende zu machen, dieser heiligen Gemahlin Christi, die nicht aufgehört hatte, über die Leiden zu klagen, welche der Usurpator verursachte.

Aufrecht stehen geblieben auf den Trümmern von drei Pontificaten, war dieser Mensch der lebendige Inbegriff drei unrechtmäßiger Regierungen. Der Unwille der öffentlichen Meinung rief ihm oft alle die Widerrufe zurück, bei denen er sich betheiligt hatte. Einer der unterhaltendsten Einfälle dieses Monsignor, so berüchtigt in Rom durch seine Ausschweifungen, war, Leo XII. einzuflüstern, er würde sich das Wesen eines zelanten Papstes geben, indem er den ganzen Luxus der römischen Existenz und Zerstreuungen durch eine Reform träfe. Die Kleider, die Meublements, die Bälle, das Schauspiel, wurden zunächst davon betroffen. Die Damentoilette wurde nicht verschont. Man verbot den Nähterinnen, den Modistinnen und den Schneiderinnen, ausgeschnittene Kleider zu machen, bei Vermeidung der Strafe der Excommunication. Freilich ist es wahr, daß die römische Ausschweifung nie weiter getrieben wurde, als unter den Streichen dieser Verbote; allein der Zorn der Frauen erregte gegen Panfilio anfangs unerbittlichen Unwillen, und später mußte er Verzeihung und Vergessenheit theuer bezahlen. Monsignor war es nicht unbekannt, wie heftig und allgemein der Haß war, den er der römischen Bevölkerung einflößte, allein er verbarg seinen Unwillen darüber unter einer heuchlerischen Gutmüthigkeit, wie Donna Olympia ihre Leidenschaften unter einer heitern und ernsten Ruhe verbarg. Sie waren daher auch, ohne sich irgend etwas gesagt zu haben, vollkommen einig, und ihre gegenseitigen Absichten hatten weder für ihn noch für sie etwas Geheimes.

Donna Olympia fühlte voll Freuden das Nahen eines Wahlkampfes, bei welchem ihre Bestechlichkeit jede ihrer Handlungen verkaufen konnte, so aus jedem Schritte Nutzen ziehend und aus jedem Manöver einen Vortheil gewinnend.

Aus dem nahenden Conclave sah sie eine goldene Ernte hervorblicken.

Bei allen Winkelzügen seines Gewissens war Panfilio nur hinsichtlich eines einzigen Punktes fest geblieben. Das war seine unwandelbare Treue gegen die Jesuiten und deren Interessen. Ein zweites Gefühl war bei ihm ebenso entschieden und ebenso aufrichtig, wie dieses erste: das war sein Haß gegen die Franzosen, welche er als die Feinde der Gesellschaft kannte, der er sich ganz ergeben hatte.

Monsignor hatte der Gräfin die Möglichkeit blicken lassen, daß das Conclave zu der Wahl eines neuen Papstes während der ersten Tage des Monats December versammelt werden würde, und dieses Orakel, welches die Echos des Quirinals ihm mittheilten, schien zuverlässiger zu sein, als die Unfehlbarkeit des Papstes, dessen Tod seine irdische Bestimmung beenden sollte.

Als die Nachricht von der Gefahr, in welcher das Leben des Papstes schwebte, sich in dem heiligen Collegium verbreitet hatte, war es ein Wunder, die zahlreichen und plötzlichen Bekehrungen zu sehen, die unter den Monsignores stattfanden. Alle wurden fromm und gesammelt, besuchten eifrig die Kirchen, waren mildthätig und keusch. Die, welche man als die Ausschweifendsten gekannt hatte, zeigten sich als die Reinsten und die Unbefangensten; um die Menge zu verführen, machten sich Einige, deren rohen Hochmuth und Anmaßung man kannte, leutselig, demüthig, sanft und wohlwollend. Bei der Annäherung eines Conclave ist der römische Clerus nur noch aus kleinen Heiligen zusammengesetzt. Das nannte Donna Olympia la portiera del pontificato.

Ein anderes Possenspiel wurde von Mehreren aufgeführt. Diese verbargen eine Wissenschaft, um die man sie beneidete, und welche überdies stets die Wahl eines Collegiums erschreckt hat, das der Aufklärung zu sehr feind ist, um die Wissenschaft zu lieben. Jene dagegen brüsteten sich mit Kenntnissen, die sie nicht besaßen, um die Stimmen der Unwissenden zu erhaschen, denen es zusagte, sich den Schein zu geben, als wüßten sie etwas. Man sagte damals: Nella corte di Roma, quello mostra di saper tutto, sa niente, chi finge di saper nulla, sa il tutto (wer behauptet, Alles zu wissen, weiß nichts und wer sich stellt, als wüßte er nichts, weiß Alles).

Dann kam die lange Reihe der Mummereien und Betrügereien, durch welche man sich bemühte, eine Stimme zu escamotiren: Jeder offenbarte lügnerische Wunden; die Einen beugten sich unter dem Ge-

wicht eines falschen Alters; die Andern äußerten Leiden, die sie nicht empfanden; Alle ahmten jenen Bettlern nach, welche das Mitleid der Vorübergehenden durch die Darlegung lügnerischer Uebel zu erregen suchen.

Indessen wurden die Kabalen und die Factionen in allen Reihen der römischen Bevölkerung organisirt; der bescheidenste Einfluß, der der letzten Classen des Volkes, wurde durch die verschiedenen Factionen, die sich das Pontificat streitig machen wollten, nicht verschmäht.

Donna Olympia schien zu dieser feierlichen Gelegenheit den Eifer, die Kraft und die Gluth ihrer Jugend wiedergewonnen zu haben. Sie wollte einen Papst, der, getreu den Traditionen, welche drei Regierungen ihm hinterließen, an dem Werke der Wiedererrichtung des Ordens der Jesuiten und des Sturzes des französischen Liberalismus fortarbeiten sollte. Die Politik und die Religion waren ihren Anstrengungen fremd; sie erstrebte nur die Entfernung alles dessen, was ihren persönlichen Wünschen entgegenstehen konnte. Sie vernachlässigte nichts von dem, was ihr den Erfolg zu sichern vermochte. Ganz einer geheimnißvollen Wahl hingegeben, deren Begierden ihren Gedanken schmeichelten, ebnete sie dem Gewählten ihrer Vorliebe die Wege. Sie ergründete mit jener tückischen Kunst, die ihr eigenthümlich war, die Gesinnungen jedes Cardinals, und der Mann, dem alle ihre Gedanken sich zuwendeten, war eben der, von welchem sie mit dem geringsten Lobe sprach; aber sie wußte, was sie Denen, deren Stimmen sie gewinnen wollte, sagen und wovon sie dieselben überreden mußte.

Jeden Tag verwendete sie zu zahlreichen Besuchen, und überall gelang es ihr, sich viele Verbündete zu gewinnen, und mitten unter diesen Gängen und dieser Aufregung wurde Donna Olympia durch die große Glocke des Capitols überrascht, welche, mit aller Kraft geläutet, Rom den Tod des Papstes verkündete.

Am 30. November 1830 starb Pius VIII. im Palast des Quirinals; seine sterblichen Reste wurden in der Pauliner-Kapelle dieses päpstlichen Wohnsitzes ausgestellt und dem Gebrauche gemäß seine Eingeweide in eine Urne geschlossen und nach der Kirche des heiligen Vincenz und Anastasius gebracht.

Sobald der Papst seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte, begab sich der Cardinalkämmerling, der, welcher den Staat und die Kirche leitet und die Justiz verwaltet, nach dem Vatican und dem Quirinal, um im Namen der apostolischen Kammer von beiden Besitz zu nehmen. Zum Zeichen trug er das violette Gewand; die Gerichtsschreiber der Kammer, welche ihn begleiteten, waren schwarz gekleidet, und keinem der andern Cardinäle war es gestattet, dieser Ceremonie beizuwohnen. Der Cardinalkämmerling entwarf ein summarisches Inventarium von den

Möbeln, die sich in den beiden Palästen befanden, schickte dann Wachen ab, um die Thore der Stadt zu besetzen, die Engelsburg und die andern belebtesten Posten und Oerter.

Dann fuhr er in einer prachtvollen Carosse aus; der Capitain der päpstlichen Garde ritt voran, und die Schweizer Leibwache, welche gewöhnlich Se. Heiligkeit begleitete, bildete seine Escorte.

Die Campanone des Capitols verkündete mit den Klängen ihrer ehernen Stimme nicht nur Rom den Tod des Papstes, sondern sie benachrichtigte auch die Stadt, daß für die öffentliche Sicherheit gesorgt sei.

Bei seinem Eintritt in das Gemach des Papstes hatte der Cardinalkämmerling den heiligen Vater dreimal gerufen, nicht bei seinem päpstlichen Namen, sondern bei seinem christlichen, dem, welchen er in der Taufe empfangen hatte. Dreimal hatte er gerufen:

„Franz! Franz! Franz!"

Darauf hatte er sich in das Cabinet Sr. Heiligkeit begeben, das Kirchensiegel und den Fischerring zerbrochen, damit man während der Vacanz des heiligen Stuhles kein Breve erlassen könnte.

Der Fischerring, der, welchen der Papst an dem Ringfinger der linken Hand trägt, hat als Siegel, in Stein gravirt, das Bild des heiligen Petrus, der in der Hand eine lange Angelruthe hält, deren Haken in das Wasser gesenkt ist.

Das Kirchensiegel zeigt die Bilder des heiligen Petrus und des heiligen Paulus mit einem Kreuz und einem Brustbild des Papstes. Es ist der Senat, welcher es dem Papste zum Geschenke macht. Sein Werth beträgt ungefähr 200 römische Thaler.

Darauf löschte der Cardinalkämmerling in Gegenwart des Kanzlers und der höchsten Beamten der Kanzlei das Siegel der Bulle aus, von welchem man nur das Brustbild des verstorbenen Papstes entfernte. Dieses Siegel und das Privatsiegel des Papstes, dessen Spruch gewöhnlich irgend einer Stelle der heiligen Schrift entlehnt ist, wurden aufbewahrt.

Die St. Peterskirche ist als Begräbnißplatz der Päpste bezeichnet, und man bringt dahin die Körper derer, welche in Monte Cavallo, oder im Quirinal, oder in den andern päpstlichen Residenzen starben. Bei dieser Ceremonie wird stets ein ernster und feierlicher Pomp entwickelt. Der Leichenzug bricht vom Quirinal am Abend bei Fackelschein auf; die Leiche wird, mit der Stola am Halse und dem rothen Bischofsmäntelchen, auf einer offnen Bahre gefahren und den Blicken des Volkes ausgesetzt, welches sich in Menge herbeidrängt, um sie zu betrachten. Um die Bahre her, vor derselben, oder hinter derselben, erblickt man

eine Menge von Prälaten, Monsignori, Geistlichen und Mönchen, auf schwarz behangenen Maulthieren reitend.

Schwadronen der Chevauxlegers und der Cürassire folgen dem Leichenzuge, der durch Geschütze geschlossen wird, welche das Zeichen der Souverainetät bilden.

Die Leiche des Papstes wurde drei Tage lang in der St. Peterskirche ausgestellt. Ein ungeheurer Katafalk, aufgerichtet in der Capelle des Hochwürdigsten, erhob sich über das Gitter und zeigte sich den Blicken des Volkes aus der Ferne; die Leiche wurde so gelegt, daß die Füße derselben, bekleidet mit den päpstlichen Pantoffeln, durch das Gitter gingen, damit die Menge sie küssen konnte. Coulanges, der Memoiren über zwei Conclaven hinterlassen hat, das Alexander's VIII. und Innocenz' XII., erzählt, daß bei der Ausstellung der Leiche Papst Innocenz XII., als er im Gefolge des Herzogs und der Herzogin von Nevers durch eine Seitenthür in die Capelle getreten wäre, er hinter dem Gitter weder Geistliche noch Betende gefunden hätte. Die sterblichen Ueberreste des Papstes waren von zwölf Fackeln von geschwärztem Holz umgeben, und als einzige Wache befand sich bei der Leiche ein Kind, das mit einem Fliegenwedel bewaffnet war, um die Fliegen von dem Gesicht zu verjagen, und sich des Stieles dieses Wedels bediente, um durch das Gitter auf die Finger Derer zu schlagen, welche sich nicht damit begnügten, die Pantoffeln zu küssen, sondern die Frömmigkeit so weit trieben, sie mitnehmen zu wollen.

Die Begräbnißfeierlichkeiten Pius' VIII. dauerten sechs Tage. Während dieser Zeit hielten die Cardinäle mehrere Congregationen; das ist der Name, den man den Berathungen über die Angelegenheiten des Staats giebt, welche darin bestehen, die Officiere der Armee und die Beamten der Polizei zu bestätigen oder abzusetzen. Man wählt auch in diesen Versammlungen den Vorsteher des Conclaves, welcher zu gleicher Zeit der des Borgo ist, die Aerzte, die Wundärzte und im Allgemeinen alle die Personen, welche den Cardinälen während der Wahl Beistand zu leisten haben.

Das heilige Collegium gab zu gleicher Zeit den Gesandten der gekrönten Häupter und der Republiken Audienzen; bei diesen Zusammenkünften tauscht man gegenseitige Versicherungen der Freundschaft und Anerbietungen der Vertheidigung zum Schutz der Freiheit des Conclaves aus; die fremden Minister machen bei ihrem Eintritt in den Staatssaal, in welchem sie empfangen werden, drei Kniebeugungen, als wenn der Papst gegenwärtig wäre, und sie erheben sich nur auf die Aufforderung des ältesten Cardinals, welcher auf ihre Anrede im Namen des heiligen Collegiums antwortet.



(S. 16)

Die Conservatoren des römischen Volkes, die Vorsteher und Bewahrer der Rechte und Privilegien der römischen Bürger, die Gesandten der Gebiete, welche von dem heiligen Stuhl abhängig sind, erschienen dann in ihrer Reihe, um die Cardinäle ihres Gehorsams zu versichern. Die Conservatoren sind die Collateralen des Senators, an dessen Seite sie in der hierarchischen Ordnung stehen. Eitle und prunkhafte Sinecuren!

Die Leichenrede des verstorbenen Papstes wurde erst am letzten Tage der Beerdigungsfeierlichkeiten gesprochen; durch diesen Act beschloß man die Ceremonie.

Man stand der Eröffnung des Conclaves nahe.

Während diese Förmlichkeiten im Vatican erfüllt wurden, war die Bevölkerung von Rom weder gleichgültig noch unthätig geblieben.

Donna Olympia, welche an der Spitze der Frauen stand, die durch ihren vertrauten Umgang mit den Cardinälen und den römischen Prälaten mächtig gemacht wurden, entwickelte eine wunderbare Thätigkeit.

Panfilio seinerseits mischte sich in alle Intriguen und beschäftigte sich besonders damit, der jesuitischen Faction der Zelanti den Besitz der Inclusive zu sichern. Die Gräfin von Serravalle und er waren seit längerer Zeit durch geheimnißvolle Bande mit einander vereinigt. Der Haß und die Verachtung, welche sie gegenseitig für einander hegten, wich einer nothwendigen Verbindung und einer unvermeidlichen Solidarität. Da sie sich nicht trennen konnten, hatten sie sich innig verbunden.

Um den Plan und die Manöver der Donna Olympia zu verstehen, darf man nicht vergessen, daß in Rom die Frauen zu allen Zeiten einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben. Die Macht der Courtisanen und der Günstlinginnen ging in diesem katholischen Staate weiter, als an den ausschweifendsten Höfen. Zu allen Zeiten sieht man die Päpste und die Kirchenfürsten beherrscht durch die Frauen, welche oft bis zur Frechheit das Uebermaß und den Mißbrauch dieser schmachvollen Macht getrieben haben. In Rom herrschen die Weiber lieber über eine Stadt voll Priester, als über ein Königreich, das mit Cavalieren bevölkert ist.

Donna Olympia war überdies stolz auf den Namen, den sie trug; sie rief voll Dünkel das Andenken an eine andere Donna Olympia zurück, welche unter dem Pontificate Innocenz' X. länger als elf Jahre über die Staaten des heiligen Stuhls geherrscht hatte. Zu Ehren dieser Frau hatte man eine Denkmünze geschlagen, welche auf der vordern Seite Donna Olympia darstellte und auf der Rückseite den Papst mit einer Weibermütze auf dem Kopfe und Spindel und Rocken in den Händen. Dieses Weib war es auch, welches zu dem Papste, den sie hatte ernennen lassen, sagte:

„Uebergeben Sie mir Ihre beiden Schlüssel.“

„Nein, nicht beide, nur einen.“

„Ich will sie alle beide haben. Sie wären im Stande, mir nur den zur Hölle zu geben, und den des Paradieses zu behalten.“

Die Frauen, welche Donna Olympia unter dem Banner ihrer Intriguen angeworben hatte, zeigten einen solchen Eifer und errangen solche Vortheile, daß man sie in Rom le donne prelati (die Frauen-Prälaten) nannte, und daß man den mitrageschmückten Sclaven, die sie in Knechtschaft schmiedeten, den Spottnamen prelati donne (Prälaten-Frauen) beilegte. Alle Factionen waren überlistet. Gegen die Spanier rühmte man die spanischen Gesinnungen des Candidaten; gegen die Franzosen rief man seine französische Sympathie auf; ebenso war es bei der Diplomatie aller Länder; gegen die Zelanti ging man geheime Verpflichtungen ein.

Donna Olympia und ihre Adepten wiederholten überall, daß Rom nur groß und blühend sein könnte unter einem Papste, der gut gegen die Frauen wäre, „buon papa per le donne“, und dessen Neigungen sich gegen das weibliche Blut wendeten, cioè inchinato ad amare il sangue donnesco.

Während die Spitzen der römischen Gesellschaft so erobert wurden, waren die andern Regionen die Beute einer wilden Ausgelassenheit der Meinungen und Gefühle, welche dem allgemeinen Gedanken die heftigsten Erschütterungen verursachten. Auf den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen, in den Kirchen, überall wurden Meinungen geäußert, und widerstritten einander; man machte und entsetzte die Päpste in den Osterien des Trastevere ebenso, wie in den Palästen und den Hôtels des spanischen Platzes, welche von den ausgezeichneten Fremden angefüllt waren, die zu dieser Gelegenheit nach Rom kamen. Man ernannte mehr Päpste, als es Cardinäle gab. Man sprach nur von dem künftigen Handel der Stimmen, und in seiner unbefangenen Derbheit der Sprache sagte das Volk: *) „Man verkauft auf dem Markte einander die kleinen Zwiebeln so zu sagen nicht um so niedrigen Preis, wie die Stimmen der Cardinäle während der Vacanz des heiligen Stuhles; die zum Verkauf ausgestellten Lämmer sind weniger sanft, als während dieser Zeit unsere Herren, die Cardinäle.“

In einem Theile der Stadt zweifelte man nicht an der Wahl eines gewissen Cardinals; anderwärts war dies eben der, dem man die ge-

*) Die italienischen und dann übersetzten Citate des Originals hat der Uebersetzer in der Originalsprache weggelassen, weil er die Uebersetzung allein als vollkommen genügend für die deutschen Leser erachtet.

ringsten Aussichten des Erfolgs zuschrieb; man rühmte die Einen und setzte die Andern herab; bald kam das Gerücht in Umlauf, Spanien würde den Sieg davon tragen, und dann triumphirten die Franzosen ihrerseits. Ach, wie viele Päpste machten so Spanien und Frankreich, ohne daß das Volk an sie gedacht hätte, und wie viele Päpste ernannte das Volk, ohne daß Spanien oder Frankreich sich hinein mischten!

Diese Lage begünstigte die Absichten der Donna Olympia: sie lag auf der Lauer nach allen Verträgen und allen Abkommen; sie verschwendete das Geld an ihre Spione, sie verdoppelte ihre Wachsamkeit und hatte ihre Geschöpfe an allen Zugängen.

Bald sah sie den Erfolg sich zulächeln, bald erblickte sie rings um sich her nichts als Einsamkeit und Verlassenheit. Pasquin, der sie so wahnsinnig vor päpstlichem Ehrgeiz sah und so vergeßlich gegen ihre frühere Frömmigkeit, theilte ihren Namen in olim pia (sonst fromm).

Indeß war der Augenblick zu dem Eintritt in das Conclave erschienen, und indem Donna Olympia sich von ihrem Cardinal trennte, sagte sie zu ihm:

„Ich will Sie nur als Papst wiedersehen."

„Wenn Sie nicht Päpstin sind," erwiderte dieser, „so kümmere ich mich nicht darum, Papst zu sein."

„Es ist unmöglich, in alle Einzelnheiten der Schliche (das ist der übliche Ausdruck) einzugehen, zu welchen die Nähe des Conclaves an dem Hofe und in der Stadt Veranlassung gab.

Alle Welt ließ es sich angelegen sein, zu gefallen und zu täuschen; unter jedem Schritte breiteten sich Fallen und Hinterhalte aus.

Was die gewandten Mitbewerber seit längerer Zeit im Voraus vermieden, waren die sogenannten compromittirenden Gesinnungen, an deren Spitze man die Diplomaten und die Regierung der Legationen stellen muß.

Die Cardinäle werden zuweilen durch die Nation, der sie angehören, durch ihre Familien und durch ihre Geburt, und ebenso auch durch Gewissen, Argwohn und gewisses Mißtrauen in eine nicht papstfähige Lage gebracht.

Die beste Stellung, um papstfähig zu sein, besteht darin, durch augenscheinliche Gebrechlichkeit oder Kränklichkeit nur einen kurzen Besitz des Pontificates zu verkünden.



2. Während des Conclaves.

Es ist jetzt Zeit, in das Conclave einzudringen; das heißt, in Rom durch die geheime Thür Eingang finden. Das Conclave ist für den römischen Clerus die beste Gelegenheit, die Feinheit und List zu entwickeln, mit der er sich seit fünfzehn Jahrhunderten der Welt gegenüber brüstet.

Die canonischen Bestimmungen gestatten den Cardinälen, den Ort des Conclaves zu wählen, allein über diesen Punkt beräth man sich nur noch der Form nach. Der Palast des Vaticans wird gewöhnlich zu dem Conclave bestimmt, da dies der Ort ist, der den meisten Raum bietet, und am leichtesten zugänglich für das Volk ist, das stets in großer Menge dem Orte zuströmt, an welchem die Cardinäle versammelt sind. Die drei letzten Conclaven, die, in denen Leo XII., Pius VIII. und der letzte Papst, Gregor XVI., gewählt wurden, fanden in dem Quirinal statt. Die Wahl Pius' VII. wurde improvisirt; der Ge-

neral Bonaparte ließ sie durch 35 in Venedig versammelte Cardinäle bewirken.

Den Ursprung des Conclaves datirt man von 1268. Nach dem Tode Clemens' IV. konnten die in Viterbo versammelten Cardinäle nach zweijähriger Berathung nicht über die Wahl des Papstes einig werden, und standen auf dem Punkte, sich zu trennen. Der heilige Bonaventura rieth den Bewohnern der Stadt, das heilige Collegium einzusperren. Daher entsprang das Conclave, welches in der Folge durch eine Bulle Gregor's X. obligatorisch gemacht wurde.

Am Tage nach dem letzten der Begräbnißfeierlichkeiten wurde die Messe des heiligen Geistes gelesen, eine lateinische Rede gehalten, und die Cardinäle begaben sich in Procession nach der Capelle, indem sie Veni creator sangen; dann wurden die Bullen, die sich auf die Wahl beziehen, vorgelesen; der älteste Cardinal hielt eine Anrede, in welcher er zu der strengen Beobachtung dessen ermahnte, was sie vorschrieben.

Das Conclave wird in einer geräumigen Galerie gehalten, in welcher man zwei Reihen von Zellen errichtet, die durch einen Gang von einander getrennt sind; jede Zelle wird aus dünnen Verschlägen von Fichtenholz gebildet; jeder Cardinal meublirt die seinige auf bescheidene Weise mit grüner oder violetter Serge aus und läßt sein Wappen an der Thür aufhängen.

Nach den Vorschriften der apostolischen Bestimmungen sind diese Zellen alle gleichmäßig, in einer Reihe und in demselben Stockwerk; nur liegen dahinter mehrere Säle, die alle in derselben Art angeordnet sind. Die Zellen erhalten ein Gemach für den Cardinal und einen Raum für die Conclavisten. Sie haben keinen Kamin und werden erwärmt durch anstoßende Gemächer, die unbewohnt bleiben. Im Winter werden alle Fenster zugemauert, und nur eine einzige Scheibe bleibt offen; die Dunkelheit ist in dem Innern beinahe vollkommen. Im Sommer geht die Aussicht auf den Hof und den Garten. Diese Gemächer haben einen Umfang von drei bis vier Quadratmetern.

In der Zelle genießt der Cardinal des Beistands eines Secretairs und eines Kammerherrn; die Cardinal-Fürsten haben drei Conclavisten.

Diese Stelle ist sehr gesucht wegen der Vortheile, die sich damit verbinden; die apostolische Kammer giebt den Conclavisten vor dem Conclave eine Summe, und nach dem Conclave läßt der Papst 10,000 römische Thaler unter sie vertheilen. Sie genießen außerdem für die Zukunft ihrer kirchlichen Laufbahn gewisser Vorzüge.

Diese Beschäftigung verpflichtet zu einem häuslichen Dienste; das verhindert indeß nicht, daß sie von jungen Prälaten erbeten und ver-

sehen werden, so sehr ist in Rom jeder Ehrgeiz der Gemeinheit nahe! Die Conclavisten tragen sämmtlich Kleider von derselben Farbe.

Ein Sacristan und ein Untersacristan, ein jesuitischer Beichtvater, ein Sacristan des Collegiums, vier Ceremonienmeister, zwei Aerzte, ein Apotheker, zwei Barbiere, zwei Gehülfen, ein Maurer, ein Zimmermann und zwölf Lastträger (facchini) bilden das Dienstpersonal des Conclaves; die Bedienten sind violett gekleidet.

Wenn die Cardinäle das Conclave betreten haben, nachdem man sie ermahnt hat, sich zurückzuziehen, wenn sie nicht die Kraft fühlen, bis zum Ende der Wahl darin zu bleiben, werden alle Thüren geschlossen und alle Zugänge bewacht, im Innern wie nach außen, bis zu der Engelsburg und der ganzen Ausdehnung der Longarastraße. In jedem Stockwerk ober- und unterhalb der Säle des Conclaves haben der Marschall des Conclaves, der Gouverneur mit zahlreichen Wachen und Soldatenposten, ihren Platz. In den Thürmen verkehrt man nach außerhalb mit den Abgeordneten und Gesandten in Gegenwart und mit Befugniß der Aufseher der Ordnung; der Cardinalkämmerling bewohnt während der ganzen Dauer des Conclaves die Gemächer des Papstes, durchzieht Rom, umgeben von der Schweizergarde, schlägt Münzen mit seinem Wappen und hält das Consistorium.

Wird ein Cardinal krank, so kann er das Conclave verlassen, aber er darf nicht wieder dahin zurückkehren.

An den äußersten Enden der zugemauerten Gänge befinden sich hohe mit Scheiben versehene Schiebefenster; durch diese finden die befugten Unterhaltungen statt; man spricht dabei mit lauter Stimme und italienisch, denn keine andere Sprache ist erlaubt.

Vor der Schließung des Conclaves wird ein letzter Tag den Besuchern und den Conferenzen der Cardinäle gestattet; darauf werden alle Die, welche nicht bleiben dürfen, fortgewiesen, welches auch ihr Rang sein mag.

Die Zusammenkünfte finden dann nach den vorgeschriebenen Regeln statt. Bei diesen Unterhandlungen sprechen die jüngern Cardinäle von ihrer Langenweile und erkundigen sich nach den Gerüchten, die in der Stadt umlaufen, nach den Festen, den Ereignissen in den Salons, bei den Spazierfahrten, in den Gärten, nach der Jagd und all den Vergnügungen, deren Entbehrung sie beklagen. Die ältern Cardinäle werden oft durch dieses Geschwätz gelangweilt, murren und zanken ihre jüngern Collegen aus, deren leichtfertige Aeußerungen ihr ernstes Nachdenken und besonders ihre Intriguen belästigen und stören.

Die Zellen werden verloost; es ist nicht selten, daß zwei Cardinäle, deren Interessen einander widerstreiten, im Conclave Nachbarn sind.

Dann trifft man endlose Vorsichtsmaßregeln, um nicht aus einer Zelle in die andere gehört zu werden. Man stellt sich krank, um sich zu vereinigen, während die andern Cardinäle in der Capelle sind, und auf dem Bette spricht man mit leiser Stimme mit einander. Zu diesen Zusammenkünften wählt man meistens die Nacht.

Die Conclaves, welche sich zuweilen so sehr in die Länge ziehen, würden schnell beendigt werden, wenn man sich den Vorschriften des Generalconcils von Lyon unterwürfe. Einer der Canons, welche von



dieser Versammlung festgesetzt wurden, schrieb vor, die Cardinäle in dunkle, unbequeme und wenig luftige Orte einzuschließen, und ihnen nur zwei Schüsseln während der ersten Tage und eine nach drei Tagen zu geben, dabei am achten Tage blos Brod und Wein.

Diese Vorschrift ist nie ausgeführt worden.

Das Diner der Cardinäle im Conclave ist schon allein ein Ereigniß. Die apostolische Kammer bestreitet alle Kosten des Conclaves; sie bezahlt die Einrichtung der Zellen, die Besoldungen, die Vergütungen und den Lohn; sie sorgt für die Ausgaben der Tafel der Cardinäle.

Mehrere dieser letztern, welche ihre eignen Beamten haben, ziehen es vor, durch ihren besondern Haushalt bedient zu werden.

In Rom mischt die Procession sich in alle Dinge; das Diner der Cardinäle wird daher in Procession nach dem Conclave getragen. Hier die Ordnung und der Marsch:

An der Spitze zwei Bediente, die eine violett und grüne hölzerne Keule für die Cardinäle von der Ernennung des letzten Papstes tragen;

Ein Kammerdiener mit einem silbernen Stabe;

Die Edelleute zu zwei und zwei mit entblößtem Haupte;

Der Haushofmeister mit der Serviette über der Schulter;

Die Mundschenken und die Stallmeister;

Zwei Bediente, die auf ihren Schultern, an einem Balken hängend, einen ungeheuren Kessel tragen, in welchem sich die Schüsseln und das Geschirr befinden.

Dann folgen die Diener, welche den Wein in großen und die Früchte in kleinen Körben tragen.

An der Thür des Vaticans angelangt, ruft diese Procession nach ihrem Cardinal und läßt sich öffnen. Alle Gerichte werden untersucht; man hat selbst das Recht, das Geflügel, die Pasteten, das Wildpret und die Fische, zu zerschneiden, so wie alle Nahrungsmittel, welche irgend eine Botschaft enthalten könnten.

Gläser und Flaschen müssen durchsichtig sein, bei den Gefäßen muß man den Boden sehen können.

Ungeachtet aller dieser Vorsichtsmaßregeln werden in den Speisen die geheimen Mittheilungen eingeschmuggelt; man hat sogar die Vollendung in dieser Beziehung so weit getrieben, daß man den Gerichten selbst eine hieroglyphische Bedeutung beilegt; besonders dem Dessert und den verschiedenen Leckereien wird diese emblematische Auslegung gegeben; die Früchte haben darin eine Sprache, und wie man in Rom sagt, wurden sie auf dem Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen gepflückt. Es giebt eine Wahl, welche durch ein Billet, das in einer Trüffel überschickt wurde, alle Combinationen der eifersüchtigen Regierungen störte, und eine für den folgenden Tag festgesetzte Wahl scheitern machte. Diesen Streich spielte ein Gesandter Frankreichs.

Wie man sieht, ist das vorgebliche Geheimniß des Conclaves nur eine feierliche Mystification. Die Entfaltung der Beaufsichtigung, von der man so viel Geschrei macht, ist nur oberflächlich. Es giebt hier einen goldenen Schlüssel, der alle Thüren öffnet. Wenn man die Geheimnisse des Conclaves nicht immer an den Tag bringt, so geschieht dies, weil es besser durch das persönliche Interesse bewahrt wird, als durch die officielle Wachsamkeit.

Das Recht der Wahl der Päpste, welches der römische Clerus sich anmaßt, ist eine wahre Usurpation, besonders mit der Ausdehnung, welche die Päpste ihrer geistlichen und weltlichen Herrschaft gegeben haben. Die ursprüngliche Kirche hatte ohne Zweifel das Recht, ihre Hirten zu wählen; aber diese mußten der Demuth treu bleiben, welche Christus gelehrt hatte, der sagte: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." — Dieses Recht ist oft bestritten worden; Concile haben es festgesetzt; die Päpste machen die Concile, und die Concile machen die Päpste; und dann ist es auch leichter, Concile zu finden, als Gründe.

Das römische Volk nahm ehemals mit dem römischen Clerus an der Wahl Theil; die Leidenschaften des Volkes widersprachen dem Ehrgeiz der Priester, und unter dem Vorwande, daß dadurch Unruhen und Unordnung herbeigeführt worden wären, wurde die Wahl dem Clerus allein anvertraut, welcher dieses Recht bald dem Collegium der Cardinäle beilegte und die Wahl dem römischen Einflusse unterwarf. Alle diese Combinationen der Eitelkeit der Menschen sind durch die Concile unter den göttlichen Schutz gestellt worden.

Es giebt vier Arten der Wahl eines Papstes: die Huldigung, das Compromiß, das Scrutinium und das Accessit.

Die Huldigung findet statt, wenn ein Cardinal, indem er seine Stimme abgiebt, zu Dem tritt, den er als Oberhaupt der Kirche bezeichnet, ihn zum Papste proclamirt, und zwei Drittel der übrigen Cardinäle sich dieser auffallenden Kundgebung anschließen. Man hat dieser Art der Wahl die Controle des Scrutiniums aufgezwungen, aber es giebt kein Beispiel, daß eine Wahl durch diese Prüfung rückgängig gemacht worden wäre. Das Compromiß erfolgt, wenn die Stimmen unzulänglich sind, und es dann einigen Mitgliedern des Conclaves übertragen wird, den Papst zu ernennen. Das Scrutinium ist die Abstimmung durch geheime Zettel. Das Accessit ist ein äußerstes Hülfsmittel. Wenn man daran verzweifelt, für einen Namen die erforderlichen zwei Drittel der Stimmen zu gewinnen, schließen die Stimmen der Einen sich denen der Andern an, und es ist ausdrücklich verboten, durch das Accessit für den Namen zu stimmen, den man durch das Scrutinium bezeichnet hatte. Zweimal täglich, am Morgen um sechs Uhr und am Abend um zwei Uhr, durchschreitet der letzte Ceremonienmeister zu drei verschiedenen Malen das Conclave, indem er die Cardinäle ad capellam domini ruft.

In der Sixtinischen Capelle des Vaticans, oder in der des Quirinals, welche dieselbe Größe hat, werden die Stimmzettel nach der vorgeschriebenen Ordnung in einen Kelch geworfen, der auf dem Altare steht; diese Zettel, welche im Voraus durch die Conclavisten bereitet sind, ent-

halten den Namen des Stimmenden und einen Wahlspruch, der dazu geeignet ist, dessen Identität zu erhärten; sie werden mit einem Phantasiepetschaft versiegelt, welches zu diesem Zweck gestochen ist und nicht das Wappen des Cardinals trägt. Die Stimmen der kranken Cardinäle werden durch die Krankenwärter abgegeben, welche sie aus den Zellen holen, und zwar in einem verschlossenen Kästchen, oben mit einem Spalt. Die Scrutatoren und Revisoren, die durch das Loos bestimmt werden, untersuchen das Scrutinium mit der kleinlichsten Aufmerksamkeit, so sehr fürchten sie List und Betrug.

Diesen verschiedenen Handlungen geht der Eid voran, Den zu wählen, den man für den Würdigsten hält, und sie werden von heiligen Gesängen begleitet. Jeder Cardinal trägt seinen Stimmzettel auf einem goldenen Kelchschüsselchen. Während der Oeffnung der Zettel zählen die Cardinäle alle Stimmen für die Concurrenten und für sich selbst.

Wenn ein Cardinal zwei Drittel der Stimmen erlangt hat, prüft man das Scrutinium, indem man die Namen und die Devisen mit einander vergleicht; erfolgte die Ernennung durch das Accessit, so verificirt man sie, indem man darthut, daß die Stimmen des Accessits verschieden von denen des Scrutiniums sind.

Wenn das Scrutinium nicht zwei Drittel der Stimmen auf einen Namen vereinigt, so verbrennt man die Stimmzettel und beginnt die Abstimmung von vorn.

Deshalb sieht die Menge, die außerhalb versammelt ist, voll Neugier nach der Esse, die zu der Kapelle gehört; der daraus aufsteigende Rauch ist der Beweis einer ungültigen Abstimmung.

Diese Vollziehung des Scrutiniums ist mit einer Menge kleinlicher Gebräuche verbunden, in welche sich die Heiligkeit der Eide mischt.

Während des Scrutiniums lesen Cardinäle die Messe an 6 Altären; die Stimmzettel, die achtfach zusammengefaltet sind, haben in ihrer Einrichtung eine Menge von komischen Anordnungen, die ebenso schwer zu erklären wie zu begreifen sind. Jaçob Aymon, Verfasser des „Tableau de la cour de Rome", hat ganz genau diese Stimmzettel beschrieben, welche er die künstlichen Billets nennt, deren sich die Cardinäle in dem Conclave bedienen. Indem die Cardinäle ihre Stimmen niederschreiben, wenden sie tausend kindische und kleinliche Mittel an, um ihre Schrift zu verstellen, und damit man nicht durch das Papier hindurch lesen kann, bedecken sie das Aeußere des Stimmzettels mit Arabesken und sonderbaren Zeichnungen. — Alte Kinder!

Die Geschichte des alten Conclave ist nicht nur mit Intriguen, List und Tücken angefüllt, sondern auch mit Verbrechen und Grausamkeiten. Das Eisen und das Gift durchkreuzen hier jede Wahl; Rom und die

Christenheit würden von verderblichen Zwistigkeiten erfüllt, von Haß und Blutvergießen, wenn die finstern Vacanzen des heiligen Stuhles sich erneuerten, welche der Zusammenstoß des gegenseitigen Ehrgeizes so furchtbar für die Throne und die Nationen machte. Der Bürgerkrieg fügte so vielen Uebeln seine Wuthausbrüche hinzu.

Indem man sich den neuern Zeiten nähert, findet man mehr Ruhe, allein die Gedanken sind weniger verändert, als die Dinge. Die ursprünglichen Laster der alten Conclaves sind noch nicht ausgerottet. Arglist, Heuchelei, Intrigue und Bestechlichkeit bestehen noch. Man sieht eine zahllose Menge von Factionen, deren Verschiedenheiten sich bei jedem Conclave zu vervielfältigen scheinen. So sah man 1689 und 1691 sechs Hauptfactionen, von denen eine sich wieder in zwei theilte; an der Spitze der vorzüglichsten Factionen standen Frankreich und Oesterreich, welches zugleich das Kaiserreich und Spanien vertrat; von 63 Cardinälen gehörten nur 3 keiner dieser Factionen an.

Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts, bei der Wahl Pius' VI., gab es nur noch zwei Factionen, welche die andern in sich aufgenommen hatten: die der Kronen und die der unvergänglichen Zelanti, der den Jesuiten verkauften Prälaten, deren vorgeblicher Eifer nichts ist, als eine Larve mehr.

Bei dem Gange, den die Wahlen nahmen, würde das Conclave endlos gewesen sein, wäre der spanische Minister Florida-Blanca nicht auf den Gedanken verfallen, die Maitressen der Cardinäle, welche der Faction der Kronen entgegenstanden, zu bestechen und die Meinung des heiligen Geistes durch die schönsten Lippen Roms den Weg nehmen zu lassen. Das Gold Frankreichs und Spaniens wurde an diese Königinnen des Conclaves verschwendet, die dagegen versprachen, durch geheime Rathschläge bei ihren Galans den Candidaten zu unterstützen, den man ihnen bezeichnen würde. Der Cardinal von Bernis, der, welchen man den zweiten Papst von Rom nannte, wurde von dem, was vorging, unterrichtet, und ließ durch die römischen Courtisanen den Cardinal Johann Angelo Braschi ernennen, den er Frankreich ergeben glaubte, und der den Namen Pius VI. annahm. Bernis hatte nur Eins vergessen, daß nämlich dieser Cardinal einer der eifrigsten Zelanti und Anhänger der Jesuiten war, welcher sich gewandt genug gezeigt hatte, den Gesandten des allerchristlichsten Königs daran nicht zu erinnern.

Das letzte Conclave endlich, dessen Lauf wir beschreiben, hatte in seinem Schooße nur zwei Factionen, die inclusive und die exclusive. Die eine beschäftigte sich damit, eine hinlänglich große Anzahl von Stimmen zu vereinigen, um eine Wahl ohne Hinderniß zu bewir-

ken; die andere hat nur einen Zweck, und zwar den, eine Minorität zu bilden, welche kräftig genug ist, um jede Ernennung, die sie zurückweist, unmöglich zu machen. Der Kampf zwischen diesen beiden Factionen, in welchem die Zelanti sich regen, ist nichts weiter mehr als eine Simonie der Stimmen und ein Handel mit den Gewissen. Die Kronen, das heißt Frankreich, Oesterreich und Spanien, üben ein Recht des Veto über die Wahl der Majorität; aber jeder dieser Staaten kann diese Ausschließung nur einmal üben.

Es hat Conclaves gegeben, das Pius' VI. z. B., wo das Aergerniß des Kampfes bis zum Handgemenge ging; man machte darauf eine Satire, in welcher alle Portraits ähnlich waren; sie hieß das Conclave. Pasquin sagte darin:

„Ich lerne jetzt boxen."

„Weshalb?" fragte Marforio.

„Weil ich Papst werden will; das erlangt man durch Faustschläge."

Die Bevölkerung Roms ist stets ungeduldig danach, die Conclaves enden zu sehen; für den Ehrgeiz der Großen, die alle von einer neuen Regierung etwas hoffen, währt die Erwartung zu lange; für die Bewohner der Stadt ist es eine Zeit der Unruhen und der Besorgnisse; die Polizei, welche ganz der politischen Wachsamkeit sich widmet, wacht dann nicht über Rom, das um diese Zeit durch Mord und Plünderung heimgesucht wird, da ein großer Theil des römischen Volkes nur von Almosen und Diebereien lebt.

Man hat Conclaves gesehen, die gezwungen waren, zu den äußersten Maßregeln zu greifen, um sich gegen die Wuth der Menge zu vertheidigen.

Bei der Annäherung des Conclaves von 1491 war Rom, wie ein Geschichtsschreiber sagt, ein ungeheures Bordell geworden, in welchem sich 50,000 Prostituirte umhertrieben; die Straßen und die Kreuzwege waren bevölkert mit Spitzbuben und Mördern; die Landstraßen wurden durch Banditen unsicher gemacht, so daß die Cardinäle, die sich zum Conclave versammeln wollten, zuvor Soldaten in ihre Paläste legen und Kanonen gegen die Zugänge aufstellen mußten, um ihre prachtvollen Wohnungen vor Plünderung zu sichern. Sobald das Conclave gebildet war, besetzte man mit Truppen zu Fuß und zu Pferde die Straßen der Vorstädte, welche zunächst dem Vatican liegen, und schloß alle Ausgänge desselben mit gewaltigen Balken.

Gegenwärtig sind die Thatsachen mehr verändert, als die Leidenschaften, und wenn nicht die Mehrzahl der Asyle und der Freistätten

in den Wohnungen der Gesandten unterdrückt worden wären, so würde man diese Unordnungen wieder erstehen sehen, so viel Verderbtheit liegt in den Sitten, den Wünschen und den Gewohnheiten des Volkes, dem seit so vielen Jahrhunderten das Beispiel seiner Herren nur Böses gelehrt hat.

Es gab ein Conclave, während dessen die Zahl der öffentlich in den Straßen von Rom vollbrachten Mordthaten so entsetzlich wurde, daß sie die Arbeiten der Wahl unterbrach. Sie beliefen sich auf 192.

Die Plünderung bildet übrigens beinahe einen Theil von dem Ceremoniell des Conclaves. Ein Candidat um die Papstwürde, der Cardinal Ottoboni, verfiel zur Beschleunigung seiner Wahl auf den Gedanken, seine Zelle durch die Conclavisten, die Diener und die Facchini ausplündern zu lassen; nur hatte er die Vorsichtsmaßregel gebraucht, die werthvollsten Gegenstände daraus zu entfernen. Sein Erfolg wurde dadurch gesichert. Man fand diese Handlungen der Dieberei bei acht Wahlen. Bei dem Tode eines Papstes rauben die Diener des Vaticans und die Verwandten des Papstes das Mobiliar des Verstorbenen, und das Inventarium des Cardinalkämmerlings findet nur einige erbärmliche Möbel einzutragen.

Als man Donna Olympia benachrichtigte, daß man die Zelle ihres Cardinals plündern würde, weigerte sie sich, daraus irgend etwas zu retten, und rief aus:

„Um ihn als Papst zu sehen, würde ich mich selbst preisgeben.“

Das Conclave hat keineswegs die Würde, mit der man es zu umgeben strebt; alle Verführungen haben hier Zutritt, und man wendet die niedrigsten und gemeinsten Mittel an, um zum Erfolge zu gelangen; die Sprache allein giebt einen Begriff von diesem Mangel allen Anstandes. Die Schritte eines Cardinals zur Erlangung der Wahl heißen eine Praxis, die, welche gethan werden, um sie scheitern zu lassen: der Praxis den Hals brechen; sie zu unterstützen heißt: die Kugel des Spielers befördern; eine neue Candidatur vorschlagen heißt: sie auf das Tapet bringen; eine Wahl, welche die Stimmen auf einen sterbenden Greis richtet, legt das Pontificat in Depot. Die verschiedenen Parteien nehmen selbst den Namen der Factionen an.

In Frankreich würde man diese Sprache Rothwälsch nennen.

Es giebt einen Punkt, hinsichtlich dessen die ernstesten Geschichtsschreiber mit den leichtfertigsten Chronisten übereinstimmend sind, daß es nämlich keinen Ort auf der Welt giebt, an welchem die Heimlichkeit, die Verstellung, die Heuchelei und der Betrug mit solcher Kunst herrschen, wie in dem Conclave.

Und unter die geheiligte Einführung jedes Lichtes und jeder Wahrheit, unter die Eingebung des heiligen Geistes, wagt Rom diese Finsterniß und diese Lügen zu stellen!

Für das Leben der römischen Stadt ist es eine verhängnißvolle Regungslosigkeit; je mehr die Dauer eines Conclaves sich verlängert, desto mehr glaubt man an den Eifer der Bestechungen und an die Wuth der Intriguen, welche den Anderen unmöglich machen, was sie für sich selbst nicht erlangen können.

Rom berechnete daher voll Angst, daß seit dem Tode Pius' VIII., dem mehr als zwei Monate der Leiden vorausgingen, 64 Tage verflossen waren, und man fragte sich voll Kummer, wann diese drückende Ungewißheit ein Ende nehmen würde.

Während der Dauer des Conclaves beten die Prälaten, die religiösen Brüderschaften, die Büßer, und die Mönche lesen Messen und halten Processionen, um von Gott einen Papst zu erbitten, der ein würdiger Nachfolger des Apostels ist.

Dieser Wunsch wurde sehr selten erfüllt.

Am Morgen des 2. Februar 1831 verbreitete sich das Gerücht in Rom, die Cardinäle hätten die Erwählung des Papstes vollendet, und ihre Wahl, über die man sich verständigt hätte, würde am nächsten Tage vollzogen werden; man nannte Mauro Capellari, geboren in Belluno, Cardinal von der Ernennung Leo's XII. im Jahre 1825; er war 66 Jahr alt.

Wie an dem Sterbetage zeigte sich seit dem frühesten Morgen eine große Menge vor dem Palaste des Quirinals; die trasteverinische Bevölkerung war besonders zahlreich; der Name des neuen Papstes war in jedem Munde; als er dem Volke von dem Balcon des Quirinals herab verkündet wurde, vernahm man ihn ohne Freude; in dieser Wahl, wie in der Pius' VI., Pius' VII., Leo's XII. und Pius' VIII., erkannte man die Hand der Zelanti, dieser Werkzeuge der Jesuiten, des Ordens, welcher die Geißel der katholischen Welt ist.

Rom sah das päpstliche Joch sich wieder auf die Stadt legen, und es bemächtigte sich desselben die Verzweiflung an jeder socialen oder politischen Verbesserung.

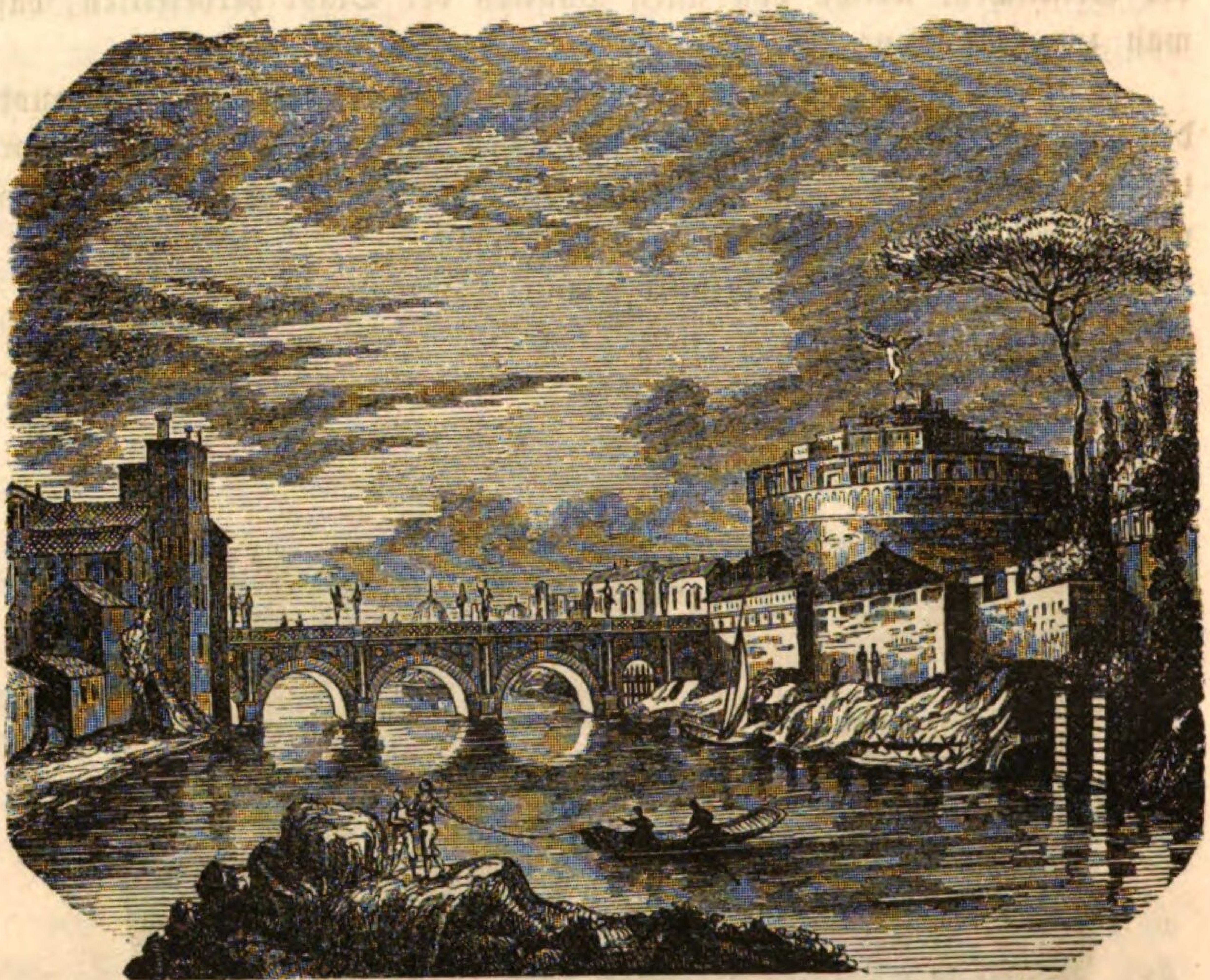
Zahlreiche Couriere und Boten jeder Art wurden, wie bei dem Tode Pius' VIII., nach allen Richtungen verschickt; dann verriethen die innere Aufregung, die Kutschen und die ganze Mönsignoria, welche nach dem Palaste eilte, die diplomatischen Gesandten und die Menge

der Geistlichen, welche von allen Punkten der Stadt herbeieilten, daß man zur Huldigung schreiten würde.

Donna Olympia und Panfilio waren allein erfreut; der Monsignor, den man mit der Züchtigung der öffentlichen Meinung bedrohte, antwortete: „Heute haben wir Religion mit dem Gelde gemacht; morgen werden wir Geld mit der Religion machen.“

Beiden bewahrte die Zukunft bittere Täuschungen.



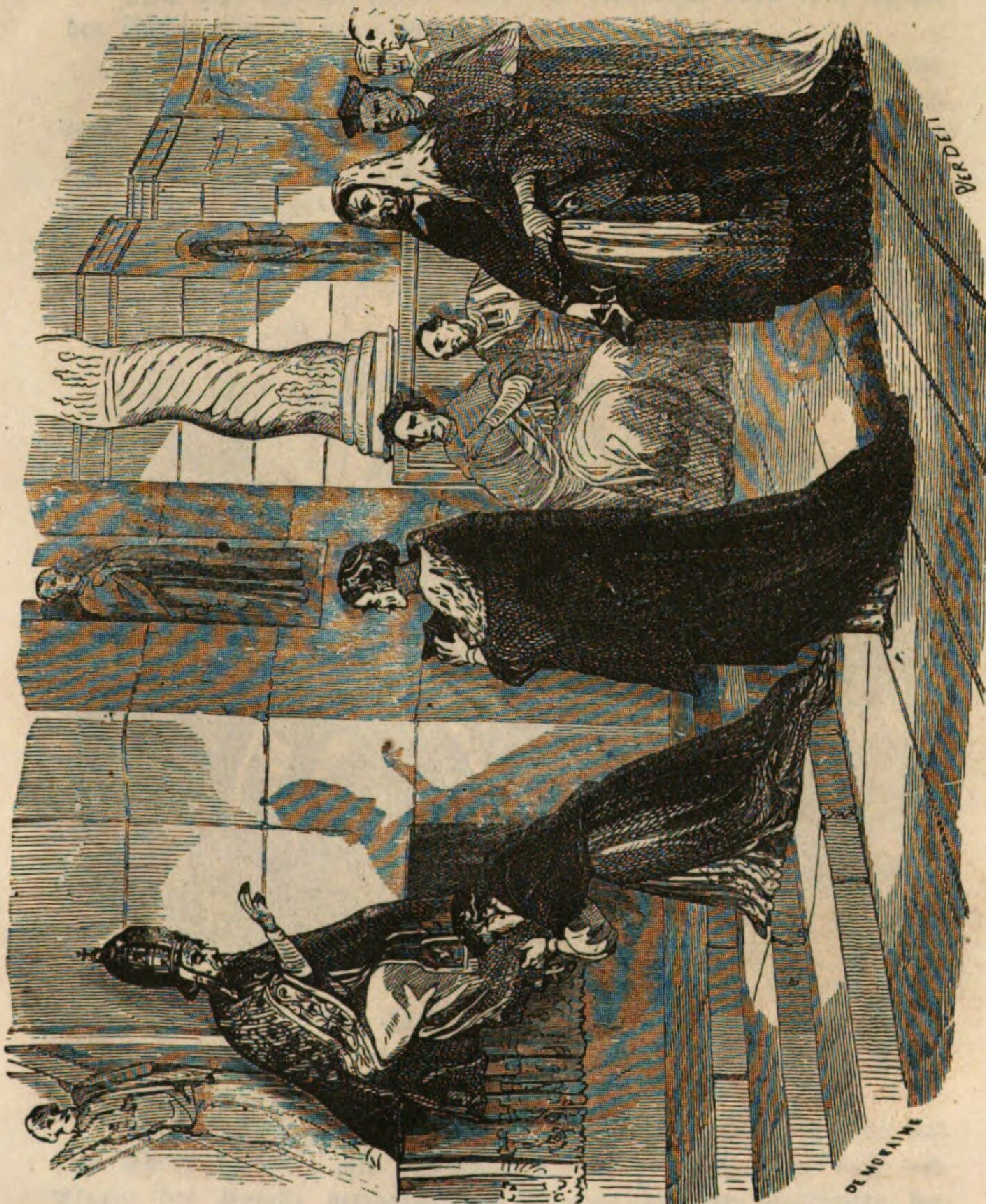


3. Nach dem Conclave.

Laut verkündete der Papst nach der Wahl den Namen, den er annehmen wollte; darauf ließ man ihn hinter den Altar treten; hier kleideten die Ceremonienmeister ihn an. Man bekleidete ihn mit dem Priesterrocke von weißem Atlas, mit dem leinenen Chorhemde, mit dem Bischofsmäntelchen von rothem Atlas; auf seinen Kopf setzte man eine Mütze von demselben Stoffe; seine Füße wurden bekleidet mit Pantoffeln von rothem Sammt, mit einem goldfunkelnden Kreuz. Die Cardinäle kamen, einer nach dem andern, ihm die Füße und die Hände zu küssen; der heilige Vater gab ihnen den Friedenskuß auf die rechte Wange. Darauf sang man den Vorgesang: Ecce sacerdos magnus — „das ist der Hohepriester, Gott angenehm und gerecht befunden.“



(S. 33)



(𝔖. 32)

Der Ceremonienmeister sagte hierauf in lateinischer Sprache die Worte, welche bedeuten:

„Ich stelle hier mit Freuden den sehr erhabenen Papst vor, welcher den Namen Gregor angenommen hat.“

Diese erste Huldigung wurde von Chorgesängen und Musik begleitet

In diesem Augenblicke gab eine Feldschlange von der St. Peterskirche aus durch einen Schuß das Signal, dem die ganze Artillerie der Engelsburg antwortete. Die Glocken der ganzen Stadt wurden zu gleicher Zeit geläutet. Cymbeln, Trompeten, Trommeln ließen ihre lärmenden



Fanfaren ertönen. Der Capitain der Schweizergarden brach sogleich nach dem Stadtviertel auf, in welchem des gewählten Cardinals Palast lag, um denselben vor Plünderung zu bewahren.

Eine zweite Huldigung fand statt. Der santo padre, bekleidet mit dem Chormantel und mit der Mitra auf dem Kopfe, wurde nach dem Altare der Kapelle getragen, und empfing hier die Huldigung der Ceremonienmeister.

Endlich wurde der Papst im päpstlichen Gewande unter einen rothen Baldachin gestellt, der vor dem Hochaltare St. Peters errichtet war, und empfing hier die Huldigung des Volks.

Dies war die dritte.

Nach diesen Ceremonien nahmen die Ceremonienmeister Sr. Heiligkeit die päpstlichen Gewänder ab; zwölf Träger, bedeckt mit carmoisinrothen Mänteln und Stallknechte genannt, hoben den Papst auf seinen Sessel und trugen diesen auf ihren Schultern. Dieser Sessel ist hoch und überragt die Menge; rings um den Papst her schwenkt man große Fächer von Pfauenfedern, und er wird in Procession nach der Wohnung getragen, die er gewählt hat.

Am Abend war Illumination; die Polizei ließ Feuer auf den Straßen und Plätzen anzünden, um den Glauben an die allgemeine Lustbarkeit zu erwecken.

Acht Tage nach den Huldigungen fand die Krönung statt.

Der ganze päpstliche Hof und alle Würdenträger des Staates wohnten dieser Ceremonie bei. Man sah bei derselben die Cardinäle, den General der Kirche, die Gefreiten, die Schweizergarde, die Chevauxlegers und ihre Hauptleute. Unter dem Thor der St. Peterskirche, nahe der porta santa, erhebt sich ein Thron unter einem Baldachin; der Papst setzt sich auf diesen Thron und wird von hier, begleitet von den Fürsten des Solio, in die Kirche getragen. Man bietet ihm die Tiara, welche die Krone des Herrschers von Rom ist. Sie hat drei von Edelsteinen funkelnde Kronen und auf der Spitze die Weltkugel, überragt von einem goldenen Kreuz, als Zeichen einer allgemeinen Herrschaft. Vor ihm stellt man das richterliche Kreuz mit den drei kleinen Kreuzen auf, das Zeichen einer dreifachen Macht.

Der Ceremonienmeister trug in einem Korbe die Figuren von Schlössern und Palästen, von Werg gebildet, das er anzündete; dann zeigte er auf die Asche derselben und sagte:

„Sancte pater, sic transit gloria mundi.“ (Heiliger Vater, so vergeht der Glanz der Welt.)

Auf diese Lehre ist noch nicht gehört worden.

Man hat versucht, zu behaupten, daß diese dreifache Huldigung, von welcher man keine Spur in dem Leben Christi und der Apostel findet, und die den Lehren der Demuth, welche sie uns hinterließen, so widersprechend ist, frei von jeder Vergötterung sei. Wir könnten an die Aufrichtigkeit der Geschichtsschreiber glauben, welche in diesem Cultus nichts als eine pomphafte Formalität sahen, wenn nicht die Thatsachen ihren Behauptungen widersprächen.

Wenn in Rom ein Papst gewählt ist, so wird der erste Gedanke aller Derer, welche an der Wahl Theil genommen haben, der, sich auf die Wahl seines Nachfolgers vorzubereiten. Bei dem Austritt aus dem Conclave sieht man dann die Papstfähigen und Nichtpapstfähigen wieder-

erscheinen. Die Letztern, welche nicht für sich selbst arbeiten, verbergen sich unter Verkleidungen, dringen überall ein, erspähen und hören Alles, und so verwandelt besuchen sie die verschiedenen Classen der römischen Bevölkerung, um die allgemeine Meinung über den neuen Papst kennen zu lernen. Die Papstfähigen dagegen maskiren sich moralisch, und beginnen durch erheucheltes Wesen auf's Neue die langen und geduldigen Machinationen falscher Tugenden, durch die sie sich zu einer künftigen Wahl empfehlen können.

Die Bestechungen, die Cabalen, die Intriguen, die Schliche und Ränke, sind in Rom zu allen Zeiten die sichersten Mittel gewesen, zu den Würden der Kirche zu gelangen, und das Pontificat zu ersteigen, wie die Geschichtsschreiber der Annalen des Papstthums sagen. *)

---

*) Die Zahl der Päpste, die Wahl, der Name, die Cardinäle! Wenn man sich an die Kunst, die Daten zu erforschen, hält, so ist Gregor XVI., der gegenwärtige Papst, der 251. Papst seit dem heiligen Petrus; allein wenn man 11 Päpste hinzuzählt, die mehr oder minder bestritten oder nicht geweiht wurden, so wäre Gregor XVI. der 262. Papst. Wir lassen die Päpstin Johanna aus, obgleich ihrer in der Geschichte der Päpste Erwähnung geschieht, und ihre Büste sich in der Kathedrale von Siena in der Reihe der päpstlichen Herrscher befindet.

Bei der Wahl Lucius III. im Jahre 1191, im zwölften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, folgte man der Regel, welche durch das Lateran-Concil vorgeschrieben wurde, und welche für die Wahl des Papstes zwei Drittel der Stimmen forderte; bis zu jener Zeit muß man auch das den Cardinälen allein übertragene Wahlrecht zurückführen; 167 Päpste waren unter der Herrschaft anderer Regeln erwählt worden.

Adrian III., 884 gewählt, hieß Agapit; er war der Erste, welcher bei seiner Ernennung den Namen änderte.

Der Name der Cardinäle kommt von cardo (Haspe), weil sie die Angeln und Haspen sind, auf denen die Regierung des heiligen Stuhles sich bewegt. Es ist die Fortsetzung von der Fiction der Schlüssel und der Thore des Himmels. Ihre Macht, anfangs demüthig und bescheiden, ist mit der der Päpste gestiegen.

1464 wurden die Cardinäle, welche den rothen Hut ein Jahrhundert zuvor empfangen hatten, dazu befugt, rothe Beinkleider und scharlachrothe Stiefel zu tragen, wenn sie zu Pferde ritten. Eine Bulle Urban's VIII. verlieh ihnen den Titel Eminenz.

Die Zahl der Cardinäle ist 70: 6 Cardinalbischöfe, 50 Cardinalpriester und 14 Cardinaldiakonen.

Diese Zahl wurde durch Sixtus V. festgesetzt.



Zweites Capitel.

Der Ghetto.

Prachtvoll war ein Abend des Monat März, an welchem ein einfacher Korbwagen, gezogen von einem einzigen elenden Pferde, durch Ponte molle fuhr, die Flaminische Straße verfolgte und endlich durch die porta del popolo in Rom einzog.

Das ärmliche Fuhrwerk bewegte sich langsam; der alte, langbärtige Kutscher, der es lenkte, that sein Bestes, um den Schritt des armen Pferdes zu beschleunigen, das unter dem doppelten Gewichte der Jahre und der Anstrengung zusammensank; Thier und Menschen hatten das Aussehen, als wären sie durch eine lange und peinliche Reise erschöpft. Indeß erblickte man durch eine der engen Oeffnungen an den Seiten der Carriole zwei lebhafte und glänzende Augen, deren Blicke begierig die Gegenstände betrachteten, die den Weg

begrenzten. Nachdem der Wagen durch die Straße des Corso bis zu einer gewissen Strecke gelangt war, vertiefte er sich in das Gewirr der benachbarten Straßen und schlug die Richtung nach dem Platze Tartarugga ein.

Die Nacht war schon angebrochen, und nach einigen Augenblicken der Dämmerung war die Dunkelheit sehr dicht. Von diesem Platze aus fuhr die Carriole zwischen dem Fischmarkt und dem Theater des Marcellus hin; hier rollte sie durch enge und kothige Straßen, und hielt endlich vor einem Hause von ärmlichem Aussehen an, dessen ganze Front in Dunkelheit gehüllt war.



Ein Greis und ein junges Mädchen verließen den Wagen, der sich entfernte, nachdem zwischen dem Kutscher und den Reisenden einige Worte gewechselt worden waren. Der Greis klopfte leise und mit wiederholten raschen Schlägen an eine Thür, die er fand, ohne sie zu sehen. Im Innern der Wohnung sprach eine heisere Stimme einige Worte in einer andern als der italienischen Sprache aus, und der Nasen- und Gaumenton dieser Sprache hatte etwas Fremdartiges. Der Greis antwortete in einem Idiom, dessen Klänge denen des Erstern entsprachen, und die Thür öffnete sich. Die Straßenthür wurde mit Vorsicht wieder geschlossen, und ohne Licht, und schweigend, traten die Reisenden ein. Sie thaten

einige Schritte vorwärts und plötzlich wurden sie aus einem großen Gemache, in welches sie einzutreten im Begriff standen, mit hellem, glänzendem Licht beschienen.

Grüße wurden kalt zwischen den Personen des Hauses und den Ankommenden ausgetauscht; in dem Empfang der Einen lag ein Zwang, welcher sichtlich die Andern in Verlegenheit setzte; diese erkannten, daß sie ihre Wirthe gestört hatten.

„Bruder," sagte der Greis mit dem Accent des italienischen Nordens, „entschuldige uns. Ich wußte, daß dies der Tag des Herrn ist, und ich that Alles, was ich vermochte, um vor der Stunde hier zu sein, wo der Sabbath beginnt; aber unser Pferd war so erschöpft, daß es nicht möglich wurde, rascher zu fahren. Meine Tochter und ich haben die Pflichten erfüllt, welche das Gesetz vorschreibt, indem wir Gott anflehten, die Nothwendigkeit in Erwägung zu ziehen, die uns zwang, während der Stunden, die er sich vorbehalten hat, zu reisen."

Diese Erklärung schien alle Wolken zu verbannen.

„Bruder," fügte der Greis hinzu, „fahre fort in der Vorlesung aus dem heiligen Buche, und beendige die Gebete, die das Gesetz vorschreibt; erst nach der vollständigen Vollziehung der Ceremonien des siebenten Tages können wir uns mit einander unterhalten."

Das Gemach, in welchem diese Zusammenkunft stattfand, war geräumiger und höher, als man es nach dem Aussehen des Hauses hätte erwarten sollen. Die Wände waren einfach und streng mit Getäfel von Cedernholz, ohne Verzierung und ohne Bildhauereien, bekleidet; einige Sessel von alterthümlicher Gestalt und sehr fest, ein großer breiter und langer Tisch, bedeckt mit einem reichen, orientalischen Teppich, bildeten das ganze Meublement. Von der Decke hing über der Mitte des Tisches eine schwere silberne Lampe mit mehreren Schnäbeln herab und verbreitete einen Glanz, der die Sorge für eine fromme Unterhaltung verrieth; es war ein Gegenstand von wunderbar schöner Arbeit. Unter der Lampe, und hell beschienen durch das Licht derselben, lag ein offenes Buch in Folio, mit einem reichen Einband von schwarzem Leder, geschmückt durch goldene Arabesken, ein reiches Schloß und ciselirte Ecken.

Als die Neuangekommenen Platz genommen hatten, saßen fünf Personen um den Tisch: zwei Greise, eine Frau, deren Alter die Mittelhöhe des Lebens erreicht hatte, ein junger Mann und ein junges Mädchen.

Die unterbrochene Vorlesung wurde fortgesetzt; Alle hörten derselben mit Sammlung zu; ungefähr eine Stunde, nachdem sie begonnen hatte, wurde sie durch die Anmeldung beendigt, daß das Abendessen aufgetragen sei. — Es war die Bibel, welche das Oberhaupt der Familie in dem hebräischen Texte vorlas.

Die Mahlzeit, welche nur aus wenigen Gerichten bestand, wurde ihrer Frugalität ungeachtet mit Glanz in einem benachbarten Saale aufgetragen; krystallene Gefäße und Gold- und Silbergeschirr bedeckten die Tafel und den Schenktisch; eine Lampe, noch prachtvoller, als die bereits beschriebene, beleuchtete diese Reichthümer. Stille Heiterkeit folgte der religiösen Sammlung, allein man enthielt sich gegenseitig jeder ernsten Rede, welche Bezug auf Angelegenheiten der Geschäfte und des Handels haben konnte.

Dieses Haus, welches mit kostbaren Gegenständen angefüllt war, die aber eine bunte unharmonische Verwirrung zeigten, als wären sie an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten erworben worden, wurde bewohnt von dem Juden Ben Saul, seiner Frau und Emanuel, dem einzigen Sohne Beider. Unter ihrem Dache hatten sie Ben Jakob und Noëmi aufgenommen, welche, auf einen Rath ihrer Brüder in Rom, Mantua verlassen hatten. Diese biblischen Namen waren die, welche die Juden in ihrem gegenseitigen Verkehre beibehielten; in ihrem Umgange mit Christen aber führten sie gewöhnlich andere, meistentheils den Städtenamen entlehnt.

In dem Augenblicke, als die Stunde des Schlafs die Genossen trennen sollte, erhob sich Ben Saul und forderte seine Familie, sowie seine Gäste, auf, ihre Becher zu füllen; dann rief er mit lebhafter Stimme, aufrecht stehend und mit bedecktem Haupte:

„Auf die Gesundheit unserer Brüder, welche, auf der Oberfläche des ganzen Erdballs verbreitet, zu eben dieser Stunde ihr Herz und ihre Gedanken zu dem Gott Israels erheben! Seine Barmherzigkeit sei mit allen seinen Kindern!“

Diese Worte wurden mit feierlicher und tiefer Rührung gesprochen; es lag in der bebenden Stimme und in den tief gefurchten Zügen des Greises ein wahres Gefühl der Bekümmerniß.

Nach diesen Worten, die ein Gruß des Abschieds zu sein schienen, suchte Jeder das für ihn bereitete Lager auf. Noëmi, die Tochter Ben Jakob's, wurde durch Sara, die Frau Ben Saul's, nach ihrem Zimmer geleitet, und der Hausherr selbst begleitete seinen Gast nach dem für denselben in Stand gesetzten Gemache.

Am nächsten Tage wurde die ganze Zeit zwischen Aufgang und Untergang der Sonne auf religiöse Gebräuche verwendet, und erst am Abend fanden zwischen den beiden Greisen die ersten Auseinandersetzungen statt.

Emanuel und Noëmi hatten sich gleich bei der ersten Zusammenkunft gegenseitig wie zwei junge Leute betrachtet, welche wissen, daß sie für einander bestimmt sind. Noëmi war kalt und gefühllos bei dieser

ersten Prüfung geblieben; die stille regelmäßige Schönheit der Züge Emanuel's entzückte sie nicht. Emanuel dagegen wurde hingerissen durch die Reize des jungen Mädchens, welches in seiner ganzen Gestalt den reinen, kräftigen und unveränderten Typus der schönen jüdischen Frauen zeigte, die ihren orientalischen Ursprung bewahrten. Sie besaß jene edle, einfache und rührende Anmuth der Töchter des Libanon. Emanuel legte in seine Augen das ganze Feuer der Zärtlichkeit; unter seinem glühenden Blicke erröthete Noëmi zuerst, dann bewahrte sie gegen den jungen Mann eine so ruhige Keuschheit, daß derselbe begreifen mußte, für sie sei die Stunde zu lieben noch nicht erschienen.

Nach der letzten Mahlzeit des Tages zogen Ben Saul und Ben Jakob sich in ein abgelegenes Gemach zurück. Ben Saul traf alle Vorsichtsmaßregeln, daß ihre Unterredung weder gehört noch gestört werden konnte. Ehe sie mit einander sprachen, betrachteten sie sich gegenseitig mit schmerzhafter Aufregung; Thränen entrannen ihren Wimpern.

Ueber das zukünftige Loos ihrer Kinder wechselten sie nur wenige Worte; Beide kamen darin überein, den Neigungen der jungen Leute keinen Zwang anzuthun, und forderten den Gott ihrer Väter zum Zeugen dieses Entschlusses auf.

Aber sie unterhielten sich lange über die Leiden des Volkes Gottes in den Staaten des Herrschers, welcher sich anmaßte, der Stellvertreter des Messias zu sein, den sie erwarteten.

Es war eine traurige Unterredung.

In Rom, sagte Ben Saul, wären die Juden noch in jener Unterwürfigkeit und Verwerfung geblieben, welche die Jahrhunderte der Barbarei ihnen auferlegten, während die Kinder Israels beinahe in allen andern Ländern eine Stellung errungen hätten, würdig der Aufklärung und der Civilisation der gegenwärtigen Zeit. Nur allein für die Juden Roms wäre die Zeit nicht fortgeschritten; für sie allein wäre Alles ohne Bewegung geblieben.

Es wäre, sagte er, nur wenig, sie der ewigen Fortdauer jener Erniedrigung, jener Schmach, zu weihen, welche einer ewigen Züchtigung gliche; gegen sie erneuerten sich unablässig die Verfolgungen; sie hätten gegen stets sich erneuernde Erpressungen zu ringen; ihre Personen selbst wären den rohen Beleidigungen des Adels, der Kirche und der Geldmänner preisgegeben; ihr Vermögen würde durch Beraubungen verschlungen, die sich unter allen möglichen Gestalten vervielfältigten. Wollten sie den Beistand der Gesetze anflehen, so verirrten sie sich in dem unentwirrbaren Labyrinthe der Gesetzgebung, deren Unzuverlässigkeit keinen Schritt zuließe, welcher frei von Hinterhalten und Gefahren wäre.

So schienen denn für sie die Gerechtigkeit, die Behörden und die Gesetze nicht vorhanden zu sein.

Ihre Güter und die Ehre ihrer Familien seien allen Angriffen ausgesetzt, und würden unablässig verletzt durch die Ausschweifungen des Adels und der Priester. Als ein Glück wäre es noch zu betrachten, wenn der religiöse Fanatismus nicht die Bande zerrisse, welche die Kinder an das elterliche Haus fesselten. Gegen diese Beleidigungen gäbe es für sie keinen Schutz, keine Zuflucht; bei den Großen fänden sie nur den Schutz, den sie mit alle Dem bezahlen müßten, was sie retten wollten; bei dem Volke fänden sie nichts als Beleidigung, Raub, Schmähung, Mord.

Diese Lage, deren Entsetzen sich täglich steigerte, schiene sich noch immer verschlimmern zu wollen, so ungerecht wäre der gegen sie aufgeregte Haß. Man machte sie verantwortlich für alle die Sorgen und den Unwillen, welche die Franzosen in Rom erregten, und gäbe als Vorwand dafür an, Frankreich sei das Land, in welchem die Juden mit der größten Toleranz behandelt würden.

Seitdem in der übrigen Welt Alles eine Bahn eingeschlagen hätte, welche der gesellschaftlichen Emancipation der jüdischen Nation günstig wäre, hätte im Gegentheil Rom die bürgerliche Ausschließung, von der sie getroffen würde, nur noch drückender gemacht. Bedürfte es für diese Behauptung noch anderer Beweise, als eben den Ort, an welchem die beiden Greise sich in diesem Augenblick befanden, den entsetzlichen Ghetto?

Ben Saul hielt inne unter dem Gewichte der Thränen, die seine Stimme erstickten.

„Ach," rief er dann mit herzzerreißendem Tone, „nicht meinetwegen, dessen Jahre dem Grabe nahe sind, betrübe ich mich so, sondern nur für unsere Kinder. Wie wird ihr Loos unter dem Geize des Geschlechts sein, das uns verfolgt?"

Ben Jakob hörte die Ausbrüche dieses Schmerzes an, ohne dessen Eindrücke und dessen Heftigkeit zu theilen; er ließ den Seufzern ihren natürlichen Lauf, und als dann die Lebhaftigkeit der ersten Aufregung verschwunden war, strebte er nicht danach, seinen Bruder zu trösten, sondern nur, sein Herz zu stärken.

„Weshalb," sagte er, „sollen wir nicht die Lage der Juden in den römischen Staaten als einen nothwendigen, langen, beständigen und unvermeidlichen Kampf betrachten? Weshalb nicht den Christen durch List das wieder abnehmen, was sie uns durch Gewalt zu entreißen streben? Diese Laster und diese Ausschweifungen, welche gegen uns ihre unersättliche Habgier anspornen, weshalb sollten wir sie nicht zu unserem eignen Nutzen wenden? Ueberliefern diese Leidenschaften, deren Wuth

uns bedrückt, uns nicht unsere Feinde, gedemüthigt durch die Noth, welche ihre thörichte Verschwendung herbeiführt? Unsere Weiber und unsere Töchter, die sie zu beschimpfen trachten, unsere Söhne, die sie unserm Glauben zu entreißen suchen, das Alles liefert sie uns ohne Gnade aus, verblendet wie sie sind durch den Ungestüm und das Uebermaß ihrer Begierden. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, wo die verachteten Juden, erniedrigt und verfolgt durch den Stolz des römischen Clerus, diese hochmüthigen Unterdrücker, den Beistand und die Unterstützung Derer anflehen sehen werden, die sie jetzt zu verwerfen und zu hassen scheinen.

„Bruder," fuhr er mit dem Tone der Güte fort, „überlasse den schwachen Herzen diese Seufzer; trachte vielmehr dahin, Deinen Einfluß zu vergrößern; suche Dich aller Unternehmungen zu bemächtigen. Alles, was Rom zurückweist — diese Eisenbahnen, denen es das päpstliche Gebiet versperrt; diese Erfindungen, diese wunderbaren Entdeckungen, alle die Fortschritte, die es verwirft, suche Dir unterthan zu machen. Dränge Dich gewandt in alle Anleihen ein, und Du, so wie unsere Brüder, Ihr werdet die Herren Derer sein, die Euch zu Sclaven gemacht zu haben scheinen. Bleibet getreu dem Glauben unserer Väter, die selbst in den härtesten Zeiten sich nicht entmuthigen ließen."

„Und dennoch spricht man von neuen Maßregeln, die gegen uns genommen werden sollen, von neuen Lasten, von noch grausameren Demüthigungen, als denen, von welchen wir schon bedrückt werden."

„Ben Saul," entgegnete ernst der andere Greis, „ich folgte dem Rufe meiner Brüder in Rom; um mich zu Euch zu begeben, habe ich Alles verlassen; ich überbrachte und vertraute Euch mein Theuerstes, meine Tochter, mein einziges Kind. Ihr kennt die Vollmachten, mit denen ich versehen bin; lasset mich handeln, und wenn ich meine Brüder in Italien und Deutschland gesehen habe, werde ich bei meiner Rückkehr von Frankfurt, wo der Congreß der Rabbiner stattfinden soll, vielleicht im Stande sein, Euch zu trösten."

Ben Saul machte eine Bewegung der Ungläubigkeit, und indem er sich von Ben Jakob trennte, dachte er nicht daran, die Bitterkeit seiner Gedanken zu verhehlen.

Die Juden Mantuas behaupten in unmittelbarer Linie von den gefangenen Juden abzustammen, welche nach Italien durch die Krieger des Titus und des Vespasian geschleppt wurden, die Sieger Judäa's, und aus diesem Grunde maßen sie sich eine Ueberlegenheit über ihre Religionsgenossen an. In Mantua war Ben Jakob einer der mächtigsten Juden durch sein Vermögen, seine Aufklärung und seine Frömmigkeit.

Das Stadtviertel, in welchem das Haus Ben Saul's lag, war der

Ghetto, ein verfluchter und verworfener Ort; gleichwohl konnte von diesem für unsauber bekannten Orte eine fürchterliche Verbindung zwischen den Juden Deutschlands und denen in dem Norden und dem Süden Italiens hervorgehen, ein umfassender Plan, den Ben Jakob entworfen hatte, und welcher in die Hände des israelitischen Reichthums eine Macht gegeben haben würde, an welcher jeder katholische Widerstand, der die moralische Befreiung der Juden in den römischen Staaten verzögerte, gescheitert sein würde.

Der Ghetto, welcher in der Nachbarschaft der Sümpfe, auf einem den Ueberschwemmungen ausgesetzten Boden, in der Nähe der Ausdünstungen des Fischmarktes, in einer der ungesundesten Gegenden Roms liegt, ist gleichwohl bewahrt gegen die verderbliche Berührung der aria cattiva, dieser unheilschwangern Luft, welche die Stadt von dem Monat Juni bis zu den ersten Herbstregen erfüllt. Es scheint, als wollte die Vorsehung durch diesen Ersatz die Leiden mildern, welche die päpstliche Regierung diesem Theile Roms auferlegt.

Der enge Raum des Ghetto und die Gitter, welche denselben während der Nacht schließen, verleihen ihm das Ansehen eines weiten finstern Gefängnisses. 4500 Juden werden in diesen ungesunden Raum eingesperrt, den die entmuthigten Bewohner in einem entsetzlichen Zustande der Unreinlichkeit lassen.

Das Elend, welches hier überall zu herrschen scheint, ist indeß nur auf der Oberfläche wirklich; unter den Lumpen, unter den Trümmern, unter dem Kothe, verbergen sich bedeutende Schätze von Edelsteinen und Metallen. Aus dem Ghetto kommen die prachtvollen Möbel, welche für die reichen Fremden die Paläste zieren, die der zu Grunde gerichtete Adel ihnen leer und kahl vermiethet.

Der Sonntag der Christen ist für den Ghetto ein Tag des Gewinns, der Arbeit und der Thätigkeit. Die Juden machen mit einer gewissen Tücke ihre Arbeit lärmend, um die Ruhe der Christen zu stören. Lange Reihen von Weibern, meistentheils Kleidertrödlerinnen, welche man mit der Bevölkerung des Temple in Paris vergleichen könnte, geben alten Stoffen das Ansehen der Neuheit, und machen sich ziemlich öffentlich lustig über Die, denen sie dieselben verkaufen wollen.

Als Noëmi den Tag nach dem Sabbath das Haus Ben Saul's zum ersten Male verließ, wurde sie sehr überrascht durch dieses Schauspiel, von dem Mantua ihr keinen Begriff gegeben hatte.

Ihr Staunen war groß; sie konnte der lebenden Wechselfälle und des belebten Anblicks nicht überdrüssig werden, allein sie bemerkte bald, daß sie selbst ein Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, und

daß die schönen Mädchen, deren Züge sie voll Aufmerksamkeit betrachtete, die Blicke von ihr nicht abzuwenden vermochten.

Sie lächelte ihnen zu, als sie an der Ecke einer der Straßen einen Mann erblickte, dessen Züge durch die Falten eines Mantels verhüllt waren, den er bis zu dem Gesicht hinauf gezogen hatte, und der sie mit finstern Absichten zu betrachten schien.

Erschreckt entfloh sie und kehrte hastig in ihre Wohnung zurück.

Zugleich mit ihr trat der Mann, der ihr diesen Schrecken verursacht hatte, bei Ben Saul ein und übergab diesem einen Brief, dessen großes Couvert ein Siegel ohne Buchstaben und Wappen zeigte.

Es war ein ununterschriebener Brief, der dem Juden befahl, sich an einen darin bezeichneten Ort zu begeben.

Nach kurzem Ueberlegen rief Ben Saul entschlossen aus
„Ich werde kommen.“





Drittes Capitel.

Der Pincio-Garten.

Ungeheuer war die heitere Menge, die sich auf der ganzen Linie drängte, welche Rom von Osten nach Westen durchschneidet. Auf diesem Wege, der von der alten Stadt zu der neuen führt, von denen die eine schweigsam und verödet, die andere lärmend und bevölkert ist, staunt man über die verworrene Menge der Paläste und Häuser, welche das Ganze Roms bilden. Bei dem Anblick der finstern Boutiquen, dem ärmlichen Aussehen der Gewölbe, so vielem wirklichen Elend, gegenüber einem so falschen Reichthum, fragt man sich, wo die Größe Roms liegt, und man wird betrübt durch alles Das, was es Gemeines und Kleinliches in dieser gesunkenen Stadt giebt; Rom ist nicht mehr die Hauptstadt der katholischen Welt, sondern nur eine große Provinzstadt.

Indeß strömte die Menge von allen Seiten nach dem Hauptwege, und der Volksstrom richtete sich nach dem Pinciogarten, welcher am äußersten westlichen Ende von Rom liegt.

Hier erweiterte sich das Schauspiel, und man fand die Majestät wieder, deren Spuren man vorher vergebens gesucht hatte. Die Menge erstieg in langen schlangenförmigen Windungen die Höhen, die zu dem Pinciogarten führen, und von diesem Orte aus zeigte sich Rom den Blicken in seiner ganzen Ausdehnung mit der Pracht seiner Denkmäler; es nahm hier wie einen Widerschein seines vergangenen Glanzes an. In diesem Augenblick trug Alles dazu bei, dem Schimmer dieses prachtvollen Panoramas eine wundervolle Färbung zu verleihen, die eines Sonnenuntergangs am Ende eines Herbsttages; eine goldumsäumte Röthe, durchsichtige violettschimmernde Wolken, badeten in einem sanften und milden Lichte die weitgedehnte Fläche. Im Vordergrunde bewegte sich ein ganzes Volk in Festkleidern, und zeigte sich der lärmende Prunk der römischen Aristokratie und des ausländischen Reichthums.

Als die Nacht die Stadt und die Gebäude in ihre Schatten hüllte, flammte der Pinciogarten wie ein Leuchtthurm, dessen helles Licht die Dunkelheit verbannte. Mit dem Schein einer riesigen Illumination vereinigte sich bald die Pracht eines Feuerwerks, dessen Garben ihre funkelnden Sterne bis zu dem dunklen Azur hinauftrugen; von allen Terrassen fielen in breiten Strömen Flammencascaden herab, ein Feuerregen überströmte den Fuß des Hügels, welcher selbst in Flammen zu stehen schien.

Rom feierte in dieser Octobernacht die Rückkehr des Papstes nach einer langen Besichtigungsreise durch die Staaten des heiligen Stuhls.

Die römische Bevölkerung ist dem alten Geschmacke treu geblieben; der Eifer und die Gluth für die Spiele des Circus zeigen sich wieder in der gegenwärtigen Vorliebe für die Pracht der Feste, der Schauspiele, der Zerstreuungen aller Art, und der religiösen Feierlichkeiten. Ueber der Trunkenheit seiner Lustbarkeiten vergißt Rom alles Uebrige, und weiß nichts mehr von seinen Leiden und seinen Demüthigungen. Diese Zeichen sind die der Erniedrigung und des Verfalls. Bei der französischen Besetzung fehlte es dem Hauptorte des Departements der Tiber an einem Platze für seine öffentlichen Feste, oder Rom gab diesen vielmehr seinen ganzen Umkreis preis. Die Genüsse und die Muße dieser Bevölkerung hatten keinen Schatten, um sich den Strahlen einer brennenden Sonne zu entziehen. Die französische Administration wählte die prachtvolle Lage des Pincio; sie legte auf dieser Hochebene einen öffentlichen Garten an, welcher die Stadt überragt, und von wo der Blick das Thal der Tiber und in der Ferne die Bergketten von Latium, Sabina und Etrurien umfassen kann. Es waren die römischen Arbeiter, welche die Verschönerungen dieses Gartens ausführten; 2000 Arbeiter wurden dazu drei Jahre lang, von 1811 bis 1814, beschäftigt; sie empfingen als Arbeits-

lohn mehrere Millionen. Die Päpste lassen die Bevölkerungen müßig gehen, die Franzosen glaubten sie durch Arbeit ihrem Leben der Dieberei und Bettelei entreißen zu müssen.

Der Pinciogarten genießt die ganze Vorliebe des römischen Volks. Unter der Menge, welche sich dahin drängte, erkannte man die verschiedenen Racen, welche die Stadt der Päpste bewohnen; die Aristokratie hat hier nur einen verwischten Typus, verfälscht durch das Gemisch mit fremdem Blut: sie hat das linke Ufer der Tiber inne; auf dem rechten Ufer des Flusses beansprucht die trasteverinische Race mit gutem Rechte den römischen Ursprung; ihre rauhen Züge und ihre kräftige Physiognomie bezeugen eine starke und ungestüme Organisation; eine hohe Stirn, gewölbte Augenbrauen, große wohlgeschnittene Augen, eine gerade oder Adlernase, verleihen dem Gesichte des Trasteveriners einen männlichen Ausdruck. Die Weiber des Trastevere haben eine braune und sanguinische Farbe, glänzenden Blick, sammtene Augen und edle, regelmäßige Züge; ihr Hals schließt sich mit der anmuthigsten Eleganz an schöne kraftvolle Schultern. Diese Zeichen sind die eines eingebornen Stammes. Unter den Trasteverinern wählen die Maler ihre Modelle; von dort stammen auch die Männer der Arbeit und der Anstrengung, die Fleischer, die Lastträger, die Schiffer, die Facchini und, wie man gestehen muß, die Banditen.

Neben diesen beiden unterdrückenden Stämmen vegetirt der jüdische Stamm, auf elende Weise beherrscht durch den Stolz der Einen und die Rohheit der Andern; nur die Schönheit der Jüdinnen allein protestirt gegen diese Entartung.

Die Menge der Ausländer, und besonders der Engländer, deren Familien so zahlreich sind, verleihen Rom das Ansehen eines gewaltigen Gasthauses, welches allen Nationen geöffnet ist; unter dieser exotischen Menge verschwindet die römische Nationalität.

Im Pinciogarten hatte jede dieser Racen ihre eignen Sitten und ihre eignen Vergnügungen.

Die Aristokratie, der Adel und der Clerus zeigten sich hier in ihrer prachtvollen Haltung oder in einer erheuchelten Bescheidenheit, richteten gesenkte oder schielende Blicke auf die Weiber, deren Coquetterie, deren Kleidung und lebhaftes Wesen hier jede Freiheit gestattete. Was Rom Glänzendes, Berühmtes oder Berüchtigtes besaß, war in dem Pinciogarten beisammen.

Die jungen Monsignori und Fantini, welches die römischen Jäger sind, machten großes Geräusch. Der Clerus war hier so lärmend, daß die Officiere dagegen ein zurückhaltendes Aussehen hatten.

Die Trasteveriner überließen sich in voller Freiheit ihrer Lust;

nach dem Feuerwerk stiegen sie in die Caratella, und begaben sich nach dem Monte Testaccio in der Gegend von Pontemolle; bei dem Schein der Fackeln langten von allen Seiten diese künstlich gebildeten und mit bunten Gewändern bekleideten Gruppen an. Hierher kommt die Grisette Roms, geschmückt mit ihren reichsten Gewändern von glänzenden Farben, das Haar mit Blumen durchflochten und durch ihre Anmuth an die schönen Töchter Griechenlands erinnernd; statt der Blumen bekränzt diese heitere Truppe sich oft mit Gewinden von Nußblättern, deren matte Fär-



bung einen harmonischen Gegensatz zu dem Schmelz ihres Haares bildet; lange Nadeln von Gold oder Silber halten die Flechten, welche hinten am Kopfe zusammengerollt und aufgesteckt sind. Schlanke und kräftige Tänzerinnen, glühend vor Lust, improvisiren ihre Tänze; der römische Tanz gehorcht beinahe immer den Eindrücken des Augenblicks; je nach dem Rhythmus wird er träumerisch, langsam und beinahe schmachtend, oder ausgelassen, lebendig und leidenschaftlich; an Tagen der Freude fließt der Wein in Strömen, und trunken und ausgelassen kehrt die Truppe nach Rom bei Fackelschein zurück, und erfüllt mit ihren Gesängen die Theile der Stadt, welche sie beinahe während der ganzen Nacht durchzieht.

Diese Lustbarkeiten des Volkes tragen den eigenthümlichen Stempel einer reizenden Originalität.

Ebenso ist es auch bei den Ausschweifungen der Aristokratie.

Ein Haufe junger römischer Cavaliere, welcher auf dem spanischen Platze zu Mittag gegessen hatte, stürmte in den Pinciogarten; man kann sich keinen Begriff von der Unruhe und dem Tumult machen, die sie hier veranlaßten; ihre Trunkenheit war niedrig und roh. Anfangs erhoben sie entsetzliches Geschrei, dann stimmten sie zweideutige Gesänge an, und darauf folgten Beleidigungen und Herausforderungen unter abscheulichen Worten und schmachvollen Drohungen; ihre Wildheit traf Alles, was sie auf ihrem Wege begegneten; sie zertrümmerten Alles, was sich ihrer Gewaltthat entgegensetzte, oder traten es unter die Füße. Man floh diesen Wirbelwind, man zog sich vor diesem lebenden Sturme zurück.

Unter diesen Wüthenden machte ein junger Mann von hohem Wuchs und schönem Aussehen sich durch seine Heftigkeit bemerkbar; an der Spitze Derer gehend, die ihn als ihren Führer anerkannten, leitete er sie mit einer entsetzlichen Gluth und gab selbst das Signal zu den Excessen, an denen er mit unglaublicher Gewaltthätigkeit Theil nahm. Er war im höchsten Grade betrunken; seine zerdrückte Kleidung und Wäsche, sein in Unordnung gerathener Anzug, seine ganze Person, sein Haar, seine Züge, seine Blicke besonders, trugen die abscheulichen Spuren der Orgie. Seine rauhen unzusammenhängenden Worte entströmten seinem Munde nur in einzelnen Absätzen des Schluckens; seine bleichen Lippen hingen herab und trieften von Speichel und Schaum; er bot einen unsaubern Anblick.

Während der heftigsten Aeußerungen der Trunkenheit näherte sich ein Mann von rückwärts dem jungen Herrn; er klopfte ihm auf die Schulter und lenkte seine Aufmerksamkeit auf eine Gruppe erschreckter Personen. Ein junges Mädchen stand zwischen zwei Greisen, die ängstlicher zu sein schienen, als sie selbst, und in der Nähe einer alten Frau und eines jungen Mannes, welche ihr nur einen schwachen und ungenügenden Schutz gewährten.

Was geschah zwischen dem jungen betrunkenen Manne und Dem, welcher zu ihm trat?

Wir wissen es nicht; aber das junge Mädchen erkannte in dem Manne, der mit dem Cavalier sprach, das Individuum, welches ihr in den Ghetto gefolgt war, und bei Ben Saul den anonymen Brief übergeben hatte.

Sie stieß einen Schrei des Schreckens aus.

Bei diesem Schrei schien die Trunkenheit des jungen Herrn zu verfliegen; er richtete auf Noëmi — denn sie war es — und Die, welche

sie umgaben, seine stieren und verstörten Blicke; seine Blässe war außerordentlich; er schien die Beute der Martern einer innern Krisis zu sein; plötzlich rief er aus:

„Wie schön sie ist!"

Dann stürzte er mit entsetzlichem Gebrüll auf Noëmi zu; er warf die beiden Greise nieder, die sich seiner Wuth zu widersetzen versuchten, und hatte schon seine Hand auf die zitternde Noëmi gelegt, während Der, der sie ihm gezeigt hatte, Anstalt traf, sich dieser Beute zu bemächtigen, als ein junger Mann, der aus der Menge hervortrat, den doppelten Angriff zurückwies, und das junge ohnmächtige Mädchen auffing, an dessen Beistand Niemand dachte.

Alle Zeugen dieser Unerschrockenheit, die den Augenblick zuvor bei der Noëmi drohenden Gefahr thatlos dagestanden hatten, klatschten in die Hände, trieben die Angreifer in die Flucht und umgaben voll Eifer die Familie des Opfers.

Man erfuhr später, daß der Cavalier, welcher sich diese unwürdigen Beleidigungen erlaubt hatte, Stephan Arlotti sei, der Neffe eines Prälaten, des Monsignor Panfilio.

Als Noëmi ihre Augen dem Lichte wieder öffnete, begegneten sie denen ihres Befreiers, dessen Anblick auf sie den zärtlichen Eindruck machte, den Emanuel nicht hervorzurufen vermocht hatte.







Viertes Capitel.

Der Nepotismus.

eicht läßt sich beweisen, daß die Geschichtsschreiber, welche zu verschiedenen Zeiten über die Angelegenheiten des Pontificats geschrieben haben, über manche andere Punkte abweichender Meinung sind; alle stimmen aber über die verderblichen Folgen des Nepotismus überein. Sie betrachten diesen als das verhängnißvollste Resultat der weltlichen Macht und des persönlichen Ehrgeizes der Päpste, die so fruchtbar an Niederlagen and die beiden Hauptursachen von dem Verfall des heiligen Stuhles sind.

Sixtus IV., der 1471 gewählt wurde, schrieben sie die Einführung des Nepotismus an dem Hofe von Rom zu. Damals sagte einer von ihnen: „Es giebt so viele Päpste, wie es Neffen der Päpste giebt."

„Vor diesem Papste," sagt ein anderer Geschichtsschreiber, „hatten die Prälaten und die Cardinäle eine unglaubliche Menge von Neffen, Großneffen und Verwandten, nipoti, pronipoti, cognati è parenti; wenn das Oberhaupt der Familie zu dem Pontificate gelangte, entflohen die Verwandten, die Verschwägerten verbargen sich, die Großneffen entfernten sich, die Neffen hielten sich in der Ferne. Jeder verleugnete dann die päpstliche Verwandtschaft; denn in jenen Zeiten hatten die Päpste sangue senza sangue, carne senza carne; e parenti senza parenti; mit einem Worte, eine Familie ohne Verwandte.

„Später wurde Rom überschwemmt durch eine Myriade von Leuten, die ihm weder Sitten noch Tugenden zubrachten, aber nach den Würden der Kirche, nach Gold und Macht, begierig waren, und nach einem Grundsatz, welcher der des Clerus geworden war, bereicherten die Päpste ihre Familie und befriedigten ihren eigenen Ehrgeiz. Der Stolz und die Prunksucht folgten darauf, und die Päpste begünstigten das Uebel, indem sie Mitren, Purpur und Gewänder mit so langen und weiten Schleppen verliehen, daß man mit diesen großen Talaren der Bischöfe und Cardinäle eine Menge der armen Geistlichen hätte bekleiden können, welche der Kirche dienen, indem sie Laien um Almosen ansprechen."

In diesem naiven Style spricht sich der Unwille aus.

Man berichtet, daß Sixtus IV., an die Einfachheit des Klosters gewöhnt, und nicht sehr eingenommen für Schmucksachen, auf den Antrieb seiner Neffen befahl, die Diamanten der Kirche zu verkaufen, um dringende Schulden zu bezahlen. Die Diamanten wurden verkauft, der Preis dafür wurde den Neffen des Papstes eingehändigt, aber die Schulden wurden nicht bezahlt.

Von Alexander VI., dem abscheulichen Borgia, sagen sie, daß er ein grausamer Geizhals war, von unersättlicher und üppiger Habgier, und daß er durch seine Ausschweifungen Rom mit Bastarden und Spanien mit Prostituirten angefüllt hat.

In den Schriften jener schändlichen Zeit und in den schamlosen Zeiten selbst findet man Worte, welche die verschiedenen Arten des Nepotismus bezeichnen: il nipotismo, il figliolismo, il bastardismo, il cognatismo.

Gregor XIV. sagte zu seinem Neffen: „Mein Neffe, fülle Deine Börse, ehe ich sterbe."

„Gehorsam diesem Rathe," fügt der Geschichtsschreiber hinzu „nahm der Neffe 90 Procent und überließ das Uebrige der Kirche."

Der Neffe Leo's XI. antwortete seinem Oheim, der sich nach den Angelegenheiten des Staates erkundigte:

„In was mischen Sie sich? Essen Sie, trinken Sie, und begnügen Sie sich damit, gut bedient zu werden."

Unter dem Pontificate Urban's VIII. waren die Barberini, die Seitenverwandten des Papstes, die Nepoten, mittelst deren Pasquin es bestätigte, daß es den Päpsten nie an Neffen fehlen wird.

Alexander VII. sendete nach dem Zeugnisse eines Augenzeugen dieser Thatsachen seinen Neffen Maulthiere, die scheinbar mit Wachs beladen waren, die aber in der That goldene, mit Wachs überzogene Kerzen trugen, wie dies ihr Gewicht bewies. Ein andermal fand man in einer Sendung von Stoffen und Gefäßen auf dem Boden der Kisten vier große Säcke mit Dublonen. Das Aergerniß des Nepotismus wurde so groß, daß man den Papst vor dem Crucifix den Eid leisten ließ, die Seinigen nicht in Rom aufzunehmen.

Aber wie der Geschichtsschreiber jener Zeiten sagt, fanden die Väter Jesuiten, die Beichtväter des Papstes, welche Casuisten und Philosophen sind, eine für die geheimen Wünsche des Papstes günstige Auslegung. Sie erklärten, daß in Wahrheit der Papst, ohne seinen Eid zu verletzen, seine Verwandten nicht empfangen könnte, daß er aber wohl während der Hälfte des Tages Rom verlassen dürfte, um sie ganz nach seinem Belieben zu sehen.

Als Herr von Rom ernannte der Papst zum großen Nachtheile des Volkes und der Kirche seinen Neffen zum Cardinal-Padrone. Man muß in den Chroniken jener Zeit sehen, daß man im Vatican nichts mehr vernahm, als das Geschrei:

„Man rufe den Cardinal-Padrone! — Wo ist der Cardinal-Padrone? — Wenden Sie sich an den Cardinal-Padrone. — Gehen Sie zu dem Cardinal-Padrone. — Wir kommen mit dem Cardinal-Padrone. — Wir werden mit dem Cardinal-Padrone sprechen."

Darauf antwortete ein armer Beamter, der von dem Papste eine Gnade erbeten und den man an den Cardinal-Padrone wies:

„Aber, heiliger Vater, ich glaubte, Ew. Heiligkeit wären hier il solo padrone" (der einzige Herr).

Unter dem Pontificate Innocenz' X. sah man den Cognatismus blühen. Er gewährte seiner Schwägerin einen solchen Einfluß, daß dieses Weib, wie das Volk Roms sagte, der Papst zu sein schien, während der santo padre weder Papst noch Mann sei. Dieser Papst erfand für sie die goldne Rose; diese, welche der Papst am Sonntag Lätare weiht

und welche dieses Jahr Se. Heiligkeit Gregor XVI. so galant der Königin von Belgien bot, wurde durch mehrere Oberhäupter der Kirche ihren Schwägerinnen verliehen, alla cognata, um sie für die Sorgfalt zu belohnen, die sie für deren Vergnügungen zeigten.

In Rom hat man lange Zeit die Neffen das Gefolge des Papstes genannt.

Ueber diese erhabenen Beispiele des Nepotismus nachdenkend, ging Monsignor Panfilio mit großen Schritten in seinem Schlafzimmer umher, welches er buchstäblich so hatte einrichten lassen wie das des Schatzmeisters der heiligen Capelle, welches Boileau in seinem Lutrin beschreibt. Zu der Ungeduld, welche er zu empfinden schien, gesellte sich das Mißvergnügen, welches ihm dieser gezwungene Gang verursachte; er versuchte es mehrmals, sich zu setzen, aber die Ruhe war ihm unmöglich. Monsignor hatte eine behagliche Fettleibigkeit; sein Umfang, sein breites aufgedunsenes Gesicht und seine kurze Dicke, stimmten schlecht mit dieser Aufregung zusammen. Plötzliche und heftige Bewegungen deuteten an, daß er Jemand erwartete, und daß diese Erwartung ihm einen lebhaften Unwillen verursachte. Indem er so umherging, sprach er unzusammenhängende Worte, als wollte er sich die Brust von einer drückenden Last erleichtern; sein Zorn trieb ihm das Blut in das Gesicht, und er schien dem Ersticken nahe zu sein, so purpurroth und aufgedunsen sah er aus. Offenbar konnte dieser gewaltsame Zustand sich nicht verlängern, ohne sein Leben in Gefahr zu setzen. Endlich ließ ein Geräusch von Schritten sich in der Richtung der Thür vernehmen, die sich bald darauf öffnete, und ein junger Mann trat in das Zimmer, gekleidet in einen eleganten Reitanzug und die Reitpeitsche in der Hand.

Es war Stephan Arlotti, der unglückselige Held der Ereignisse im Pincio-Garten.

„Endlich!" rief Panfilio bei seinem Eintritt. Dann betrachtete er mit Wohlgefallen das gute Aussehen des jungen Mannes und fand gegen ihn nicht mehr die harten Worte, die er sich vorgenommen hatte, sondern sprach zu ihm mit väterlichem Wohlwollen.

„Höre, Stephan," sagte er, „Alles, was ich von Dir erfahre, betrübt mich, weil Dein Betragen die Pläne stört, welche meine Schwester, Deine Mutter, und ich für Deine Zukunft entworfen haben. Im Namen dieser Mutter, welche Du sehr geliebt hast, spreche ich heute zu Dir."

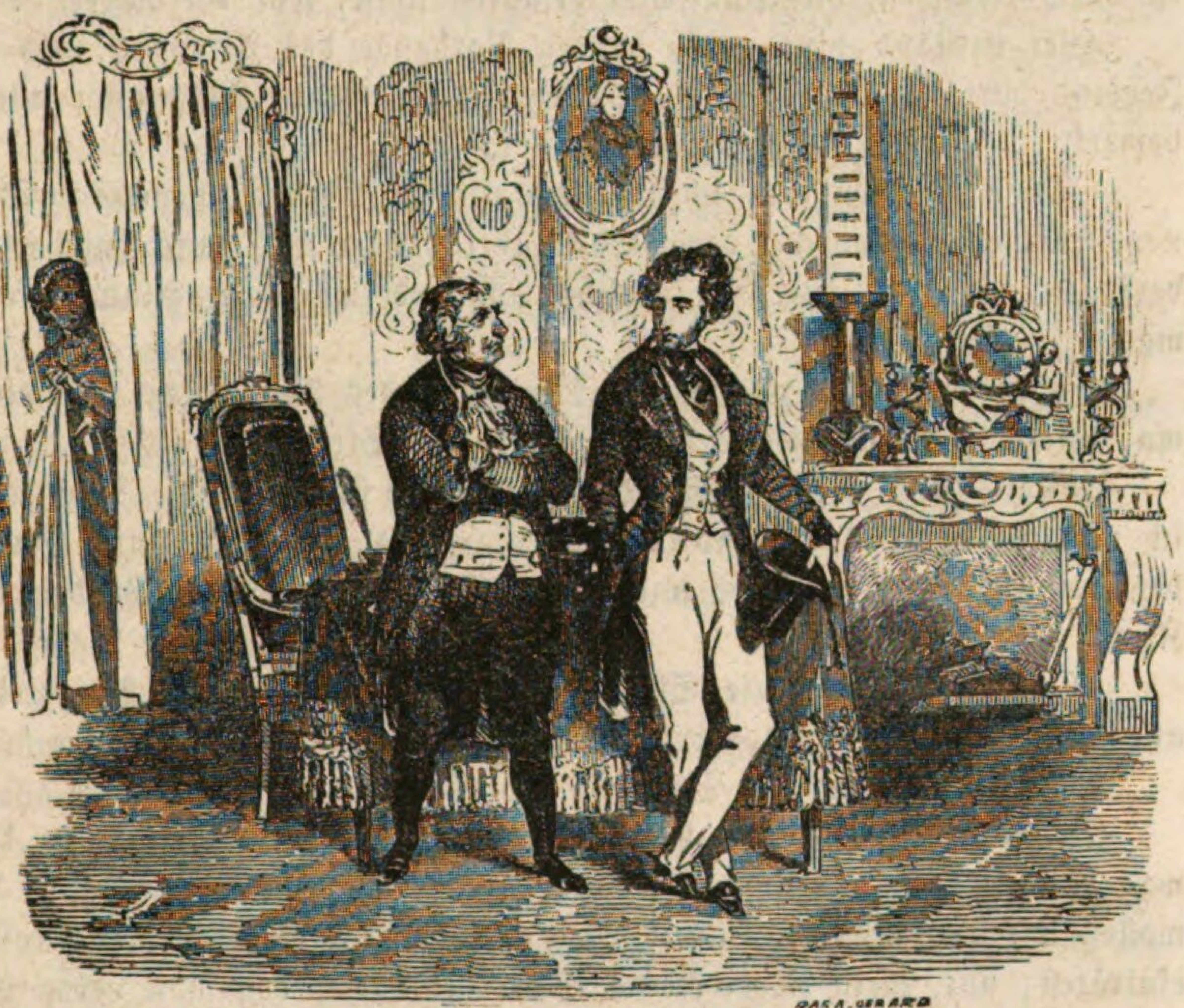
Um pathetischer zu werden, hatte Monsignor einen so komischen Ton gefühlvollen Wesens angenommen, daß Stephan ein spöttisches Lächeln nicht unterdrücken konnte. Panfilio wurde dadurch verwirrt, aber er nahm seine Rede sogleich wieder auf; nur änderte er den Ton dersel-

ben. Seine Stimme wurde fest und sicher, und er sprach sich mit einem Ernste aus, durch den jetzt Stephan seinerseits in Verlegenheit gerieth.

„Neffe," sagte der Onkel, „ich will offen mit Dir sprechen."

Bei diesen Worten schnitt Stephan ein Gesicht der Ungläubigkeit, welches Monsignor nicht zu bemerken schien; darauf fuhr er fort:

„Du betrübst mein Alter; ein Mann in meiner Stellung, und dem es nicht gelingen kann, seinen Neffen hochzustellen, ist entehrt; in der Kirche sind die Neffen etwas mehr, als die Kinder; das ist einer der alten Grundsätze des Papstthums; nach dem Beispiel der Päpste hat der



Clerus ihn angenommen. Indem ich Deiner Mutter versprach, für Dich zu sorgen, habe ich Deinen Eintritt in die Orden verlangt. —"

„Ich —"

„Ich weiß, was Du mir antworten willst. Du hast keinen Beruf! Ueberall anders als in Rom könnte ich, strenge genommen, diesen Grund annehmen, aber hier hat er keinen gesunden Sinn und Menschenverstand. In Rom kann man nur etwas sein, Ehren, Reichthum, Würden und Macht erlangen, wenn man der Kirche angehört; es ist Wahnsinn, sich von derselben zu entfernen. Die hohen Stellungen haben mich stets für mich selbst erschreckt; aber für Dich, Stephan, hörte ich nie auf, die

höchsten Aemter zu wünschen. Ich habe mich wegen meiner Ruhe und meines Wohlbehagens in zweiter Reihe gehalten; allein Dich möchte ich zu dem ersten Range erheben."

Nach einer Pause fügte Monsignor, als hätte er sich mit sich selbst berathen, diesmal mit einem Tone hinzu, welcher der der Ueberzeugung zu sein schien:

„Obgleich ich der Zuneigung des santo padre genieße, habe ich doch nicht Alles erlangt, was ich mit Recht hoffen durfte, nachdem ich Alles für die Wahl des neuen Papstes gethan hatte. — Mein Vermögen ist durch Ursachen, die Du später erfahren sollst, sehr verringert. —"

Hier entstand hinter dem dichten Vorhange des Alkovens, als ob Jemand dort verborgen wäre, eine Bewegung, welche Monsignor allein bemerkte. Er erhob die Stimme und sagte:

„Diese Ursachen kann ich Dir jetzt nicht mittheilen; benutze zu Deinem Vortheile, Stephan, den Credit, über den ich noch durch mich selbst verfügen kann, so wie den, welchen ich anderwärts zu erlangen vermag. —"

Es entstand eine abermalige Bewegung des Vorhangs, und diesmal sprach Panfilio leise und mit ängstlicher Stimme:

„Beeile Dich, lieber Neffe, die Augenblicke sind kostbar. Noch kann ich viel für Dich thun, und wenn der Himmel mir noch einige Jahre des Lebens gewährt, ist es mir leicht, Dir zu den ersten Würden der Kirche zu verhelfen."

„Gestern," entgegnete Stephan ruhig, „hätte ich das Anerbieten annehmen können; heute aber gehöre ich mir selbst nicht mehr an."

Hier bewegte sich die Draperie des Alkovens heftig.

„Mein armer Stephan, Du bist wahnsinnig," rief Monsignor. „Um was handelt es sich denn? Um irgend eine Liebschaft? Nun gut, die wollen wir Dir hingehen lassen. Es ist nicht, als ob Du in ein Kloster einträtest; nur, mein lieber Neffe, ist es der Lärm, den man vermeiden muß. Das Uebel liegt stets nur in dem Aufsehen, welches es macht; das Aergerniß allein begründet den Fehler, und die im Stillen begangene Sünde ist schon keine Sünde mehr. Ich werde Dir das Alles beibringen. Die Jesuiten, unser Aller Lehrer, haben darüber bewunderswürdige Dinge geschrieben. Und dann, glaubst Du etwa, daß wir nicht verständen, die Gewissenszweifel zu beseitigen? Mit uns, wie mit dem Himmel, läßt sich ein Abkommen treffen."

„Nein, es besteht für Deine Wünsche ein unbesiegliches Hinderniß."

„Ich habe nie eins der Art gekannt."

„Das Mädchen, das ich liebe —"

„Nun?"

„Ist eine Jüdin! Wirst Du mir noch den Vorschlag machen, mich ordiniren zu lassen?"

Hier ließ sich das Geräusch eines umgeworfenen Möbels und das Aufstampfen eines Fußes hinter der Draperie vernehmen.

Monsignor schien erschüttert zu sein, aber er bezwang sich selbst und sagte zu Stephan mit dem Tone der Autorität:

„Bedenke es wohl; Du hast zwischen dem Mangel und dem Reichthum zu wählen; zeigst Du Dich meinem Willen nicht fügsam, so entziehe ich Dir gleich von heute an Alles; willigst Du dagegen ein, mir zu gehorchen, so führe ich Dich schnell dem Glücke entgegen. Das Seminar flößt Dir Furcht ein? Nun gut, Du sollst nicht in dasselbe eintreten. Du bist jetzt zweiundzwanzig Jahr alt; mit fünfundzwanzig Jahren lasse ich Dich zum Priester weihen und zum uditor di rota ernennen und eröffne Dir durch meinen Einfluß den Weg zur Größe. — Ha, Du weißt nicht, Stephan, welches glänzende Geschick ich Dir vorbehielt!"

„Lieber Onkel, spare Deine Ueberredungen; sie vermögen nichts bei mir auszurichten."

„Aber dieses Weib, dieser Dämon, diese Moabiterin, die Dich behext hat, liebt sie Dich denn?"

„Ich weiß es nicht, ich habe nie mit ihr gesprochen."

„Und wenn sie einen Andern liebte?"

„So würde ich ihre Liebe ehren und die meinige bewahren."

„Aber wer ist sie denn?"

„Ich sah sie gestern zum ersten Male in dem Pinciogarten; man bezeichnete sie mir als ein junges Mädchen, das einer Familie des Ghetto angehört."

„Nichtswürdig!"

Und indem Panfilio dieses Wort aussprach, verzogen sich seine Lippen und auf seinem vor Zorn bleichen Gesichte zeigte sich etwas wie ein finsterer Blitz.

Stephan blieb ruhig bei diesem Beweise des Hasses und dieser stummen Drohung der Rache.

Er ging.

Monsignor Panfilio erhob die Draperie des Alkovens; Donna Olympia, die hinter dem Vorhang verborgen stand, trat vor in das Zimmer und hoch aufgerichtet, die Arme gekreuzt, stellte sie sich Monsignor gerade gegenüber. Ihr Gesicht hatte den Ausdruck einer Hyäne.

„Was werden Sie thun?" fragte sie ihn mit einer vor Wuth erstickten Stimme.

Panfilio antwortete nicht.

„Man muß diese Jüdin ermorden!" schrie Donna Olympia im höch-

sten Grade der Wuth. — „Nein, der Tod wäre zu milde für sie — man muß sie in eine Schlinge locken, sie unter dem Gewichte einer furchtbaren Anklage der Gotteslästerung erdrücken, sie in die Gefängnisse der Inquisition bringen. Die Engelsburg hat tiefe Kerker, und die Schluchten der Apenninen haben unerforschliche Abgründe!"

„Aber wozu würden uns diese grausamen Handlungen dienen? Würden sie uns die verlorne Gunst zurückbringen?"

Donna Olympia sprach mit sich selbst.

„Welches Verhängniß! Eben heute nimmt die Cajetanina, die mir treu ergeben ist, Besitz von den Gemächern, die man im Quirinal für sie in Stand gesetzt hat, im gleichen Geschoß mit denen des heiligen Vaters. Cajetanino, den ich aus dem Barbier eines Cardinals zum Kämmerer des Papstes gemacht habe, versprach mir Alles für den jungen Mann, den ich ihm vorstellen würde — dieses zerstörte Glück konnte ich wieder aufführen — und die Laune eines Kindes stört das Alles! — Haben Sie denn nur einen Neffen, Monsignor Panfilio?"

„Einen einzigen, Gräfin. — Hätte man bei einer gewissen Gelegenheit auf meine Rathschläge gehört —"

„Stephan," sagte die Gräfin zu sich selbst, ohne auf Panfilio zu hören, „konnte, wenn er in die Nähe des Papstes gebracht wurde, uns Alles zurückgeben — und jetzt haben wir Niemand!"

„Gräfin, wir hätten Jemand, wenn —"

„Schweigen Sie, Monsignor! O, die verfluchten Juden!"

„Still, Donna Olympia! Erinnern Sie sich daran, was Sie morgen zu thun haben; doch jetzt ist die Stunde gekommen, wo ich mich zu dem Schatzmeister begeben muß."

Als Panfilio sich entfernt hatte, schellte Donna Olympia. — Eine junge Cameriera erschien, und die Gräfin ertheilte ihr ihre Befehle. — Kaum war eine Viertelstunde verflossen, als eine junge Frau, in schwarze Gewänder gekleidet, das Gesicht unter einem langen Schleier verborgen, an der Thür von dem Palaste des Monsignor Panfilio in einen Wagen stieg.

Der Lakai, welcher die Wagenthür schloß, rief dem Kutscher zu: „Nach dem Profeßhause der Jesuiten."



Fünftes Capitel.



Das Lever eines römischen Stutzers.

ine Beute der größten Unruhe irrte Stephan, als er seinen Oheim verlassen hatte, in Rom umher, ohne recht zu wissen, was er suchte. Alle Vergnügungen, die er geliebt hatte, alle Zerstreuungen, die er sonst vorzog, schienen ihm matt und geschmacklos zu sein. Was er empfand, war indeß nicht Langeweile; im Gegentheil hatten bei ihm der Geist und die Einbildungskraft starke und häufige Regungen; sein Blut war in Aufruhr; sein Kopf brannte, und in der Brust fühlte er sein Herz gewaltig klopfen, als wollte es ein Hinderniß bewältigen, das es bedrückte. —

Sein schönes englisches Pferd, das die Bewunderung des Corso erregte und auf das er noch gestern so stolz war, seine Maitresse, die er den Tag zuvor anbetete, und das Spiel, seine ungestüme Leidenschaft der Nächte, mißfielen ihm. Seine Erinnerung wurde besonders von Zorn aufgeregt bei dem Gedanken an die langen Mahlzeiten, von denen er auf eine so thörichte Weise ergriffen war. Die Erinnerung an das, was in dem Pinciogarten vorgegangen war, demüthigte und bedrückte ihn, ihn, der sich sonst rühmte, die Grenzen der Orgie erweitert zu haben. Er besuchte alle Kaffeehäuser: das griechische Kaffeehaus, dessen Unterhaltung er pedantisch fand; das Kaffeehaus des Palastes Ruspoli, das ihm zu lärmend vorkam; die Buratini, jene Marionetten, deren Possen ihn so sehr unterhalten hatten, Polichinell und Cassandrino, ermüdeten ihn. Der Straßenlärm war ihm unerträglich; demselben zu entrinnen trat er in eine Kirche, aber er konnte nicht beten; ausgenommen einige Madonnenköpfe, die seine Träumerei entzückten, sah er nichts von all den Meisterwerken, welche die Kunst für das Heiligthum geschaffen hatte.

Als der Abend kam, erwachte Stephan zu gleicher Zeit mit der Stadt bei dem Scheine des Lichts, und glaubte, daß er auch seine verlornen Gefühle wiederfinden würde. Er durchlief alle Theater, er zeigte sich in zwanzig Logen und zwanzig Salons. Die, welche ihn aufgeregt und außer sich erblickten, begriffen nichts von seiner Verwirrung, und er konnte sich den Ausdruck des Staunens, den er auf allen Gesichtern gewahrte, nicht erklären; er entfloh dieser Welt, die ihm nur aus Narren und Boshaften zu bestehen schien. Aufs Neue begann er darauf seinen wüthenden Lauf durch die Straßen und nachdem er die schönsten Quartiere Roms durchschritten hatte, blieb er stehen vor den Gittern des Ghetto, die man eben schloß; gereizt durch diesen Querstrich, kehrte Stephan hastig nach Hause zurück, und legte sich zu Bett, ohne ein einziges Wort an seine Diener gerichtet zu haben, die sehr beunruhigt dadurch waren, ihren jungen Herrn, der für gewöhnlich so heiter und leutselig zurückkehrte, so finster und schweigsam zu sehen.

Stephan schlief nicht; ein Gedanke, ein einziger, der an Noëmi, hielt ihn wach, und die Nacht war für ihn qualvoll und brennend heiß. Am Morgen, bei dem ersten Schimmer des Tages, klingelte er seiner Dienerschaft, und der Klang der Glocke ertönte auf eine solche Weise, daß sie seinen Leuten verkündete, die üble Laune des vorhergehenden Tages währe noch fort.

Indem der Kammerdiener die Vorhänge des Schlafzimmers zurückzog, übergab er auf einem ciselirten silbernen Präsentirteller die Briefe und Zeitungen. Stephan stieß sie an das Fußende des Bettes, ohne sie

zu öffnen; gleichwohl waren alle die Zuschriften so fein, so anmuthig, so coquett, sie hauchten einen so süßen Wohlgeruch aus, daß sie das Verlangen erweckten, zu wissen, ob das Gezwitscher dem Gefieder entspräche.

Wenn die Stutzer Roms die Sitten, das Leben und die Haltung der Lions von Paris nachahmen, so hat ihre Wohnung doch nichts, was den anspruchsvollen Forderungen der französischen Mode genügte. Das Gemach, in welchem Stephan schlief, bildete beinahe seine ganze Wohnung. In der Mitte eines geräumigen Palastes einquartiert, bewohnte er nur ein einziges Zimmer und überließ das Uebrige seinen Leuten. Sein Zimmer, welches hoch und geräumig war, zeigte edle und schöne Verhältnisse; die Mauern waren von hellfarbigem sinesischen Marmor; vier große, mit lebhaften rothen Adern durchzogene Marmorsäulen trugen Bronzesockel und Capitäler von dorischer Ordnung; um die Decke liefen Verzierungen, Blumen, Vögel, Rosen und etruskische Tänze; ein Mosaikboden zeigte den Sturz Phaeton's; ein großes Crucifix, welches Monsignor Panfilio seinem Neffen geschenkt hatte, zeigte ein finsteres, schmerzensreiches Gesicht, welches man dem Domini-chino zuschrieb; eine wollüstige Bacchantin war eine lachende Statue Canova's; ein Bett von antiker Form und ohne Vorhänge, und einige curulische Sessel, bildeten den Schmuck und das Mobiliar dieses Gemachs; vor den hohen Fenstern hingen lange und schwere Purpurvorhänge herab.

Stephan verschlang hastig eine brennend heiße Tasse Chocolade; dann legte er das lange Gewand von weißer Wolle, in welches er gehüllt war, ab und schritt mit der kleinlichsten Sorgfalt zu seiner Toilette; nun erst erkannte sein Kammerdiener seinen ehemaligen Herrn.

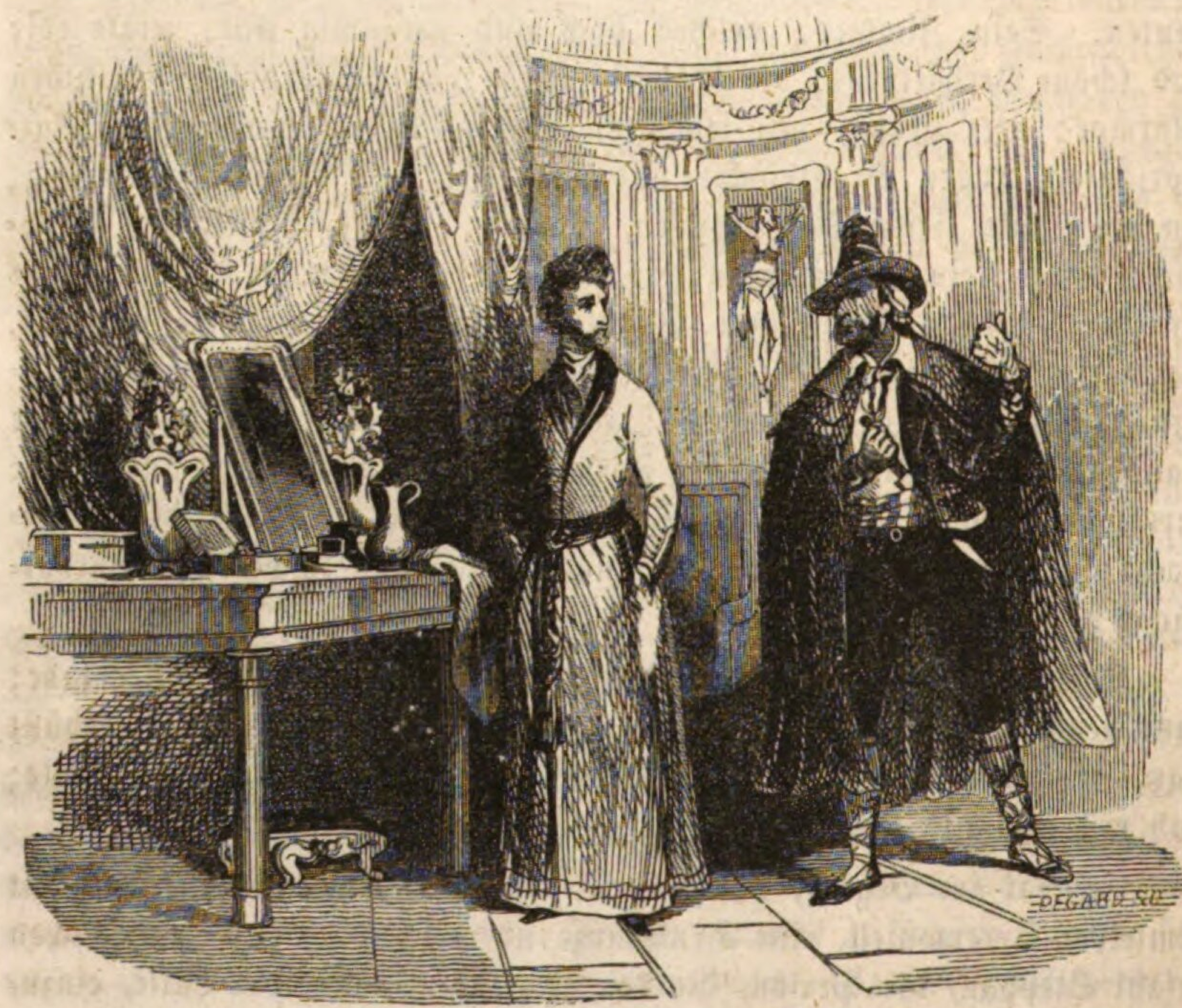
Er war im Begriff, auszugehen, als ein Diener ihm, stets mit demselben Ceremoniell, eine Denkmünze überreichte. Bei diesem Zeichen befahl Stephan, die Person, die den Gegenstand übergeben hatte, einzulassen; er zog seine Handschuhe aus, setzte sich und sagte seinen Leuten, er sei für Niemand zu Hause.

Das Individuum, welches eintrat, war von furchtbarem Aussehen; ganz in einen weiten Mantel gehüllt, suchte der Mensch sich ein finsteres und abschreckendes Aussehen zu geben, und als er den Tabarra abwarf, zeigte er sich in einem Costüm, welches Anspruch darauf machte, das der Fährleute der Tiber zu sein, welches aber so, daß man sich darin täuschen konnte, dem der Banditen der Campagna Roms glich. Das Gesicht und die ganze Gestalt des Ragazzo waren im Einklang mit diesem Aeußern.

„Nun, Carlo," sagte Stephan, „wir haben gestern schöne Dinge angerichtet!"

„Per Bacco! Hätte ich es bemerkt — Ew. Herrlichkeit mögen mir verzeihen — in welchem Zustand Ew. Excellenz sich befanden, so würde ich auf den nächsten Tag verschoben haben, was ich Ihnen zu sagen hatte. Als ich mit einem Auftrage, von dem es nicht nöthig ist, Ew. Excellenz etwas zu sagen, nach dem Ghetto ging, sah ich dieses schöne Mädchen; und ich dachte sogleich an Ew. Herrlichkeit."

Stephan machte eine Bewegung des Widerwillens.



„Verzeihung, Excellenz, ich glaubte — ma bastà! Als ich nun von Pontemolle zurückkam, ging ich nach dem Pincio hinauf; der erste Gegenstand, den ich bemerkte, war jenes junge Mädchen, das zweite waren Sie, und es schien mir ganz natürlich zu sein, diesen Umstand zu benutzen, um Sie mit ihr zusammenzubringen. Das ist nicht gelungen. — Sollte zufällig Jemand über diesen Umstand Ihren Unwillen erregt haben? Sie wissen, Monsignorino, daß ich ganz zu Ihren Befehlen stehe."

Und aus dem Gürtel zog er dabei zur Hälfte die Klinge eines langen Messers.

„Es handelt sich darum nicht," sagte Stephan. „Es giebt sechs Zechinen für Dich zu gewinnen, wenn Du mir von hier bis morgen sagen kannst, wer dieses junge Mädchen ist, wie sie heißt, wie alt sie ist, und welcher Familie sie angehört. Geh jetzt!"

Carlo ging, ohne sich umzudrehen und ohne es zu wagen, Den zu grüßen, der ihn auf so barsche Weise verabschiedete.

Stephan bediente sich nur mit Widerwillen der Vermittelung Carlo's; dieser Mensch galt in Rom für einen Räuber Sabina's, welcher, nachdem er seine Cameraden der päpstlichen Polizei verrathen hatte, von der römischen Regierung eine Pension genoß. Pensionäre der Art sind in Rom nicht selten; sie leben hier, ohne beunruhigt zu werden, und empfangen regelmäßig ihre Bezahlung, sie müßten denn in Folge der Gewohnheit zu ihren früheren Sünden zurückkehren. Carlo verrichtete so ziemlich jedes nichtswürdige Geschäft. Er war gebürtig aus Monterosi, einer Stadt in der Nähe Roms, und deren Nachbarschaft durch Räuber unsicher gemacht wurde, die man stark im Verdacht hielt, nicht von weit her zu kommen. Gleich allen denen seiner Gattung trug er öffentlich seine Dienste an, und erbot sich den Wollüstlingen jedes Alters und jedes Standes zu der Uebernahme von Aufträgen. In seinen verlornen Augenblicken trieb Carlo Spionerie, übernahm die Besorgung von anonymen Briefen, von Hinterhalten, galanten Ermordungen, die Vendetta, und kleine Räubereien. Es lag in ihm etwas von dem ehemaligen Bravo und dem modernen Räuber; er gehörte zu den Raufbolden, welche in den Straßen Roms Abends, wenn die Stadt nicht beleuchtet war, riefen: Volta il lume — dreht das Licht um — und die dann von hinten die arglos Vorübergehenden mit einer Cotellata treffen.

Als Stephan von einem Besuche befreit war, den er stets nur mit Unwillen empfing, versank er wieder in seine Träumerei.

Der Neffe des Monsignor Panfilio war ein Cavalier von stolzer Haltung, angenehm, ausgezeichnet und von wohlgefälligem Aeußern. Er trug in sich den Keim der besten Eigenschaften, die sich in seinem ganzen Wesen wiederspiegelten; aber die Erziehung hatte Alles verderbt.

Die Kindheit Stephan's war an der Seite seiner Mutter verflossen, einer leichtfertigen Frau, welche schon früh ihren Sohn mit dem Anblick ihrer Ausschweifungen vertraut machte; mit zwölf Jahren trat er bei den Jesuiten in das Collegium von Viterbo ein, welches man in Rom die Stadt der schönen Mädchen nennt. Die Jesuiten sind gewandte Lehrmeister; Stephan schien ihnen seiner geistlichen Verwandtschaft ungeachtet viel mehr für die Welt, wie für die Kirche bestimmt zu sein; sie beschäftigten sich nur wenig mit seinem Unterrichte, aber

sie verstanden es, seine Neigungen und selbst seine Laster, zu bestärken, störten ihn nie in seiner Trägheit und in seinem Geschmacke, um ihn später ganz ergeben und anhänglich für Lehrer zu finden, welche, statt seine Kindheit traurig zu machen, nur gesucht hatten, ihn zu unterhalten. Was die religiösen Grundsätze betrifft, so begegnete Stephan das, was Voltaire begegnet war, der von allen Zöglingen der Jesuiten der irreligiöseste wurde. Die Jesuiten haben in Frankreich das 18. Jahrhundert erzogen, dessen Philosophie sie vertrieb.

Nach seinem Austritt aus dem Collegium hatte Stephan in dem Palast seines Oheims gewohnt, der ihm seit dem Tode seiner Mutter in einem der zahlreichen Palazzine, die er in Rom besaß, einen eignen Haushalt einrichtete. Als Herr des mütterlichen Vermögens vergeudete Stephan, ermuthigt durch das Beispiel, welches Monsignor Panfilio ihm gab, binnen weniger als zwei Jahren die beträchtlichen Güter, welche die mütterliche Erbschaft ihm hinterlassen hatte. Der Prälat war anfangs nicht sehr bös über diese Verschwendung, von welcher die Meinung der Welt ihm die Ehre erwies. Sein Neffe war für ihn ein Ruf des Prunkes, der seiner Eigenliebe schmeichelte; er hörte ihn gern als ein Muster des Luxus erwähnen, und sah ihn mit Vergnügen an der Spitze der römischen Modeherren.

Man begreift, daß Stephan im Schooße solchen Rausches mit den ausgezeichnetesten Gunstbezeigungen überhäuft wurde; Alles, was es in Rom an Frauen gab, die durch ihre Galanterie berüchtigt geworden waren, strebte nach der Zärtlichkeit dieses jungen Mannes, den die Mode auf den Schild erhoben hatte; er wurde das Idol der Boudoirs. Er überließ sich ohne Rückhalt den leichten Genüssen, die sich ihm boten; aber bei diesen Entzückungen und diesem Rausche der Sinne lernte er die Liebe nicht kennen, und oft verließ er den Gegenstand einer befriedigten Laune, um von der Ueppigkeit der Courtisanen ein Mittel zu verlangen, sich der Sättigung zu entziehen.

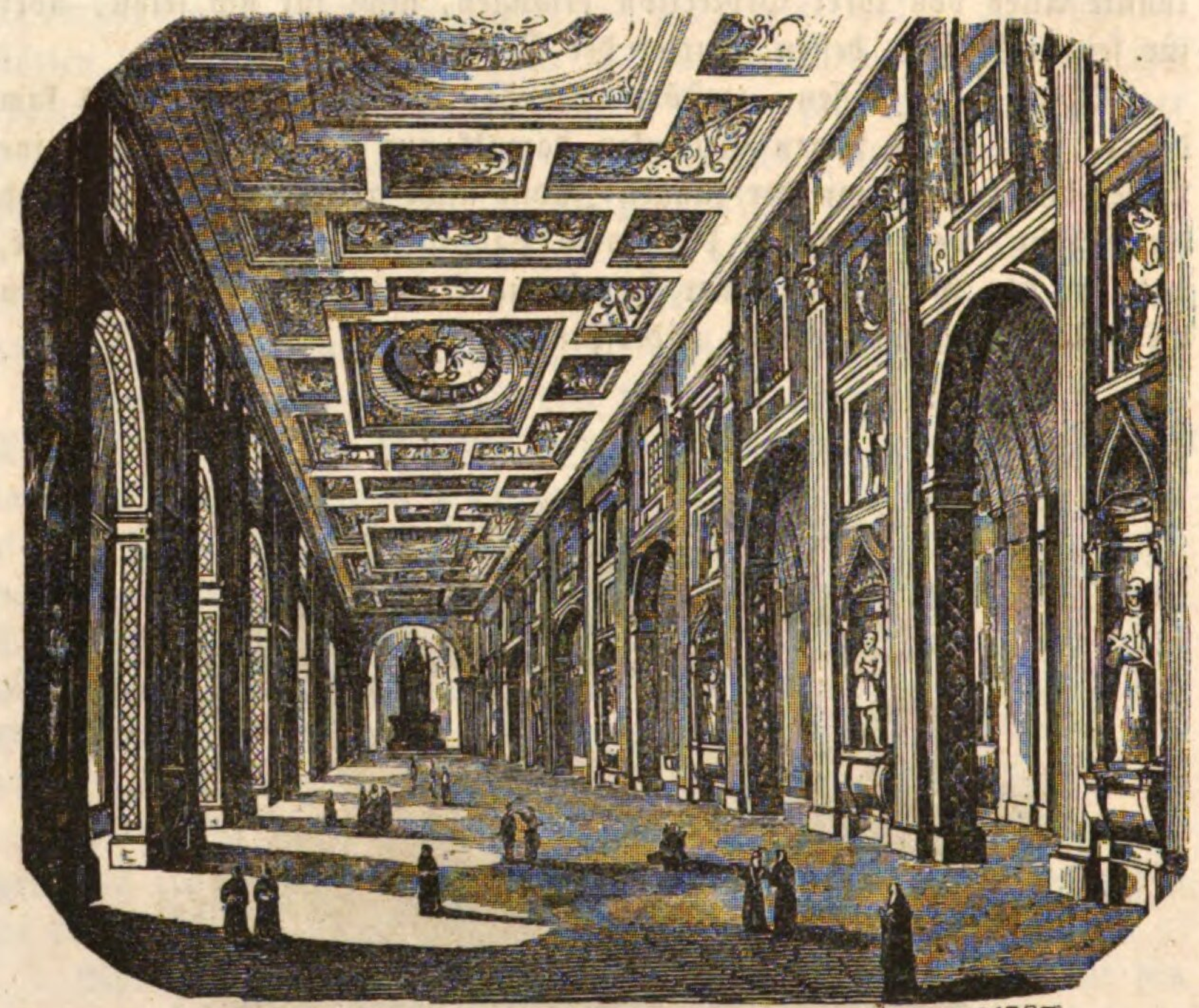
Monsignor glaubte, daß einer dieser Augenblicke der Erschlaffung seinen Plänen mit seinem Neffen günstig sein würde. Stephan hatte allerdings kein großes Gefolge von Dienerschaft; aber er mußte so zahlreiche Laster befriedigen, daß die Ausgabe für seine Laune ungeheuer groß war, und Panfilio dachte mit gutem Grunde, daß es für seinen Neffen Zeit sei, in den Würden der Kirche die Mittel zu suchen, solchen Freigebigkeiten und Verschwendungen zu genügen.

Einige unlängst angeknüpfte Verbindungen, deren Ursprung wir später mittheilen werden, hatten Monsignor in Verkehr mit Personen gebracht, die dem santo padre nahe standen, Leute d' aderenza papalina (von dem päpstlichen Zutritt), wie man in Rom sagt, und er

konnte Alles von ihrer Protection erlangen, nicht für sich selbst, aber für seinen Neffen, dessen Mutter der Papst gekannt hatte.

Ohne es zu wissen, zerstörte Stephan alle diese Pläne; das kam daher, weil er in seinen Gedanken damals nur drei Dinge sah: seine Liebe, die Furcht, von der jungen Jüdin nicht geliebt zu werden, und die Gefahr, der sie durch die Rache Panfilio's ausgesetzt sein würde, wenn er den Gegenstand einer Zuneigung kennen lernte, welche seinen theuersten Wünschen so sehr widersprach.





GARA_GERARD sc.

Sechstes Capitel.

Der Schatzmeister.

Unter diesen aufregenden Eindrücken faßte der Neffe Monsignors den Entschluß, eine letzte Unterredung mit seinem Oheim zu haben. In den Palast Panfilio's eingetreten, sah er sich gleich bei seinen ersten Schritten aufgehalten. Der Schweizer verweigerte ihm den Zutritt. Bald erfuhr er, daß dieses strenge Verbot ihn nicht persönlich traf: es galt allgemein. Während Stephan darauf bestand, weiter vorzudringen, konnte er nach einander drei Kutschen auf den Hof fahren sehen; auf der Thür eines dieser Wagen glänzte das Zeichen eines Prälaten; ein anderer Wagen war von dunkler Farbe, ohne Wappenschild und ohne Livree; es stieg aus demselben ein Mann, der in ein langes schwarzes Gewand ohne alle Verzierung gekleidet war; sein Gesicht verbarg sich unter einem breitrandigen Hute; wenn seine Augen Stephan nicht täuschten, so war es eine Frau, die aus dem dritten Wagen stieg, als derselbe an dem Fuße der Freitreppe halten blieb.

Indeß schien seit einigen Tagen die ganze Stadt eine Beute unbestimmter Besorgnisse zu sein. Im Quirinal, bei allen hohen Würdenträgern, bei den Kirchenfürsten, in den Salons, befragte und antwortete man sich mit leiser Stimme; die Unterhaltungen an öffentlichen Orten und die des Volks theilten diese Unruhe. Kein äußeres Zeichen erklärte diese Lage; nichts schien den gewöhnlichen Lauf der Dinge unterbrochen zu haben, und dennoch täuschten sich die öffentlichen Ahnungen und ihre Besorgnisse nicht, ein solcher bewundernswerther Instinct liegt in den Voraussehungen des Volkes.

Ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, ist es nothwendig, daß wir die Beweggründe zu diesem moralischen Unbehagen der römischen Stadt erklären; überdies stehen diese Thatsachen in so innigem Zusammenhang mit unserm Werke, daß wir, ohne unsern geraden Weg zu verlassen, unter unsern Schritten eines der geheimnißvollsten Capitel der Annalen Roms im 19. Jahrhundert finden.

Einige Jahre zuvor war ein junger Abbé von dem bescheidenen Range eines Caplans zu dem hohen Posten des Schatzmeisters, mit dem Titel Monsignor, befördert worden. Seine Talente und besonders seine Dienste rechtfertigten diese schnelle Erhebung; nie verstand es ein päpstlicher Schatzmeister besser, die Abgaben einzutreiben und die Schlüssel des Schatzes zu halten. Um einen solchen Diener zu belohnen und einen so gewandten Mann an sich zu fesseln, machte der santo padre ihn zum Cardinal. Es fand dabei nur eine Schwierigkeit statt: die Vorschriften des römischen Hofes machen die Functionen eines Generalschatzmeisters unverträglich mit der Cardinalswürde. In Rom ist es aber mit dem Gesetz, wie mit dem Gewissen: man weiß Alles zu umgehen. Der neue Cardinal nahm den Titel Pro-Schatzmeister an und folgte Monsignor dem Ex-Generalschatzmeister.

In den römischen Staaten ist die Verwaltung der Finanzen durchaus keiner Controle unterworfen; der Schatzmeister legt keine officielle Rechnung ab. Ist seine Casse leer, so beschäftigt er sich nur damit, sie wieder zu füllen; der Prälat, welchem dieses Amt anvertraut ist, kann nicht abgesetzt werden, aus welcher Ursache es auch sei, ohne in das Collegium der Cardinäle aufgenommen zu werden, das heißt in den Schooß der Unverletzlichkeit: diese Kirchenfürsten willigen nicht ein, sich andern Gesetzen zu unterwerfen, als denen, welche sie selbst auslegen. Man begreift, daß ein so bequemer Posten sehr gesucht sein muß; er ist der Gegenstand jedes Ehrgeizes.

Die römische Macht trägt in sich selbst einen verderblichen Keim, den Egoismus; Greisen ohne einen folgenden Tag übertragen, wird sie von Päpsten verwaltet, die nicht an die Zukunft denken, von der

Gegenwart Alles nehmen, was sie nehmen können, alle Hülfsquellen erschöpfen und nichts hinterlassen, als einen verarmten und erschöpften Staat. Als die ganze Christenheit Rom tributpflichtig war, als die Königreiche, die Könige und die Völker für sich und ihre Güter unter der päpstlichen Herrschaft standen; als der Fiscus des heiligen Stuhles und der Handel mit Ablaß und geistlichen Gnadenbezeigungen blühte, konnte Rom allen diesen Verschwendungen seiner Päpste genügen, deren Habgier den Himmel verkaufte, um die Erde zu besitzen. Das Gold der ganzen Welt, und später die Reichthümer der beiden Welten, strömten nach Rom.

Das Aergerniß dieser geheiligten Verkäufe trennte von dem heiligen Stuhl einen Theil Europas, und bald brach unter der ungeheuern Größe und dem Uebermaße dieser Mißbräuche die Macht Roms von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr zusammen, und mit ihr verschwand auch sein ungeheurer Reichthum.

Seit der Thronbesteigung Pius' VI. im Jahre 1775 bis zu unseren Tagen ist diese Lage immer beschränkter und gefährlicher geworden. Unter diesem Papste wurden die Beamten nur mittelmäßig besoldet; sie wußten sich immer schadlos zu halten: die Großen durch geistliche Pfründen, die Kleinen durch Erpressungen und Veruntreuungen. Um diese Zeit bezahlte man noch die Schulden Sixtus' V., der die öffentlichen Einkünfte verwendet hatte, um ein Heer auszuheben und die unruhigen Barone zu bezwingen. Die Ausgaben überstiegen die Einnahmen. Pius VI. erfand die Schuldscheine; er sagte lustig: „Ich habe Millionen in meinem Tintenfasse."

Als die schlechten Tage anbrachen, fand der römische Staat sich entblößt, und der Papst, der seiner Tiara und seiner Macht beraubt war, starb im Exil.

Pius VII. versuchte es, den Bedürfnissen des Staats dadurch abzuhelfen, daß er eine Grundsteuer errichtete, la dativa reale, welche jedes Vermögen ohne Unterschied traf. Der Clerus widerstand entschieden dieser Maßregel, indem er behauptete, daß die Kirchengüter mit keiner Steuer belegt werden könnten. Niemals konnte man von dem Cardinal Severoli erlangen, daß er diese Abgabe für die Güter bezahlte, die zu seinem Bisthum Viterbo gehörten; er beharrte bei seiner Weigerung bis zu seinem Tode. Es war viel Zeit erforderlich, um diesen Widerstand zu besiegen.

Die französische Verwaltung brachte so große Ordnung in die Angelegenheiten des römischen Schatzes, daß bei dem Tode Pius' VII., der in seine Staaten zurückkehrte, alle Schulden des heiligen Stuhles be-

zahlt waren, und noch eine Million Scudi, das heißt etwas über vier Millionen Francs, disponibel blieben.

Leo XII. ließ sich Sparsamkeit durch die Verminderung der Abgaben angelegen sein, aber er brachte es dadurch dahin, daß man die Manufacturen, den Handel und die Industrie in Verfall gerathen lassen, auf die Erbauung von Straßen in den Apenninen und auf die Ausbeutung der Wälder jener Gegend, verzichten mußte. Das Resultat dieser Operationen war der Art, daß bei dem Tode dieses Papstes eine Anleihe abgeschlossen werden mußte, um die Kosten des Conclave bestreiten zu können.

Pius VIII., dieser kleine päpstliche Stützbalken, veränderte nichts an dieser Lage. Pasquin faßte die ganze Geschichte dieser Regierung in die Verse zusammen:

„Allorchè papa Pio
Comparse innunzi a Dio,
Dio gli chiese: Cosa hai fatto?
Ei rispose: Niente affatto."

Ein junger Franzose in der Villa Medici übersetzte diese Verse, welche wir danach ungefähr so wiedergeben:

Es fragte den Papst Pius Gott,
Was je dem Himmel er gegeben?
Er sagt — es ist ein wahrer Spott —
„Ich gab ihm nichts in meinem Leben!"

Die Regierung Gregor's XVI. bestand aus einer Reihe von Niederlagen.

1831, sofort nach der Einsetzung des neuen Papstes, brach der Aufstand der Romagna aus, die Ausgaben für die militärische Bewaffnung, welche mindestens ungeschickten Händen anvertraut wurde, der hohe Sold der Schweizerregimenter und die Unterdrückung der Abgaben, welche durch die Insurgenten erlangt wurde, brachten den Beginn dieser Regierung in die traurigsten Umstände. Verderbliche Anleihen überschuldeten die Gegenwart und die Zukunft; man vervielfältigte diese verhängnißvollen Maßregeln, und die Noth des Staats war so groß, daß man die kirchlichen Canons verkaufen mußte, das heißt, Einkünfte, welche der Clerus besaß, und einen großen Theil von den Besitzungen der apostolischen Kammer. In Folge dieser Operationen war das Schatzamt des heiligen Stuhles belastet mit einer Rente von einer Million römischer Thaler.

Andere Umstände, die Anwesenheit der österreichischen Truppen, die Erhöhung des Kriegsbudgets und der Anwerbung der Schweizer-

regimenter, vervollständigten die Noth dieser schon so schmerzlichen Lage. Was war im Schooße dieses Elends aus dem stolzen Prunke des Roms der Päpste geworden?

Um den öffentlichen Unwillen zu beschwichtigen, hat man mit vieler Anmaßung gesagt, daß die Kosten für den Haushalt des Papstes, welcher Alles das in sich faßt, was die Macht des Papstes und der Cardinäle betrifft, nur 391,551 römische Thaler betrüge (2,094,797 Francs). Man hat sich wohl gehütet, zu sagen, daß die Mitglieder des heiligen Collegiums sämmtlich im Besitz großen Vermögens und reicher Pfründen sind. Was den santo padre betrifft, so ist sein Antheil an den Erträgnissen der Pfründenkammer und des Secretariats der Gnadenbriefe der des Löwen. Außerdem verfügt er auch noch nach seiner Willkür über die Besetzung der Aemter und die Abtretung der Pfründen. Wir werden später auf diesen Punkt zurückkommen.

Man war zu dieser äußersten Maßregel gezwungen, als die Entlassung des Cardinal-Pro-Schatzmeisters den Hof, den Clerus und das Volk in Erstaunen versetzte. Es schien, als ob der Rücktritt des Mannes, der unter so schwierigen Verhältnissen es verstanden hatte, durch so viele Klippen zu schiffen, eine so vielen Unglücksfällen hinzugefügte neue Calamität sei. Die Bestürzung folgte der Ueberraschung; bald aber gewannen die römische Sorglosigkeit und Leichtfertigkeit wieder ihr Ansehen der Kälte und des Spottes.

In Rom ist eine Dienstentlassung stets selten; aber die Entlassung eines Schatzmeisters, die freiwillige Aufgebung eines so beneideten Postens, war ein wunderbares Ereigniß; sie wurde daher auch der Stoff aller Vermuthungen, und Jedermann strengte sich an, die Ursachen einer so außerordentlichen Thatsache zu entdecken.

Man verlor sich in Vermuthungen; der santo padre bewies ihm die lebhafteste Zuneigung und nannte ihn den Unumgänglichen; er hatte ihn, wie wir sahen, gegen alle Vorschriften des Hofes auf seinem Posten beibehalten, nachdem er ihn zum Cardinal erhoben hatte. Wie kam es nun, daß er einwilligte, sich von ihm zu trennen?

Hier die unterhaltendste und auch die wahrscheinlichste der Auslegungen, welche diese unbegreifliche Entlassung zu erklären suchten.

Eine französische Dame, die in großem Ansehen stand, und deren Einfluß die Macht der Donna Olympia entthronte, hatte an den Ufern der Tiber eine Besitzung, auf die sie viel Werth legte. In der Nähe derselben ließ der Cardinal-Schatzmeister eine königliche Wohnung erbauen, welche alle benachbarten Gebäude in Schatten stellte. Die Dame beklagte sich bei dem Papste über diese Bedrückung durch seinen Minister. Se. Heiligkeit wollten wissen, wie der Schatzmeister von seinem Gehalte

einen solchen Palast aufführen könnte. Der Minister antwortete mit Bitterkeit, und da er sich seines Amtes für gewiß hielt, beging er die Unbesonnenheit, die Schonungen zu vergessen, die er beobachten mußte. Einige Fragen, welche der ersten folgten, erhielten dieselben unbestimmten, ungeduldigen und hochmüthigen Antworten. — Endlich bot der Schatzmeister seiner Gewohnheit gemäß seine Entlassung an. Diesmal wurde er bei dem Worte genommen. Sogleich häuften die Feinde des Ex-Schatzmeisters, und ein hochgestellter Mann hat deren immer viele, die Anklagen gegen das Vermögen des Cardinals an, und gegen die großen Ersparnisse, die er von seinem Gehalt gesammelt hätte; von allen Seiten schrie man über ein Deficit.

Man erinnerte sich daran, daß, sobald der Schatzmeister zum Cardinal ernannt worden war, der bescheidene Capellan einen blendenden Luxus entwickelt hatte. Als er Besitz von der Kirche seines Titels ergriff, wußte man in Rom, daß die Carosse, deren er sich zu dieser Gelegenheit bediente, 14,000 Thaler gekostet hatte, und daß die allegorischen Basreliefs in Gold auf den Feldern glänzten. Gleich am Morgen hatte man das spöttische Programm der Ceremonie entworfen. Bei der Beschreibung der Kutsche der neuen Eminenz wies man der Justiz ihre Stelle unter den Füßen des Kutschers an; die Klugheit lag sanft eingeschlafen hinten auf dem Wagen. Man versicherte, daß in dem Augenblick, als der Cardinal in die Kirche trat, das Orchester auf die unschuldigste Weise von der Welt ein Musikstück spielte, von welchem damals das musikalische Rom entzückt war, die Symphonie der diebischen Elster.

Nichts ist mehr in Dunkel gehüllt, als die Finanzverwaltung Roms; Alles ist der Willkür überlassen, Alles finster und unbekannt; die Abgaben werden ohne Controle eingezogen und vertheilt; Jedermann weiß, daß das Amt der Prälaten und Cardinäle, diese Ueberwachung auszuüben, nur der Form nach besteht.

Die Abgaben sind ungleich vertheilt; es giebt eine Provinz in den Apenninen, welche seit zwanzig Jahren dem Schatz jährlich 100,000 Francs Uebersteuer für die Erbauung von Straßen bezahlt und die noch jetzt immer nur kaum gangbare Fußwege hat.

Diese Unordnungen erwecken Unzufriedenheit; die Unzufriedenheit erfordert neue Mittel der Unterdrückung; diese machen eine Steigerung der Ausgaben nothwendig, und schon genügen die 4000 Schweizersoldaten, die in den Legationen vertheilt sind, nicht mehr dazu, die Insurrection zu unterdrücken, deren Unternehmungen die Kerker von San Leone und die andern Gefängnisse des Staats mit Gefangenen bevölkert haben.

Die Päpste haben keine erblichen Nachfolger; als Nutznießer, ohne dynastische Interessen, wenig besorgt, Bedauern zu hinterlassen, von der Furcht ergriffen, zu spät gekommen zu sein, und der, zu bald wieder zu gehen, haben sie Eile, eine Gegenwart zu besitzen und zu genießen, die stets nahe daran ist, ihnen zu entschlüpfen.

In solcher Gedankenfolge hat der Cardinal-Schatzmeister Alles verpfändet; er hat, indem er sich zurückzieht, nichts als ein verödetes Feld hinterlassen; der geringste Industriezweig, der der Lumpensammler, ist verpachtet; eine geringe Summe hat dieses Monopol bezahlt; in Rom kann man die Grundsteuer abkaufen, indem man dem Schatze eine bestimmte Summe bezahlt.

Oft wird die Regierung durch diese Habgier betrogen.

1841 trug ein industrieller Unternehmer, der in Rom durch seine zahlreichen Einkäufe sehr bekannt war, dem Schatzmeister eine baare Summe von 300,000 Francs und eine jährliche Steuer von 25,000 Francs an, um seinen andern Speculationen das Monopol des Pulververkaufs hinzuzufügen. Der Contract, der dem Staate einen scheinbaren Gewinn bot, wurde unterzeichnet; man setzte den Preis von 3 Francs für das Kilogramm zu Gunsten des neuen Pachters fest. Da die Vorräthe der Arsenäle erschöpft waren, dachte man daran, sie zu erneuern; man mußte sich dem neuen Tarife unterwerfen, und 3 Francs für das bezahlen, was vor dem Abkommen nur 80 Centimen gekostet hatte. Der Pachter war zu mächtig, als daß man ihm hätte trotzen können; man mußte deshalb mit ihm unterhandeln; in Folge dieser Kurzsichtigkeit wurde der Schatz mit einer Rente von 250,000 Francs für eine Rente von 25,000 Fr. und die ein für allemal bezahlten 300,000 Francs belastet. In andern Ländern werden die Verschwender, die ihr Vermögen so verwalten, wie die Päpste das Besitzthum des heiligen Petrus, unter Aufsicht gestellt. Die Dinge sind so weit gediehen, daß die Hülfsquellen des Kirchenstaates im Voraus verpfändet und den Steuerpächtern für die künftigen Jahre 1846, 1847 und 1848 überwiesen wurden.

Der Schatzmeister hatte den einzigen Wahlspruch: „die Provinzen so viel als möglich und in der möglichst kurzen Zeit leisten zu lassen; ihnen nur das zu bewilligen, was man ihnen nicht verweigern kann." — Dieser Beamte machte nach den Ueberschwemmungen des Po und des Reno, eine Reise durch die Provinzen Ravenna, Bologna und Ferrara, um dem Verzweiflungsschrei zu antworten, den diese verheerten Gegenden ausstießen. Um sich von dem Enthusiasmus der Bevölkerung zu überzeugen, hatte er selbst das Programm zu den Festlichkeiten entworfen und geordnet, die bei seiner Durchreise stattfinden sollten. Nichts fehlte dabei; officielle Begrüßungen, Triumphpforten, demüthige Bitten,

Illuminationen und in schönen Nächten ein Orchester, welches ununterbrochen unter den Fenstern der reisenden Eminenz aufgestellt war. Bei seiner Abreise nahm er die Wünsche der Bevölkerungen mit sich, und ließ ihnen Versprechungen zurück.

In Bologna, dem Mittelpunkte der Verheerungen, ertheilte der Cardinal vier Tage lang Audienzen; man gelangte zu seinem Cabinet durch Vorsäle, die mit glänzenden Officieren angefüllt waren; an jeder Thür stand eine vollständig bewaffnete Schweizer-Schildwache. Sah man diesen militairischen Pomp, die Karten, die Schriften und die Depeschen, die bunt unter einander aufgehäuft waren, so hätte man an die Anwesenheit eines jener Männer glauben können, deren Genie die Kaiserreiche begründet. Es war aber hier nur ein Mensch, vor dem Alter alt geworden, erschöpft und zerstreut, und der auf alle dringenden Fragen stets nur antwortete: „Ich habe hier keine Zeit, über Ihre Angelegenheit zu entscheiden; ich werde mich damit in Rom beschäftigen."

Wir zeigten die Fehler und die Lügen dieser Verwaltung, die so oft in ihren eignen Schlingen gefangen wurde; jetzt mögen einige Züge auch ihre Redlichkeit und ihre Aufrichtigkeit zeigen.

Nach dem Gebrauche der Traditionen betrachtete der Schatzmeister die Schulden des Staats wie seine eignen, und er beschäftigte sich nicht damit, sie zu bezahlen.

Er wies wie Diebe Die zurück, die einen Anspruch an den Schatz machten. Er beobachtete gegen die Staatsgläubiger eine Taktik, die er dem Pontificate Sixtus' IV. entlehnt hatte; allen Leuten, die Geld von ihm verlangten, antwortete er: „Es ist zu spät; ich habe die Andern bezahlt und es bleibt mir nichts mehr übrig."

Und so bezahlte er Niemand.

Der Graf B. von Perugia hatte seit längeren Jahren einen Anspruch der Art; es war ein Tauschcontract von Grundbesitz zwischen dem Staat und ihm unter einer der vorhergehenden Herrschaften. Die Regierung war in Genuß getreten; aber da sie zu bemerken glaubte, daß der Vortheil nicht auf ihrer Seite sei, hatte sie von Tage zu Tage verschoben, den Vertrag in dem, was sie betraf, auszuführen. Bei der Thronbesteigung Gregor's XVI. erschien der Gläubiger, der unter Leo XII. und Pius VIII. in seinen Versuchen gescheitert war, auf's Neue; mehrere Finanzminister waren aufeinander gefolgt, er aber stets abgewiesen worden. Das Gute, was die Verwaltungswelt von dem neuen Cardinal-Schatzmeister sagte, ermuthigte ihn, sich an den santo padre zu wenden. Der Graf B., der eine zahlreiche Familie zu versorgen hatte, war beinahe dem Elende preisgegeben. Der Papst, dem die Forderung einleuchtete, gab dem Schatzmeister den Befehl, sie zu tilgen. Der Graf

B. erschien jeden Morgen bei der Audienz des Ministers, ohne dieses Resultat zu erlangen. Ermüdet durch diese Abweisungen, wartete er an einem Tage der Ceremonie auf den Cardinal am Thor seines Palastes. Der Minister kam heraus, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, und erkannte vielleicht den Grafen B. nicht, der nur ärmlich gekleidet war und sich ihm als Bittender nahte.

„Man gebe diesem Mann einen Bajocco," sagte der Schatzmeister, indem er sich zu einem seiner Diener wendete.

Damit ging er weiter.

Der Unwille raubte dem Grafen jede Zurückhaltung. Seine Worte waren schneidend. Einen Augenblick nach diesem Zusammentreffen wurde er in der Engelsburg eingesperrt. Die öffentliche Meinung regte sich. Pasquin schleuderte die Blitze seiner Satire; man ließ sprechen und schreiben. Es war eine bezahlte Schuld.

Ein Herr aus Bologna, Gläubiger des päpstlichen Schatzes für beträchtliche Summen, die er der vorhergehenden Regierung vorgeschossen hatte, wurde durch die Verzögerungen ermüdet und willigte in eine bedeutende Herabsetzung seiner Forderung, um nur das Uebrige zu empfangen. Nach einem ihm ertheilten Rathe und durch die Vermittelung eines einflußreichen Freundes, schlug er dem Schatzmeister die Verzichtleistung auf 100,000 Francs vor, indem er eine Generalquittung unterzeichnete.

„Ich ziehe es vor, das Ganze zu behalten," erwiderte der Cardinal nach kurzer Ueberlegung.

Dieser Bologneser Gläubiger hatte auch von dem santo padre eine Audienz erlangt. Der Papst ließ seinen Finanzminister rufen und sagte ihm ziemlich heftig:

„So bezahlen Sie doch diesen rechtschaffenen Mann."

„Heiliger Vater, die Casse ist leer."

„Sie hören es," sagte der Papst mit Bedauern; „es ist nicht unsere Schuld; wir haben kein Geld."

Eine Familie der Romagna, welche nicht zu der Bezahlung einer Forderung an den Staat gelangen konnte, griff zu dem äußersten Mittel, sich an die Gerichte zu wenden. Der Vertheidiger der Kläger erschien in der Kanzlei des Schatzamtes, um die Actenstücke in Empfang zu nehmen, die zur Unterstützung der Ansprüche deponirt waren. Wie groß mußte seine Ueberraschung sein, als die Documente nicht mehr zu finden waren, welche die Berechtigung seiner Clienten darthaten! Er hatte Verdacht gegen die Beamten des Fiscus und besaß den Muth, offen und schriftlich den Generalschatzmeister einer Unterschlagung zu seinem Nutzen anzuklagen. Man wunderte sich weniger über die Thatsache, als über den Muth des Anklägers. Dieser mußte übrigens sein Betragen theuer



(S. 74)

bezahlen. Die Actenstücke fanden sich nicht, und die Sache blieb schweben in Ermangelung eines zweiten Advocaten, der sich der Gefahr auszusetzen Lust hatte, welcher der erste trotzte.

Ungeachtet solcher Mittel muß man noch zu den Anleihen seine Zuflucht nehmen; aber in den römischen Staaten blüht der Wucher. Ancona leiht nur zu 10 Procent; Grundeigenthümer erborgen auf erste Hypothek Geld zu 7 Procent. Täglich wachsen die Ansprüche der Darleiher; das Volk weiß dies.

Die Wunde ist tödtlich. Der unlenksame Geist der Legationen, die ehrgeizige Politik Oesterreichs und der Liberalismus Frankreichs sind für Rom nicht so gefährliche Feinde, wie diese egoistische Habgier. Diese unsinnigen Priester wissen jedoch nicht, daß Unvorsichtigkeit die Throne stürzt, selbst die, welche auf ewigen Grundlagen zu ruhen glauben.

Es handelte sich darum, eine neue Anleihe abzuschließen; man kannte den Einfluß Ben Saul's auf die Israeliten Roms und auf die des übrigen Italiens. Man versuchte, ihn zu überlisten. Der General einer mächtigen Verbindung, der zu dem Amte des Schatzmeisters bezeichnete Prälat, der arglistige Panfilio, und die Schmeicheleien der Donna Olympia, hatten sich vereinigt und verbunden zu diesem Zwecke. Drohungen und Versprechungen, Worte der Verfolgung und Worte der Hoffnung, das Anerbieten ungeheurer Vortheile, eine Zukunft voller Rechte, Freiheiten und bürgerlicher wie politischer Zugeständnisse, Alles scheiterte an dem stummen und theilnahmlosen Phlegma Ben Saul's. Vergebens auch ließ man in seinen Augen die beiden Kreuze des Christus- und St. Gregoriusordens glänzen, die das katholische Rom kürzlich als Prämie für eine Anleihe auf die Brust des jüdischen Banquiers heftete, der seine Casse über die Throne gestellt hat.

Als Ben Saul diese Menschen, die an Würde so hoch standen, so tief vor ihm sich bücken sah, erkannte er, was ihm Ben Jakob gesagt hatte, dessen Rathschlägen er seinen energischen Widerstand verdankte, und er blieb fest bei seinen Weigerungen stehen.

Bei der Wuth, deren finstere Blitze aus den Blicken Derer zuckten, die er zurückwies, erkannte der Jude auch, daß er und die Seinigen von diesem Augenblick an unerbittliche Feinde hätten.



Siebentes Capitel.

Noëmi.



Leider war der Unwille des Monsignor Panfilio gegen die Juden eben so tief, wie alt; der Haß, den er gegen diesen Stamm hegte, bedurfte keiner neuen Anregung, um unerbittlich zu sein. Durch ein beständiges Verhängniß war er bei jedem Schritte seiner Laufbahn gegen die Juden angestoßen; er hatte sie überall seinen Werken und seinen Absichten entgegen gefunden. So oft er es versuchte, sie zu zertreten, war sein Fuß ausgeglitten.

Acht Tage waren seit dem Versuche der Anleihe verflossen, und der Prälat dachte noch mit Bitterkeit daran, daß, wenn sein Ehrgeiz den verlornen Einfluß nicht wieder gewinnen könnte, dies daher rührte, weil ein Judenmädchen sich zwischen seinen Neffen und ihn stellte. Die Juden hatten das Verderben Stephan's durch die verhängnißvolle

Gefälligkeit ihrer wucherischen Darlehne beschleunigt, und als dieses auf so unwürdige Weise erworbene Geld Alles wieder gut machen konnte, hatten diese Verfluchten nichts als Schweigen und Weigerung! Verwirrt durch diese niederbeugenden Betrachtungen kam Monsignor nach Haus. Er begab sich in seine Gemächer, ohne ein einziges Wort zu sprechen, und mit allen Zeichen einer lebhaften Aufregung. Auf seinem Wege war das Bedientenvolk des Degens, der Robe und des Talars, welches seinen Palast erfüllte, verwirrt, und alle Blicke befragten sich voll Besorgniß.



Ohne auf diese Täuschungen zu achten, sagte der Prälat zu seinem Kämmerling ganz laut, und indem er seine Thür schloß, daß er allein sein wollte.

Als Donna Teresa, eine alte Betschwester, welche allein das ausschließliche Privilegium besaß, selbst den Tisch Monsignors zu besorgen und ihm mit ihrer Hand seine Lieblingsspeisen und Weine zu bieten, das Diner vor ihm auftrug, dessen Zubereitung sie mit der zärtlichsten Sorgfalt überwacht hatte, wurde ihr der Schmerz, ihren theuern Herrn das zurückweisen zu sehen, was sie ihm bot. Bei der Gleichgültigkeit, mit welcher die Vorbereitungen zu dem Mahle aufgenommen wurden,

hatte Teresa dieses Resultat vorausgesehen; aber sie hoffte, daß die Verführung des Speisezettels, der Anblick, der Duft und die vorzüglichen Eigenschaften der Gerichte über diesen vorübergehenden Widerwillen triumphiren würden. Sie kannte die Schwäche Dessen, den sie in Versuchung führte. Alles war nutzlos: die Suppe von Vermicelli, gewürzt durch eine leichte Lage von Parmigiano, ein zartes, goldgelbes, festes Gebäck, die appetitliche Mortadella, die heißen Wachteln auf ihrem Lager von Rosmarin, die in Eis gekühlten Compote, alle diese saftigen Wunder wurden verschmäht, und als Teresa Monsignor das Glas Balsamo di Jerusalemme einschenken wollte, womit er jeden Tag seine Mahlzeit begann, äußerte Panfilio einen unbesieglichen Ekel und befahl barsch, man sollte sich entfernen und all das Fressen, dessen Geruch ihm lästig wäre, mit fortnehmen.

Diese kleinen Ereignisse des häuslichen Lebens gewannen eine große Wichtigkeit, als man erfuhr, daß die Signora Teresa zu dem ganzen Hause gesagt hatte:

„Monsignor muß sehr betrübt sein, weil er ein Diner nicht berührte, das ich aus seinen Lieblingsschüsseln zusammengesetzt hatte."

Während der Prälat in Ermangelung der fortgeschickten Mahlzeit seinen Zorn verdaut, wollen wir unsere Blicke anderwärts hinwenden.

In der Nähe von Ben Saul's Wohnung im Ghetto lag ein finsterer kleiner Garten, zu dem Luft und Licht nur durch tausend Hindernisse gelangten. An diesem Orte war Alles traurig, kränklich, schwächlich und leidend; das seltene Grün zeigte sich hier nur kalt und vergänglich. Es ist freilich wahr, daß keine Sorgfalt diesen öden Ort unterhielt, der sich zwischen der Tiefe der hohen ihn umgebenden Mauern verlor. In Italien, und besonders in Rom, halten die Juden ihre Wohnungen verschlossen, öffnen nur die inneren Fenster und vermeiden die Blicke der Nachbarschaft; das ist eine Tradition des Orients. Noëmi hatte diese Einsamkeit gewählt, nicht nur um einer lästigen Gesellschaft zu entrinnen, sondern auch um sich zu sammeln und die Unruhe der Gedanken zu beschwichtigen, die sich seit einigen Tagen in ihr regten.

Die Tochter Ben Jakob's gehörte zu jenem Urstamme, den wir den biblischen nennen wollen, so innig hing sie den Vorschriften der Gesetze Mosis an; Noëmi hatte ihre Mutter nicht gekannt, welche starb, indem sie ihr das Leben gab; erzogen durch ihren Vater, hatte sie eine strenge, ernste und ausschließlich religiöse Erziehung genossen. Schon früh war sie der genauen Beobachtung der Vorschriften unterworfen worden; ihre Kindheit und die ersten Jahre ihrer Jugend verflossen unter den Gebräuchen der Vergangenheit; sie wußte nichts von den Sitten der Gegenwart, und bemerkte die Zukunft noch nicht. Ein

blinder Gehorsam gegen die Wünsche ihres Vaters, eine buchstäbliche Fügsamkeit gegen alle Vorschriften des heiligen Textes, das waren die einzigen Grundsätze, welche Ben Jakob bis zu seiner Tochter hatte gelangen lassen. Der Vater Noëmi's war ein Mann von eiskaltem Wesen; als Kind seines Alters hatte sie ihn stets nur in feierlicher Haltung gesehen, was ihre Ehrfurcht bis zum Schrecken steigerte. Das junge Mädchen hatte bisher in Einsamkeit gelebt, und beinahe ohne das väterliche Haus zu verlassen; indeß, und besonders seitdem sie sich dem Jungfrauenalter näherte, hatte sie einige Verwandte und auch einige Gespielinnen ihres Alters besucht; da ihr aber die Sprache der Welt unbekannt war, legte sie nie eine außerordentlich große Zurückhaltung ab. In ihr waren das Herz und der Geist wie der Gedanke stumm, gleich den Lippen, die noch nie ein Wort gesprochen haben.

Ben Jakob war eine patriarchalische Natur. Für ihn wurden die ganze Gesellschaft, die Rechte und Pflichten eines jeden Einzelnen, durch die Verpflichtungen und die Wohlthaten der Existenz an dem häuslichen Heerd dargestellt. Ernsthaft mit den Interessen der großen israelitischen Familie beschäftigt, hatte Ben Jakob oft für diese die Sorgfalt für sein eigenes Vermögen vernachlässigt. Fest dem Texte der Bibel anhängend, sah er außerdem nichts, und er glaubte, genug für seine Tochter gethan zu haben, indem er sie in den Lehren der göttlichen Weisheit unterrichtete. Der Verlust einer geliebten Gattin und beinahe aller seiner Kinder hatte über die Gefühle Ben Jakob's eine Wolke gebreitet, die seit vielen Jahren nichts zu zertheilen vermochte. Er wendete Noëmi alle die Neigungen zu, die er seiner Ergebenheit für seine Brüder noch entnehmen konnte. Uebrigens war seine Herrschaft sanft, leicht zu ertragen und geduldig; er gewährte eine moralische Freiheit, die er nicht antasten wollte.

Noëmi liebte ihren Vater mit einer kindlichen Frömmigkeit, allein sie hatte ihm gegenüber nicht die Ergüsse der Zärtlichkeit gekannt, welche bei anderen Kindern gewöhnlich ist.

Als die Tochter Ben Jakob's nach Rom kam, hatte sie zu ihrer Belehrung kein anderes Buch gelesen, als die Bibel. So wie Joas konnte sie in dem Heiligthum sagen:

„Dieser Tempel ist mein Vaterland, ich kenne kein anderes.“ Und gleichwohl war diese edle, vortreffliche Natur angefüllt mit fruchtbaren Keimen; bei Noëmi war die Trägheit nur scheinbar; die Gluth ihres Blicks, der stolze Ausdruck ihrer Physiognomie, die Ironie ihres Lächelns und das Portamento ihres Körpers offenbarten in ihr jene mächtigen Fähigkeiten, die ein wohlthätiger Hauch zum Erglühen bringen sollte.

Die verflossene Woche war von finstern Besorgnissen erfüllt gewe-

sen; Noëmi hatte mehr als einmal die Zeichen und Beweise einer geheimnißvollen Betrübniß überrascht. Unter den Anstrengungen, die man machte, um seine Besorgnisse zu verbergen, entdeckte sie geheime Leiden; sie erhaschte auch gewisse vertrauliche Mittheilungen, und sie hatte begriffen, daß ihr Volk von neuen Verfolgungen bedroht würde; die Besorgnisse ihres Vaters erschreckten sie; der unbeugsame Charakter des Greises konnte nur durch eine wirkliche und unvermeidliche Gefahr erschüttert werden.

Eine unbestimmte und peinliche Ahnung mischte sie persönlich in diese Besorgnisse; ohne sich Rechenschaft von den Aufregungen zu geben, die sie quälten, fühlte sie, daß sie aller dieser Trauer und den Unglücksfällen, die sich zu verkünden schienen, nicht fremd sei, und der Auftritt in dem Pinciogarten und das, was sie von Dem wußte, der sie beleidigt hatte; der Brief, den an dem Tage dieses Ereignisses Ben Saul empfing, die Abwesenheit des Vaters Emanuel's, den sie in Verzweiflung hatte gehen und entmuthigt und niedergeschlagen zurückkehren sehen, einige Aeußerungen des Unwillens, die Ben Jakob entschlüpften — alle diese Symptome erschreckten sie.

Ein letztes Ereigniß würde ihre Zweifel vollends vernichtet haben, hätte sie dergleichen noch hegen können.

Am Tage zuvor war Noëmi's Vater schon sehr früh ausgegangen, hastig zurückgekehrt, und nach einigen flüchtigen mit Ben Saul gewechselten Worten hatten wichtige Vorbereitungen ihn zu beschäftigen geschienen; am Abend hatte er seine Tochter mit einer Innigkeit umarmt, an die sie noch nicht gewöhnt war, und an eben diesem Morgen hatte sie erfahren, daß ihr Vater den Weg nach Mantua in Begleitung Emanuel's eingeschlagen hätte, den er schon seinen Sohn nannte.

Diese Mittheilungen waren ihr durch Ben Saul gemacht worden, da die Juden die Regel angenommen hatten, so wenig als möglich zu schreiben, besonders wenn sie sich in einer kritischen Lage befanden. Als der Vater Emanuel's Noëmi die Abreise Ben Jakob's mit seinem Sohne mittheilte, versicherte er sie seiner Zuneigung, und bat sie, ihm zu gestatten, daß er sie Tochter nennen dürfte. Die junge Jüdin erröthete, indem sie diese Worte hörte, doch in dem Augenblicke, als Ben Saul aus dieser Verlegenheit ein günstiges Zeichen ziehen wollte, nahm Noëmi das Wesen einer so ruhigen Gleichgültigkeit an, daß der Greis seinen Irrthum bemerkte. Die Namen des Sohnes und der Tochter, welche der Vater Emanuel's und ihr eigner gegen ihre Kinder austauschten, waren ihr zuwider, ohne daß sie den Grund dieses ganz unwillkürlichen Unwillens zu begreifen vermochte. In der Stimmung Noëmi's war eine plötzliche Umwandlung vorgegangen; ihre Gedanken

und ihre Einbildungskraft betrachteten mit Staunen die neuen Regionen, die ihr Geist entdeckte. Bei der Berührung einer innern Flamme belebte sich die Bildsäule; bei energischen Naturen, die lange Zeit im Zaum gehalten wurden, ist diese Metamorphose ein anziehendes Schauspiel.

Indem sie über das nachdachte, was seit ihrer Ankunft in Rom sich zugetragen hatte, sah sie die Dunkelheit verschwinden, und ein neues Licht die Finsternisse verjagen. Die Erinnerung an die Gewaltthat und an den Schutz, deren Gegenstand sie gewesen war, verliehen ihren Gedanken eine Richtung, die sie bisher noch nicht genommen hatten; unter unbekannten Eindrücken fühlte sie die Röthe der Scham ihre Stirn überziehen, und der Kampf zwischen der Schüchternheit ihrer Erziehung und ihrer weiblichen Eigenliebe begann in ihr. Noëmi wagte sich kaum zu gestehen, was sie empfand. Zuerst fühlte sie sich kräftig und aufgeregt, sie erhob stolz den Kopf und schien der Welt trotzen zu wollen, in welche ihr Gedanke und ihre Gefühle eingetreten waren, aber bald erlag sie den Schrecken, deren Gewicht die Ungewißheit vergrößerte; dunklen Besorgnissen preisgegeben, fürchtete sie das, wovor sie Mißtrauen empfand, und gegenüber einer Gefahr, deren unbestimmtes Bewußtsein sie hatte, fragte sich Noëmi, wo sie einen Schutz finden sollte, fern von ihrem Vater, der sie eben verlassen hatte.

Dann begann sie zu weinen, wie dies den kräftigsten Naturen widerfährt. Beschämt durch diese Schwäche, trocknete sie ihre Thränen und mit einer feierlichen Ruhe faßte sie ihre Lage in das Auge.

Ben Jakob hatte diesmal seine religiöse Aufopferung über seine Familienpflichten gestellt; da er ohne Zweifel fürchtete, daß er in dieser Prüfung erliegen möchte, hatte er das Lebewohl vermieden, und seine Tochter verlassen, ohne sie durch den Trost einer letzten Umarmung zu stärken. Noëmi war an eine solche Verehrung für den Willen ihres Vaters gewöhnt, daß sie nicht einmal versuchte, sein Betragen bei dieser Gelegenheit zu prüfen. Was den Schutz betraf, den sie von Ben Saul und dessen Frau erwarten konnte, so erschien er in ihren Augen als nichtsbedeutend. Der Greis besaß eine Schüchternheit, die das Alter noch gesteigert hatte, indem sie seine physische und seine moralische Kraft verminderte; Sara war eine Frau, die sich zu sehr an vollständige Unterwerfung gewöhnt hatte, um ihr eine Entschlossenheit gewähren zu können, die sie für sich selbst nicht besaß. Emanuel hätte sie gegen die Gefahr vertheidigen können; allein in den Gefühlen Noëmi's lag eine solche Gleichgültigkeit gegen diesen jungen Mann, daß sie sich nicht entschließen konnte, ihn in ihrem Leben für irgend etwas zu zählen.

Eine andere Person zeigte sich ihr mitten in dieser allgemeinen Verlassenheit; das war der junge Mann, der sie in dem Pinciogarten

gegen die wüthenden Angriffe Stephan's schützte. Das Andenken an ihn schmeichelte den Erinnerungen, die sie von dieser großmüthigen Erscheinung bewahrt hatte; sie erblickte ihren Vertheidiger, jung, schön, muthig und ergebungsvoll. Die Dankbarkeit, welche diese Handlung ihr einflößte, ging weit über das Gefühl gewöhnlichen Dankes hinaus; sie trieb es bis zu dem Enthusiasmus und bis zu der Bewunderung. Mit jener erfindungsreichen Kunst, deren Geheimniß das Herz der Frauen so schnell gewinnt, übertrieb sie die Gefahr, der sie ausgesetzt gewesen war, um auch den Dienst und den Dank zu übertreiben, der ihrem Herzen entströmte. Sie glaubte in ihrer Seele nur eine Danksagung auszusprechen, und ihr Herz stimmte einen Liebesgesang an. Diesen lebhaften Regungen folgten hoffnungslose Gedanken. Wo war der unbekannte Befreier, von dem sie nichts wußte, nicht einmal den Namen? Ach, wenn er sich ihren Blicken zeigte, und wäre es auch unter der zahlreichsten Menge gewesen, so würden ihre Augen sich nicht getäuscht haben, sie würde leicht die Züge wiedererkannt haben, die sich in ihre Gedanken so tief eingegraben hatten. Einen Augenblick faßte sie den unsinnigen Vorsatz, ihn aufzusuchen, ihm zu begegnen, ihm ihre Noth zu klagen. Schon im voraus war ihr Vertrauen zu ihm unbedingt; sie zweifelte nicht an seinem Eifer, ihr einen nöthigen Beistand zu gewähren, und mit unaussprechlicher Freude stellte sie sich unter seinen Schutz. Bei einem so schönen Gesichte war es unmöglich, daß er nicht auch ein gutes Herz hatte. — Indem die Gedanken Noëmi's sich erhitzten, zündeten sie den glühenden Heerd an, der in dem tiefsten Grund ihrer Organisation brannte, und bald steigerte sich ihre leidenschaftliche Träumerei bis zum Delirium. Es giebt auserwählte Naturen, welche in sich selbst die Elemente einer Leidenschaft finden, die, um sich zu steigern, nur der eignen Aufregungen bedarf.

Noëmi hatte durch diesen abwesenden und beinahe idealen Geliebten Entzückungen, welche ihre Schamhaftigkeit ihr in Gegenwart des geliebten Gegenstandes verboten haben würde.

Der Zufall, diese zuweilen so verständige Vorsehung, verlieh ihr Freunde, auf die sie sich mit Zuversicht stützen konnte.

Um der Belästigung und der moralischen Qual ihrer Lage zu entrinnen, beschloß sie, die Stadt Rom in allen ihren Theilen zu studiren und, obgleich Jüdin, die katholische Religion kennen zu lernen, deren Herrschaft, einst so ausgedehnt, jetzt auf allen Seiten zusammenbrach.

In Mantua hatte sie in dem Palaste der Herzoge die Fresken Montagna's gesehen, den Riesensaal, jenes colossale Werk des Giulio Romano; seitdem sie diese Meisterwerke betrachtet hatte, wendeten alle ihre Neigungen sich den Künsten zu.

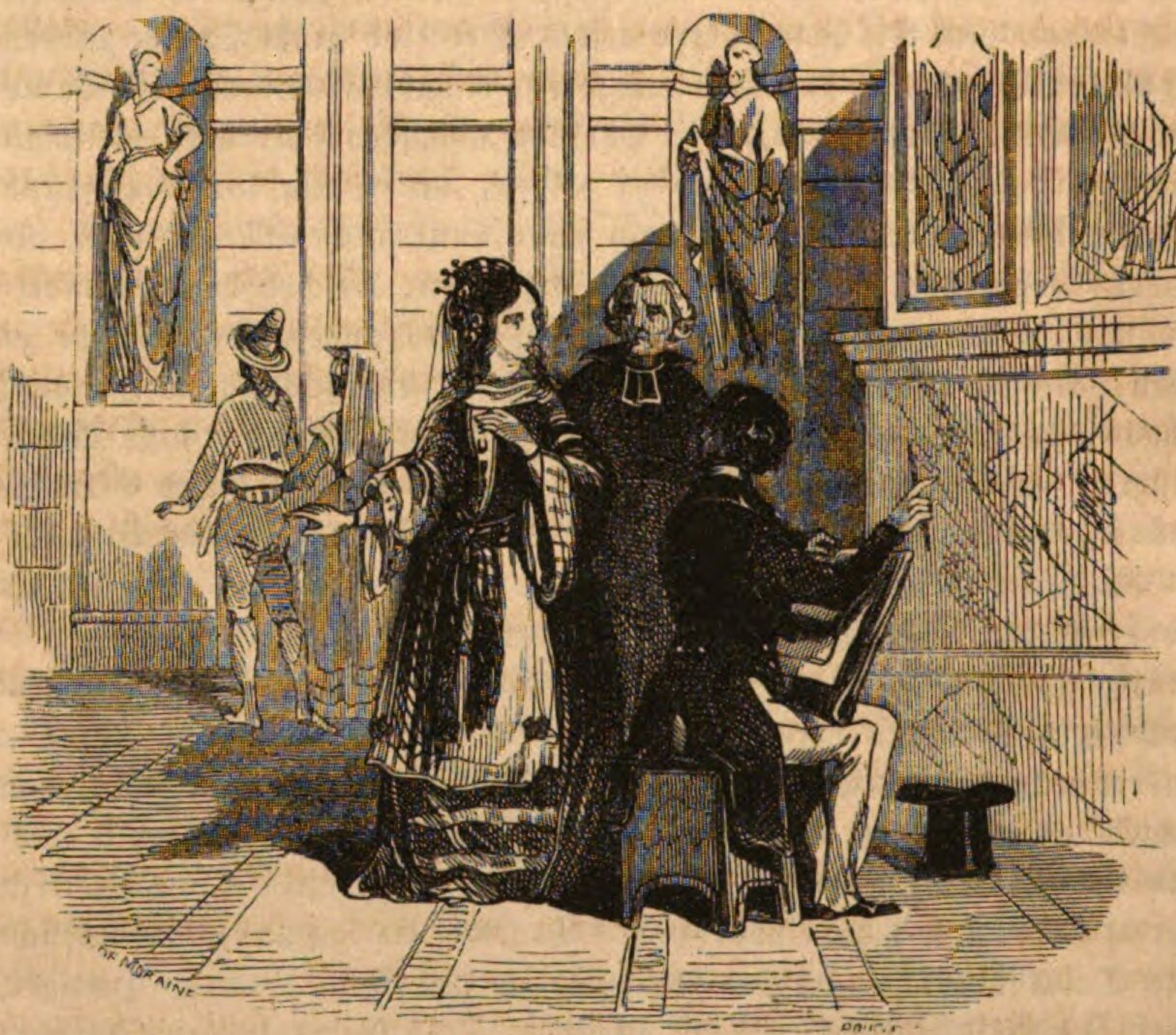
Um ihre Forschungen vorzunehmen, benutzte sie die Freiheit der italienischen Sitten, welche in Rom den Frauen gestatten, allein auszugehen.

Im Vatican war Noëmi eines Tages in jenem Theile des Palastes, welcher von dem St. Petersplatze rechts über eine große Treppe zu den päpstlichen Gemächern und über eine große Rampe nach dem Hofe Santo Tomaso führt, den ehemals die Portiken umgaben, die dazu bestimmt waren, die Façade des Vaticans zu bilden, unter dem linken Portikus stehen geblieben, den Raphael durch seine unsterblichen Meisterwerke für immer berühmt gemacht hat. Das Entzücken, welches dieser wunderbare Anblick ihr gewährte, gestattete ihr nicht, andere Gegenstände zu sehen, als die Gemälde des Meisters, deren Betrachtung sie sich ganz hingab; da hörte sie in ihrer Nähe mit leiser Stimme einige Worte flüstern. Sie wendete ihre Blicke dem Orte zu, von wo dieses Geflüster ertönte, und sah eine lebende Gruppe, die selbst ein kostbares Bild bot.

Es war ein Greis und ein junger Mann; dieser copirte einige der bewundernswürdigen Gestalten, die er vor Augen hatte; seine Haltung zeigte etwas, das der Anbetung glich, und er war vor seinem Vorbild in Entzücken versunken, wie vor einem himmlischen Werke. Der Andere war ein Greis, dessen Kopf, das Muster einer edlen Kraft, von langem, weißem Haar umschlossen wurde; die Züge dieses Gesichts, welches die Zeit noch nicht welk gemacht hatte, athmeten eine Heiterkeit, klar und ruhig, wie die eines schönen Tages. Es lag auf diesem Gesicht eine Durchsichtigkeit, welche dem Ganzen des Kopfes etwas Heiliges, einen Schein der Glückseligkeit, verlieh. Das Gewand dieses Greises schien anzudeuten, daß er der Kirche angehörte. Der junge Mann hatte ein offenes, lebhaftes Wesen; in der Anordnung seines Haares und seines Bartes bemerkte man nichts Sonderbares, noch Geziertes; er hielt sich weit von jeder Uebertreibung entfernt; aber der Ausdruck seines Gesichts verrieth seinen Geist und seinen Eifer für die Kunst. Bei ihm vereinigten sich die Zeichen der Güte und der Milde mit denen der kräftigen Entschlossenheit; er hatte eine ganz französische Physiognomie, sowohl durch den Geist seines Blickes, als durch die Anmuth seines Lächelns.

Zu seiner Arbeit war er niedergekniet, wie vor Gott; er hielt den Kopf auf die Seite geneigt, und zuweilen spiegelte er sich in jedem Kreidestriche mit einem Gefühle des befriedigten Enthusiasmus. Aber sein Gefährte mäßigte diese Befriedigung durch so eifrige Rathschläge, daß sie die Hand des Künstlers zu führen schienen. Die Zusammenstellung dieser beiden Personen bildete einen Contrast voll Harmonie. Noëmi, die entzückt und angezogen durch das Schauspiel war, von

dem sie die Blicke nicht abzuwenden vermochte, stand neben diesen beiden Männern, ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen war, verwirrt und verlegen über das, was ihr Schritt Ungeziemendes haben konnte.



Bei der Annäherung des jungen Mädchens hatte der Künstler den Kopf gewendet; als er sie erblickte, stieß er einen Schrei aus, der sein Staunen über so viel Schönheit verrieth. Dann sagte er mit einer galanten Ueberspanntheit, indem er aufstand, sein Album schloß und das Werk Sanzio's betrachtete:

„Meister, verzeih mir, wenn ich gleich Dir die Begeisterung der Natur der der vollkommensten Kunst vorziehe."

Nach einem Augenblick des Zagens und der gegenseitigen Prüfung näherten die beiden jungen Leute sich einander, ihre Unterhaltung wurde lebhafter, und der Greis konnte seinerseits des reizenden Anblickes dieser beiden Köpfe, so verschieden an Charakter, aber geschmückt durch den Glanz der Schönheit und der freudestrahlenden Jugend, genießen.

Das Gespräch hatte anfangs keinen andern Gegenstand, als die Kunst und ihre Wunder; aber die Eigenschaften der Seele, die Gefühle des Herzens, die Vorzüge des Geistes und die Reichthümer der Einbil-

dungskraft äußerten sich durch instinktmäßige und plötzliche Ausbrüche. Noëmi staunte über die umfassenden und vielseitigen Kenntnisse und über die Sicherheit des Urtheils, welche bei dem Künstler sich mit der stets bereiten Entgegnung und einer poetischen Begeisterung paarten. Die Erhabenheit der Sprache, welche von der Kunst zu reden verstand, indem sie sich allen erhabenen und edlen Gedanken anschloß, erregte in ihr lebhafte Sympathien, und sie erkannte in diesem Augenblicke Alles, was der Geist und der Verstand durch stillen Austausch der Gedanken gewinnen können.

Was sie bei dieser ersten Zusammenkunft für den französischen Künstler empfand, war eine Neigung der Anziehungskraft, die sie zu einem Manne hinriß, der mit so vielen liebenswürdigen Eigenschaften begabt war; sie fühlte, daß sie ihm ihre Freundschaft nicht würde verweigern können, daß sie ihm aber nie ihre Liebe gewähren würde, und voll Vertrauen gab sie sich der Neigung hin, die sie mit einander vereinigte.

Als die Nacht Noëmi und den Künstler trennte, wunderte das junge Mädchen sich über die Fortschritte, die sie auf der neuen Bahn gemacht hatte, die sie seit wenigen Tagen verfolgte.

Am nächsten Tage fand man sich im Vatican an demselben Orte bei den herrlichen Fresken wieder, ohne sich am Tage zuvor verabredet zu haben; die Zusammenkünfte wurden häufiger, und ihre Dauer verlängerte sich. Ein Monat hatte genügt, um zwischen den beiden jungen Leuten die Bande inniger Freundschaft anzuknüpfen.

Der Reiz, welchen Noëmi in dieser Verbindung fand, ließ sie die peinlichen Eindrücke vergessen, zu denen die Ereignisse sie bald wieder erbarmungslos zurückführen sollten. In der Gesellschaft des französischen Künstlers hatte sie ihren Gedanken freien Lauf gelassen und den Zwang abgeschüttelt, der seit so langer Zeit die anmuthige Leichtigkeit ihrer Bewegungen einengte. So der Fesseln entledigt, die sie verwirrten, nahmen die Person und der Geist des jungen Mädchens zu an Verdienst und an Schönheit. Noëmi hatte in ihrer Haltung, in ihrem Wesen und in ihrer Sprache eine natürliche Eleganz, die sich ohne Ziererei entwickelte, ohne Mühe, und nur durch die ruhige Entfaltung ihrer glücklichen Instinkte.

Ohne unbescheidene Fragen wußten die neuen Freunde bald Alles, was sie gegenseitig betraf.

Noëmi erzählte offen Alles, was sie von sich selbst wußte; sie hatte erfahren, daß der Künstler wirklich ein Franzose war. Er hieß Julius Bonneville; er verbrachte in Rom als ersten Preis, den er in der Malerei gewonnen hatte, das vierte Jahr der Zeit seiner italienischen Studien.

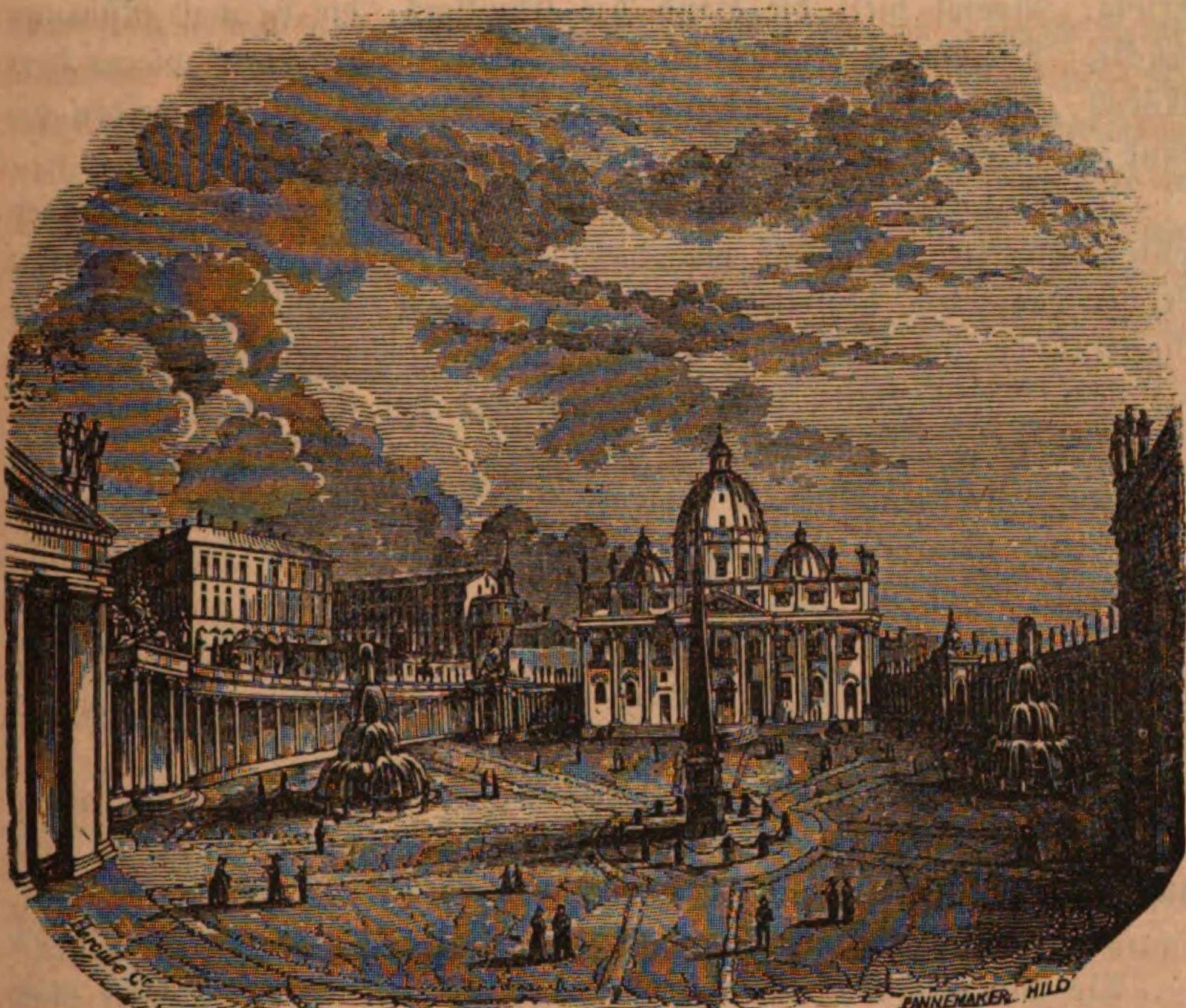
Der Greis war ein Priester; er nannte sich Dom Salvi, weil er früher, ohne dem Orden der Benedictiner anzugehören, sich den gelehrten und nützlichen Arbeiten derselben angeschlossen hatte.

Dom Salvi trat in die Gemeinschaft dieser Freundschaft ein; er empfand für Noëmi die lebhafteste Zuneigung und eine Sympathie, deren Geheimniß wir später erfahren werden, welches Beide noch nicht kannten. — Er war lange in Frankreich gewesen, und seine Neigungen gehörten den Gewohnheiten dieser Nation an. Seine Verbindung mit einigen Pensionären der französischen Akademie in Rom hatte ihn mit allen bekannt gemacht. Der Kirche Saint-Louis, welche in Rom die der Franzosen ist, angehörend, hatten seine Verbindungen sich vervielfältigt und ausgedehnt. Außer der Leutseligkeit seines Charakters fühlte er für den jungen Maler auch noch eine besondere Zuneigung. Er war vertraut mit der Kunst aller Jahrhunderte, aller Länder und mit den Meistern aller Schulen; seine Erfahrung war für das Studium und für die Arbeit, als Rath und zur Ausführung, ein sicherer Leiter, dessen Aufsuchung seine Gefälligkeit und seine wohlwollende Liebenswürdigkeit sehr oft bewirkten.

Ganz besonders hatte er sich Julius Bonneville angeschlossen, dessen redlicher Charakter und dessen Aufrichtigkeit so sehr zu seiner eigenen Freimüthigkeit stimmten, und seitdem Noëmi sich ihnen zugesellt hatte, schwuren der Eine wie der Andere sich gegenseitig, das junge Mädchen gegen jede Gefahr zu vertheidigen, und ohne ihr Wissen über sie zu wachen.

Die Zeit der Uebersendung der Werke der Akademie von Rom nach Paris nahte; Julius, der durch den Namen und die Züge der schönen Jüdin begeistert war, bat sie, ihm als Modell zu einem Bilde von Ruth und Noëmi zu sitzen, das er ihr widmen wollte.

Es wurde verabredet, daß Dom Salvi allen Sitzungen beiwohnen sollte.



Achtes Capitel.

Die Villa Medici.

Lieblich war das Bild, welches Julius Bonneville malte, vollendet; ehe er sich von dieser Leinwand trennte, wollten die drei Freunde sie noch zum letzten Mal sehen; am nächsten Tage sollte sie nach Paris abgehen. Das Gesicht Noëmi's war das ganze Werk; zu diesem hatte der Künstler seine ganzen Anstrengungen zusammengefaßt, und er hatte es mit einer engelgleichen Reinheit und Anmuth begabt. Indem er bewahrte, was es an materieller Schönheit in der Form hatte, beseelte er es durch die ideale Schönheit, durch die Schönheit, die es umhüllte, wie ein himmlischer Schleier. Dom Salvi umarmte Julius, und versprach ihm einen ungeheuren

Erfolg. Noëmi hielt die Hand des Künstlers, die sie voll Rührung drückte. Die Augen des Künstlers wendeten sich von der Copie zu dem Modell, und er schien über den Unterschied, der zwischen beiden bestand, zugleich verzweifelt und entzückt zu sein.

In dem Augenblick, als die Leinwand zusammengerollt werden sollte, bemerkte man, daß man die kurze Angabe vergessen hatte, mit welcher das Werk begleitet sein mußte. Dom Salvi verlangte eine Viertelstunde, um diese Note aufzusetzen, als Noëmi ein Papier zeigte, das sie in ihrem Busen verborgen hatte und voll Demuth sagte:

„Ich habe daran gedacht.“

Sie dictirte Julius die folgende Stelle aus dem Buche Ruth:

„Arpa umarmte weinend ihre Schwiegermutter und kehrte zurück; aber Ruth schloß sich innig an Noëmi an.

„Diese sagte zu Ruth: Du siehst, daß Deine Schwägerin zurückkehrt zu ihrem Volke und zu ihren Göttern; gehe hin und kehre mit ihr zurück.

„Ruth aber antwortete: Ueberall wo Du hingehen willst, werde auch ich hingehen; wo Du Deine Wohnung aufschlagen wirst, da will auch ich wohnen. Dein Volk ist mein Volk, und Dein Gott ist mein Gott.

„Und sie kehrten zurück gen Bethlehem zur Zeit der ersten Ernte.“

Als man den Kasten forttrug, der das Bild enthielt, hätte man nach ihrem Schmerze glauben können, es sei ein Sarg, welcher theure Ueberreste einschloß. Und alle Drei erzählten heiter die Reize der zu dieser Arbeit verwendeten Tage; es schienen ihnen Erinnerungen zu sein, welche die Familie dem Kinde mit auf den Weg giebt, das sie verläßt.

Die Villa Medici, in welcher dieser Auftritt stattfand, liegt auf der Seite des Pincio; sie wurde durch den Cardinal Ricci 1540 nach den Zeichnungen Hannibal Lippi's erbaut; später in den Besitz der Großherzogin von Toscana gelangt, nahm sie den Namen an, den sie noch gegenwärtig führt. In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts wurde sie von der französischen Regierung in Tausch erworben und zu der Errichtung der Akademie bestimmt, welche Frankreich in Rom seit dem 17. Jahrhundert unterhält. Bis dahin nahm die Anstalt, welche durch Ludwig XIV. begründet wurde, den Palast Mancini auf dem Corso ein.

Diese Wohnung ist vollkommen zu ihrer Bestimmung geeignet; sie ist in der prachtvollsten Lage der Stadt; das Gebäude hat den ganzen Charakter der Ordnung und Eleganz, welche den Werken vom Jahrhundert Leo's X. eigen sind. Seine Façade, die auf ungeheuren Unterlagen ruht, gewährt ein edles und strenges Ansehen; sie ist zu gleicher

Zeit florentinisch und römisch: florentinisch im Ganzen, römisch in den Details. Das Gebäude hat einen Garten, der von einem Säulenporticus mit hohen Arcaden überragt wird, den eine doppelte Freitreppe noch hebt; man schreibt Michel Angelo diesen Theil des Gebäudes zu. Darüber schmücken antike Basreliefs die Mauern. Das ist Alles, was von der reichen Sammlung übrig bleibt, welche die Medicis an diesem Orte angehäuft hatten. Die Venus, der Apollo, die Niobe, der eherne Mercur und der Scheerenschleifer sind nach Florenz gekommen. Man hat die Erinnerung daran durch Gypsabgüsse bewahrt, welche in einer Gallerie zur Belehrung der Schüler die Nachahmungen der berühmtesten Statuen vereinigen.

Es ist schwer, mehr Elemente der Studien und des Erfolgs zusammenzubringen. Gleichwohl haben die Resultate seit der Begründung der Akademie bis zu unsern Tagen alle Hoffnungen getäuscht. In Rom scheint der Aufschwung der Pariser Kräfte gelähmt zu sein.

Jedes Jahr nimmt man in das Budget des Staats die stereotype Redensart auf:

„Die Verwaltung beschäftigt sich mit einem neuen Reglement, welches den Zweck hat, den Arbeiten der gekrönten Zöglinge der französischen Akademie in Rom eine nützlichere Richtung zu geben. Diese neue Maßregel und der Eifer des gegenwärtigen Directors verbürgen es, daß diese Anstalt in einem fremden Lande fortfahren wird, Frankreich Ehre zu machen."

Die sämmtlichen Kosten für die Unterhaltung der französischen Akademie in Rom belaufen sich jährlich auf die Summe von 120,000 Francs.

Die Pensionäre bestehen aus den Empfängern der großen Preise der Malerei, der Bildhauerei, der Architectur und der Musik, welche die Concurse der schönen Künste alljährlich nach Rom senden. Der Kupferstich sendet nur einen gekrönten Schüler aller zwei Jahre; die Historienmalerei und Medaillenstecherei nehmen jedes Jahr an der Bewerbung Theil. Die gekrönten Schüler bleiben fünf Jahre in Rom; sie empfangen auf Kosten des Staats Wohnung und Kost und bekommen den Gehalt zu ihren besonderen Ausgaben und den Modellen. Außer den Arbeiten der Copie, die ihnen aufgetragen werden, müssen sie jedes Jahr nach Paris ein Werk ihrer eigenen Composition schicken. Diese Werke werden in dem Palast der schönen Künste ausgestellt, und es wird darüber in der jährlichen Sitzung des Instituts Bericht erstattet. Die Vorwürfe über die Nachlässigkeit, mit welcher die Pflichten erfüllt werden, und das Bedauern über die geringen Fortschritte der Schüler, bilden gewöhnlich die Grundlage dieses feierlichen Berichts.

Die französische Akademie in Rom steht unter der Direction eines Mitgliedes der Akademie der schönen Künste, welches durch diese gewählt wird; die Functionen währen sechs Jahre. Stirbt der Director vor dieser Zeit, so wird er in Folge eines Uebereinkommens von 1676 provisorisch durch den Director der römischen Akademie Saint-Luc ersetzt.

Unter den Namen der letzten Directoren, die stets unter den Malern erwählt werden, erwähnt man die von Guerin, Ingres und Horace Vernet.

Durchläuft man die Liste der ersten Preise seit zwanzig Jahren, so wird man überrascht, daß so selten die Namen der Sieger berühmt geworden sind. Einige haben einen mittelmäßigen Ruf erlangt, die Andern sind vergessen.

Diese traurigen Annalen der französischen Akademie in Rom, welche Julius vor Noëmi zu verbergen nicht einfiel, sind für Alle ein Gegenstand des Staunens gewesen. Die Reisenden, die Regierung, die Künstler, die Diplomatie, haben sich damit beschäftigt; die Pensionäre, die Directoren, haben von dieser Lage nichts begriffen, und jedes Jahr deutet man in den Kammern und in dem Institute das Uebel an, ohne ein Hülfsmittel dagegen zu entdecken. Julius erklärte ganz klar die Ursachen dieses Uebelstandes.

„Die Preisgekrönten," sagte er, „kommen von Paris nach Rom mit Begriffen, welche von Eitelkeit und Stolz aufgeblasen sind. Der Erfolg, den sie in der Schule errungen haben, erscheint ihnen als das Ende ihrer Studien; sie begreifen nicht, daß es nur der Ausgangspunkt zu denselben ist.

„Die Meister ihrerseits sind nicht verständiger als die Schüler; es scheint, die Erfahrung besteht für die Einen noch nicht und ist für die Anderen schon verloren gegangen. Statt die Pensionaire Roms einer festen und doch nicht strengen Disciplin zu unterwerfen, überläßt man sie plötzlich einem regel- und zügellosen Leben.

„Um die Falschheit dieser Lage richtig zu verstehen, muß man die Existenz der meisten Schüler kennen, welche sich der Pflege der Kunst überlassen. Beinahe sämmtlich stammen sie aus der Classe der Armen; viele derselben konnten dem, was sie ihren Beruf nennen, nur gegen den Willen ihrer Eltern folgen, die ein einträgliches Handwerk der oft so undankbaren Kunst vorziehen würden.

„Es ist weit von Paris bis Rom, und der Weg ist rauh für den Künstler, der sich zu dem großen Preise auf den Weg macht. Die Studien währen um so länger, da alle Meister dabei interessirt sind, sie zu verlängern. Wenn der arbeitsame Schüler nach mehreren Jahren glorreich dahin gelangt ist, nach dem Abguß zu zeichnen, tritt er in ein

Atelier ein. Er ist hier der Sündenbock eines mitleidlosen Haufens; er wird zu den Gängen, zum Kleiderreinigen, zum Stiefelputzen, zu den schmachvollsten häuslichen Arbeiten verwendet, und unabläßig unter Schlägen und Schmähungen niedergebeugt, verliert er seinen Namen: er ist der Reibejunge, der Laufbursche."

„Wie," rief Noëmi, „so viel Erniedrigung bei einem so hohen Berufe?"

„Die Extreme berühren sich," entgegnete Julius und fuhr dann fort:

„Endlich giebt es eine Staffelei, ein Farbekästchen und eine Palette. Stolz auf diese Attribute, wie ein junger Officier, der seine ersten Epauletten spazieren trägt, ist der Reibejunge zum Maler geworden: er soll die Hand an das Werk legen. Der bloße Gedanke schon, nach der Natur zu malen, nach einem Modelle, nach einem Frauenzimmer vielleicht, setzt ihn in Feuer. Gewöhnlich gewinnt der junge Künstler durch seine ersten Versuche zunächst die Spöttereien seiner Kameraden und dann die Verwünschungen des Meisters, der ihm eine negative Zukunft voraussagt; diese Regel ist beinahe ohne Ausnahme. Dann folgt das schmerzliche Capitel der Ungewißheiten: ohne Rathschläge, ohne Unterricht, ohne Beispiel und ohne Führer, — welchem Genre soll er sich da widmen? Die neuere Malerkunst hat Neigungen zu allen Schulen, die symbolische, die gothische, die achäische, die seraphische Kunst gewinnt oft die erste Zärtlichkeit der jungen Herzen, die durch deren Heiligenschein von Gold und Azur verführt werden; Andere widmen sich der deutschen Kunst. Die größere Menge hat zuletzt nichts Eigenes, weil sie ein wenig jedem Alter, jedem Lande und jedem Genre entlehnt. Glücklich dann, wenn das Bedürfniß sie nicht dem bürgerlichen Portrait und der schwarzen oder farbigen Ausschußwaare zuführt; ein abscheuliches und gemeines Geschäft, welches den Gedanken und die Hand in fortwährende Berührung mit dem Häßlichen bringt.

„Und die Tyrannei der Meinungen, die Sucht, welche sich der Arbeit und der ganzen Person des Malers entgegenstellt, wenn nicht der Name verwünscht und geächtet werden soll! Giebt man der Zeichnung den Vorzug über die Färbung, so ist man trocken und hart, ohne Seele, ohne Bewegung und ohne Licht; ist man ergriffen von der Farbe, so sind die Bilder schreiend; — bemüht man sich, diese beiden Elemente der Malerei in Einklang zu bringen, so ist man nichtsbedeutend. Wenn in dieser äußersten Noth der Zufall uns nicht bei der Hand ergreift und uns durch Extravaganzen zu Ansehen bringt, so vegetirt man.

„Diesen Qualen des Verstandes fügen Sie noch ein Leben voll Mangel und Entbehrungen hinzu, erfüllt durch Sorgen, welche die Heiterkeit und Sorglosigkeit der Jugend nicht immer zu überwinden

vermag. Wie oft ist das Talent schon unter diesem fortwährenden Kampfe zwischen den Blicken auf die Vergangenheit, den Leiden der Gegenwart und den Mühseligkeiten für die Zukunft zu Grunde gegangen!"

„Sie gehen zu weit," sagte Noëmi erschrocken.

„Und wenn ich Ihnen nun nur meine eigene Geschichte, die Schmerzen meiner Jugend, erzählt hätte?" entgegnete Julius.

„O mein Gott!"

„Wenn nach solchen Prüfungen die Trunkenheit des Triumphes und des Sieges sich zeigt, dann findet sie uns außer uns und verwirrt: der erste Preis, die goldene Medaille, die Ehrenbezeigungen einer öffentlichen Huldigung, der Kranz des Instituts, Rom und fünf Jahre einer behaglichen und ehrenvollen Existenz — das ist ein ungeheures Glück. Mit welchem Entzücken nimmt man es in Besitz! Wie schwingt sich in dieser Freude über den Erfolg der Gedanke zu den hohen Regionen empor, und träumt Ruhm und Reichthum!

„Und dann liegt auch für den Künstler in diesem Rom etwas Zauberhaftes, das uns der Kunst aller glorreichen Zeiten und dem Glanze aller Zeitabschnitte Angesicht in Angesicht gegenüberstellt."

„Ach," rief Noëmi, indem sie sich auch enthusiasmirte, „ich höre Sie gern so sprechen. Das ist der Künstler. Es ist nicht mehr jenes leidende, entwürdigte, kränkliche Wesen, das Sie soeben schilderten!"

„Warten Sie," antwortete mit einem Tone voll finstern Trübsinns Julius, der den Augenblick zuvor noch so aufgeregt war. „Es ist ohne Zweifel," fügte er hinzu, „ein schöner Tag, der, an welchem man Rom durch die Porta del popolo betritt! Wenn man den Platz überschritten hat, der denselben Namen der Pappel verdient, die im Mittelpunkt gepflanzt ist, erblickt man die Villa Medici, diese königliche Wohnung, welche Frankreich für uns bereitet hat, und fühlt dann in sich große und edle Begeisterung.

„Ach, welche grausame Entzauberung folgt diesem Aufschwung! Welche verhängnißvolle Wirklichkeit tritt an die Stelle dieser glänzenden Illusion!

„Rom ist weit davon entfernt, die Versprechungen zu erfüllen, die in seinem Namen gemacht wurden; das wissen alle Die, welche durch seinen Ruf nach seinen Mauern geführt wurden.

„Während einiger Tage währt der Zauber noch fort, aber bald fühlt man eine gewisse Trägheit, ein Schmachten, welche den Körper und den Geist ohne Kraft und ohne Willen lassen. Der Einfluß einer wechselnden Temperatur, die Nordwinde, welche so schnell auf die Südwinde folgen, und die Lungenkrankheiten und Fieberanfälle so häufig machen, werden zunächst dieser Ermüdung beschuldigt. Die Hitze in diesem Lande,

in welchem der Thermometer nie unter 3 Grade herabsinkt, und sich oft auf 33 Grade erhebt, übt ebenfalls eine Wirkung, welche die moralische Entschlossenheit und die physische Kraft bricht; man beugt sich unter einer schläfrigen Mattigkeit; man kämpft vergebens gegen die Betäubung und gegen die Trägheit. In der Villa Medici ist es zur Tradition geworden, daß ein Franzose, wenn er nach Rom kommt, zwei Jahre schläft, ohne aufzuwachen.

„Das Klima ist nicht die einzige Ursache dieser Erschöpfung; die römischen Gewohnheiten sind sämmtlich dem Müßiggange günstig. Haben sie nicht als das höchste Gut das dolce far niente verkündet, aus dem sie beinahe eine Tugend machen?

„Es giebt indeß einen Punkt, in welchem Rom eine überraschende Thätigkeit zeigt. Alle ernsten und flüchtigen Zerstreuungen, von den funzioni der Kirche bis zu dem Schauspiel der burattini, diesen unvergleichlichen Marionetten, vom pulcinella bis zum santissimo bambino, machen das Entzücken der Römer des 19. Jahrhunderts aus. Sie, Noëmi, werden bei Ihren Streifzügen durch die Sitten Roms mehr als eine Gelegenheit haben, diese Thatsache bestätigt zu finden.

„Man läßt sich durch den Strom mit fortreißen, man folgt der Menge, und die verlorene Zeit ist unersetzlich, wie der lateinische Dichter sagt; ist das nicht wahr, Dom Salvi?

„Was soll ich Ihnen auch noch von den andern Verführungen sagen, die den neuen Ankömmling von der Arbeit abwendig machen und ihn in Unordnung stürzen? Diese Wunden, theure Noëmi, werden Sie auch auf Ihren Wegen erblicken; ich will nicht im voraus Ihre Gedanken dadurch betrüben. Ein letztes Wort möge mir zu diesem traurigen Gegenstande genügen. Man spricht viel von der aria cattiva, dieser Pest, die aus den pontinischen Sümpfen heraufsteigt, um die Campagna Roms und einige Quartiere der Stadt zu verheeren. Man hat nichts von einer andern noch gefährlichern Geißel gesagt. Wenn in Rom die Brust nur eine verdorbene und ungesunde Atmosphäre einathmet, so sehen der Geist und das Herz nichts als Laster und Ausschweifung.

„So wird die Unthätigkeit der neuen Pensionäre von langer Dauer; ihre Trägheit ist erfindungsreich in der Entdeckung neuer Vorwände, unter denen die Besichtigung der Alterthümer obenansteht. Später, wenn die Zeit für die Ablieferung der Arbeiten kommt, die zum Fleiße zwingt, sind das Talent, die Hand und die Augen verrostet und der gute Wille, sowie der Eifer, von Unfähigkeit getroffen. Die Arbeiten werden entweder gar nicht oder mit Uebereilung gemacht. In den Kaffeehäusern bringen die meisten Pensionäre ihre Tage zu; sie widmen dem Spiel

und der Trunkenheit alle die Augenblicke, die sie nicht auf die anderen Vergnügungen verwenden. In der Villa Medici, in dem Innern der Akademie, sind die Aufgaben des Ateliers, die Unterhaltungen, lange Geschichten, vertraute Mittheilungen, Spiel, Schlaf und Alles das, was nicht Arbeit ist, in Permanenz. Welches Interesse hat man übrigens, sich seinen Pflichten treu zu zeigen? Es besteht bei uns kein Sporn zum Eifer; es giebt keinen Lohn für den Fleiß. Dieses Unrecht ist nicht das unsrige, sondern das unserer Meister.

„Eins der Hindernisse, welche sich am meisten unsern Fortschritten entgegensetzen, ist die Veränderlichkeit der Richtungen, welche dem Unterrichte gegeben werden.

„Es sind nicht die unwandelbaren Grundsätze der Kunst, die man unseren Studien bietet, sondern es sind Launen und Einfälle des amtirenden Directors. Um nicht zu weit in die Vergangenheit zurückzugehen und in der Gegenwart zu sehr vorzuschreiten, citire ich die drei letzten Directoren der französischen Akademie in Rom: Guérin, den Urheber der Dido, Ingres, den Maler des St. Symphorian, und Horace Vernet, diese schmetternde Trompete unserer Schlachten. Unter Herrn Guérin mußte man Alles veilchenblau und rosenroth halten, mit der Färbung der untergehenden Sonne und den Blicken, welche in Thränen der Wollust gebadet waren. Unter Herrn Ingres mußte Alles von gebranntem Thon gemacht werden, in einem einzigen regelmäßigen, correcten, streng anatomischen und rechtwinkligen Tone. Rubens, dessen üppiges Fleisch und kräftige Farben, waren die Muster des Verderbens. Unter Herrn Horace Vernet mußte man um jeden Preis rasch sein und den Bau der Figuren vernachlässigen, um nur daran zu denken, sie nach dem Geschmack der Mode und nach den Vorschriften zu kleiden. Jetzt, unter dem gegenwärtigen Director, dessen Ernennung durch nichts gerechtfertigt wird, weiß Keiner von uns, welchen Weg er verfolgen soll; aber wie immer sind alle Gnaden und alle Gunstbezeigungen Denen gewiß, die sich den Wünschen des Meisters fügen, Denen, die denselben widerstehen, Uebelwollen und Ungerechtigkeit.

„Dennoch ist unsere Existenz hier nicht ohne einige Annehmlichkeiten; man liebt unsere heitere Laune, man sucht uns auf, man fêtirt uns, nicht in den höheren Regionen und bei dem Clerus, wo man unseren Liberalismus und unsere Philosophie fürchtet, aber in den Mittelclassen. Für uns ist das Leben leicht und müßig; wenn wir bei unsern Abenteuern das Drama der vendetta vermeiden, können wir unsere Tage der Emigration heiter hinbringen.

„Unsere Lieder, unsere Ausfälle, unsere Carricaturen, unsere aristophanischen Scenen, finden den Beifall römischer Lästersucht; wir haben

so ziemlich die Stellung Marforio's und Pasquin's eingenommen, jener beiden alten Orakel, die einst so schwatzhaft waren, und so stumm geworden sind. Wir unterhalten den Hof, der uns haßt, den Clerus, der uns verdammt, und die Stadt, welche uns Beifall zollt.

„Zuweilen bewirken wir Revolutionen; wir haben den britischen Gentlemen Beistand geleistet, die Jockey's in die Pferderennen einzuführen; wir haben das Klapphorn in den Ballorchestern naturalisirt; wir haben an die Stelle der römischen Tänze die unserer Maskenbälle gebracht. Die Fuchsjagd, welche von England aus mit ihren Leuten, ihrer Meute und ihren Thieren zur großen Verwunderung der ganzen pontificalen Mode nach Rom gekommen ist, wurde durch unser Patronat beschützt. Man verdankt uns die französischen Leckereien in den Kaffeehäusern. G. B..., einer der besten Kritiker der Pariser Presse, hat sie zuerst ohne unsere Autorität in dem griechischen Kaffeehause eingeführt, an der Stelle der verabscheuungswerthen acqua vita, die man dort verkaufte. Er hat die Ausdauer so weit getrieben, acht Tage lang ein Fläschchen mit dem Getränk, welches er für ein anderes einführen wollte, bei sich zu tragen.

„Die berühmteste unserer Thaten, die, welche am meisten zu unserer Popularität beitrug, ist unsere Invasion in dem Carneval von 18...

„Ein riesenmäßiger Maskenzug, der von der Villa Medici ausging, verbreitete sich auf dem Corso, zu dem die römische Bevölkerung jeden Ranges in Equipagen und in Galakleidern geeilt war. Die Masken der italienischen Komödie: Brighella, Pantalon, Arlequin, Cassandra, il dottore und der Herr Policinello sind unsern Titis, unsern débardeurs, unserm Robert Macaire, dem Postillon von Lonjumeau, den Husaren beider Geschlechter, unseren Jean-Jeans und unseren Loretten gewichen.

„Die Menge betrachtete uns mit Bewunderung und sah uns mit Entzücken an."

Julius besaß in seiner Erzählung eine Schwungkraft, vor welcher Noëmi die Augen niederschlug, und welche Dom Salvi vergebens zu zügeln trachtete, als ein Ereigniß ihn unterbrach.

Eine Botschaft Ben Saul's rief das junge Mädchen nach dem Ghetto zurück.

Julius und Dom Salvi wollten Noëmi bis zu dem Gitter des Ghetto begleiten.

War es nur eine Wirkung der Besorgniß, oder täuschten ihre Blicke sie nicht, genug, sie glaubten von Straße zu Straße geheimnißvolle Agenten aufgestellt zu sehen, die ihnen von Strecke zu Strecke folgten,

als ob sie einer dem andern und von Posten zu Posten eine Sendung der Spionerie und der Beaufsichtigung zu übertragen hätten.

Noëmi und ihre Freunde hatten sich nicht getäuscht; das junge Mädchen war der Gegenstand einer thätigen Wachsamkeit; alle ihre Schritte wurden belauscht.

Stephan hatte auf Noëmi nicht verzichtet; er wußte von ihr nur das, was Carlo ihm berichtet hatte, nämlich, daß sie im Ghetto wohnte. Es war ihm von Wichtigkeit, mehr zu wissen; er wollte ihre Familie kennen und durch ihre Eltern auf die Erziehung schließen, die sie empfangen hatte. Der Neffe des Monsignor Panfilio war nicht daran gewöhnt, auf unbesieglichen Widerstand zu stoßen, und nachdem er sich ein wenig von seiner ersten Verwirrung erholt hatte, gab er sich selbst das Versprechen, über die schöne Jüdin zu triumphiren, wie er schon so viele andere Mädchen besiegt hatte, besonders wenn er sie durch seine Freigebigkeit blenden konnte. Dazu war es nothwendig, genau von alledem unterrichtet zu sein, was Noëmi betraf.

Eines Morgens hatte er sich nach einer schlaflosen Nacht nach dem Trastevere begeben, an einen ihm wohlbekannten Ort, das Haus Carlo's. Es lag im Hintergrunde eines engen und gewundenen Gäßchens. Niedrig und nur von einem Stock, bestand diese Wohnung aus zwei Zimmern mit einem einzigen Fenster; das eine Zimmer war dem Boden gleich; das andere lag darüber. Unten war ein irdener Topf, um die Polenta zu kochen, und ein Steintopf mit frischem Wasser; oben eine Rohrmatte in einer Ecke auf dem Fußboden ausgebreitet, und reiche und kostbare Waffen von allen Formen und allen Arten an den Mauern hängend — das war das Mobiliar der Wohnung, die in diesem Augenblick leer stand und an deren Thür Stephan seit länger als einer Stunde klopfte, ohne eine Antwort zu bekommen.

„Verwünschter Trunkenbold!" rief er aus; „der Wein von Orvieto, den er gestern getrunken hat, macht, daß er heut so fest schläft. Carlo! — Carlo!"

Die Schläge erschütterten die Thür, und die Rufe, die man in der Ferne hörte, blieben ohne Echo. Das Haus Carlo's, welches am äußersten Ende der Stadt lag, war von allen andern durch einen ziemlich großen Zwischenraum getrennt.

Stephan kehrte von demselben zurück, indem er Carlo und dessen Gleichen verwünschte, als er vor einer kleinen Osteria von schlechtem Aussehen vorübergehend die wüthenden Aeußerungen der Murra hörte, dieses Spieles, das der ganze italienische Pöbel von dem Fuße der Alpen bis nach Calabrien mit den Bewegungen und mit der Stimme spielt, und mit einer Aufregung, welche der Heftigkeit und den Aufwallungen

des Streites gleicht. Unter den ertönenden Stimmen glaubte Stephan die Carlo's zu erkennen; er klopfte an, um den Wirth und dessen Trinker nicht zu beunruhigen, und die verdeckte Thür, die heimlich in den Saal führte, öffnete sich verstohlen und schloß sich sogleich wieder. Stephan hörte, daß man leise sprach, und begriff, daß es sich um ihn handele.

„Es ist ein sior," sagte eine Stimme in dem trasteverinischen Platt.

„Oeffnet," erwiderte eine andere Stimme; „es kommt Arbeit für uns."

Diese Worte ließen Stephan keinen Zweifel: es war Carlo, der sie gesprochen hatte.

Die Thür, gegen die er drückte, gab ohne Widerstand nach; aber Stephan wich einige Schritte zurück, angewidert durch die schweren weingetränkten Dünste, die ihm entgegenströmten. Eine Lampe, in welcher übelriechendes Oel brannte, hatte das ganze Gemach, welches ohne Luft, ohne Raum und ohne Licht war, mit einem dunkeln, dampfenden Nebel erfüllt, der die Kehle und die Nase auf das Unangenehmste berührte; der Geruch des Weines und der Branntweinsbränder, der sich mit andern Ausdünstungen mischte, bildete eine dicke verpestete Atmosphäre, in welcher ein Dutzend munterer Genossen die Nacht hingebracht hatten.

Die Kameraden Carlo's hatten kein besseres Aussehen, wie er selbst. Ihr Wesen, ihre Tracht, ihre Reden und ihre ganze Art zu sein und sich zu benehmen, verkündeten wahre Banditen; die langen Messer lagen auf dem Tische, alle geöffnet, und ohne Zweifel bereit, sich in die Unterhaltung zu mischen und die Streitigkeiten des Spiels kurz abzuschneiden; die Gesichter und die Blicke der Spieler waren glühend, entflammt und purpurgefärbt; die Stimmen waren rauh und hatten einen weinheisern Klang; es war die Trunkenheit in ihrer ganzen unwürdigen Häßlichkeit.

Stephan wollte sich zurückziehen, indem er mit gutem Grunde glaubte, daß er von einem Menschen in dem Zustande, in welchem sich Carlo befand, nichts erwarten dürfte; aber dieser erhob sich, und indem er sich taumelnd dem jungen Manne näherte, zog er ihn an einem Knopfe zurück, an welchem er sich festhielt, um nicht zu fallen, und mit einer Stimme, die durch Schlucken unterbrochen wurde, sagte er:

„Caro signorino, Sie werden mit uns ein Glas Muskatwein von Monte Fiascone trinken, und dann stehe ich Ihnen zu Befehl."

Stephan fühlte, daß eine Weigerung ihn zu großen Verlegenheiten aussetzen würde; überdies hatte der Wirth bei den ersten Worten Carlo's den Fiascone und ein Glas gebracht, und nachdem er geschickt aus

der Flasche das Oel entfernt hatte, welches als Kork diente, füllte er das Glas und bot es Stephan, indem er voll Stolz sagte: „Trinken Sie das, Signor, das ist un vino de vescovo“ (ein Bischofswein).

Der junge Cavalier machte gute Miene zum bösen Spiel; er trank, nachdem er mit dem Glase eine Art von Gruß gebracht hatte; aber er beschränkte sich dann darauf, Carlo zu sagen: „Auf morgen!“



Carlo hätte gewünscht, gleich zur Sache zu kommen, allein Stephan war schon weit fort, als es ihm erst gelang, das Gleichgewicht zu gewinnen.

Gegen Abend erinnerte sich Carlo daran, daß er am nächsten Tage Stephan aufsuchen sollte, und kehrte nach Haus zurück, nachdem er den ganzen Tag damit hingebracht hatte, zu trinken und zu spielen und seine Zeit auf lustige Weise zwischen der bocali, der murra und dem saltarello, bei dem Klange der Guitarre mit den schönen Mädchen des Trastevere zu theilen. Er ließ sein Fenster offen stehen, damit die ersten Strahlen der Sonne oder die frische Morgenluft ihn wecken sollten.

Früh schon begab sich Carlo zu dem verabredeten Orte und fand Stephan bereits auf.

„Der vorgestrige Tag war also gut?“ fragte ihn der Neffe Panfilio's. „Du hast ihn lustig gefeiert.“

„O ja, eccellenza,“ entgegnete Carlo mit dem strahlenden Blicke der Befriedigung; „gut, sehr gut!“

„Nun, dann soll es der heutige auch sein.“

Carlo legte die Hände an das Arsenal seines Gürtels und sagte: „Wollen la vostra eccellenza —“

„Nein!“ rief Stephan voll Abscheu, den ihm dieser Vorschlag einflößte, dessen ganze Grausamkeit er begriff.

Carlo nahm einen Stuhl, ohne dazu aufgefordert zu sein, hüllte sich in seinen Mantel und sagte mit dem Wesen eines Menschen, der fühlt, daß man seiner bedarf, zu Stephan mit dem emphatischen Tone der Vertrautheit: „Herr, ich höre.“

Bei einer früheren Unterredung dieser beiden Männer sahen wir, wie lebendig und tief der Ekel war, den Carlo Stephan einflößte; dieser beeilte sich daher, wie das erste Mal, zu Ende zu kommen. Er beschränkte sich deshalb darauf, Carlo zu befehlen, die Schritte des jungen Mädchens aus dem Ghetto zu beobachten, über sie alle Erkundigungen einzuziehen, die er sich verschaffen könnte, ihr aber durchaus kein Leid anzuthun, und sie selbst im Falle der Noth zu vertheidigen.

Carlo verneigte sich, entfernte sich schnell und begab sich zu Monsignor Panfilio, dem Oheim Stephan's, um diesem, ihrem Uebereinkommen gemäß, die Geheimnisse seines Neffen zu verkaufen.

Auf solche Weise wurden der Ghetto und seine Umgebungen durch drei verschiedene Polizeien umzingelt und beobachtet: die Stephan's und Panfilio's, welche Carlo leitete, und die der Regierung, welche Monsignor insgeheim von den verborgenen Machinationen in dem Judenviertel benachrichtigt hatte. Die ersten Berichte dieser dreifachen Beobachtung brachten die zahlreichen Besuche Noëmi's in der Villa Medici an den Tag. Weiter war nichts erforderlich, um die Beweise einer Verschwörung zwischen den Juden und den Franzosen zu liefern, die durch ihren gemeinschaftlichen Haß mit einander vereinigt wurden. In Rom giebt es keine so abgeschmackte Beschuldigung, die nicht einigen Glauben fände, sobald sie sich an die Furcht wendet, welche in allen Rathsversammlungen ihren Sitz hat.

Die italienischen Stämme besitzen eine eigenthümliche Verschlagenheit, welche sie gern zu geheimen Manövern antreibt. Man weiß, bis zu welchem Punkte der Vollkommenheit Venedig die Kunst der Spionerie und der Angeberei steigerte. Die Annalen dieser Republik sind angefüllt mit geheimnißvollen Gräueln. Die anderen Staaten Italiens nahmen in Folge einer natürlichen Einigung die Gebräuche und die Maske

der venetianischen Polizei an. Rom betrat zuerst diese Bahn der Finsternisse, und bei ihm bilden diese dunklen und unredlichen Ueberlieferungen einen Theil seines innersten Wesens. Die Polizei Roms beschränkte sich nicht auf die heilige Stadt; durch die religiösen Orden, welche seiner Disciplin und seiner Gewalt unterworfen waren, wußte der heilige Stuhl die Geheimnisse der Könige wie die der Völker zu erforschen. Die Höfe aller katholischen Herrscher hatten ihre heimlichen Echos unter den Gewölben des Vaticans.

In Rom gehörten beinahe alle Die, welche sich mit den öffentlichen Angelegenheiten beschäftigen, zur Polizei, nicht durch ihren Stand, aber durch ihren Eifer, sich nützlich zu machen, in ihren unbeschäftigten Augenblicken etwas zu gewinnen, und ihre Muße fruchtbringend zu machen. Die ganze Kirche, von dem niedrigen Gehülfen des Sacristans bis zu den Mitgliedern der höheren Behörden, war in diese Miliz eingeschrieben. Beobachtung und Ueberwachung bildeten einen Theil der Pflichten, die den Leviten auferlegt wurden. Dieser umfassenden Vereinigung schlossen sich die religiösen Gemeinden, die Anhänger des Clerus und die Frommen an. Die Beamten der Regierung wären schlecht angesehen worden, wenn sie ihre Bemühungen nicht mit denen Jener vereinigt hätten; selbst die Armee nahm Theil daran. Dies war ebenso der Fall bei einem andern Theile der römischen Bevölkerung, nämlich bei dem Schwarme der Bettler, der Banditen, der Courtisanen, die noch jetzt in Rom so zahlreich sind; die Hausdienerschaft, die ciceroni und jene ganze Menge, deren Leben voller Abenteuer und Zufälligkeiten mit den Fremden zusammenhängt; Alles, was Rom Mächtiges und Schmachvolles enthält, stand in Verbindung mit der Polizei. Zum Glück lähmte hierin, wie in allen anderen Dingen in diesem Lande, die Trägheit die Handlungen.

In der Zeit, in welcher sich die Ereignisse zutrugen, welche wir schildern, war die ganze päpstliche Polizei auf den Beinen, nicht nur in Rom selbst, sondern auch in allen Besitzungen der Kirche. Die Legationen standen in Flammen, und die Unzufriedenen hatten überall ihre geheimen Vereinigungen und ihren verborgenen Verkehr. Wir geben gern zu, daß die Inquisition beinahe ganz bei der römischen Regierung verschwunden ist. Sie ist jetzt nur noch ein Schreckmittel, um das Judenthum und die Philosophie in Furcht zu setzen, welche sich indeß nicht mehr davor fürchten; allein ehe die Inquisition verschwand, hat sie der römischen Polizei ihr Gift zurückgelassen. Wir sind weit, sehr weit, ohne Zweifel, von den blutigen Verfolgungen entfernt, welche in früheren Zeitaltern so oft die Geschichte der Päpste befleckten; allein indem Rom seine Kräfte verlor, gab es seinen gewaltigen Haß

und seine lebendige Rachgier durchaus nicht auf; unter seiner Schwäche und seiner Erschöpfung lebten noch lange sein Zorn und seine Drohungen. Es hielt nur noch erloschene Blitze in der Hand, allein sein bewaffneter Arm bedrohte noch immer die Welt.

In seiner Abgelebtheit klammerte sich der Zorn des römischen Clerus an die jüdische Nation, die sich weigerte, ihm ihre Schätze auszuliefern, um sich seiner Feindschaft zu entziehen; aber unter diesen Streichen blieben die Juden regungslos auf ihren geschlossenen Geldkisten sitzen; das war für Rom ein Gegenstand unablässig neuerwachender Verzweiflung.

Die liberalen Ideen und die Bewegung, welche sie den Geistern beibringen, die allmälige Schwächung der frommen Ideen in den aufgeklärten Classen, der Geist der Prüfung und der Erwägung, welcher überall eindringt, betrübten Rom nicht so sehr, wie die Regungslosigkeit der Juden und die Unmöglichkeit, sich der Reichthümer, die sie besaßen, zu bemächtigen.

Jeder Papst bezeichnete seine Machthabung durch irgend einen Angriff auf die Lage der Juden. Am 24. Juni 1843 erließ der Papst gegen die Juden eine Bulle, welche man von den schlimmsten Tagen der Barbarei und des Fanatismus eingegeben glauben sollte. Dieses Actenstück, welches wir der Geschichte der Päpste entlehnen, ist unterzeichnet: Fra Vincenzo Salmo, Generalinquisitor:

„Alle Juden, welche in Ancona und in Sinigaglia wohnen, dürfen keine katholischen Ammen noch Christen in ihren Dienst nehmen, unter Androhung, nach den päpstlichen Decreten bestraft zu werden. Alle Israeliten müssen binnen der Frist von drei Monaten ihre beweglichen und unbeweglichen Güter verkaufen; wo nicht, so werden sie im öffentlichen Aufstrich verkauft. Keiner von ihnen darf ohne die Erlaubniß der Regierung in irgend einer Stadt wohnen; im Uebertretungsfalle werden sie nach ihrem betreffenden Ghetto geschickt. Kein Israelit darf außerhalb des Ghetto schlafen, noch einen Christen bewegen, in diesem verworfenen Bezirke zu schlafen, noch freundschaftliche Verbindungen mit den Gläubigen unterhalten, noch Handel mit heiligen Schmucksachen oder Büchern irgend einer Art treiben, bei Vermeidung einer Strafe von hundert Thalern Schadenersatz und siebenjähriger Einkerkerung. Bei Beerdigung ihrer Todten dürfen die Israeliten keine Ceremonien vornehmen, und sich unter Strafe der Confiscation keiner Fackeln bedienen. Die, welche unsern Edicten entgegenhandeln, werden den Strafen der heiligen Inquisition unterworfen. Die vorliegende Maßregel soll im Ghetto mitgetheilt und in der Synagoge verkündet werden."

Als der letzten Bestimmung gemäß diese Bulle in dem Ghetto bekannt wurde, nahm man sie mit einer Uebereinstimmung von Klagen

und Jammern auf, wie die des Propheten. Einen Augenblick glaubten die unglücklichen Juden, man würde gegen sie das gelbe Merkmal wieder einführen, das sie ehemals auf der Schulter tragen mußten.

Es entstand ein allgemeines Wehklagen.

So, sagten die Einen, vervollständigte sich das ungerechte System, welches sie außerhalb des allgemeinen Rechtes stellte. Die neue Maßregel war die strenge Folge von der, welche ihnen die Erwerbung von Grundeigenthum untersagte.

Welches neue Unglück, riefen sie, bedrohte sie noch weiter! War es denn noch nicht genug, in den Ghetto eingesperrt zu sein, in den sie vier Stunden nach Sonnenuntergang nur noch gelangen konnten, wenn sie um schweres Geld die Gnade der Thorhüter erkauften?

Der Stolz Roms, fügten Andere hinzu, wird sich nicht mehr mit dem demüthigenden Schritte begnügen, der ihnen jedes Jahr auferlegt wird, der Verpflichtung, durch ihre Stellvertreter, die Syndici und Rabbiner, von dem Senator die Erlaubniß zu erlangen, in der Stadt der Päpste wohnen zu dürfen!

Es gab Einige, welche fürchteten, man möchte dem Ghetto ein letztes Privilegium entziehen, welches ihre Vorfahren um den Preis des Goldes erkauft hatten, die Gazzaga, die so theuer von Denen bezahlt worden war, welche ihnen dieses Recht vererbten.

Die Häuser, welche die Juden, die nichts besitzen dürfen, in Rom bewohnen, gehören sämmtlich Christen, aber in Folge einer Art von Erbzinsrecht darf der Eigenthümer weder die Miethe erhöhen, noch die Miether vertreiben. Diese Bedingungen sind seit einer langen Reihe von Jahren dieselben. Wenn das Haus einzustürzen droht, ist der Besitzer verpflichtet, es auszubessern oder neu zu erbauen, obgleich das Einkommen nicht mehr im Verhältniß zu dieser Ausgabe steht: nur ist das Syndicat Bürge für die Bezahlung des Miethzinses. Das Wohnungsrecht ist so fest begründet, daß es unter den Juden durch Aussteuer oder Contract übertragen wird.

„Ach,“ sagten die Greise, „man nannte lange Zeit Rom das Paradies der Juden, als das Geld unserer Väter zu dessen Verschwendungen die Mittel lieferte.“

„Jetzt,“ entgegneten die jungen Leute, „will Rom Alles nehmen und Nichts gewähren; wenn man unser Loos mit dem unserer Brüder in andern Staaten vergleicht, ist Rom nur noch die Hölle der Juden.“

In der That sind die Schriftsteller, welche es sich angelegen sein ließen, das moderne Rom und den heiligen Stuhl zu preisen, gezwungen, anzuerkennen, daß die Erniedrigung, in welcher die päpstlichen Gesetze die Juden halten, wahrhaft zu beklagen ist.

Um ihr diese betrübenden Nachrichten mitzutheilen, hatte Ben Saul zu Noëmi geschickt, um sie rufen zu lassen. Der Greis wollte Rom verlassen, diese Stadt, in der er nichts gefunden hatte, als Verzweiflung für sich und die Seinigen; aber Noëmi hielt seinen Muth aufrecht. Sie erinnerte ihn an die langen Prüfungen des Volkes Gottes und an den Lohn, welchen Israel erwartete; sie sprach zu ihm von Ben Jakob und dessen Hoffnungen.

Die Worte Noëmi's trösteten den Greis und führten in das Herz Ben Saul's eine Ruhe zurück, welche nicht die seinige war. Was das junge Mädchen betraf, so hatte es sich überzeugen können, daß rings um das Haus her für sie Schlingen und Hinterhalte gelegt wurden.

Um sich diesen zu entziehen, führte sie eine Absicht aus, die sie gleich an dem ersten Tage gefaßt hatte, nachdem sie Dom Salvi kennen lernte.







Neuntes Capitel.

Ein Priester.

So lebhaften Unwillen die Bulle gegen die Juden in dem Umkreise des Ghetto erweckt hatte, eben so laut tadelte die ganze Stadt diese grausame Maßregel, welche so weit von den Begriffen der barmherzigen Toleranz entfernt war, aus der die katholische Religion sich ein Gesetz macht. Die Priester und die junge Aristokratie der Kirche, deren Verschwendungen sie so oft nöthigten, ihre Zuflucht zu den Juden zu nehmen, fürchteten bei diesen nicht mehr die frühere Leichtigkeit zu finden, Anleihen abzuschließen.

Noëmi begriff nicht vollkommen alle verderblichen Folgerungen der Bulle, aber sie hatte fortwährend die Ahnung der Gefahr; sie empfand persönliche Furcht, indem sie sich überzeugt hielt, daß gewisse Angriffe ihr besonders gelten würden. Gequält durch diese Besorgnisse, brachte

sie den größten Theil der Nacht damit zu, ihrem Vater einen Brief zu schreiben, den sie ihm durch Ben Saul zukommen lassen wollte; denn die Juden Roms vertrauen der Post nur die Briefe an, welche Gegenstände und Interessen betreffen, die ihren geheimen Angelegenheiten, so wie den Neigungen und den Pflichten ihrer Familie, fremd sind. Sie richtete auch einige Zeilen an Ben Saul, um ihm die Versicherung zu geben, daß sie sich während einer gewissen Zeit nicht entfernen würde und daß sie nach der Rückkehr ihres Vaters selbst wieder zurückkehren würde, um dessen Willen zu gehorchen. Dann beendigte sie ihre Vorbereitung zur Abreise. Einige Kleidungsstücke, einige Schmucksachen von wenig Werth, eine geringe Summe in Gold, die ihr Vater ihr zurückgelassen hatte — das war Alles, was sie mitnahm.

In dem Augenblick, als sie sich von dem gastlichen Boden entfernte, betete sie für ihren Vater, für Die, von welchen sie sich trennte, und auch für sich selbst. Der Tag begann anzubrechen, als sie das Haus durch ein kleines Fenster des Erdgeschosses verließ, welches sie offen gehalten hatte. Der Pförtner des Ghetto, dem sie ein Goldstück gegeben, wartete ihrer; sie schritt durch das Gitter, und Rom zeigte ihren Blicken seine verödeten Straßen, beleuchtet von den ersten Strahlen der Sonne. Anfangs empfand sie Furcht, als sie sich so allein sah; bald aber gab ihre Lage selbst ihr den Muth zurück, und sie ging mit raschen Schritten weiter. Sie schlug die Richtung nach dem Pantheon ein. Als sie zu dem Punkt gelangt war, wo die Straßen Scrofa und del Governo sich mit einander vereinigen, klopfte sie in der Nähe der Kirche Saint-Louis, der, welche man in Rom die Kirche der Franzosen nannte, an die Thür eines Hauses von bescheidenem Aussehen. Nach einigen Augenblicken des Wartens sah sie in einem Fenster des Erdgeschosses, durch die Eisenstäbe eines dichten Gitters, eine alte Frau erscheinen, welche sie fragte, was sie schon zu so früher Stunde suche.

„Ich wünschte, mit Dom Salvi zu sprechen," erwiderte Noëmi.

„Mit dem Herrn Abbé? Per la santissima madonna, ich werde ihn nicht wecken, den armen, lieben Mann, der diese Nacht aufgestanden ist, um einem Sterbenden die Beichte zu hören!"

„Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie ihn aufwecken, cara donna, sondern bitte Sie nur, mich einzulassen."

„Aber wer sind Sie denn? Woher kommen Sie mit Ihrem Päckchen, das meiner Treu nicht groß ist? Der Herr Abbé erwartet Niemand."

„Dom Salvi kennt mich und wird nicht böse sein, mich zu sehen."

„In der That sehen Sie nicht eben boshaft aus, und wenn ich nicht fürchtete, ausgezankt zu werden —"

„Er wird Sie nicht auszanken, öffnen Sie mir nur."

„Gewiß? Nun gut, ich glaube Ihnen; mit einem solchen Gesichte lügt man nicht.“

Die Thür öffnete sich, und Noëmi trat in ein niedriges Gemach, eine Art von Sprechzimmer, welches kein anderes Möbel hatte, als eine lange mit altem Brocat überzogene Bank, und keinen andern Schmuck, als einige Heiligenbilder, deren Stich sehr alt war.

„Warten Sie hier,“ sagte die alte Haushälterin, „ich will leise hinaufgehen, um zu sehen, ob der Herr Abbé wach ist.“

Kaum war eine Viertelstunde verflossen, als Noëmi benachrichtigt wurde, der Herr Abbé werde herabkommen. Einen Augenblick nach dieser Botschaft erschien Dom Salvi. Sein Erstaunen war groß, als er das junge Mädchen sah; er unterdrückte indeß seine Ueberraschung, schritt mit Güte auf sie zu und fragte sie, ob ihr irgend ein Unglück begegnet sei, das er verhüten oder mildern könne. Da er bemerkte, daß die alte Haushälterin auf das horchte, was er sagte, führte er Noëmi mit sich nach dem obern Stockwerk hinauf, in ein Zimmer von strengem Aussehen, welchem mehrere Bücher das Ansehen einer Bibliothek gaben, während ein Betpult ein Oratorium andeutete.

Dom Salvi setzte sich auf einen Armstuhl und nahm eine Haltung an, als wollte er eine Beichte hören; er erinnerte sich nicht mehr daran, daß Noëmi Jüdin war.

„Mein Vater,“ sagte das junge Mädchen, „ich wünsche, Ihnen mein Herz zu öffnen.“

„Sprechen Sie, mein Kind, aber ehe Sie sich an den Priester wenden, erheben Sie Ihre Seele zu Gott.“

Die Jüdin wiederholte in hebräischer Sprache einige Verse aus der heiligen Schrift; dabei erwachte Dom Salvi aus seiner Zerstreutheit, die ihn beherrscht hatte, und erinnerte sich an Alles, was er vergessen.

Noëmi erzählte ihm von der Bulle, von ihrem Schrecken, von den Schlingen und Hinterhalten, von denen sie sich umgeben glaubte.

„Ich habe den Ghetto verlassen,“ fügte sie hinzu, „weil ich fürchte, daß man uns dort erwürgen wird.“

„Ach, mein Kind, welch ein abscheulicher Gedanke!“

Nun gestand sie ihm, daß sie seit dem, was ihr in dem Pinciogarten begegnet war, sich nicht mehr des Schreckens zu erwehren vermöchte, welchem ihr Herz nachgegeben hatte.

„Und was ist Ihnen denn in dem Pinciogarten begegnet? In dem, was Sie Julius und mir erzählten, haben Sie von diesem Umstande Nichts erwähnt.“

Noëmi erzählte ihm hierauf den wüthenden Angriff Stephan's und die großmüthige Vertheidigung des Unbekannten.

Dom Salvi hörte sie aufmerksam an, und als sie zu Ende war, rief er aus:

„Wie! Sie sind das?"

Aber er beendigte seinen angefangenen Satz nicht. Es ging in ihm eine Veränderung vor, welche für Noëmi nicht unbemerkt blieb. Der Greis wurde theilnehmender gegen sie; es lag plötzlich in seinem Benehmen etwas von jener väterlichen Zärtlichkeit, deren Milde sie errathen hatte, ohne sie zu kennen. Er trat ihr voll Theilnahme näher und fragte sie, ob sie nach einer schlaflosen Nacht der Ruhe bedürfte; er machte ihr den Vorschlag, durch einige Nahrungsmittel ihre Kräfte herzustellen, und in den Worten, welche er wegen ihrer Flucht aus dem Hause Ben Saul's an sie richtete, lag so viel Güte, daß Tadel und Vorwurf sich unter Nachsicht verbargen. Er dankte ihr mit einem Gefühl, welches der Erkenntlichkeit nahe kam, daß sie ihn aufgesucht hatte, und versprach ihr, sie nicht zu verlassen.

In diesem Augenblicke schlug es in dem benachbarten Gemache an der großen Stutzuhr, welche die französischen Stunden angab, Sieben.

„Ich muß Sie verlassen, meine Tochter," sagte Dom Salvi, „um Sieben ein Viertel Uhr lese ich die erste Messe in Saint Louis. — Jacinthe!"

Die alte Haushälterin erschien.

„Sorgen Sie für diese Signorina. Leben Sie wohl, mein Kind; ich werde zu Gott für Sie beten."

„Für eine arme Jüdin?" sagte Noëmi.

Bei diesen Worten wich die alte Haushälterin, Dame Jacinthe, voll Schrecken zurück.

„Ja, mein Kind," entgegnete Dom Salvi, „ich werde zu Gott für Sie beten; ich hoffe, die Gnade zu erlangen, um die ich ihn anflehen will, und Ihr Herz, dessen bin ich überzeugt, wird meine Dankbarkeit theilen."

Er ging.

In den letzten Worten Dom Salvi's lag ein verborgener Sinn, den Noëmi nicht verstand.

Während einer Stunde, welche der Priester fortblieb, wurde Noëmi durch unabläßige Fragen Jacinthens bestürmt, die sehr beunruhigt dadurch war, eine Tochter Israels in der Wohnung eines katholischen Abbé zu sehen; aber Die, an welche sie ihre Fragen mit einer solchen Unbescheidenheit gemacht hatte, rächte sich für diese zudringliche Neugier, indem sie alle Bemühungen der Haushälterin nutzlos machte und sich derselben durch ausweichende Antworten entzog. Jacynthe erfuhr daher Nichts von dem, was sie so begierig war, kennen zu lernen, und das

steigerte ihre üble Laune gegen die Jugend und Schönheit Noëmi's, die Anfangs Gnade bei ihr gefunden zu haben schienen.

Als Dom Salvi nach Hause zurückkehrte, gab er Noëmi ein Zeichen, ihm zu folgen; er führte sie wieder nach seinem Cabinet und sagte hier mit ruhigem Ernst zu ihr:

„Mein Kind, Sie können nicht länger hier bleiben. Hätte ich Ihren Entschluß gekannt, so würde ich ihn bekämpft haben, und es würde mir leicht gewesen sein, Ihnen zu beweisen, daß es für Sie besser wäre, da zu bleiben, wohin Ihr Vater Sie gebracht hat. Aber bei den Besorgnissen, von denen Sie bewegt werden, ist es jetzt ein sicheres Asyl, dessen Sie bedürfen. Ich habe darüber nachgedacht. Ich lasse Sie noch für einige Stunden allein; diese mögen für Sie nicht verloren sein, theure Noëmi, und wenn Sie bis dahin Ihre Schrecken und vielleicht auch Ihren geheimen Widerwillen besiegen und in das Asyl zurückkehren können, in welchem Der Sie gelassen hat, dem Gott allein es gestattete, über Sie zu verfügen, so werde ich selbst Sie zu Ben Saul zurückführen. Wenn Sie dagegen bei Ihrer Ansicht beharren, hoffe ich, daß der Schutz, unter den Sie sich flüchten, mächtig genug sein wird, um Sie gegen Ihre Feinde zu sichern.

„Leben Sie wohl, mein Kind; Ihr Gott ist auch der meinige; er ist der Schöpfer des Himmels und der Erde; rufen wir ihn Beide an."

Noëmi, welche durch diese Worte lebhaft gerührt wurde, versank in ein tiefes Nachdenken, welches selbst Jacinthe ehrte und das nur durch die Rückkehr Dom Salvi's unterbrochen wurde.

Es ist Zeit, Dom Salvi kennen zu lernen und unsere Blicke auf das milde, trostreiche Gesicht eines Priesters zu wenden, der der Weihe würdig war.

Dom Salvi war geboren in Ornaglia, einem Weiler in der Provinz Sabina; seine Eltern waren arme Ackersleute; der Vater und die Mutter, welche nach mehreren Jahren der Ehe kein Kind hatten, thaten ein Gelübde, Gott die erste Frucht ihrer Ehe zu widmen; wenn ihnen ein Sohn geboren würde, so sollte er Priester werden, wenn sie eine Tochter bekämen, so sollte sie Nonne werden. Diese Gelübde, welche so sehr denen gleichen, welche die Könige und die Königinnen in den Feenmährchen leisten, sind in der Campagna Roms sehr häufig. Die Priester erhalten die Bewohner dieser Gegend in einer Unwissenheit, welche ihre abergläubischen Gebräuche begünstigt; sie beuten die Gläubigkeit aus, der sie Gaben zu entlocken wissen, welche die Einkünfte ihres Standes vergrößern.

Die neuntägigen Fasten, die Pilgerfahrten und die frommen Uebungen, sind eben so viele Mittel ihres Einkommens.



(S. 108)

Der Wunsch der Ehegatten wurde erhört, und ihnen ein Sohn geboren, dessen glückliche und frühzeitige Anlagen die Hoffnungen bestätigten, welche seine Geburt in der Familie erweckt hatte. Man nannte ihn Gaëtano. Schon in seinen ersten Jahren war sein Geist so lebendig und so offen, daß eines schönen Tages sein Vater, indem er sich nach einer benachbarten Stadt begab, den kleinen Buben mit sich nahm und ihn dem Erzpriester vorstellte. Dieser, welcher seit langer Zeit die Eltern Gaëtano's kannte, richtete an das Kind mehrere Fragen, auf welche der Knabe, der etwas über sechs Jahre alt war, mit allerliebster Anmuth und auf eine sehr verständige Weise antwortete. Der würdige Erzpriester willigte ohne Zögern ein, für das Kind zu sorgen, aber er verlangte, daß man ihm die Leitung über dasselbe überließe und daß Nichts die Erziehung stören dürfte, die er ihm geben wollte. Der Vater Gaëtano's versprach Alles, was man von ihm verlangte, so glücklich fühlte er sich, seinen Sohn auf dem Wege zu den Würden der Kirche zu erblicken.

Am nächsten Tage empfing das Kind durch die Signora Giulia, die Schwester des Erzpriesters, einen Chorrock, den es ohne zu große Verlegenheit trug. Als der Knabe so gekleidet in seinem Dorfe wieder erschien, nannten die Bewohner, welche die Wünsche seiner Eltern kannten, ihn den Monsignorino.

Während der ersten Jahre, die der Knabe bei Denen zubrachte, denen sein Vater ihn anvertraut hatte, lernte er lesen, schreiben und rechnen; er studirte allein, und der gute Erzpriester unterstützte ihn durch seine Rathschläge; aber es genügte stets, Gaëtano anzudeuten, wo er die Lehre finden würde, und er suchte sie dann selbst auf und nahm seinen Unterricht. Diese Erziehung war mild, und frei von jenen Anstrengungen, welche das Alter des Lehrers nicht zu ertragen vermocht hätte. Die Religion lernte Gaëtano zunächst aus dem Evangelium und dem Katechismus und dann aus den Unterhaltungen mit dem Erzpriester kennen, besonders aber durch die Beispiele der Frömmigkeit und der Barmherzigkeit, die er vor Augen hatte.

Als Lehrer des Lateinischen hatte er das Breviarium, welches er verstohlen las, wenn der Erzpriester seine Siesta hielt; später wagte er sich an eine große lateinische Bibel, welche zur Aufbewahrung der Bäffchen des Priesters diente. Und er machte schnelle Fortschritte, so viel Mühe gab er sich, und mit solchem Eifer arbeitete er, um dahin zu gelangen, geläufig zu lesen und die schönen und wunderbaren Schilderungen von der Geschichte des Volkes Gottes richtig zu verstehen.

Während dieser ersten Periode seiner Existenz genoß Gaëtano aller Ehren, die er verlangen konnte. Er servirte in der Messe; später trug

er Sorge für die Kirche, deren Sacristan die Signora Giulia war; dann legte er den rothen Chorrock und die Alba an, trug das Kreuz, schwang das Weihbecken; er war die Ehre des Chors und errichtete später eine Schule, deren Vorsteher er war; eine ungeheure Wohlthat, die man vor ihm nicht durchzusetzen vermocht hatte.

Die Kindheit Gaëtano's war heiter und unter friedlichem Glück verflossen. Er war, umgeben von der zärtlichsten Sorgfalt, herangewachsen; er nahm zu an Kraft und Weisheit und machte das Entzücken des Erzpriesters aus, so wie das seiner Schwester und des ganzen Dorfes, das ihn sehr werth hielt. Man bewunderte seine Anmuth und seine schönen Eigenschaften, und alle Mütter stellten ihn ihren Kindern als Muster auf. Mehrere behaupteten, die Anwesenheit Gaëtano's brächte ihrer Armuth Glück; dieses glückliche Kind war die Freude aller Welt. Der Erzpriester, welcher aufrichtig glaubte, die Erziehung Gaëtano's, der bereits zum Jüngling heranwuchs, vollendet zu haben, zögerte nicht, zu erklären, daß er eines Tages eines von den Lichtern der Kirche sein würde.

Er war 18 Jahre alt, als er sich nach Rom begab, um die Prüfungen zu bestehen, welche ihm den Eintritt in die Classen der Theologie des römischen Collegiums öffnen sollten, das damals, wie noch jetzt, in den Händen der Jesuiten war.

Außer dem Breviarium des Erzpriesters und der großen lateinischen Bibel hatte Gaëtano kein anderes Buch gelesen, als die Imitatio Jesu Christi; allein er hatte dies göttliche Werk unter dem Gewölbe des Himmels gelesen, und die Natur offenbarte ihm die Mysterien der Schöpfung und die seiner Seele. Unter dieser doppelten und heiligen Offenbarung machte Gaëtano, mit innigem Glauben und allem Streben der Jugend in einem reinen Herzen, seine ersten Fortschritte in der moralischen Welt. Er fürchtete, die Lehrer möchten ihn nicht unterrichtet genug finden, um die höheren Studien beginnen zu können, die ihn zu den heiligen Orden führen sollten, und mit der äußersten Schüchternheit sah er den Augenblick der furchtbaren Prüfungen kommen. Indem er durch die öde Campagna gegen Rom schritt, flehte er zu Gott, ihn aufrecht zu halten und seinen Geist zu erleuchten, indem er dessen Cultus einen treuen und ergebenen Diener versprach.

Gaëtano wurde für den unterrichtetsten von alle den Schülern erkannt, welche sich zugleich mit ihm zur Prüfung stellten.

Das Gebäude des römischen Collegiums, welches von den Jesuiten in der Nähe des Corso errichtet wurde, ist von ungeheurem Umfang, und nicht ohne einiges Entsetzen erblickte Gaëtano, der an die Einsamkeit der Campagna gewöhnt war, sich in der Mitte von elfhundert Stu-

denten, die gleich ihm hier das Wissen suchten. Beinah der ganze Unterricht des römischen Collegiums ist theologisch; darin besteht der herrschende und allgemeine Gedanke des Unterrichts, aber mit der Gewandtheit, welche ihnen eigen ist, haben die Jesuiten mit den Lehrstühlen der Theologie, den kanonischen Einrichtungen und den heiligen Gebräuchen, Classen der Physik, der Chemie, der Mathematik, sowie der hebräischen und griechischen Literatur vereinigt. Das römische Collegium hat das Privilegium, das Doctorat der Theologie und der Philosophie zu verleihen und folglich auch alle die Grade, welche demselben vorangehen.

Es giebt keinen Ort, an welchem die Lehrer über die Moral ihrer Zöglinge einen größeren Einfluß ausüben, als der der Jesuiten über die jungen Leute ist, die sie in dem römischen Collegium unterrichten. Diese Herrschaft folgt ihnen selbst in dem Alter, wo das Feuer der Jugend die Leidenschaft entwickelt. Während der politischen Unruhen, welche Italien im Jahre 1831 aufregten, wie eine ferne Nachwirkung der Bewegung von 1830 in Paris, waren alle Universitäten, selbst die gelehrte Sapienza, gezwungen, ihre Lehrcurse zu unterbrechen; das römische Collegium allein setzte seine Lehren fort, so fest wissen die Jesuiten ihre Herrschaft über die Zöglinge ihrer Schule zu begründen. In ihren Händen ist der Unterricht der Jugend stets ein Mittel der Eroberung und der Unterdrückung gewesen.

Der junge Salvi erkannte schon bei guter Zeit die Absicht seiner Lehrer und wußte sich gegen deren Einfluß zu schützen. Als die Oberen durch die Lehrer von den ausgezeichneten Fähigkeiten dieses Zöglings unterrichtet wurden, verschwendeten sie an ihn ihre Liebkosungen, um ihn zu bestimmen, in ihre Gesellschaft einzutreten, indem er das ihm angetragene Professorat übernähme. Salvi erkannte bald die Falschheit des Wohlwollens, deren Gegenstand er war; aber ehe er sich der natürlichen Neigung hingab, die ihn zu dem Unterrichte trieb, wollte er Die kennen lernen, deren Arbeit zu theilen man ihm vorschlug.

Seine angeborne Geradheit, seine ursprüngliche Rechtschaffenheit, die Unschuld seiner Seele, Alles das, was in ihm Reines, Großes, Erhabenes, Christliches und Edelmüthiges lag, wich vor den abschreckenden Verschiedenheiten der Doctrinen zurück, welche von den Doctoren dieser Gesellschaft gelehrt wurden.

Als Externus, wie alle Zöglinge des römischen Collegiums, war Salvi auf die Empfehlung des Erziehers in Pension zu einem Affilirten der Gesellschaft gegeben worden, und in der Bibliothek seines Wirthes entdeckte er, hinter anderen Bänden verborgen, die Schriften der Jesuiten, ein Arsenal, welches mit allen Waffen versehen war, dieselben Grundsätze entweder anzugreifen oder zu vertheidigen, je nachdem es

von Nutzen war, sie aufrecht zu erhalten oder zu vernichten. Hier fand er alle verderblichen Lehren gerechtfertigt, je nach der Anwendung, der Gelegenheit, der Nützlichkeit und den Umständen. Und er fand die widersprechendsten Grundsätze gelehrt, erläutert, verbreitet und empfohlen mit gleichem Eifer. Das lange Capitel von den Zwecken und den Mitteln, welche sich unter gewissen Bedingungen gegenseitig unterstützen und freisprechen, zeigte sich ihm ohne Schleier. Es gab darin auch noch viele andere Theorien, ebenso bewundernswerth, wie die erwähnten. Wir werden sie später vielleicht wiederfinden.

Salvi empfand Abscheu vor Dem, was er las; die Geschichte, deren Studium dem der Theologie folgte, befestigte in ihm einen Widerwillen, welchen er gegen eine Gesellschaft empfand, die auf beiden Halbkugeln der Erde Verzweiflung verbreitet hat, um ihre Leidenschaften zu befriedigen.

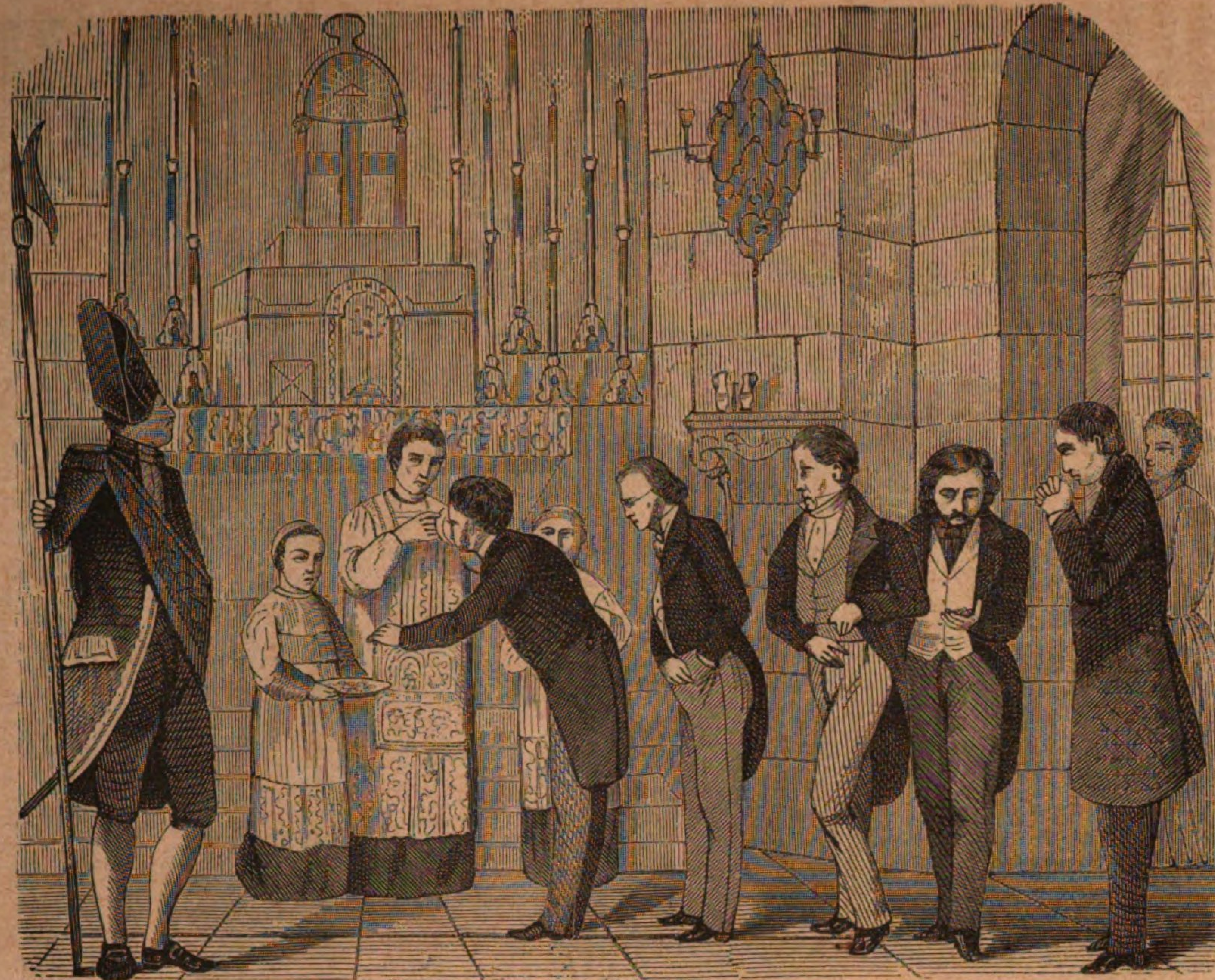
Die jungen römischen Leviten werden von einem frühzeitigen Ehrgeiz verzehrt; Alle streben nach dem Pontificat. Einer von ihnen rief aus, indem er die Ordination empfing: „Seitdem ich mein Priestergewand habe, fühle ich mich als einen ganz andern Menschen. Ich strebe nach Allem!"

Unter solchen Gesinnungen vollendete der Zögling der Jesuiten seine Studien. Sobald er die heiligen Grade empfangen hatte, trennte er sich von seinen Lehrern, die er jetzt verachtete.

Der Bischof, welcher Salvi geweiht hatte, wollte wissen, welche die Grundsätze und die Ansichten der nach dem Priestergewande strebenden Zöglinge über die wichtigsten Punkte des Dogmas wären. Dieser Prälat staunte über die Sicherheit der Aufklärung und der Lehren Salvi's, dessen leichte, glänzende Rednergabe ihn entzückte, und als der Cardinal, der zum Nuntius seiner Heiligkeit an dem Hofe von Frankreich bestimmt war, von ihm einen jungen, unterrichteten und geistreichen Secretair verlangte, der sich besonders durch fließenden Styl und gewandte Sprache auszeichnete, schlug er ihm Salvi vor. Bei der Prüfung wurden ihm einige politische und religiöse Fragen vorgelegt, und er behandelte dieselben mündlich und schriftlich, nur geleitet durch die Geradheit seiner Ueberzeugungen, mit einer solchen Richtigkeit und Beredsamkeit und mit so viel Geist, daß er bei seiner Eminenz unter dem Titel eines Geheimsecretairs eintrat und, als dem Nuntius attachirt, nach Paris ging.

Salvi hatte bei den Jesuiten einen solchen Widerwillen gegen die Lüge gefaßt, daß er sich ganz und durch ein inneres Gelübde dem Cultus der Wahrheit gewidmet hatte, bereit, demselben sein Glück zu opfern.

Bei solchen Ansichten konnte er, ungeachtet seiner ausgezeichneten Talente, nur ein mittelmäßiger Diplomat sein; er bemerkte bald, daß die Tüchtigkeit und der gute Wille nicht hinreichend waren, um den Anforderungen seiner Stellung zu genügen.



(S. 112)

Er wurde sonach erschreckt durch Alles das, was es seine angeborene Aufrichtigkeit und sein Gewissen kosten mußte, das zu thun, was man von ihm verlangte. In der Atmosphäre, in welcher zu leben er sich zu seiner Qual und zu seinem Schmerze gezwungen sah, fühlte er seine Freimüthigkeit bedrückt; er vermochte nicht, zu athmen. Das Geheimniß der Chiffern und jener Tinten, welche unsichtbare Buchstaben schreiben, belästigte seine Redlichkeit; die Siegel, die er aufweichen mußte, die fortwährende Heuchelei der Sprache und der Haltung,[1] die Larven des Gesichtes und des Wesens, demüthigten und verletzten seine Aufrichtigkeit.

Er hatte den Muth, sich bei einer feierlichen Gelegenheit gegen den Nuntius auszusprechen; es handelte sich um eine lateinische Depesche, von welcher man, um französische Combinationen zu hintertreiben, eine falsche Uebersetzung dem Cabinet von Versailles zuspielen wollte. Der Minister, getäuscht durch die verstohlene Mittheilung, deren Geheimniß man ihm verkaufen wollte, würde dann durch die wahre Depesche in Verwirrung gebracht worden sein; Salvi verweigerte geradezu die Veränderung des Textes, dessen Entstellung man ihm auftrug.

„Ich hielt Sie für verwendbarer," sagte geringschätzig die Eminenz; „Ihr Beschützer hatte mir von Ihren Talenten gesprochen, mir aber Nichts von Ihren Tugenden gesagt. Gehen Sie; erinnern Sie sich aber, daß ein einziges Wort über Alles das Ihnen eine Strafe zuziehen würde, gegen welche Sie in der ganzen Welt kein Asyl fänden."

Als Salvi das Hôtel des Nuntius verließ, fühlte er sich von einer ungeheuren Last befreit. Er traf Anstalten, nach Rom zurückzukehren, um dort arm und unbekannt zu leben, ohne andere Hoffnungen, als die Zukunft außerhalb des Bereiches der Menschen, als er in dem bescheidenen Speisehaus, wo er aß, einen alten Priester kennen lernte.

Eines Tages, als Beide mit einander spazieren gingen, sagte dieser würdige Priester zu Salvi:

„Man hat mir diesen Morgen eine Beschäftigung angetragen, die weder für mein Alter, noch für meine Gewohnheiten paßt, lieber Abbé, aber vielleicht Ihren Neigungen zusagt und, gestatten Sie mir zu sagen, auch Ihrem Verdienst. Nach dem, was ich über Ihre Trennung von dem Nuntius weiß, würde ich Sie nicht ohne Kummer nach Rom zurückkehren sehen. Sie sind jung, man kennt Ihre Talente; Sie könnten gefährlich erscheinen, und —"

„Sie würden es nicht wagen!"

„Sie wagen Alles! Wenn Sie sie kennten, wie ich! — Aber Sie runzeln die Stirn, — Sie lieben es nicht, sie anklagen zu hören; nun wohl. — Jetzt lassen Sie uns von Ihnen sprechen. Man bietet mir an,

nach Burgund zu gehen, in ein Benedictinerkloster, um an einem jener Riesenwerke zu arbeiten, deren glorreiche Ausführung dieser Orden sich vorbehalten zu haben scheint. Es ist eine mühsame Existenz, deren Anstrengungen mein Alter erschrecken; es ist ein Leben, dessen Strenge Ihre Jugend erschrecken kann; aber es ist der Anschluß an eine umfassende und nützliche Unternehmung, deren erster Lohn die Wohlthat einer neuen und ausgedehnten Belehrung sein wird."

Einige Wochen darauf war Salvi bei den gelehrten Benedictinern, und nach dem bei ihnen eingeführten Gebrauch nannte er sich Dom Salvi; diesen Namen behielt er seit jener Zeit bei. Er verbrachte mehrere Jahre unter den gelehrtesten Beschäftigungen, und erst nach der gänzlichen Veränderung jener Aufgabe trennte er sich von seinen Mitarbeitern, mit einem Bedauern, dessen Aufrichtigkeit von der andern Seite getheilt wurde. Man zwang ihn, eine ziemlich beträchtliche Summe als den wohlverdienten Preis seiner langen Arbeiten anzunehmen; so gelangte er in den Besitz eines Vermögens, welches über seine Bescheidenheit und die Einfachheit seiner Neigungen hinausging.

Dieser Wohlstand war nicht das einzige Gut, das er von den Benedictinern mit fortnahm; die neue Aufklärung und das Licht einer ungeheuren Gelehrsamkeit hatten den Kreis seiner Begriffe erweitert und seinen Widerwillen gegen die Leidenschaften und Irrthümer des römischen Klerus vergrößert; aber auch seine Zuneigung für den Cultus des Glaubens, der Barmherzigkeit und der Hoffnung, wie Christus und seine Apostel ihn lehrten, war lebhafter und glühender bei ihm geworden.

Er stand in der Kraft des Alters; er beschloß, sich der Leitung einiger jener verlassenen Seelen zu widmen, welche die Mächtigen der römischen Kirche den käuflichen Sorgen und Interessen unwissender und niedriger Menschen preisgeben. In dieser Absicht stellte er sich dem Bischof vor, der ihn dem Nuntius empfohlen hatte, und bat ihn um eine Pfarre, die bescheidenste aller Kirchspiele in der Nähe von Rom.

Der Bischof war Cardinal geworden, und ungeachtet des Vorganges erhielt er leicht, was Niemand zu erlangen strebte.

Dom Salvi wurde daher schnell in den Besitz der Kirche von Nettuno gesetzt, eines Dorfes der Campagna von Rom, welches ungeachtet der Größe seines Namens eine der erbärmlichsten Ortschaften in der Umgebung der Hauptstadt des heiligen Stuhles ist. Dom Salvi nahm hiervon Besitz, als hätte es sich um die wichtigste Legation gehandelt.

Nettuno liegt einige Meilen von Rom, am Ufer des Meeres, in geringer Entfernung von Porto d'Anzio vor dem Walde, welcher dessen Namen trägt.

Für den Salon von 1831 in Paris schickte Horace Vernet, der damalige Director der französischen Akademie in Rom, zwei Gemälde, welche eine Jagd in dem Walde von Nettuno darstellten. Diese beiden Bilder wurden sehr bewundert. Allein die Künstler selbst verweigerten der sonderbaren Färbung der Bäume und der eigenthümlichen und strengen Majestät der Gegend ihren Glauben; man schrieb diese Wirkungen der gewöhnlichen Originalität des Künstlers zu; in Rom aber erkannten alle Die, welche diese Bilder gesehen hatten, die Wahrheit des Dargestellten an. Nichts kann einen Begriff dieser staunenerregenden Natur des Waldes von Nettuno geben; er ist heilig in dem heidnischen Alterthum.

Nettuno wurde bewohnt von Holzschlägern und Fischern, armen Leuten, deren Arbeiten kaum für die Bedürfnisse der Familien genügten, die mit zahlreichen Kindern gesegnet waren. Dom Salvi, der neue Hirt dieser unglücklichen Heerde, erkannte die Pflichten, welche dieses seiner Barmherzigkeit übergebene Elend ihm auferlegte.

Er ließ zunächst auf seine Kosten die Kirche ausbessern, die in Trümmer fiel; und indem er dem Cultus eine geziemende Haltung verlieh, welche ihm gestattete, dem Gottesdienst eine Autorität zu gewinnen, die man in Verfall hatte gerathen lassen, vertheilte er im Dorfe seine ersten Unterstützungen. Dann die Feierlichkeit des ersten Festes benutzend, berief er die Einwohner zu dem Gottesdienst, und als sie alle versammelt waren, ergriff er das Wort.

Seine Rede war von rührender Salbung erfüllt; er tröstete die Unglücklichen und stellte sich ihnen dar, wie der Agent einer Sendung der Vorsehung, indem er bewies, daß Gott sie nicht verlassen hätte; er versprach ihnen, sein Vermögen und seine Anstrengungen aufzubieten, um die Leiden zu erleichtern, die sie bedrückten, und verlangte von ihnen als einzigen Lohn nichts weiter, als Gott zu lieben und sich untereinander.

Diese Anrede, die ohne Schwung, aber mit innigem Tone gehalten wurde, rührte und erweichte diese Herzen, welche bisher gegen jede Unterwerfung rebellisch geblieben waren; das Schluchzen der ganzen Versammlung antwortete der Rede Dom Salvi's, und das Fest wurde mit einer Sammlung gefeiert, welche sich in allen den Stunden gleich blieb, in denen die Bevölkerung zur Kirche gerufen wurde.

Als dieser erste Schritt gethan war, beschäftigte sich Dom Salvi, der in dieser günstigen Stimmung in den Gemüthern ein offenbares Zeugniß für den göttlichen Schutz sah, thätig mit Allem, was die Sitten und die Lage Derer verbessern konnte, als deren Vater er sich betrachtete.

Er sorgte für den Unterricht der Kinder, er wußte deren Eltern nach der Kirche zu ziehen und die Achtung vor guten Sitten wieder herzustellen, indem er Die belohnte, welche sich der Unordnung entrissen, um zu dem Guten zurückzukehren; er besuchte die Wohnungen, eine nach der andern, gewährte überall Beistand, Almosen, Worte der Hoffnung und der Ermuthigung; er half allen Bedürfnissen ab und erleichterte alle Leiden; den Einen verlieh er Mittel der Arbeit, den Andern half er dazu, ihre Verluste zu vergüten; gegen Alle zeigte er sich gut und großmüthig, und durch Wohlthaten unterwarf er endlich auch die Unbezähmbarsten.

Unter dieser väterlichen Sorgfalt Dom Salvi's wurde das Dorf Nettuno ein Muster der Ordnung und des Gedeihens; zwei Jahre genügten dem würdigen Priester, um diese glücklichen Resultate zu erlangen.

Dom Salvi zeigte sich besonders tolerant; er hatte eine milde, zärtliche Seele, in welcher die Liebe zu Gott das Saatkorn der menschlichen Neigungen befruchtete und läuterte, statt es zu ersticken. Sein Geist war liebenswürdig und leutselig; er verstand es, den blendenden Glanz seiner ungeheuren Gelehrsamkeit zu verbergen, um Die nicht zu blenden, die er unterrichten wollte; zuneigungsvoll gegen Alle, tief ergriffen von den Schönheiten der Natur, erbat er von den Eingebungen des Schöpfers aller Dinge Aufklärung und Verständniß; um sich selbst zu leiten, befragte er die ewige Weisheit der Werke Gottes. Er fand in dem Evangelium die poetische und erhabene Seite seines Amtes, und in der Heiterkeit seiner Einbildungskraft verschmolzen sich die Lehren und die Ausführung; für ihn war die Mildthätigkeit nicht nur eine Tugend, sondern ein Vergnügen.

Man begreift, daß Dom Salvi kein Feind der Lustbarkeiten des Dorfes war; er mischte sich voll Heiterkeit in dieselben, und seine Anwesenheit, weit entfernt, die Freude zu hemmen, ermunterte vielmehr zu derselben, während die Gesänge, zu denen seine Güte aufmunterte, es nicht wagten, vor ihm gewisse Grenzen zu überschreiten; nur verlangte er Beobachtung der frommen Pflichten, deren Zahl, Stunden und Dauer er in Uebereinstimmung mit der Arbeit und den Erholungen zu bringen verstanden hatte. Von den Spielen begleitete er seine Kinder, wie er die Bewohner von Nettuno nannte, auf die Felder, und hier verstand er es, sie durch die Rathschläge seiner Erfahrung, und selbst durch seinen Beistand, aufzuklären. In alle seine so zweckmäßigen Verordnungen für das allgemeine Wohl wußte Dom Salvi eine weise Sparsamkeit zu legen; sein Einkommen und das der Pfarre genügte zu Allem, zu dem Cultus, den er anziehend gemacht hatte, und auf welchen das Dorf stolz

war, und zu den Bedürfnissen der Nothleidenden. Nie rief ein Unglücklicher vergebens die Mildthätigkeit Dom Salvi's an. Nur handelte er überall mit Urtheil und Klugheit: er war ein sparsamer Vertheiler des Gutes der Armen, das er als ein sehr theures, anvertrautes Pfand betrachtete.

Die Wissenschaft, welche Dom Salvi so sehr geliebt und gepflegt hatte, erweckte in ihm keinen Stolz; sein Glaube war demüthig und fest, und er hielt sich entfernt von jedem Streit und jeder Spitzfindigkeit. Sein Wort war das des Lehrers an seine Schüler. Jeden Sonntag und bei jedem Fest erklärte er den Gläubigen das Evangelium; er entnahm demselben mit Klarheit und Einfachheit Lehren, Unterricht und Rathschläge, welche ihrer Lage angepaßt waren. Als Pfarrer benutzte er diese Gelegenheit, um einige besondere Rathschläge zu ertheilen, die auf die Arbeiten und die Bedürfnisse des Augenblicks sich bezogen; dann empfahl er auch den allgemeinen Gebeten Die, welche ein nahes Ende in den Schooß Gottes führen konnte. Man fand ihn überall, an dem Lager der Sterbenden, bei den Greisen und an der Wiege der Kinder. Er hatte Sorgfalt, Rathschläge und Mittel für die Kranken; er besaß Kenntnisse, um das Vieh zu heilen; aber er beschäftigte sich weit mehr damit, den Uebeln zuvorzukommen, als sie zu bekämpfen. Dom Salvi vollzog eine Gerechtigkeit, der sich Alle vertrauensvoll unterwarfen; aber die Aussöhnung war der vorzügliche Gegenstand seiner Bemühungen.

Durch seine Anstrengungen wurde Nettuno ein musterhaftes Dorf; der Mangel war verschwunden, und überall sah man Ueberfluß und Glück herrschen. Das Gerücht dieses Fortschrittes und dieser Verbesserungen gelangte bis nach Rom; die Einen erblickten darin einen Gegenstand des Lobes, die Andern fürchteten, man möchte ihnen das Benehmen Dom Salvi's vorhalten, mehr als einen Vorwurf, als zum Beispiel, schilderten ihn als einen gefährlichen Neuerer, als einen jener Priester, die von neuen und für die Kirche gefährlichen Ideen ergriffen wären, und deren Gebräuche und Traditionen er vernichtete. Man machte ihm besonders einen Vorwurf daraus, gewisse Feste unterdrückt zu haben, welche durch die Disciplin der Kirche zugegeben und durch den Gebrauch geheiligt waren. Ein Unrecht Dom Salvi's war es auch, nicht geduldet zu haben, daß ein fremder Einfluß seinen Ansichten entgegen wirkte; er hatte von Nettuno die Bettelmönche entfernt, welche seiner Ansicht nach die Nahrung der wahren Armen schmälerten; die Prediger, welche Predigten voll Unwissenheit und großem Aberglauben hielten, um Almosen zu erlangen, die sie einsteckten, und auch alle jene Frömmler, welche sich von Rom aus, wie er nur zu gut wußte, über die ganze Ausdehnung der päpstlichen Staaten verbreiten.

Die Verleumdung wirkte so sehr, daß Dom Salvi befohlen wurde, Nettuno zu verlassen, um nach Rom zu gehen und Rechenschaft von seiner Aufführung zu geben. Er verbarg diese Nachricht der Bevölkerung des Dorfes und gehorchte verschwiegen dem Befehle, der ihm gegeben worden war. Seine Rechtfertigung war einfach; er zeigte, was Nettuno gewesen und was es jetzt war; Die, welche ihn verderben wollten, fanden diese Antwort hochmüthig und voll strafbaren Stolzes und bedrohten ihn mit der Kirchenstrafe. Dom Salvi blieb ruhig und ergebungsvoll. Aber als er sah, daß man davon sprach, ihn Nettuno zu entreißen, fühlte er einen Augenblick seine Festigkeit wanken; bald



jedoch beruhigte er sich wieder, indem er an die Zuneigung dachte, von der er umgeben war.

Dieser Plan würde in Ausführung gebracht worden sein, wenn nicht eine energische Bewegung der Bewohner Nettuno's gegen diese Maßregel protestirt hätte: bei der ersten Nachricht von diesem Rücktritte, den alle Welt als verderblich betrachtete, erfolgte ein Aufstand.

Dom Salvi selbst beschwichtigte diese gefährliche Aufregung. Sein Wort allein wurde gehört und führte die Ruhe zurück.

„Bleiben Sie bei uns," riefen alle Bewohner Nettuno's; „was sollten wir ohne Sie werden?"

Man mußte diesen Wünschen nachgeben, aber die Böswilligkeit und die eifersüchtige Feindschaft ruhten nicht; wenn man die Wüth sah, mit welcher gewisse Gefühle sich gegen die Tugenden Dom Salvi's entfesselten, hätte man glauben sollen, es handelte sich darum, ein Aergerniß zu bestrafen.

Was man nicht durch Gewalt hatte durchsetzen können, versuchte man durch List zu erlangen.

Man ging schnell von dem Vorwurf zu dem Lobe über; das Benehmen Dom Salvi's wurde öffentlich gefeiert, und man sprach von Belohnung. Diesen Priester, der sich um die Religion so verdient gemacht hatte, mußte man belohnen; für Dom Salvi, die Ehre der Kirche, schlug man eine Beförderung in der hierarchischen Ordnung vor. Seine Standesgenossen priesen besonders die Eigenschaften, durch welche sie in Folge eines niederbeugenden Vergleiches in Verzweiflung geriethen; sie waren die Eifrigsten, sich mit jener Sanftmuth zu schmücken, welche der Dichter dem Priester Baals beilegte.

Ein Emissär wurde heimlich nach Nettuno geschickt, um Dom Salvi im Namen des Friedens der Kirche aufzufordern, seine Stelle zu verlassen. Die Vorschrift des kanonischen Gehorsams machte es ihm zur strengen Pflicht, dieser Mahnung zu folgen; er entfernte sich, und am Tage darauf nahm ein Priester, ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, seine Stelle ein.

Nettuno verfiel bald wieder in den beklagenswerthen Zustand des Elends und der Verderbtheit, der Gottlosigkeit und Trägheit, dem der Eifer und die Aufopferung Dom Salvi's es entrissen hatten.

Während dieser Geistliche das Dorf bewohnte, für das seine Entfernung ein Unglück wurde, hatte er ein Abenteuer, welches später auf sein Leben einen großen Einfluß üben sollte.

In einer Nacht, als er eben nach einem redlich ausgefüllten Tage des ersten Schlafes genoß, hörte er heftig an seiner Thür klopfen. Er glaubte Anfangs, man käme, um seinen Beistand für einen Sterbenden zu suchen, stand hastig auf, eilte halb bekleidet hinab und öffnete die Thür, ehe er Licht gemacht hatte. Eine Hand erfaßte ihn kräftig, hielt ihn fest, und eine Stimme flüsterte ihm in das Ohr:

„Fürchten Sie nichts. Wir wollen Ihnen nichts Böses thun; lassen Sie uns gewähren; rühren Sie sich nicht, sprechen Sie kein Wort; besonders kein Licht. Fügen Sie sich nicht in das Schweigen und die Unthätigkeit, so tödten wir Sie."

Zu gleicher Zeit hörte er im Dunkeln das Geräusch, welches das Spannen mehrerer Pistolenhähne hervorbrachte.

Dom Salvi würde vergebens versucht haben, sich den ihm gemachten

Aufforderungen zu widersetzen; die Augen wurden ihm verbunden. Ein Tuch wurde ihm um den Mund gelegt, und zwei kräftige Arme hielten jeden der seinigen. Er ergab sich in die Ruhe.

Außerhalb, in der Nähe der Thür, hörte er den Hufschlag mehrerer Pferde und die Schritte der Postillone; an diesem Zeichen erkannte er leicht, daß ein Wagen vor der Thüre hielt. Es schien ihm, als ob die Leute, mit denen er es zu thun hatte, sich dem Wagen näherten und aus demselben einen Gegenstand nähmen, den einer von ihnen vorsichtig zu tragen mahnte; dieser Gegenstand schien tastend in die Vorhalle gesetzt zu werden, und dann glaubte Dom Salvi zu erkennen, daß man sich



zu der Entfernung vorbereitete. In der That stieg man in den Wagen, wie das Kreischen der Thür und das Klappen des aufgeschlagenen Fußtrittes es verrieth; durch eine plötzliche Bewegung wurde der Gefangene in Freiheit gesetzt und aller seiner Fesseln entledigt. In eben dem Augenblicke, als die Arme, die ihn festgehalten hatten, ihn losließen, wurde die Thüre heftig zugeworfen, und der Wagen fuhr im Galopp mehrerer Pferde in der Richtung gegen den Wald von Nettuno davon.

Dom Salvi machte Licht, ohne Anna, seine alte und treue Magd zu wecken, und suchte sogleich nach dem Gegenstande, den man auf seinen Flur gebracht hatte. Indem er sich bückte, bemerkte er einen Korb

von der feinsten Arbeit, und in demselben lag auf einem weichen Kissen, besetzt mit kostbaren Spitzen und eingehüllt in reiche, gestickte Wäsche, ein Kind, der schönste Knabe, den man sehen konnte, frisch und rosig und dem Anschein nach nicht über sechs Monate alt; das Licht erweckte den Knaben, er lächelte und streckte seine kleinen Arme gegen den Priester aus.

Die Ueberraschung dieses letzteren war außerordentlich groß, allein er dachte nicht einen Augenblick daran, dem schwachen Geschöpfe, das Gott ihm sandte, seinen Beistand zu verweigern. Indem er das Kind auf seinem kleinen Lager zurecht legte, stach Dom Salvi sich schmerzlich in eine Nadel, durch welche ein Papier an dem Kopfkissen befestigt war.

Auf diesem Papier standen die folgenden Zeilen:

„Die Kenntniß, die man von Ihrer Frömmigkeit hat, ließ Sie wählen, Ihnen dieses Pfand anzuvertrauen. Erziehen Sie das Kind unter dem Namen Paolo; machen Sie es schon früh darauf aufmerksam, daß es für die Kirche bestimmt ist. Was die Kosten der Erziehung betrifft, so werden Sie unter dem Kopfkissen eine Börse finden, welche tausend Thaler in Gold enthält; diese Summe ist zu den ersten Ausgaben bestimmt; jedes Jahr werden Sie die gleiche Summe empfangen, die der Banquier T.... beauftragt ist, Ihnen auszuzahlen. Wenn das Kind, welches jetzt noch nicht ein Jahr alt ist, das achtzehnte Jahr erreicht hat, werden Sie neue Instructionen empfangen."

Die Zeilen waren nicht unterzeichnet; das Kind trug um den Hals einen reichen Rosenkranz von Schmelz, Korallen und Gold, mit einigen geweihten Medaillen. Die Schrift war offenbar verstellt, allein leicht konnte man darin eine weibliche Hand erkennen.

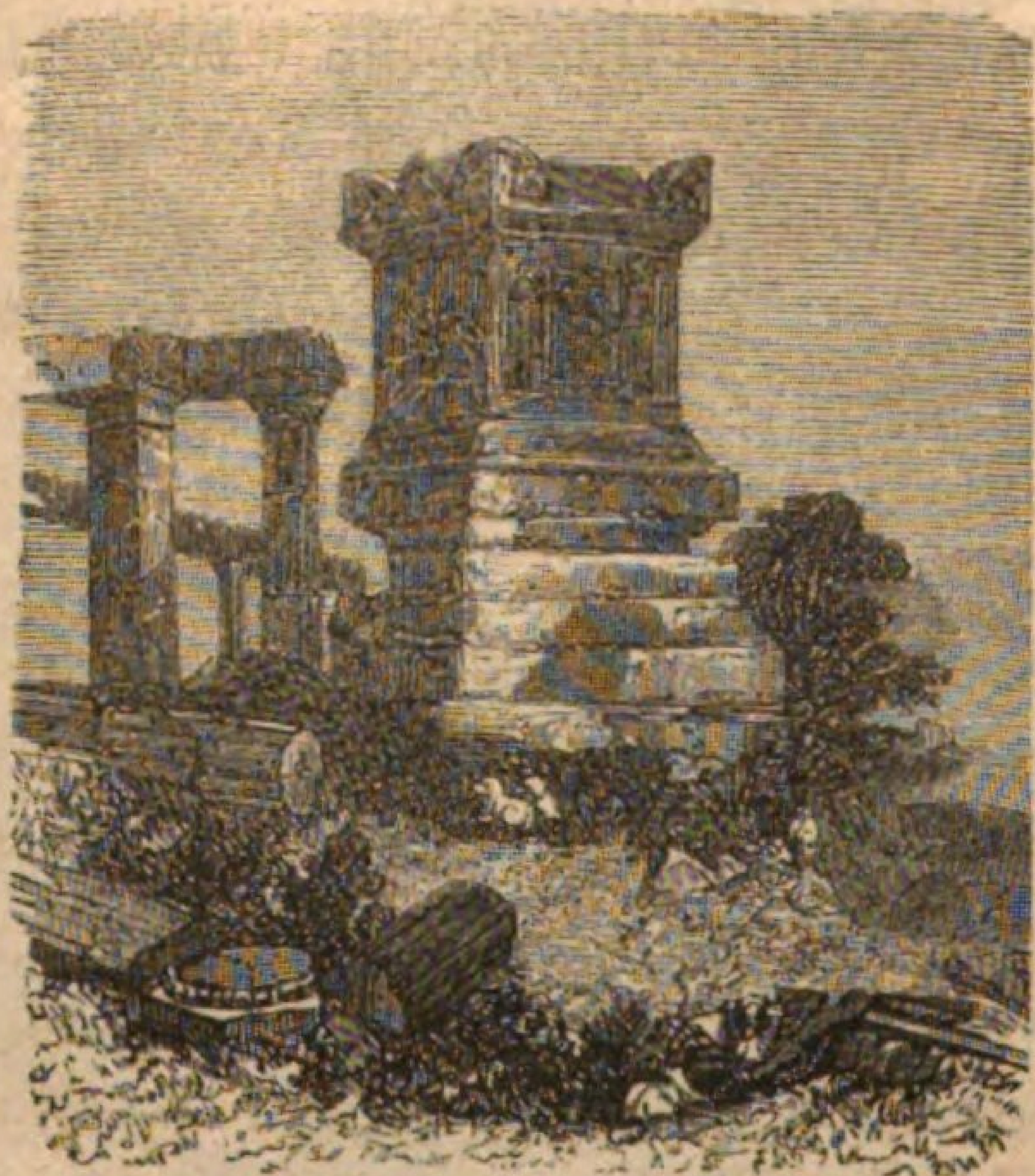
Dom Salvi befolgte gewissenhaft alle die Vorschriften. Anna empfing das Kind unter tausend Aeußerungen der Zärtlichkeit; nachdem sie es mit Liebkosungen bedeckt hatte, legte sie es sanft wieder in den Korb, wiegte es und schläferte es ein. Am nächsten Tage sorgte man für eine Amme, und Paolo wuchs am Fuße des Altars heran, wie Dom Salvi selbst, als er bei dem Erzpriester war.

Als Paolo achtzehn Jahr alt war, übergab ein unbekannter Bote Dom Salvi ein Billet, durch welches man ihm vorschrieb, den jungen Mann nach der Kirche San-Pietro in Vincoli zu bringen und ihn einem Priester zu übergeben, dessen Namen man ihm nannte.

Dieser Brief, in welchem man Dom Salvi für seine Sorgfalt und die vortreffliche Erziehung dankte, die er seinem Zögling gegeben hatte, war von derselben Handschrift, wie der erste; man hatte dabei dieselben Vorsichtsmaßregeln getroffen, nur war augenscheinlich die Hand gealtert. Das Geheimniß dieser Thatsachen war durch Dom Salvi gewissenhaft

bewahrt worden, Anna war gestorben, ohne es enthüllt zu haben, Paolo selbst kannte es nicht; der neue Führer, der seiner Jugend gegeben wurde, handelte, ohne irgend Etwas davon zu wissen; aber seit einigen Jahren und vor der Zeit, wo Paolo von ihm getrennt wurde, war die Geburt dieses Kindes kein Geheimniß mehr für den Priester.

Er hatte Alles aus dem Munde eines verwundeten Räubers erfahren, eines der Menschen, welche Theil an der nächtlichen Unternehmung nahmen und dessen Beichte er in dem Augenblicke hörte, als derselbe starb, getroffen von einer Kugel, bei einem Angriff auf der Straße von Rom nach Civita-Vecchia.





Zehntes Capitel.

Römische Damen.

Dom Salvi schien, ungeachtet seiner italienischen Geburt, einen Theil der französischen Colonie zu bilden, welche die Kunst und die Diplomatie officiell in Rom begründeten; er war der gewöhnliche Tafelgenosse der französischen Gesandtschaft, und der Gebrauch, in der Kirche St. Louis nur französische Geistliche zu verwenden, hatte es nicht verhindert, ihn unter die Priester dieser Kirche aufzunehmen. Freilich ist es wahr, daß er seine Stellung unentgeltlich versah, und daß er von derselben Nichts verlangte, als neue Gelegenheiten zu Wohlthaten und Mildthätigkeiten.

Donna Olympia, welche durch die Unglücksfälle, die sie betroffen hatten, so entmuthigt wurde, hatte durch geschickte Manöver das Gebäude ihres zu Grunde gerichteten Einflusses beinahe wiederhergestellt. Um sich von Rom zu entfernen, hatte sie geschickt das Gerücht ver-

breitet, sie müßte in dem venetianischen Königreiche eine bedeutende Erbschaft in Empfang nehmen. Dieser vorgebliche Zuwachs von Reichthum sollte sie in den Stand setzen, plötzlich, wenn es nöthig wäre, einen auf geheimnißvolle Weise erlangten Reichthum, den ihre Klugheit bisher verborgen gehabt hatte, zu entfalten. Sie kannte die Welt hinlänglich, und besonders die römische Gesellschaft, die sie so lange geleitet hatte, um überzeugt zu sein, daß der Prunk ihrer neuen Existenz das Aergerniß ihres vergangenen Lebens vergessen machen würde.

Nach einem einzigen Jahre der Abwesenheit war Olympia nach Rom zurückgekehrt, aber sie zeigte sich gleich nach ihrer Rückkehr ganz verschieden von dem, wie sie bei ihrer Entfernung gewesen war. Sie hütete sich wohl, die übermäßige Frömmigkeit und die religiöse Heuchelei wieder aufzunehmen, deren sie sich bei dem Beginn ihrer Laufbahn bedient hatte; sie zeigte für die Welt nur einen ruhigen Eifer, weit entfernt von dem, welchen sie ehemals für die Intrigue und für die Vergnügungen entwickelte. Die gewandte Gräfin wußte sich eine Haltung zu geben, welche gleich weit von diesen beiden Extremen entfernt war, und ließ sich dabei besonders angelegen sein, einen ruhigen und sinnenden Ernst zu zeigen, der eine gewisse Neigung zum Mysticismus und zur Exaltation durchblicken ließ, ein eigenthümliches Gemisch falscher Frömmigkeit und Philosophismus, mehr den Sinnen als dem Gedanken zugänglich und deren Apostel der Jesuit Molina war.

Diesem Dogma, welches sie dem fünfzehnten Jahrhundert entlehnte, fügte sie, um es zu verjüngen, eine der neuen Ideen hinzu, welche sie aus dem Glauben der Deutschen schöpfte. Die Zeit, welche sie außerhalb Rom zugebracht hatte, war darauf verwendet worden, sich zu dieser Komödie vorzubereiten; sie hatte die geheimen Lehren Sigier's, Boehm's, Wier's, Cordan's, Swedenborg's und aller jener Begeisterten des Nordens studirt.

Dieser Plan, der auf den ersten Blick so sonderbar dunkel aussah, war indeß mit einer tiefen Kenntniß von dem Charakter Derer entworfen worden, auf welche Donna Olympia ihre Absichten richtete; sie strebte dem Ziele, das sie sich gestellt hatte, auf einem unbekannten und unterirdischen Wege zu, auf dem kein Hinderniß ihren Schritten sich entgegenstellen konnte.

Was Olympia zu diesen Plänen bestimmte, war der Erfolg, den früher mehrere Frauen fanden, die so eine beinahe königliche Gunst erlangten.

War nicht im vergangenen Jahrhundert die Prinzeß von Guéménée dahin gekommen, den französischen Hof, den aufgeklärtesten aller Höfe, zu überreden, sie stehe im Verkehr mit den Geistern und lebe mit ihnen

im innigsten Umgang? Sie gründete die Sekte der Illuminaten. Machte Cazotte nicht dem Hofe Ludwig's XV. glauben, er besäße die Gabe der Prophezeihung?

Hat nicht der schwedische Baron Swedenborg bei allen Völkerschaften im Norden Europas den Glauben erweckt, er habe achtundzwanzig Jahre das Leben der Geister geführt und sei in beständigem Verkehr mit den unsichtbaren Mächten gewesen? Man glaubte allgemein, er sei durch einen Engel in alle erschaffenen Welten getragen worden. Nach seinem Tode versicherten mehrere Personen, ihn zu gleicher Zeit in England, Schweden und Frankreich gesehen zu haben. Er besaß ein ungeheures Vermögen, dessen Quelle man niemals kennen lernte; er selbst sagte den Tag seines Todes voraus, der am Sonntag den 29. März 1772 um fünf Uhr erfolgte.

Man hat behauptet, daß alle die zahlreichen Prophezeihungen Swedenborg's genau erfüllt werden würden. Mehrere Herrscher wollten ihn sehen, und sein Andenken ist verehrt geblieben. Die Zahl der Anhänger seines phantastischen Glaubens war, wie man sagt, sehr beträchtlich; man geht so weit, ihm in den nördlichen Gegenden, in England, in den vereinigten Staaten Nordamerikas, achthundert Adepten zuzuschreiben. Diese Sekte trug den Namen der neuen Kirche von Jerusalem.

Was in diesen Combinationen Ueberspanntes und Verschrobenes war, verlockte den abenteuerlichen Charakter der Donna Olympia; sie nahm nicht alle Ansichten und alle Gesinnungen der Sekte an; sie eignete sich nur die oberflächlichen an und das, was dem römischen Aberglauben, der sich zu dem Wunderbaren hinneigt, zusagen konnte. Sie wußte, daß es keine Abgeschmacktheit gab, die ungeheuer genug wäre, um die Geister zu erschrecken, deren Neigungen sie gewann, und deren Schwächen sie geschmeichelt hatte.

Zu einer andern Zeit ihres Lebens hatte die Gräfin sich zu ihrem Muster die berüchtigte Donna Olympia genommen, die Schwägerin Innocenz' X., deren Herrschaft das Aergerniß der ganzen Christenheit gewesen war. Diesmal wählte sie ein Beispiel, welches den Begriffen der gegenwärtigen Zeit näher stand.

Es hatte eine gewisse Baronin Valérie Krüdener gegeben, geboren 1765, Tochter des Grafen Wiltenkoff, Gouverneurs von Riga, und Enkelin des berühmten Marschalls Münich.

Ein reizendes Gesicht, ein lebhafter und leichtfertiger Geist, bewegliche Züge, welche immer das Gefühl und den Gedanken aussprachen, ein mittelgroßer, vollendeter Wuchs, blasse, stets lebendige Augen, deren durchdringender Blick die Vergangenheit oder die Zukunft erforschen zu

wollen schienen, blonde Haare, welche in Locken auf ihre Schultern fielen, etwas Neues, Eigenthümliches und Ungewöhnliches in ihrem Wesen und ihren Bewegungen — so war die Baronin von Krüdener.

1788 erfüllte sie in Berlin die Functionen eines Gesandten; sie folgte nach Paris im Jahre 1814 dem Kaiser Alexander, welcher täglich ihre Ansichten vor denen seiner vertrautesten Rathgeber vernahm und zwar unter der Eingebung der mystischen Ideen, von denen wir sprachen, und von denen sie selbst ergriffen war. — Frau von Krüdener begründete die heilige Allianz.

Die Fürstin Lieven, welche gegenwärtig in Paris den geheimen Gedanken der russischen Politik vertritt, übt über den moskowitischen Kaiser und das französische Cabinet einen Einfluß, welchen zu leugnen Niemand einfällt, und dessen Quelle Niemand kennt.

Die Fürstin Lieven ist niemals hübsch gewesen; sie gesteht es gern ein; sie konnte daher ohne Zerstreuung alle ihre Fähigkeiten der Intrigue widmen, und durch diese beständige Mühe hat sie ihre Ideen den höchsten politischen Kreisen zugewendet. Sie ist gegenwärtig über 45 Jahre alt. Statt einer prachtvollen Wohnung hat sie nur eine bescheidene in dem Hôtel der rue Saint-Florentin inne, die ehemalige Wohnung des Herrn von Talleyrand; dies ist ein Heiligthum, reich an begeisternden Erinnerungen. Die Fürstin empfängt die Diplomatie nicht, allein sie sieht die ausgezeichneten Männer aller politischen Parteien.

Man weiß sich die Herrschaft nicht zu erklären, die sie über den Zaaren ausübt; sie empfängt von ihm einen geheimen Gehalt von vierzigtausend Francs jährlich. Der Kaiser hört nicht auf, öffentlich zu sagen, die Fürstin Lieven sei verrückt, und er kümmere sich nicht um sie; aber insgeheim ist die Correspondenz des Hofes von St. Petersburg mit dem Bruder der Fürstin sehr thätig. Die Dunkelheit der Politik ist das Element der Fürstin Lieven; lange Zeit lebte sie in London unter diesen dunkeln Aufregungen; ihr Gefolge ist bescheiden, die Gesellschaft, der sie Zutritt gewährt, verworren, unruhig und gemischt, aber originell und anziehend. Der einzige Luxus ihres Hauses besteht in der Schönheit ihrer Kammerfrau, die ausgezeichnet hübsch ist. In der Diplomatie sind alle Mittel gut.

Man begreift, daß das Musterbild der Fürstin Lieven dem Alter und den Gewohnheiten der Donna Olympia mehr zusagte, als das der Frau von Krüdener; sie begeisterte sich durch die Baronin und ahmte der Fürstin nach.

Sie war damit beschäftigt, in Rom das zu begründen, was die Franzosen in der heiligen Zurückgezogenheit der Abbaye-aux-Bois in Paris noch besitzen, unter dem Namen canapé politique. Ohne dar-

nach zu streben, officiell im Vatican und im Quirinal accreditirt zu sein, war Donna Olympia bemüht, sich in die päpstliche Regierung einzudrängen, und dachte daran, in Rom das zu sein, was die französische Gesellschaft so spöttisch eine Staatsfrau genannt hat.

Sie hatte auf ihren ersten Namen Olympia verzichtet und ihren Titel einer Gräfin von Serravalle abgelegt; sie nannte sich bescheiden Signora Naldi, nach dem Namen des Verwandten, den sie beerbt zu haben vorgab; sie wohnte nicht mehr in dem Palast des Platzes Navona, sondern hatte eine Villa von bescheidenem Aussehen in der Nähe des Capitols bezogen. Mit einer nicht sehr zahlreichen Dienerschaft hatte sie einen Haushalt, der nicht in die Augen fiel, und führte eine reiche, aber prunklose Existenz. Ihr Geschmack machte aus dieser Wohnung, die sie ihr Asyl nannte, einen Ort friedlicher Genüsse, in welche nur Wenige eingeweiht waren. Hier begründete Signora Naldi durch Wohlthaten und Freigebigkeiten, die sie nur verbarg, um sie desto sichtlicher zu machen, einen Ruf des Reichthums und der Wohlthätigkeit, der für ihre neuen Hoffnungen günstig war.

In ihrem Anzuge zeigte sie eine würdevolle Strenge; in ihren Worten, wie in ihrem Wesen, beobachtete sie eine fortwährende Zurückhaltung; außerhalb zeigte sie sich wenig allein; sie besaß die Kunst, Die zu sich zu locken, die zu empfangen und zu verblenden ihr am wichtigsten war.

Alles schien die Absichten der Signora zu begünstigen; nur Eines fehlte noch zur Erreichung ihrer Wünsche: sie strebte danach, an ihrer Seite eine junge und anziehende Gesellschafterin zu haben, deren Schönheit ihr die bedeutenden Personen zuführen konnte, die sie in ihr Interesse zu ziehen wünschte. Die Person durfte nicht den untern Classen und der Dienstbarkeit angehören; eine gewisse Auszeichnung der Gedanken, des Ausdrucks und des Wesens mußte ihre Jugend und ihre Reize erhöhen.

Dom Salvi war der Signora Naldi mehrmals in der französischen Gesellschaft begegnet; die gerechtfertigte Achtung, deren er genoß, machte, daß diese Frau ihn bemerkte. Um die Gunst des alten Priesters zu gewinnen, übertrug sie ihm die Sorge, den größeren Theil ihrer Almosen zu vertheilen, indem sie sich leise selbst das Geständniß ablegte, daß sie in dem ganzen römischen Klerus kein so redliches Herz und keine so reinen Hände finden würde, wie das Herz und die Hände des Dom Salvi.

Dieser, welcher in seiner Unbefangenheit Nichts von dem Leben der Donna Olympia kannte, wurde gerührt durch die wohlthätigen Neigungen der Signora Naldi. Noëmi hatte in dem, was sie Julius und Dom

Salvi mittheilte, nur von Monsignor Panfilio gesprochen; von Donna Olympia konnte sie Nichts sagen, da sie dieselbe nicht kannte. Der Güte dieser Frau, die ihm so achtungswerth zu sein schien, vertraute daher Dom Salvi Noëmi an; zuweilen wunderte er sich über die Exaltation, die sich in den Gesprächen der Signora Naldi zeigte, allein das waren in seinen Augen nur Verirrungen des Geistes, welche durch die Vorzüge des Herzens reichlich aufgewogen wurden.

Als Dom Salvi der Signora Naldi erzählt hatte, was er von dem Leben Noëmi's wußte, erkannte Olympia augenblicklich das jüdische Mädchen, welches ihre Absichten gestört hatte. Ihr erster Eindruck bei dem Anblicke des jungen Mädchens, welches der Zufall ihr überlieferte, war der einer wilden Freude, indem sie die Beute erfaßte, die sie verfolgt hatte, ohne sie erreichen zu können, und die ihr Haß mit Hinterhalten umgab, welche durch eine unsichtbare Hand stets zu Schande gemacht worden waren.

Noëmi täuschte sich nicht, indem sie für sich selbst noch andere Gefahren fürchtete, als die, welche ihren Stamm bedrohten; die lästige und fortwährende Ueberwachung, deren Gegenstand sie war, wurde erfüllt von Drohungen, bösen Absichten und Gefahren; indeß war sie stets der Gefahr entronnen, ohne sie kennen gelernt zu haben; ein thätiger Schutz wachte über jeden ihrer Schritte und zerstörte alle Schlingen. Wie groß würde nicht das Glück des jungen Mädchens gewesen sein, hätte dieser Beschützer sich ihr offenbart! Vielleicht hätte sie den erkannt, den ihr Herz schon errathen hatte und der in ihren Gedanken lebte.

Oft hatte sie in den Blicken des Dom Salvi etwas Geheimnißvolles zu erkennen geglaubt, wie die Zeichen einer instinktartigen Zärtlichkeit; er sprach zu ihr von Gefahren, welche eingebildet zu sein schienen, und wenn sie den dunklen Sinn dieser Andeutungen zu durchdringen versuchte, stieß sie nur auf ausweichende Worte.

Etwas erholt von den finstern Regungen, die sie bei dem Anblick Noëmi's empfunden hatte, betrachtete Signora Naldi voll Bewunderung die Schönheit des Judenmädchens. Ein plötzliches Licht durchzuckte ihre Gedanken, und statt Noëmi ihrer Rache zu opfern, beschloß sie, dieselbe zu ihren Plänen zu benutzen. Keine Andere schien zu dieser Bestimmung geeigneter zu sein.

Nur Eines setzte sie bei dieser Anordnung in Verlegenheit. Wenn Monsignor Panfilio oder dessen Neffe Stephan Noëmi erkannte, so war es geschehen um alles Das, was man vorbereitet hatte; allein ein solches Hinderniß war nicht von der Art, um eine Frau, wie die Signora, in Verlegenheit zu setzen: sie beeilte sich, selbst dem Streiche, den sie führte, entgegen zu treten.

Durch eine falsche Weisung, die sie Paufilio zukommen ließ, theilte sie ihm mit, daß die Tochter des Ghetto, in welche Stephan verliebt war, Rom verlassen hätte, um wieder zu ihrem Vater nach Mantua zu gehen. Zu gleicher Zeit sagte sie ihm, wenn er das schönste Gesicht sehen wollte, das er jemals betrachtet haben könnte, so sollte er sogleich zu ihr kommen, wo sich seit einigen Stunden ihre Cousine Anastasia befände, von der sie so oft mit ihm gesprochen hätte, und welche ihre Eltern, die sie soeben verloren, auf einer Insel des Archipel hätten erziehen lassen.

Monsignor erinnerte sich nicht an diese Cousine. Allein angetrieben durch ein lebhaftes Gefühl der Neugier, kam er in aller Hast und wurde um so leichter durch diese List betrogen, da er Noëmi nie gesehen hatte. Er fand, daß sie von wundervoller Anmuth sei, dabei edel und reich an Reizen, und gequält von einem Gedanken, der ihn unabläßig bestürmte, rief er aus:

„Ach, wenn mein Neffe wenigstens eine solche Wahl getroffen hätte!"

Bei diesem Ausruf konnte die junge Jüdin sich einer gewissen Verlegenheit nicht erwehren, und die Röthe stieg ihr in das Gesicht. Dann fühlte sie sich von einem plötzlichen Schrecken ergriffen, über den sie erblaßte.

Paufilio sah Nichts von dieser Verwirrung, so beschäftigt war er damit, der Signora zu verkünden, daß sein Neffe Stephan nach Ravenna gereist sei, ohne sein Wissen mit einer wichtigen Sendung betraut.

Es handelte sich darum, dem Cardinal-Legaten von Ravenna zu verkünden, daß er durch einen von Rom geschickten Nachfolger ersetzt sei.

„Dieses verdeckte Exil," fügte Monsignor fein hinzu, indem er mit dem Auge auf jene eigenthümliche italienische Weise blinzelte, welche der Physiognomie einen Ausdruck der Arglist verleiht, „wird einer Intrigue des Quirinals zugeschrieben; der Cardinal, den man von Ravenna fortschickt, belästigte eine eifersüchtige Leidenschaft und beunruhigte eine gewisse heilige Liebe."

„Ich weiß," entgegnete die Signora, „es ist die Geschichte jener jungen Amme in Tivoli, die so ausgezeichnet schön ist und der Familie des Kämmerers angehört; man erzählt diese Anekdote in allen Salons; unlängst sagte man sogar bei der Marchese di Torre, daß die Reize der Amme die Blicke eines sehr hohen Herrn auf sich gezogen hätten."

Bei diesen Worten stand Paufilio ganz erschrocken auf, aber er lachte verstohlen, wie um das zu bestätigen, was die Signora gesagt hatte, und schien sogar über gewisse Dinge noch besser unterrichtet zu sein, als sie.

Die Signora hatte jetzt nur noch einen Gedanken, nämlich den, Noëmi eine zärtliche und ergebungsvolle Zuneigung einzuflößen; sie hatte sich selbst des Gefühles nicht zu erwehren vermocht, das sie zu dem jungen Mädchen hinzog; sie bemühte sich, ihr diese Neigung mitzutheilen.

Es zeigten sich bei der jungen Jüdin zwei hervorstechende und entschiedene Züge: auf der einen Seite eine angeborene Reinheit, ein redliches und gutes Herz; dann bemerkte man auch den verborgenen Keim heftiger Leidenschaften, eine lebhafte Einbildungskraft und einen Geist, der noch nicht aufgeklärt genug war, um sie gegen täuschende Illusionen zu sichern. Wir erwähnten, daß Noëmi aus dem heiligen Buche die moralischen Begriffe schöpfte, welche die strenge Familienzucht der Israeliten unterdrückte, statt sie zu entwickeln. Die Bibel, welche so fruchtbar an Wundern und so erhaben in ihren Schilderungen ist, die heilige Schrift, die strahlt in dem Glanze der göttlichen Allmacht und erfüllt ist von den Schrecken vor einer furchtbaren Rache, hatte ihre Gedanken zu Regionen geleitet, die über denen der Erde standen. Was Andere von der Zeit erwarteten, verlangte sie von einem übernatürlichen Ereignisse; sie glaubte, daß Gott, der ihr Volk nicht verlassen hatte, irgend eines jener Ereignisse im Hintergrunde hielte, durch welche er schon so oft die Welt in Verwunderung versetzt hatte.

Mit geheimer Freude sah die Signora, wie offen diese Seele allen Eindrücken des Idealen war und wie sehr geeignet daher für ihre Pläne.

Sie hatte mit Noëmi lange Unterredungen; in dem Asyl befand sich ein köstliches, zurückgezogenes Plätzchen. Fern von jedem Geräusch, und in tiefer Einsamkeit, fand Olympia hier die Verführungskünste früherer Zeiten wieder, um dieses Herz und diese Einbildungskraft zu bezaubern, deren glückliche Fähigkeiten ihrem Gelingen so günstig sein sollten. Bei diesen Unterredungen ließ sie einen Theil ihrer Gedanken und ihrer Pläne durchblicken. Anfangs begriff Noëmi nicht, was man von ihr erwartete; dann glaubte sie eine Schlinge zu entdecken und empfand ein Mißtrauen, welches die Gewalt des Zaubers störte. Bei dem Anblick ihrer Ohnmacht gerieth die Signora einen Augenblick in Wuth, aber die Ueberlegung und besonders das Interesse wandte sie von jeder Gewaltsamkeit ab, und sie verfolgte geduldig das Werk der Verführung, das sie begonnen hatte.

Ist eine langjährige Verderbtheit im Kampfe mit der Unerfahrenheit der Jugend, so wird sie jeder Zeit bald den verwundbaren Fleck des Herzens entdecken, das sie unterwerfen will. Dieser erste Kampf offenbarte der Signora die Schwächen Noëmi's. Zunächst erkannte sie, daß das junge Mädchen in ihren Zweifeln nicht die Kraft zu einer Flucht

oder einem Bruche gehabt hatte; sie wurde daher offenbar durch einen geheimen Beweggrund zurückgehalten, und bald erforschte sie diesen Beweggrund. Noëmi liebte! Ein Weib konnte sich nicht über die Symptome einer Liebe täuschen, die sich durch vielfältige Andeutungen verrieth. Die junge Jüdin hatte auch eine ungemäßigte Begier nach der Welt. Sie schrieb diese Begier der Neugier zu, allein die Signora entdeckte, daß es nur das glühende und leidenschaftliche Verlangen war, den Gegenstand aufzusuchen, den ihre Wünsche herbeiriefen, und dem sie durch alle Ereignisse des Lebens hin zu folgen bereit war.

Stark durch diese Entdeckungen übte die Signora über Noëmi eine Herrschaft aus, welcher Nichts dieselbe mehr zu entziehen vermochte.

Sie machte der Jüdin die griechische Verkleidung annehmbar und zwang sie zu der Sprache, die sie führen sollte. Unterrichtet durch Dom Salvi hatte sie Noëmi überredet, daß Der, dessen Bild in ihr lebte, ihr nicht lange entgehen könnte, und daß er zu ihren Füßen niedersinken würde, wenn er sie von den Huldigungen umgeben sähe, deren Gegenstand sie werden würde.

Diesem doppelten Angriff auf ihre Liebe und ihre Eitelkeit ergab sich Noëmi unterwürfig und besiegt.

Nun begann die triumphirende Signora in einem umfassenden Maßstabe die Ausführung der Handlungen, welche sie an dem römischen Hofe gefährlich machen mußten, und bereitete sich vor, Macht gegen Macht aufzurichten.

In diesem verwegenen Kriege suchte sie ihre Hülfstruppen unter den Frauen, überzeugt außerdem, daß eine natürliche und unwiderstehliche Anziehungskraft über jeden Widerstand triumphiren und zu ihr Alles locken würde, was Rom an einflußreichen und ausgezeichneten Männern besäße.

Diese Berechnung wurde nicht getäuscht.

In Rom üben die Frauen in allen Classen der Gesellschaft eine Macht aus, deren sie sich nicht bewußt zu sein scheinen; sie gefallen durch Leidenschaft und Reize, welche nicht die des Herzens und des Geistes sind. Die Koketterie, d. h. die Kunst zu gefallen, ist unbekannt; bei ihnen herrschen die Instincte über die Gefühle; die Sinnlichkeit erfüllt sie ganz und läßt nur wenig Platz für andere Regungen, die ihnen stets lästig zu sein scheinen.

Die Liebe, welche die italienische Poesie mit so vielem Enthusiasmus idealisirt, die Liebe, welche in dem Gedanken und dem Ausdrucke des Sonnets so zart ist, hat in den Sitten der römischen Frauen etwas beleidigend Materielles.

Von ihrer Kindheit an bereitet die Erziehung, die sie empfangen, sie auf eine positive Existenz vor, für die sie weit mehr bestimmt sind, als für das geistige Leben; freilich ist ihre Organisation ein Boden, auf welchem, wie in dem ewigen Frühling des goldenen Zeitalters, welches die Dichter besingen, die Blumen ohne alle Pflege blühen.

Die jungen Römerinnen, selbst die der höheren Classen, sind den Langsamkeiten der Erziehung der jungen Französinnen und Engländerinnen darin nicht unterworfen. Die gesellschaftlichen Talente, welche die Eltern so theuer bezahlen und die Kinder auf Kosten so vieler nützlichen Dinge erwerben, und von denen sie in den andern Abschnitten ihres Lebens so geringe Vortheile gewinnen, liegen nicht in den Gewohnheiten der römischen Familien.

In Rom wächst das Kind wie eine Pflanze auf; die Einen bewohnen die Paläste, die Andern werden mitten in der Arbeit geboren und wachsen in ihr heran; Diese unter dem Gewölbe des Himmels, Jene auf dem Straßenpflaster, und Alle folgen der Richtung, welche das Schicksal ihnen giebt, ohne irgend etwas zu thun, sie zu ändern. Es liegt in dieser Existenz ein Fatalismus, welcher durch die Trägheit und die Unthätigkeit, diese beiden Elemente des italienischen Stammes, erhalten wird.

Die Kindheit ist überdies bei den römischen Frauen von zu kurzer Dauer, um durch alle die Sorgen belästigt zu werden, welche die Sitten in anderen Gegenden auferlegen. In einem Alter, in welchem die Töchter dieser letzteren Länder noch unter dem Joche der Erziehung liegen, bewegen die römischen Mädchen sich schon frei und früh, ihre reife Organisation verkündet bereits das Weib.

Montesquieu hat die Ursache der Sclaverei der Weiber des Orients in der beschleunigten Entwickelung entdeckt, welche ihre körperlichen Reize zum Erblühen bringt, noch ehe der Verstand gebildet ist, und sie so ohne Mittel des Widerstandes den Begierden preisgiebt, die sie erwecken.

Aehnlichen Ursachen muß man auch die Sittenlosigkeit, die Laster, die moralische Unordnung, die freche Verführung, die Excesse und die schamlose Freiheit der meisten römischen Frauen zuschreiben, von den Töchtern des Volkes an bis zu den Gipfeln der Gesellschaft.

Nirgends findet man hier in dem Verkehr der beiden Geschlechter die Keuschheit oder jene Prüderie, deren Anforderungen die meisten europäischen Nationen sich fügen. In Rom zeigt das Weib, sobald es die Hülle des Kindes durchbrochen hat, sich in der ganzen Aufrichtigkeit aller seiner Neigungen, denen es nachgiebt, wie die Rose sich dem Hauche der Luft überläßt, den Strahlen der Sonne und allen Eindrücken, die sie erquicken und beleben.

Für diese jungen Herzen sind die Wollust und die Liebe Alles, nicht nur Freuden, sondern Entzückungen.

Die Schönheit übt über ihre Sinne die höchste Herrschaft aus. In Rom ist die Liebe der Cultus der Gestalt, und selten wird die Wahl durch andere Vorzüge bestimmt; die moralischen Eigenschaften haben hier nur dann einen Werth, wenn sie mit physischen vereinigt sind. Muth und Verwegenheit gefallen dem römischen Weibe, weil sie für den Geist das sind, was Kraft und Stärke für den Körper. Die verderblichen Lehren einer ausgearteten Civilisation haben die edlen Instincte verwandelt, deren Spuren man selbst noch in dieser Ausartung wieder erkennt.



Die kräftige Dorfbewohnerin der römischen Campagna giebt sich, statt den friedlichen Gefährten ihrer Arbeiten zu heirathen, dem Räuber hin, dessen schöner und hoher Wuchs sie verführt. Glücklich über ihre Wahl ruft sie aus:

„Er ist ein Tapferer! Von ihm werde ich Geld und schönen Schmuck erhalten!“

Diese Neigungen finden ein Echo in den höheren Regionen, in denen die Gewandtesten und die Freigebigsten allen Andern vorgezogen werden. Aber wenn die schlimmen Tage kommen, die der Nie-

derlage und der Gefangenschaft, so erkämpft das arme Mädchen, welches so eben durch seine Liebe noch so erniedrigt war, eine Aufopferung; deren Ergebenheit ihr die verlorene Achtbarkeit wieder zu verleihen scheint, so unbedingt und treu zeigt sie sich, während die Dame oder die Courtisane feig den Liebhaber verläßt, welchen die Ungunst des Glückes traf.

Diese Contraste zeigen sich in jedem Range der Gesellschaft, und es giebt wenige römische Frauen, deren Existenz nicht diesen Wechselfällen und diesen plötzlichen Gegensätzen des Guten und des Bösen unterworfen gewesen wären.

Es giebt ein Gefühl, welches am geeignetesten scheint, die Leidenschaften zu bezwingen, das ist das Gefühl der Familie und der Pflicht; die meisten römischen Frauen haben davon nicht einmal einen Begriff. Die natürliche Zuneigung, jener erhabene Instinct, den die Frau durch das Gebären empfängt, ist beinahe allen Müttern fremd, deren Leben unter den Vergnügungen und den Zerstreuungen des Reichthums dahinfließt. In dieser Beziehung hat das Volk allein die Spur jener ursprünglichen Tugend bewahrt.

Man findet in Rom noch jene jungfräulichen Mütter, deren Züge Raphael so gern auf der unsterblichen Leinwand fesselte, schön und strahlend in ihrer Zärtlichkeit für das Kind, das sie an ihrem Busen trugen; aber alle gehören der plebejischen Menge an. In den Familien, selbst in denen von untergeordnetem Range, werden die Kinder bezahlten Händen anvertraut.

Solchen Thatsachen gegenüber kann der Unwille, den sie einflößen, oft kaum die Ausdrücke eines wohlverdienten Tadels mäßigen. „Die römischen Haushaltungen,“ sagen einige Reisende, „gleichen vielmehr Paarungen, als ewigen Verbindungen.“ Andere gehen noch weiter. „Bei uns,“ rufen sie aus, „erzeugen die Mütter Kinder! In Rom scheint das anders zu sein!“

In dieser Stadt, in welcher der Nepotismus blüht, d. h. wo der Eifer für die Familie und der häusliche Ehrgeiz bis auf das Aeußerste getrieben werden, achten die Mütter durchaus nicht auf ihre Kinder und widmen diesen keine Sorgfalt.

Für zwei Drittel der römischen Bevölkerung ist die Ehe nichts, als ein Band, welches durch das Interesse geknüpft und durch das Laster und nichtswürdige Gefälligkeit bald gelockert wird.

Es zeigt sich hier eine der abscheulichen Anomalien der römischen Gesellschaft. Die Ehe ist für sie nicht nur ein bürgerliches Band, sondern sie ist durch die Kirche bis zu der Heiligkeit eines Sakramentes erhoben; und gleichwohl giebt es keinen anderen Ort, wo die Ehe

und die Verpflichtungen, welche dieselbe den Gatten auferlegt, mit größerer Keckheit verletzt werden, als in dieser römischen Stadt.

Die erwiesene Sittenlosigkeit des römischen Klerus, der sich kaum die Mühe nimmt, seine Ausschweifungen zu verbergen, verbreitet überall hin Unkeuschheit und Befleckung; der Cicisbeismus ist in jeder Wohnung heimisch und geehrt und zeigt sich überall mit einer empörenden Anmaßung. Das Cölibat der Priester, in einer Stadt, welche der Klerus bevölkert und die mit einer Menge von Geistlichen angefüllt ist, war zu allen Zeiten eine Geißel für die römischen Sitten und für die katholische Welt ein beständiger Gegenstand des Tadels und des Aergernisses. Dieser falschen und gefährlichen Lage muß man das Auffallende jener Unordnungen zur Last legen, die für die Kirche so vieles Vorurtheil erweckt und ihr so derbe Angriffe zugezogen haben.

In dieser Beziehung sind die Sitten der Stadt der Päpste in der Gegenwart noch ebenso, wie sie es in der Vergangenheit waren, nur scheint es, als sei hierfür durch die Jahrhunderte eine Verjährung gewonnen worden; aber Die, welche in diesem Leben beharren, haben kein Recht, sich über die Meinung zu beklagen, welche die ganze Welt von ihnen hegt.

Die Verletzung der ehelichen Treue ist eine der fürchterlichsten Geißeln der päpstlichen Stadt.

Nichts kommt daher auch der Schamlosigkeit dieses Lasters gleich; es schreitet mit hocherhobenem Kopfe durch die Stadt; man findet es überall unverschämt und stolz; es verpestet die Straßen, die Promenaden, die Theater, die Salons, alle öffentlichen Orte; selbst die Kirchen werden davon nicht verschont.

Es scheint, als müßte Rom sich neben den so zahlreichen und so ausgedehnten Verirrungen wenigstens vor anderen Besudelungen bewahren können. Dem ist aber keineswegs so; die Stadt der Päpste, wo der heilige Charakter und der gesellschaftliche Grundsatz der Ehe unabläßig verletzt werden, enthält in ihrem Schooße eine ungleich größere Anzahl von Prostituirten, als irgend eine andere Stadt. In Rom hat die Prostitution Vorrechte und Freiheiten der Schamlosigkeit, die sie nirgend anderswo besitzt; man begegnet ihr bei jedem Schritte, sie lauert auf den Fremden bei seiner Ankunft, sie führt ihn auf den nichtswürdigen Weg; die Kuppler Roms haben eine Weltberühmtheit.

Fügt man allen diesen verderblichen Elementen noch das Eindringen einzelner Geistlichen in die Familie hinzu, und den Mißbrauch, welcher mit der Schwäche und der Leichtgläubigkeit der Frauen getrieben wird, um die Geheimnisse des häuslichen Heerdes zu entdecken, und zu Gunsten strafbarer Absichten Verwirrung in die Häuser zu bringen,

so wird man begreifen, daß eine Verderbtheit, welche über so vielfältige Mittel gebietet, Alles unternehmen und Allem trotzen kann.

Das Geheimniß der Beichte verbirgt leider nur zu oft das Vergehen und sichert die Ungestraftheit.

Es sind also wieder mangelhafte Einrichtungen im Staate, denen man zum großen Theil die Unmoralität der römischen Frauen zur Last legen muß, die unsaubere Quelle, aus der das Aergerniß hervorgeht, das so oft den heiligen Ort in ein gewaltiges Bordell verwandelte, in welchem zugleich Wollust und Gotteslästerung sich breit machten.

Diese Pestatmosphäre scheint der römischen Gesellschaft natürlich zu sein, so viel Sicherheit liegt in dem ruhigen Besitz dieser schmachvollen Freiheiten.

Es war in Rom, wo eine Frau, die für vornehm und ausgezeichnet gelten wollte, durch ihre Leute Denen, die sie zu besuchen kamen, antworten ließ:

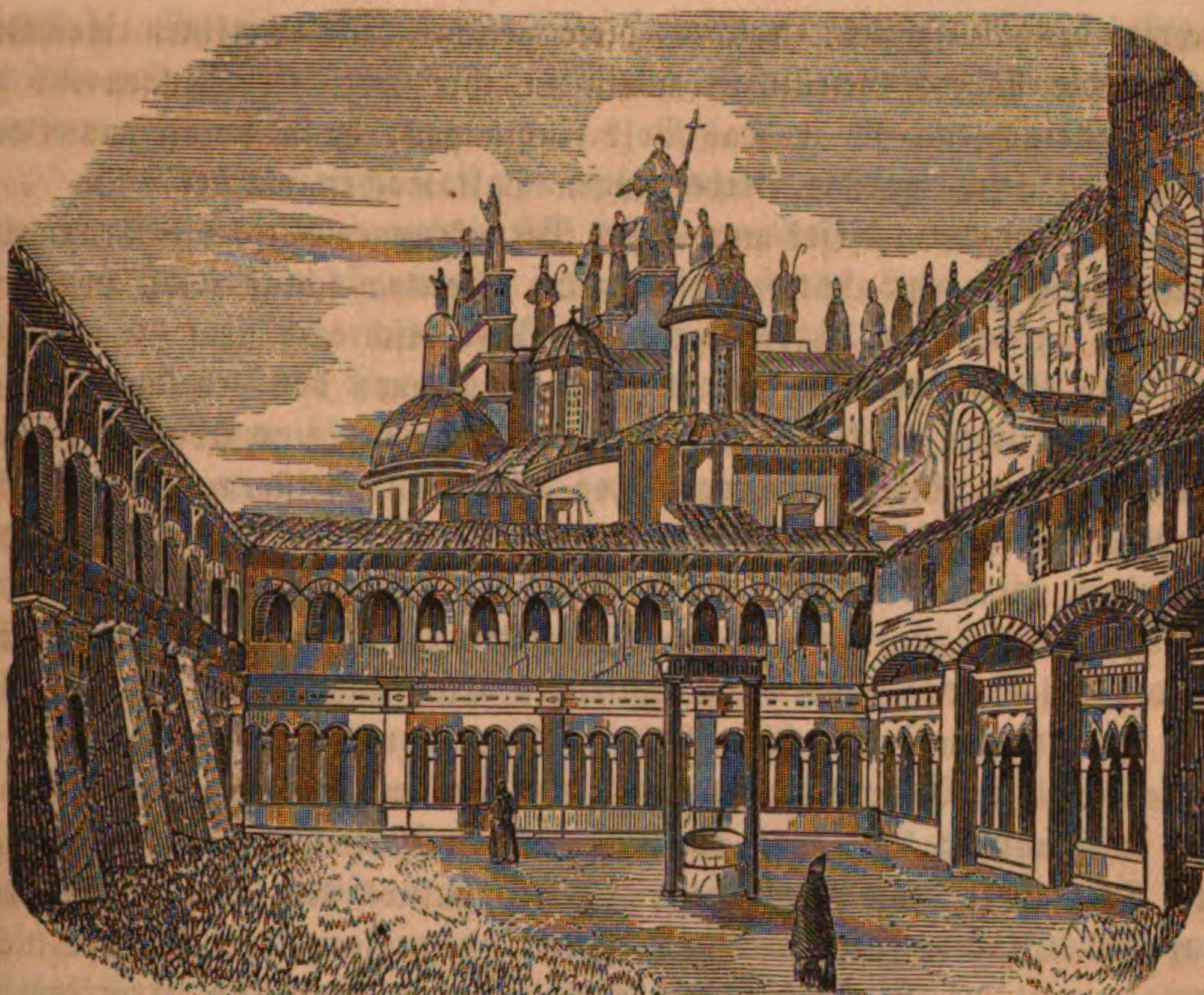
„La signora è inamorata.“

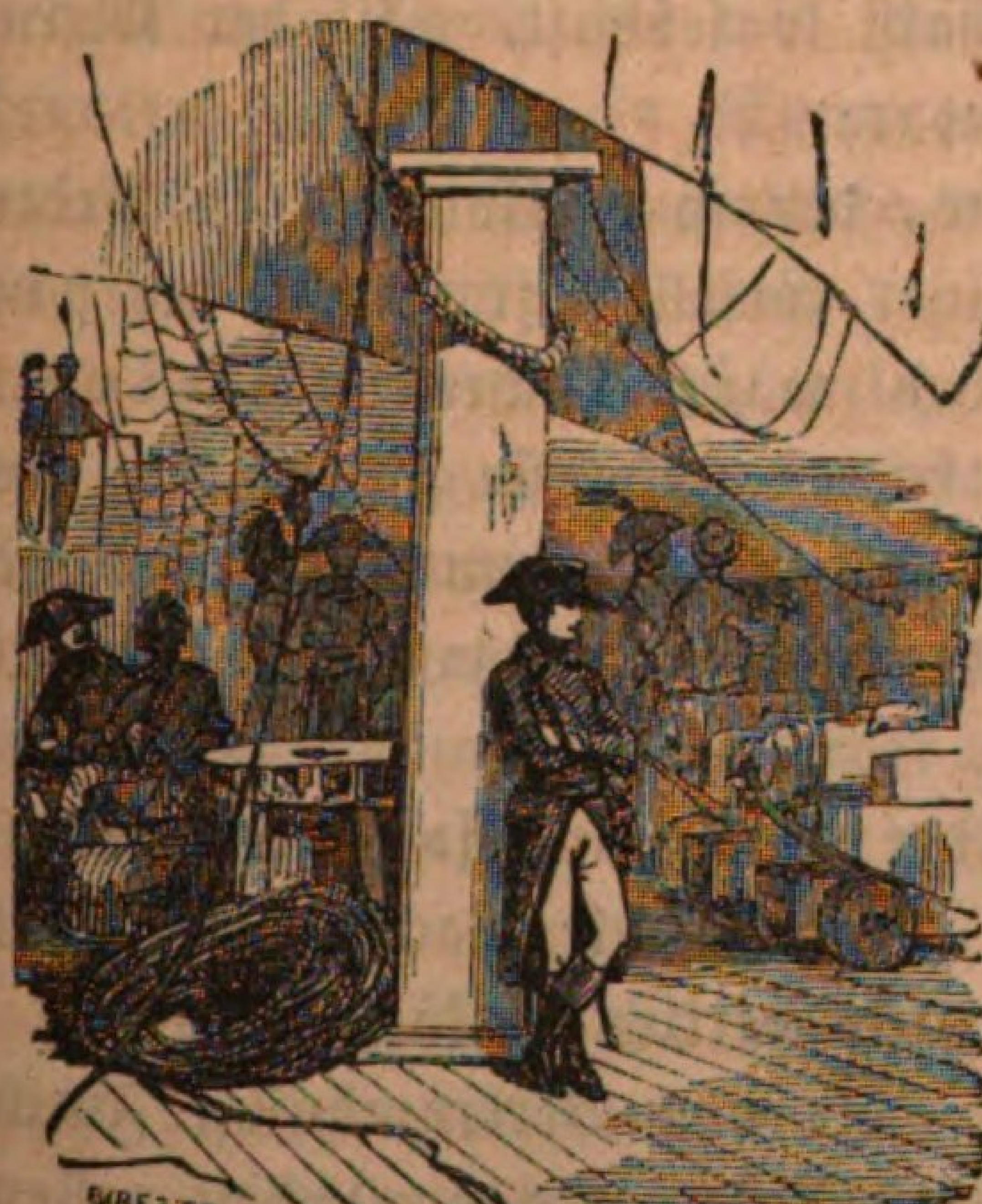
Worte, welche man in keine rechtschaffene Sprache übersetzen kann, und die eine Unzucht verrathen, von der die alte lateinische Wollust dem modernen Rom die abscheulichen Traditionen hinterlassen zu haben scheint.

Dieser so vielen wilden Leidenschaften überlieferten Gesellschaft bot die Signora Naldi den Schleier einer neuen Doctrin, welche durch die Intervention geheimer Mächte Alles unter einer wohlthätigen Dunkelheit schützen konnte, und ihren Erwählten Entzückungen, eine Ekstase, Genüsse und unaussprechliche Wonne verhieß.

Zeigte sich diese Neuerung anfangs ohne Gefahren? Oder schien sie zu gefährlich zu sein?

Die Zukunft allein kann auf diese Fragen antworten.





Eilftes Capitel.

Die Welt und die Kirche.

In den Salons von Rom war bald nur noch die Rede von der neuen Sekte; der Klerus schlug Lärm; die Beichtväter erklärten, daß sie von der exaltirten Sprache ihrer Beichtkinder nichts mehr begriffen. Einen Augenblick glaubte man an ein Schisma in dem Schooße der katholischen Stadt; mehrere Rathschläge sollten sogar darauf angetragen haben, der Inquisition ihre durch die Zeit verrosteten Waffen zurückzugeben und gegen die entstehende Ketzerei einzuschreiten; aber weisere und vorsichtigere Ansichten empfahlen Geduld und Mäßigung.

Monsignor Panfilio wurde nach dem Palaste des Quirinals beschieden, und dort dringend gebeten, sich zu der Signora Naldi zu begeben, deren neue Lehren die Kirche zu bedrohen schienen. Unge=

achtet des Aufsehens, welches diese gefährlichen Doctrinen machten, schien die höhere Gesellschaft allein in ihre Mysterien eingeweiht zu sein, allein wenn sie in das Volk eindrangen, dann konnte man unmöglich sagen, wo die Verheerungen Halt machen würden.

Die Urheberin dieser moralischen Verwirrungen hatte die Tragweite ihrer Handlungen nicht ermessen; die Signora schrak selbst vor dem Erfolge zurück, den sie erlangte; ihr Werk erschreckte sie.

Als ihre Worte der Menge sinnlicher Frauen das geheime Dogma eines ekstatischen Verkehrs enthüllten, die geheimen und übernatürlichen Verbindungen, deren Ahnungen den exaltirten Geistern als göttliche Gebote und Vorschriften der Vorsehung dargestellt wurden, kannten die Thorheit, die Raserei und die Extravaganz keine Grenzen mehr, und die Excesse wurden zügellos. Die unsinnigsten Handlungen gestalteten sich in den Augen der Sektirer zu göttlichen Eingebungen.

In anderen Zeiten hätte Rom, ohne dadurch aufgeregt zu werden, diese religiösen Ausbrüche betrachtet; in anderen Ländern, und namentlich in Frankreich, sah man diese ungestümen Verirrungen der Frömmigkeit sich äußern; die Besessenen, die Convulsionisten und die Wunder auf den Gräbern der Kirchhöfe hatten den Zorn der Priester nicht erregt, weil die Kirche die gefährlichen Folgen durch die Exorcismen, die Gelübde, die Büßungen und die Reue abzuwenden verstand. Diesmal war die Besorgniß aber deshalb so lebhaft, weil der Klerus in diese Aufregungen nicht eingeweiht war.

Dieser Materialismus des Gedankens, der so vollkommen in Uebereinstimmung mit den Leidenschaften einer Gesellschaft stand, die ganz der Verlockung der Sinne preisgegeben war, erschreckte Die nicht, welche stets zu den Sinnen gesprochen hatten, ehe sie sich an die Gefühle wendeten; die materielle Religion Roms konnte sich bei der Knechtschaft, die sie der Intelligenz auferlegte, leicht mit dieser geistigen Verirrung aussöhnen.

Indeß erhob sich auf allen Seiten der Widerstand so heftig und so voll Zorn und Drohungen, daß man dem Drucke nachgeben mußte, dessen Gewalt sich als unerbittlich und fürchterlich verkündete.

Was konnten zwei schwache Weiber, die von Verleumdung, Furcht und Neid umgeben waren, gegen die Entfesselung des von oben rollenden Sturmes ausrichten? Noëmi und ihre Lehrerin endeten ihren Unterricht und ihre Versammlungen; aber in den getreuen und ergebenen Herzen erhielten sich die Lehren unangetastet.

Wir sahen Fremde oft erstaunt über die Art von Pact und gemeinschaftlichen Bandes, welche in Rom alle Frauen zu einem umfassenden Systeme der Freiheit und der Verschwendung zu vereinigen

scheint. Nirgend ist diese weibliche Verbindung, die sich überall instinctmäßig und geheimnißvoll zeigt, kräftiger, thätiger, mächtiger und allgemeiner, als in Rom.

Das kommt daher, weil von diesen mystischen Versuchen tiefe Spuren zurückgeblieben sind, welche sich durch die Gefühlstödtung der römischen Bevölkerung offenbaren, so wie durch deren Leichtigkeit, in ihren Neigungen die Welt und die Kirche zu verwechseln.

In Rom ist die Verbindung dieser beiden von einander so ganz verschiedenen Dinge überraschend.

Wir wiesen dieser Episode der römischen Gesellschaft eine Stelle an, weil sie einer der eigenthümlichsten Abschnitte des Fortschrittes der Sitten in den Staaten des Papstes ist. Später werden wir diese Symptome in der politischen Region wiederfinden. Wir werden sehen, wie die Unabhängigkeit aus der Knechtschaft entspringt, und die Freiheit des Gedankens aus der moralischen Sklaverei.

Die vorausgehenden Zeichen sind noch dunkel und verborgen, allein sie bestehen, wie das Feuer des Vulkans, dessen Ausbruch nahe ist; der Civilisation und dem Fortschritte kommt es besonders zu, die verhängnißvollen Folgen einer übermäßigen Bedrückung zu bezeichnen, und dieser Theil unserer Aufgabe ist uns der theuerste.

Wie schnell auch bei den römischen Glaubensmeinungen die außerordentlichen Ideen, die wir schilderten, vorübergegangen sein mögen, so konnten wir doch ein Symptom nicht mit Stillschweigen übergehen, welches für die Gegenwart so wichtig ist und vielleicht für die Zukunft so fruchtbringend sein wird.

Die Signora Naldi, welche gezwungen war, öffentlich auf die sonderbare Propaganda zu verzichten, von der sie die Wiedergewinnung ihres Vermögens gehofft hatte, ließ sich durch dieses neue Mißgeschick nicht niederschlagen; sie sammelte die Ueberbleibsel der Macht, die in ihren Händen zertrümmert war, und voll Hoffnung auf das, was ihr davon noch blieb, begann sie aufs Neue den Kampf mit wiedererwachter Energie.

Um ihre Beschlüsse zu verbergen, erfand ihr an Arglist fruchtbarer Geist Mittel, deren sie sich noch nicht bedient hatte, und sie zog sich in die Leichtfertigkeit der Sitten und die Zerstreuungen Roms zurück, als ob sie mit jeder ernsten Thätigkeit gebrochen hätte.

Unterrichtet durch die unbefangenen Aeußerungen des Dom Salvi und die Geständnisse, die sie Panfilio zu entreißen gewußt hatte, war Signora Naldi nichts von dem, was Noëmi betraf, unbekannt; sie kannte sogar das Herzensgeheimniß, welches das junge Mädchen Niemand anvertraut hatte.

Sie wußte, daß das Ziel der römischen Politik war, die Juden entweder durch Verfolgungen oder durch Versprechungen, die man vielleicht nicht zu halten beabsichtigte, dahin zu bringen, dem päpstlichen Schatze die Summe zu überliefern, deren der heilige Stuhl so dringend bedurfte. Es war ihr nicht unbekannt, daß die Israeliten den Banquiers ihr Gold nur gegen die Verleihung der socialen Freiheiten ausliefern würden, welche sie seit so langer Zeit und mit so großem Rechte forderten.

Der besondere Haß, den Panfilio gegen die ihm unbekannte junge Jüdin wegen der Liebe seines Neffen für sie hegte, einige unbestimmte Andeutungen, welche sie als die Tochter des reichsten unter den Juden bezeichneten, ihre häufigen Besuche in der französischen Akademie, die Zuneigung Dom Salvi's, dessen Frömmigkeit lästig war, und die Berichte Carlo's, hatten Noëmi dem Eifer der Polizei bezeichnet. Es war der Plan entworfen, sich ihrer Person zu bemächtigen, und sich ihrer wie einer Geißel zu bedienen, oder sie durch irgend ein auffallendes Aergerniß in das Verderben zu stürzen. Gegen ein Mädchen ihres Stammes war diese gewaltsame Maßregel nichts als eine gewöhnliche Handlung, und Niemand konnte daran denken, dafür Rechenschaft zu verlangen. Dieser Plan sollte zur Ausführung gebracht werden, als die Entfernung Noëmi's aus dem Ghetto bewirkte, daß ihre Spur verloren ging.

Die schöne Griechin, welche die Signora Naldi der römischen Welt zeigte, gewann einen ungeheuren Erfolg. In der Mitte der Adepten nahm sie zuweilen die Lyra und sang heilige Gesänge in der Sprache der Hebräer. Ihr Ton hatte dann etwas so Großartiges und so Kräftiges, eine Harmonie, deren Accorde so mächtig und so lieblich waren, so rein und so erhaben, daß die Seele Derer, welche sie hörten, ihren Gesängen folgte und mit ihnen die Regionen der Erde verließ. Wenn Noëmi unter so lebhaften Aufregungen und unter dem Magnetismus und der Bezauberung des Blickes und der Bewegung der Signora Naldi in ihre Ekstase verfiel, dann ertönten ihre Worte glühend, einfach und erhaben, wie die der Propheten; sie verkündete die Größe Gottes und die Erniedrigung Derer, welche sein Gesetz verkannt hatten; diese Exaltation endete stets mit Thränen und zärtlichen Klagen, bei denen ihr Herz nach einer Glückseligkeit strebte, die vor ihr entfloh. Die eindrucksfähige Natur und die außerordentliche Empfindsamkeit des jungen Mädchens gaben sich mit Entzücken diesen Gefühlen hin; sie schienen selbst darin eine sinnliche Wollust zu empfinden, für welche die Krisis der Thränen nur der höchste Ausdruck war.

Für alle diese scheinbaren Phänomene hat die Wissenschaft natürliche

Auslegungen; aber die Leichtgläubigkeit und die Unwissenheit erblickten darin wunderbare Thatsachen und wurden unterjocht durch diese eigenthümlichen Fähigkeiten, deren Heerd sie außerhalb der Menschheit vermutheten.

Diese Anziehungskraft besaß Noëmi in einem ausgezeichneten Grade. Ihre Schönheit und das Schmachtende in ihrer ganzen Person erhöhten noch die Gewalt des Zaubers, den sie ausübte.

Diese Illusionen sind nicht neuern Ursprungs; sie sind so alt, wie die Welt; das Heidenthum entnahm ihnen seine Sibyllen und seine Orakel; jeder Glaube hat ihnen seine Propheten entlehnt, und die römische Kirche verschmähte nicht immer diese Hülfsmittel.

Der Ruf der Griechin Anastasia war daher bald in der Gesellschaft Roms begründet, und zog die ganze elegante Menge zu der Signora Naldi.

Ein höllischer Gedanke, so wie nur die Donna Olympia ihn fassen konnte, verfügte über das Loos Noëmi's. Die, welcher die unbesonnene Redlichkeit des Dom Salvi diesen Schatz anvertraut hatte, verweigerte es, sich von demselben zu trennen; diesen kostbaren Gegenstand wollte sie allein besitzen und darauf warten, daß eine Gelegenheit sich biete, ihn mit Glanz zu fassen und mit Pracht zu zeigen.

Zu dem Katholicismus bekehrt, würde Noëmi alle Verdienste ihrer angebornen Originalität verloren haben; sie mußte Jüdin bleiben. Das war nicht der Wille Derer, welche mit ihr geheime Absichten hatten, die ihrer verrätherischen Beschützerin wohl bekannt waren. Diese, welche stets gewandt war, beschloß, scheinbar dem Gedanken ihrer Bekehrung zu dem Katholicismus zu schmeicheln und ihr Benehmen diesen Ansichten gemäß einzurichten. Sie erbat von Denen, unter deren Herrschaft sie sich beugen mußte, daß sie selbst die Gedanken Noëmi's der katholischen Religion zuleiten dürfte; sie erlangte, daß die Verfolgungen und die Hinterhalte aufhören sollten, und versprach, die Jüdin wie ein Pfand zu bewahren.

Als diese Bedingungen gewonnen waren, ordnete sie Alles so an, daß sie Noëmi die Dinge aus ihrem wahren Gesichtspunkte zeigte, fest überzeugt, daß ihre redlichen Gesinnungen, weit entfernt, sich überzeugen zu lassen, ihr einen unbesiegbaren Widerwillen gegen Rom und gegen dessen Glauben einflößen würden.

Zunächst zeigte sie ihr die Welt in ihren lärmendsten Regungen; der Augenblick war dazu günstig, denn es war der Carneval von Rom. Sie begab sich nach dem Corso. Die Signora Naldi, welche einen venetianischen Maskenanzug von strengem und finsterm Reichthum trug, wollte selbst die Toilette Noëmi's ordnen. Für diese Veranlassung

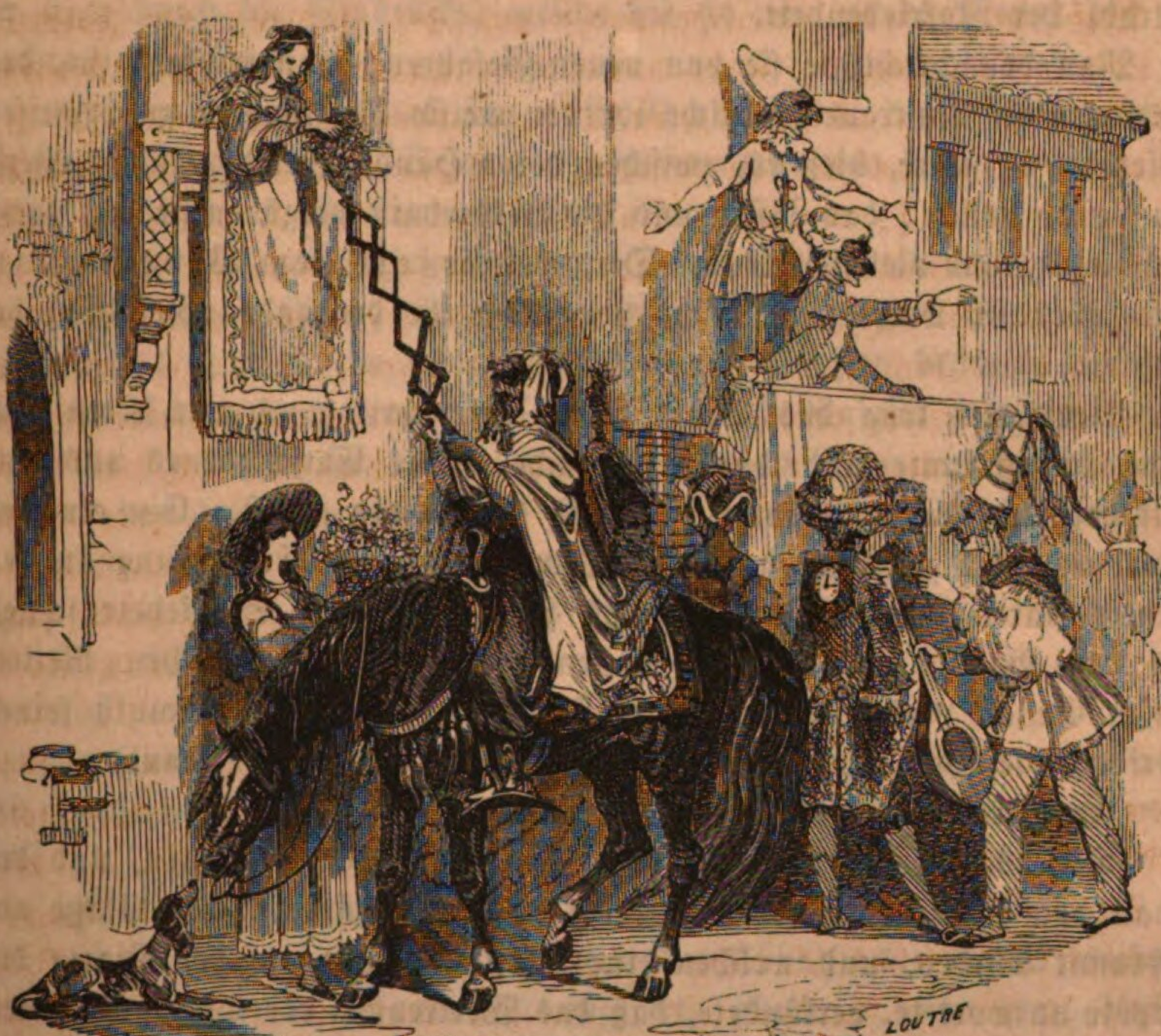
hatte sie unter ihren eignen Augen ein griechisches Costüm von bewundernswürdiger Pracht anfertigen lassen. Die Anmuth dieser Kleidung paßte vortrefflich zu den Reizen der jungen Jüdin und hob durch einen pikanten Zauber den Charakter ihrer Schönheit. Das schelmisch aufgesetzte Mützchen, die langen gelockten Haare, das ausgeschnittene Leibchen, welches die Umrisse und die Formen hervorhob, die Fustanella mit ihren eleganten und sorgfältig gelegten Falten, das Bein mit der ganzen Feinheit seiner Proportionen, und der Fuß, der unter Stickereien verborgen war, die ihn verkleinerten und schmaler machten, die Wahl der Stoffe, die Harmonie und der Contrast der Farben, die orientalische Pracht, welche mit Edelsteinen und Gold den bewundernswerthen Putz schmückte, entzückten und blendeten alle Blicke. Bei ihrer Ankunft auf dem Corso hatte die Signora Naldi ihrem Kutscher den Befehl ertheilt, die ganze Linie entlang zu fahren, und dann nach dem ihm bezeichneten Palast zurückzukehren. Irgend ein Hinderniß hemmte ihre Kutsche und andere Maskenwagen; es war ein Zusammenlauf, der durch den Zug eines zum Tode Verurtheilten, den man zur Hinrichtung führte, veranlaßt wurde. Ein eigenthümlicher Gebrauch, dessen Grund man schwer begreifen kann, eröffnet gewöhnlich den Carneval in Rom durch eine Hinrichtung, durch den Eselsritt eines Verurtheilten, oder durch den Zug eines Transports von Galeerensträflingen, die nach dem Bagno gebracht werden. Ist das vielleicht eine Lehre, die man dem Volke geben will, um es zu ermahnen, sich in diesen Tagen der Zügellosigkeit zu mäßigen?

Die ganze Länge der Straße des Corso war mit Stufen und Gerüsten besetzt; auf dem Trottoir vor dem Café des Palastes Ruspoli wurden die Stühle mit einem wahnsinnigen Preise bezahlt; auf den mit Draperien behangenen Balcons stand eine zahlreiche, fast sämmtlich maskirte Gesellschaft. Die Carossen und die Equipagen waren in Galla; in den glänzenden und zahlreichen Reiterzügen verbargen sich die jungen Cardinäle und die Monsignori unter der Maske. Auf der Straße, in der Mitte, sowie an den Seiten, drängte sich eine bunte Menge, deren komische Anzüge jede Einbildungskraft überboten. Die buntfarbigen und malerischen Trachten der Campagna Roms waren hier eben so reich wie mannigfaltig; die Pagliacette entfalteten hier ihre verlockende Anmuth; schwerfällige Polichinells gingen hin und her, indem sie Glöckchen ertönen ließen, wie die, welche man um den Hals der Maulthiere hängt; muntere Judenmädchen, die mit Nadel und Zwirn bewaffnet waren, hefteten den Masken die Zeichen an, durch die sie während der Nacht auf dem Maskenballe erkannt werden sollten.

Der Regen der confetti, welcher alle diese Freuden in eine Wolke

und in einen Hagel von Gyps hüllt, fiel von allen Seiten unter dem Lärmen des Geschreis, der Späße und des allgemeinen Tumults herab.

Während dieser Verwirrung hatte Noëmi, indem der Wagen der Signora den Corso durchrollte, einen Reiter bemerkt, der ein reiches arabisches Costüm trug, und den Schlag des Wagens nicht verließ; in dem Augenblicke, in welchem sie auf dem Balcon des Palastes erschien, von welchem aus sie die Maskerade sehen sollte, fiel ihr erster Blick auf diese Maske, deren Augen allen ihren Bewegungen folgten. Noëmi empfing die kleinen Geschenke von Blumen und Zuckerwerk,



welche die Frauen in Körben tragen und unter sich austauschen; da sah sie plötzlich bis zu sich die doppelte Scheere eines scaletto emporsteigen, die sich gleich dem Spielzeug der Kinder verlängern läßt, auf dem Soldaten auf Stiften der sich kreuzenden Hölzer befestigt sind, so daß sie sich vor- und rückwärts schieben lassen. Diese Scheere hob zu dem Balcon ein gewaltiges Bouquet hinauf, welches sich nur durch die Hände der jungen Jüdin erfassen ließ. Ehe der scaletto sich zurückzog, hatte er die Gewandtheit gehabt, eine Blume zu entführen, welche Noëmi in der Hand hielt; das junge Mädchen konnte sehen, mit welchem Entzücken diese schnell herabgezogene Blume aufgenommen, mit Küssen

bedeckt und in den Falten eines weiten Burnus verborgen wurde. Sie bemerkte dies, und eine dunkle Röthe überflog ihr Gesicht.

In dem Noëmi überreichten Bouquet war ein Billet unter einem Rosenblatte versteckt; das junge Mädchen ergriff es verstohlen, und sobald sie es lesen konnte, entfaltete sie es und überflog es mit ungeduldiger Neugier.

Es enthielt nur wenige Zeilen, aber diese machten auf das junge Mädchen einen lebhaften Eindruck. Auf ihrem Gesichte zeigten sich Schmerz und Unwille, und dennoch erkannte man auch zugleich einen Strahl der Zufriedenheit.

Man benachrichtigte sie von neuen Gefahren; man empfahl ihr, den Personen zu mißtrauen, welche ihr die meiste Theilnahme zu beweisen schienen; sie wäre, hieß es, zwischen deren Händen nichts als ein Werkzeug zum Glücke; das Laster und die Verderbniß umgäben sie mit ihren Schlingen, und vielleicht könnte Der, welcher seit dem Pincio-Garten über sie wachte, sie nicht vor allen ihr drohenden Gefahren bewahren.

Uebrigens trug das Billet keine Unterschrift; es war stets dieselbe unbestimmte und dunkle Sprache, nichts Entschiedenes und eine Unsicherheit, die grausamer ist, als das Leiden selbst. Ein einziges Wort warf einiges Licht auf diese Dunkelheit. Die Erinnerung an den Pincio-Garten war so süß für das Herz Noëmi's! Sie kehrte schnell auf den Balcon zurück; ihre Augen suchten den arabischen Reiter, dessen Gesicht verlarvt war; allein sie hoffte ihn an der Anmuth seiner Person, die ihr so lebhaft aufgefallen war, wieder zu erkennen.

Er war unter der Menge verschwunden.

Die 23. Stunde hatte an den römischen Uhren geschlagen, und der Knall von zwei Feuerwerkskästen, die auf dem venetianischen Platze abgebrannt wurden, und welchen eine ähnliche Salve auf der Piazza del Popolo antwortete, verkündete, daß das Wettrennen der Pferde beginnen sollte, und daß keine Wagen mehr auf den Corso gelassen würden. Ein Officier, dem einige Dragoner folgten, und der von dem Palaste des Gouverneurs ausgeritten war, gab den Befehl, die Wagen aufzuhalten, die noch kommen würden, und ließ die, welche den Corso erfüllten, dessen ganze Länge durch eine doppelte Reihe von Soldaten besetzt war, durch die Seitenstraßen abfahren.

Auf diese Zeichen, welche das nahe Ablaufen der Pferde verkündeten, hatten die Balcons, die Fenster und die Estraden sich mit einer zahlreichen Menge gefüllt, die in tausend Farben und in wundervoller Pracht glänzten; das Schauspiel bot dem Auge einen entzückenden Anblick.

Die Pferde, deren Köpfe mit Federn und Blumen geschmückt waren, von welchen Lederstreifen herabhingen, die an ihren Enden Bleikugeln hatten, welche gegen die Seiten der Thiere schlugen, und die mit fliegenden Blättchen von Folie bedeckt waren, deren Raschеln sie bei ihrem Laufe antreiben sollte, wurden durch ein Seil zurückgehalten, welches vor ihnen quer über die Straße ausgespannt war. Neben den Rennern standen malerisch gekleidete Stallknechte, welche freundliche und ermuthigende Worte an die Thiere richteten, um deren Feuer zu erhalten.

Die Ungeduld der Pferde war außerordentlich groß und steigerte sich noch durch die Eindrücke, welche die sie umgebende Menge auf sie machte.

Auf ein neues Signal flogen sie ihrem Ziele, dem venetianischen Palaste, entgegen, dessen Balcon der Gouverneur von Rom, welcher der Schiedsrichter des Wettrennens war, inne hatte.

Noëmi war voll Aufmerksamkeit für das Schauspiel, welches sie leidenschaftlich interessirte; sie sah voll Neugier, wem der Preis zufallen würde, der in Bannern und in Stücken von Stoffen bestand, die man schon am Tage zuvor nach dem venetianischen Palaste gebracht hatte; da hörte sie neben sich zwischen einem jungen Abbé und einem alten Officier das folgende Gespräch. Es war der Letztere, welcher sagte:

„Die Juden liefern diese acht Preise; das ist ein ihnen auferlegter Tribut.“

Der Abbé entgegnete darauf: „Sie zahlen ihn, um sich von der Verpflichtung loszukaufen, die sie ehemals hatten, selbst zu laufen. Um die Zuschauer zu unterhalten, belastete man die Läufer mit Steinen, das machte sie schwerer, oder man hüllte sie auch bis zum Halse in einen Sack.“

„Mir sind die Barberi lieber,“ rief der Officier.

„Meiner Treu, nein,“ entgegnete der Abbé; „die Juden mußten unterhaltender sein; besonders,“ fügte er hinzu, „wenn man einige von den schönen Mädchen des Ghetto mit laufen ließ, wie man dies behauptet hat.“

Noëmi konnte einen leisen Schrei nicht unterdrücken, als sie diese abscheulichen Worte hörte.

Der Abbé fühlte sogleich einen kräftigen Griff ihm stark die Hand zusammenpressen, und eine drohende Stimme flüsterte ihm in das Ohr: „Tazzi, zitto!“

Gehorsam diesem Gebote, welches in einem Tone ausgesprochen wurde, der keinen Widerspruch zuließ, blieb der Abbé stumm und regungslos.

Diese Wettrennen sind eines der Schauspiele, für welche das Volk

Roms die größte Vorliebe hegt; ihr Gebrauch ist sehr alt; verschiedene Arten von Pferden werden zu diesen Kämpfen zugelassen, deren Helden die Berber sind. Zu dem Ziele gelangt, ohne daß ihr Feuer erschöpft ist, werden die Pferde von den Stallknechten wieder in Empfang genommen; dieser Augenblick, den man die ripresa de' barberi nennt, ist der, in welchem der Beifallsjubel der Menge die Sieger begrüßt. Um diese Pferde in ihrem heftigsten Rennen aufzuhalten, genügt ein Stück Leinwand, welches ausgespannt ist, und gegen das ihr Ungestüm und ihr Feuer sich bricht.

Die Pferde, welche frei laufen, werden auch frei aufgezogen; bis zu dem Augenblicke, wo ihnen das Gebiß auferlegt wird, verfloß ihr Leben wild und umher irrend in der öden Campagna. Diese Racen verfallen durch die zu frühe Arbeit, welche ihre Züchter von ihnen verlangen. Ehedem hielten die Fürsten und Herren Roms es für eine Ehre, in ihren Gestüten die verschiedenen und berühmten Racen zu erhalten: Die Chigi, Rospigliosi, Braschi, Sforza, Cesarini, Giorgi, Colonna, welche damals mit Recht berühmt waren. Die ehernen Pferde, durch welche Guido Reni den Wagen der Aurora ziehen läßt, stammten von den umfassenden Besitzungen der Borghese. Gegenwärtig verlangt Rom von dem Auslande den Luxus seiner Pferde und bezahlt ihn theuer.

Andere Wettrennen, die del Fantino, finden bei einigen wichtigen Gelegenheiten statt; sie dienen meistentheils dazu, die Ankunft eines Herrschers oder irgend ein glückliches Ereigniß zu feiern. Man führt dazu auf dem Platze Navona einen großen und prachtvoll verzierten Circus auf; drei Abtheilungen von Reitern, die in verschiedene Farben gekleidet sind, und auf bloßen Pferden reiten, umjagen den Raum mehrmals mit außerordentlicher Schnelligkeit. Dann wird ein Wettkampf der Schnelligkeit ausgeführt; darauf machen die drei Sieger sich einen letzten Preis streitig und beginnen ein viertes Rennen. Bei diesen Festen ist der Zulauf der Zuschauer immer ungeheuer groß; diese Pferdespiele sagen vollkommen dem Geschmacke der römischen Bevölkerung zu. Zuweilen laufen die edlen Thiere ganz frei, ohne Reiter, und scheinen dabei den Feuereifer ihrer Herren zu theilen.

Die Giostra, eine Art Kampf zwischen Ochsen und Büffeln, ist in Rom nur eine elende Parodie der so oft beschriebenen spanischen Stierkämpfe.

Auf die confetti und das Wettrennen der Barberi folgen die moroletti, eine wahre Carnevalsausgelassenheit, welche darin besteht, kleine Lichtstumpfe, die Jedermann in den Händen trägt, auszulöschen und wieder anzuzünden; die Eigenthümlichkeiten, die Launen dieses Kerzen-

spieles wechseln bis in das Unendliche und erregen eine Lustigkeit, die stets bis zur Uebertreibung sich steigert.

Die focchetti des Coliseums sind nur Abendbelustigungen, welche bei dem Scheine einiger Feuerwerkskörper die antike Majestät dieser Ruinen beleuchten.

Die Nächte, welche die letzten Tage des Carnevals von einander trennen, werden gewöhnlich auf dem Maskenball zugebracht.

Noëmi wurde zu demselben geführt; zur Erreichung der Absichten, deren Werkzeug sie war, mußte sie sich überall zeigen, wo die reiche und verschwenderische Menge sich versammelte.

Für die Nacht hatte sie nach dem Gebrauche der römischen Damen ihr Tagescostüm abgelegt; wie groß aber war ihre Ueberraschung, als sie bei dem Eintritt in das Theater Alberti, in welchem diese nächtlichen Feste stattfinden, an ihrer Seite das reiche und schöne arabische Costüm erblickte, welches, während des ganzen Tages ihre Schritte verfolgend, nicht von ihr gewichen war.

Der Araber näherte sich ihr und sagte mit eigenthümlich geheimnißvollem Wesen und mit langsamer, leiser Stimme:

„Verrathen Sie keine Aufregung; Sie schweben in Gefahr, ich wache über Sie."

Er schien sich zu entfernen; aber sein Blick, der unter der Maske Feuer sprühte, verließ das junge Mädchen nicht.

Ohne Zweifel verhinderte diese thätige Wachsamkeit diesmal wieder die finstern Pläne, welche gegen die junge Jüdin entworfen worden waren. Geführt von der Signora Naldi hatte Noëmi sich nur gegen die alltäglichen Intriguen zu vertheidigen, von denen die Stunden ausgefüllt werden, welche man diesen Zerstreuungen widmet.

Ein junger Cavalier, der ein reiches spanisches Costüm trug, und dessen Wesen, Sprache und Haltung eine höhere Auszeichnung verriethen, redete Noëmi an. Um die Aufmerksamkeit der Signorina zu gewinnen, begann er ein vertrauliches Gespräch über sie selbst, über ihre Familie, ihren Aufenthalt in Mantua und in Rom. Ueber die neuesten Ereignisse führte er so bestimmte Details an, so zahlreiche und so richtige, daß Noëmi dadurch anfangs erschreckt war.

Die Signora Naldi, welche diesen Schrecken bemerkte, wollte die Ursache desselben wissen; aber der Cavalier warf ihr durch seine Maske einen so drohenden Blick zu, daß man den unteren Theil von dem Gesichte der Dame unter der schwarzen Spitze, die ihn bedeckte, wechselsweise erblassen und erröthen sah. Der Spanier sprach nur ein einziges Wort, und die Signora Naldi wurde dadurch so beunruhigt, daß sie die Rolle einer gefälligen Duenna übernahm.

Die Unterhaltung, wenn man diesen Namen dem Monologe des Cavaliers geben kann, dessen Worte durchaus keine Antwort erlangten, wurde fortgeführt.

Noëmi fürchtete sich vor dem Manne, und wußte sich nicht zu erklären, wie er so genau von alle dem, was sie selbst, ihre Lage und ihre Gesinnungen betraf, unterrichtet sein könnte; nichts brachte sie auf die Spur dieses Geheimnisses. Die moralische Unbehaglichkeit, die sie empfand, war so heftig, daß sie einen Augenblick zu taumeln schien; der Cavalier, dessen Artigkeit sich nicht einen Moment verleugnet hatte, erkannte, daß es Zeit sei, diese Qual zu beendigen. Er machte eine Bewegung, um sich zurückzuziehen, aber ehe er sich entfernte, sagte er mit erregter, leiser und feierlicher Stimme:

„Hören Sie mich an, Noëmi! Ich liebe Sie mehr als mein Leben; ich hätte Ihre Liebe verdienen können, und diesem Glücke würde ich Alles geopfert haben. Ein einziger Fehltritt stürzte mich in das Verderben, und diesen Fehler werde ich durch das Unglück sühnen. Ich wollte Ihre geheimsten Gesinnungen erforschen, und um dies Ziel zu erreichen, war mir nichts zu schwer; allein das, was ich weiß, wollten auch Andere zu ihrem Vortheil erforschen. Meine Liebe könnte für Sie nur lästig und gefährlich sein. Ich ziehe mich zurück. Leben Sie wohl, Noëmi; indem ich mich entferne, fühle ich nur das eine Bedauern, daß ich Sie in der Mitte erbitterter und unerbittlicher Feinde zurücklasse."

Zu überrascht durch diese Worte, um darauf eine schnelle Antwort geben zu können, hatte Noëmi sich kaum von ihrem Staunen erholt, als der Cavalier schon fern von ihr und unter der Menge der Masken verschwunden war.

Sie erschöpfte sich in Vermuthungen über diesen Mann, der so gut von allen Einzelnheiten ihres Lebens unterrichtet war; eine schmerzliche Aufregung lastete auf ihrem Herzen.

„Ach," sagte sie zu sich selbst, „so kann ich also keinen Schritt thun, ohne die Finsternisse, die mich umgeben, sich verdichten zu sehen. Man spricht unabläßig zu mir von Gefahren, die ich nicht erkenne. Gleichwohl wurde mir bisher nur Zärtlichkeit und Wohlwollen bewiesen. Mein Vater, die Familie Ben Saul's, Dom Salvi, Julius, die Signora, umgeben mich mit ihrem Wohlwollen; und dieser unbekannte Beschützer, dieser Schutzengel, diese sichtliche Vorsehung, welche Gott in seiner Barmherzigkeit mir nahe gebracht zu haben scheint, das sind keine Feinde — ich kenne sie alle nur durch ihre Freundlichkeit."

Noëmi war bemüht, sich selbst zu täuschen; aber es gelang ihr nicht, eine Zuversicht zu erringen, von der sie geflohen wurde. Ausgenommen einige flüchtige Andeutungen, bestätigte nichts die wieder-

holten Warnungen, die ihr eine nahe Gefahr verkündeten, und gleichwohl hatte sie erkannt, daß in ihrer Lage etwas Verderbliches und Drohendes liege. Mehrmals hatte sie in den Blicken der Signora finstern und drohenden Zorn überrascht. Wenn sie diese verderblichen Blitze bemerkte, kam es ihr vor, als nähre diese Frau gegen sie einen tiefen Haß.

Diese Gedanken isolirten die junge Jüdin von der sie umgebenden Menge. Noëmi nahm durchaus keinen Antheil mehr an den Freuden des Balles. Diese plötzliche Traurigkeit entging der Beobachtung der Signora nicht, und um die Wolke zu verbannen, erschöpfte sie sich in



vergeblichen Anstrengungen. Alle ihre Verführungskünste scheiterten an einer tiefen Niedergeschlagenheit. Sie hoffte, daß der Glanz und die Munterkeit des Abendessens diese finstere Stimmung verbannen würden, und Beide schritten dem Festsaale zu, wohin Noëmi sich leiten ließ, als ein plötzlicher Tumult in einem Theile des Saales entstand.

Man hatte eine Maske in Räubercostüm verhaftet.

Es war einer der berüchtigtsten Banditen der Campagna von Rom. Da er seinen Theil an den Lustbarkeiten des Carnevals nehmen wollte, hatte er darauf gewettet, er würde auf den Alberti-Ball gehen, und hier die ganze Nacht hindurch tanzen, ohne erkannt zu werden. Einer seiner

Genossen, der ihn auf dem Punkte sah, die Wette zu gewinnen, hatte ihn angezeigt. In der Aufregung, welche dieses Ereigniß hervorbrachte, bemerkte Noëmi, daß sie heftig von mehreren Individuen gedrängt wurde, die mit leiser Stimme zu einander sprachen; aber eine Maske, die ganz in einen großen braunen Mantel gehüllt war, riß sie plötzlich fort, indem sie sie zwang, ihren Arm anzunehmen. Ein leiser Druck beruhigte sie bald, und nachdem die Maske sie zu einem Büffettische geführt hatte, setzte sie sich neben die Signora, und ohne irgend etwas von dem, was man ihr bot, annehmen zu wollen, blieb sie finster und schweigsam.

Man unterhielt sich von der Angelegenheit des Banditen. Ein junger Abbé, welcher unter der Maske des Figaro die Ballgesellschaft durch seine witzigen Aeußerungen unterhalten hatte, theilte der Gesellschaft mit, daß der Bandit am nächsten Tage gehängt werden würde.

Diese Nachricht wurde mit lautem Gelächter aufgenommen; Jeder äußerte irgend einen Scherz, eine Neckerei, eine beißende Anmerkung über das Gesicht, welches der arme Teufel machen würde, wenn er sechs Fuß hoch über dem Straßenpflaster tanzte. Die Damen mischten sich in diese liebenswürdigen Späße, und das Abendessen endete unter den Ausschweifungen und den Verfeinerungen der Leckerhaftigkeit, welche dem römischen Geschlechte eigen sind.

Noëmi, welche die Beute einer Melancholie war, über die ihr Wille nicht zu triumphiren vermochte, versank in eine Niedergeschlagenheit, welche sie bewog, die Einsamkeit aufzusuchen; hier ganz ihren Gedanken hingegeben, überblickte sie die letzten Ereignisse ihres Lebens. Getrennt von ihrer Familie, ohne einen andern Grund, als ein ungestümes Verlangen nach Freiheit und Unabhängigkeit, hatte sie sich alles dessen beraubt, was sie in einer Welt, die ihr unbekannt war, leiten und stützen konnte. Sie hatte es nicht vermocht, der Neugier und dem Wissensdurste zu widerstehen, von denen sie verzehrt wurde. Und wohin ging sie jetzt, fortgerissen durch den Wirbel, vertheidigungslos einem Weibe preisgegeben, dessen arglistigen Charakter sie mehr als einmal erkannt hatte? Wie sollte sie den Schlingen, den Hinterhalten und den Gefahren entrinnen, die ihr drohten, und welche so viele Warnungen und Zeichen ihr verriethen?

Anfangs niedergebeugt unter dem Gewicht dieser Gedanken erhob sie bald wieder ihren edlen Kopf, strahlend in einem göttlichen Lichte; in ihrem Blicke funkelte ein bewundernswerthes Vertrauen; ihre Augen schienen die Zukunft zu durchforschen; Stolz lag in ihrem Lächeln, und ihre ganze Erscheinung verrieth Zuversicht und Festigkeit.

Man hätte glauben können, sie höre auf eine innere Stimme, deren

Worte sie kräftigten; und plötzlich sah man aus ihrer ganzen Haltung eine Entschlossenheit und einen Willen leuchten, die sich in ihren ruhigen und gefaßten Zügen wiederspiegelten.

Dies Alles rührte daher, daß Noëmi aus dem hebräischen Dogma jenen Fatalismus geschöpft hatte, aus welchem Israel seinen Gott gemacht hat, wie der Islamismus seinen Propheten; sie glaubte mit allen Kräften ihrer Seele an eine göttliche Vermittelung zu Gunsten des jüdischen Volkes. Als Tochter Ben Jakob's schon früh durch ihren Vater eingeweiht in die Hoffnungen dieser Nation, die unter allen anderen verstreut ist, ohne deshalb zersprengt zu sein, betrachtete sie den Greis als eines der Werkzeuge, berufen zu der Vollendung jener Wiederherstellung, bei welcher sie sich zur Mitwirkung ausersehen glaubte. Sie hörte ein undeutliches Rauschen geheimer Rathschläge, welche sie vorwärts trieben; unter einen Schutz gestellt, der in ihren Augen mächtiger war, als der der Menschen, verschwand in ihren Gedanken jede Furcht vor den Gefahren, und in der Reinheit ihres Herzens war sie fest überzeugt, sich vor einer Verderbtheit bewahren zu können, der sie dreist in das Angesicht schauen wollte, um ihr desto besser trotzen zu können. Noëmi legte sich in diesem Augenblicke selbst das Versprechen ab, bis zum Ende ihre Forschungen durch die römische Gesellschaft fortzusetzen; sie wollte den Feind kennen lernen, den ihr Glaube und ihr gerechter Haß zu bekämpfen ihr geboten.

Diese inneren Neigungen waren stets flüchtig bei der jungen Jüdin; sie schöpfte aus ihnen eine eigenthümliche Thatkraft, und dennoch gelang es ihr, selbst wenn diese moralische Kraft bei ihr erstand, nicht immer, sich einer gewissen Schwäche zu entziehen. In diesem kräftigen Herzen gab es einen verwundbaren Punkt; die geheimnißvolle Liebe, die in ihr lebte und über alle Handlungen ihres Lebens einen geheimen Wohlgeruch und zärtliche Ungewißheiten verbreitete, schwächte alle ihre Entschlüsse; sie fühlte, daß sie bereit sei, Alles den Entzückungen des Traumes zu opfern, der ihre Gedanken und ihre Wünsche erfüllte.

Ohne eine genaue Kenntniß von dem zu haben, was in den Gedanken Noëmi's vorging, hatte die Signora Naldi leicht erkannt, daß das junge Mädchen die Beute lebhafter Besorgnisse sei. Beunruhigt durch Alles, was ihren Absichten entgegen wirken konnte, beobachtete sie, und mit nicht geringer Befriedigung sah sie die Jüdin träumerisch und fügsam gegen ihre Wünsche zu sich zurückkehren, nachdem sie schon gefürchtet hatte, sie möchte ihr entschlüpfen.

Die, welche ehemals Donna Olympia gewesen war, hatte sich ihrer verderbten Neigungen ungeachtet nicht erwehren können, für Noëmi eine gewisse Zuneigung zu empfinden; sie nahm sie daher auf, ohne ihr

irgend etwas von ihren Besorgnissen zu verrathen, und verkündete ihr, daß sie neuen Genüssen entgegengehen sollte.

Noëmi empfing diese Mittheilung mit einer Ruhe, welche der Ergebung glich.

Zu den Theatern, diesem Rendezvous der ganzen eleganten Gesellschaft, leitete die Signora das junge Mädchen, das sie mit den römischen Sitten vertraut zu machen wünschte.

In Rom sind die Theater zahlreich. Man zählt deren acht, bei einer Bevölkerung von etwas über 300,000 Seelen.

Das Theater Valle, wo die komische Oper und das Lustspiel walten; Argentina, auf dem man die opera seria und das Ballet giebt; der Saal Alberti, den Maskenbällen gewidmet; Tordinone, wo die neapolitanischen Possen sich zeigen; Capranica, wo Oper, Trauerspiel, Drama und Posse mit einander wechseln; Pace, das Volkstheater, welches dem Pulcinella und den großen Marionetten gewidmet ist; Graneri, für die kleinen Marionetten, und die unsterblichen Burattini, das Entzücken Roms.

In diesen Theatern nimmt die vornehme Gesellschaft, wie in allen Städten Italiens, die Logen ein, welche Besitzer haben, denen man sie vermiethet, indem sie einen bestimmten Preis dafür bezahlen, den Schlüssel zu empfangen.

Die Logen sind hier Salons, in denen man sich Besuche abstattet; man genießt in ihnen Erfrischungen und plaudert darin mehr, als man hört.

Die Menge der wahren Zuschauer drängt sich in der Platea, dem Parterre. Hier zeigt sich, besonders in den Volkstheatern, die Aufregung der Massen. Die Scenen des Drama's werden unter beständigen Ausrufungen fortgeführt.

„Traditore! — Sia ammazato il cellerato! — O la pauvrette! — Poverina! — Quanto è cara! — Va compassione! — Dio ajutatela! (Verräther! Man tödte das Ungeheuer! — Ach, die Arme! — Wie theuer ist sie mir! — Sie erregt Mitleid. — Mein Gott, komm ihr doch zu Hülfe!)“

Diese Commentare des öffentlichen Mitleids begleiten in Rom alle Theaterabende.

Die ungestümen und leidenschaftlichen Aeußerungen, diese Darlegungen wahnsinniger Gluth der Menge des römischen Volkes, finden wir auch in den Kirchen wieder.

Es ist für uns der Augenblick noch nicht gekommen, tiefer in die religiösen Ceremonien einzudringen, welche Rom mit so großem Stolze entwickelt; später werden wir sie auf unserm Wege finden, und sie in

ihrer ganzen Eitelkeit darlegen; unter ihrer Pracht werden wir ihre Nichtigkeit zeigen, und ihren wahren Charakter nach den wahrhaft christlichen Begriffen würdigen.

Für heute wollen wir der Menge folgen, die sich nach den Kirchen drängt. In Rom erregen die funzione della chiesa eben so viel Eifer, wie die serate del teatro. Bei den Zuneigungen der ganzen römischen Bevölkerung theilen das Theater und die Kirche sich in die Zärtlichkeit und den Zufluß. Nur bekennen für die Kunst und besonders für die Musik die italienischen Racen einen glühenderen Cultus, und diesem Geschmacke an den Schauspielen und den Darstellungen muß man den Eifer, die Ueberspanntheit und die furia einer Andacht zuschreiben, welche so weit entfernt von aufrichtiger Frömmigkeit sind.

Der römische Clerus hat zu allen Zeiten diese Neigungen zu benutzen verstanden, und die, welche er ausbeuten wollte, durch dieselben in Staunen versetzt und entzückt.

In Rom vervielfältigen die heiligen Orte und der Nutzen, den die Kirche aus dergleichen Festen zieht, die Feierlichkeiten; sie sind beinahe täglich, und wenn das Volk der Stadt der Päpste sich nicht der größten Trägheit gewidmet hätte, so könnte es gleich dem Seifensieder Lafontaine's sagen:

„Man richtet uns durch Feste zu Grunde!"

Aber statt sich wegen dieses Uebermaßes zu beschweren, strömt es eifrig den religiösen Festlichkeiten zu.

Für dergleichen Gelegenheiten fügen die Kirchen, welche im Allgemeinen schön sind und eine reiche Architectur besitzen, ihrer monumentalen Pracht noch die Zierrathen von carmoisinrothen Sammetteppichen hinzu, die durch Gold gehoben werden und so angebracht sind, daß sie von den Schönheiten des Gebäudes nichts verbergen. Die Altäre und die Nischen sind bedeckt mit Silbergeschirr; jedes Chor wetteifert in der Vollkommenheit der Musik und des Gesanges. Man tritt in den heiligen Raum ein unter dem Tone der Trommeln und Trompeten, welche an der Thür der Kirchen einen gewaltigen Lärm machen. Außerdem stellt auch noch jede Kirche außerhalb das Wappen ihres Cardinals mit den Worten aus: Indulgenze plenarie!

Der Fußboden ist mit Laubwerk bestreut.

Nicht selten stehen an dem Eingange Livreebediente, welche den Damen, den Cardinälen und den ausgezeichneten Personen Bouquets darreichen. Die Kosten für diese Feste tragen zuweilen die reichen oder hochgestellten Protectoren, welche die Patrone der religiösen Gebäude sind; oft werden diese Feste auch gegeben, um den Namen einer Dame zu feiern, der man zu gefallen wünscht.

Im Hintergrunde aller dieser Handlungen der Frömmigkeit des Volkes liegt indeß ein sinnlicher Gedanke; man beseitige das Gebet, welches zum Himmel emporsteigen zu sollen scheint, und man wird sogleich das Interesse erblicken, durch welches es zur Erde zurückgezogen wird.

Ehemals trieb man die Nachlässigkeit der Haltung so weit, daß man unter dem Schiffe der Kirchen Gefrornes, Erfrischungen und Chocolade genoß; diese Gebräuche zeigen sich auch jetzt noch, besonders in den Capellen gewisser Klöster.



Indem man sich dem Orte naht, wo die funzioni stattfinden, trifft man von Strecke zu Strecke auf verschiedene Schauspiele; es sind Lustspiele, aufgeführt von Kindern, kleine wandernde Concerte, Marionetten oder jene Burattini, die sich stets auf dem Wege des römischen Lebens zeigen.

Findet der Gottesdienst am Abend statt, so wird man auf denselben durch Illuminationen aufmerksam gemacht, deren Strahlen die Façade erhellen, sowie durch Feuerwerke.

Um den Heiligen, welcher der Gegenstand dieser Huldigungen ist, besser zu ehren, benutzen die Kaufleute diese Gelegenheit, um vor den



(S. 155)

Kirchen das auszulegen, was sie Kostbarstes haben; einige derselben, welche in dem Interesse ihrer Kundschaft ihre Frömmigkeit darthun zu müssen glauben, errichten Altäre, auf welche sie das Crucifix stellen, umgeben von den Attributen ihres Geschäfts. Man erweist den Heiligen beider Geschlechter auch noch andere Ehren; bei gewissen Festen läßt man Luftballons steigen, auf denen die Gestalt der Heiligen und die vorzüglichsten Handlungen ihres Lebens dargestellt sind.

Noëmi sah den Wagen der Signora Naldi durch die Menge aufgehalten, die sich vor der Bude eines Fleischwaarenhändlers angehäuft hatte, der zu Ehren des heiligen Antonius von Padua dessen Bild in einer Nische ausgestellt hatte, die aus kleinen Würstchen, Schinken und Blutwürsten dargestellt war. Bei diesem Anblicke klatschte die Menge in die Hände.

In diesem Augenblicke machte ein junger Mann, der so nahe neben dem Wagen stand, daß die Jüdin seine Handlung bemerken mußte, eine Bewegung des Unwillens; allein eine rasche Wendung verbarg ihr das Gesicht dessen, der diese Aeußerung seiner Unzufriedenheit nicht hatte verbergen können, und dieser scheinbar so gleichgültige Umstand stürzte das junge Mädchen wieder in ihre finstern Träumereien, ihre Besorgnisse und die Qualen ihrer Ungewißheit.

Die Zahl der Kutschen an den Orten, welche den Hauptkirchen nahe liegen, war so groß, daß die Menge der Wagen durch ihren Prunk an die glänzendsten Fahrten des Corso erinnerte.

Die Damen zeigten sich sehr geschmückt, und die Cavaliere, besonders die Abbé's, verdoppelten gegen sie ihre Artigkeiten und ihre Galanterien. Vorzüglich während der Ceremonien der heiligen Woche wird dieser weltliche Prunk entfaltet. In eben dieser Zeit werden auch an vielen Orten der Stadt Theater errichtet, um religiöse Scenen darzustellen, die mit den geistlichen funzioni gleichen Schritt halten. Bei diesen Darstellungen verwendet man zuweilen Wachsfiguren von natürlicher Größe, welche prachtvoll gekleidet sind; oft aber nimmt man auch zu entsetzlichen Wirklichkeiten seine Zuflucht. Man zeigt das Beil des Henkers, von Blut geröthet; die Flammen der Verdammten; der Erzengel, an Drahtschnuren hängend, stößt in die Posaune der Auferstehung, und wirkliche Leichen, den Tag zuvor durch das Heiligen-Geist-Hospital geliefert, stellen die Wiederauferstehung dar!

Die Jungfrau steht in großer Verehrung, und ihr sind die meisten dieser Feste gewidmet; man betrachtet ihren Cultus als den wirksamsten der himmlischen Gnadenbezeigungen.

Die Heiligen der Jesuiten genießen ebenfalls einer allgemeinen

Gunst; die Gesellschaft Jesu hat es verstanden, ihnen einen guten Ruf zu gewinnen.

Die Jesuiten haben in Rom elf Kirchen, unter denen sich durch ihre Pracht die del Gesu, des römischen Collegiums und des Noviziats auszeichnen. In der Kirche del Gesu allein ist für eine Million Mark Silber enthalten.

Um die Menge zu dem Fuße ihrer Altäre zu locken, haben diese Geistlichen etwas ersonnen, was in der That im höchsten Grade anziehend ist. Das Allerheiligste ist in einer weiten Vertiefung ausge-



stellt, deren transparenter und beleuchteter Hintergrund eine Scene aus dem alten oder aus dem neuen Testamente darstellt. Alle zwei Jahre erneuert man die großen Kosten dieser Ausstellung, bei der nichts gespart wird, um die Concurrenz zu überwinden, welche die Kirche des heiligen Laurentius in Damazo aufstellt.

Wie sollte das römische Volk, unter solchen Eindrücken und durch die Kirche selbst zu Schauspielen berufen, die auf eine so auffallende Weise die Optik und die Täuschungen des Theaters darstellen, nicht das Heilige mit dem Profanen verwechseln?

Indem man die einzelnen Anordnungen der Kirchen Roms beob-

achtet, wird man ergriffen durch den Glanz und den Prunk, welche die Gräber der Heiligen bestrahlen, besonders derer, welche bei der abergläubischen Menge in Ansehen stehen. Diese Gräber werden durch so zahlreiche silberne Lampen beleuchtet, daß sie den Blick blenden und kaum den Altar gewahren lassen, auf dem das Allerheiligste steht, neben welchem man nur eine oder zwei Lampen anzündet. Im St. Petersdom brennen Tag und Nacht zweihundert Lampen vor dem Grabe der Apostel unter dem Hochaltare in der Mitte des Domes. Diese strahlende Beleuchtung lockt die Menge an; sie ist hier so dicht gedrängt, daß man sich nur schwer dem Orte nähern kann, und daß man kaum so viel Muße gewinnt, einige Augenblicke neben dem Allerheiligsten stehen zu bleiben, das in einem prachtvollen Tabernakel aufbewahrt wird, aber auf einem bescheidenen Platze, rechts, einer Kapelle gerade gegenüber, und neben welchem nur drei Lampen brennen.

Das Geheimniß dieser Anordnungen, die dem wahren Katholicismus so widersprechend sind, liegt in dem materiellen Gewinne, der daraus entspringt.

Für die irdischen Interessen der Kirche sind die Heiligen, deren Unterstützung die abergläubische Menge anruft, sehr einträglich, während man an die Gottheit selbst, nach dem Glauben der Menge, keine niedrigen Gebete und eigennützigen Bitten zu richten wagt. Diese sind nur für die Heiligen vorbehalten, welche der Pöbelglaube für bestechlich hält. Nach der Legende hat jeder dieser Freunde Gottes, wie die Kirche sie nennt, seine speciellen Attribute, wie dies bei der Masse der heidnischen Götter der Fall war, deren Traditionen in der römischen Kirche leider noch nicht ganz erloschen sind.

Rom zählt diese religiösen Schaugepränge unter seine Lustbarkeiten, und die Art und Weise, wie es sich diesen Zerstreuungen überläßt, flößt den Ausländern, welche die Zeugen derselben sind, nur ein Gefühl ein, das dem widerspricht, welches durch solche Handlungen hervorgerufen werden sollte. Man muß daher Denen, welche die Dinge der Religion auf eine so leichtfertige Weise behandeln, die Geringschätzung zur Last legen, welcher gegenwärtig Handlungen verfallen sind, die einst hoch verehrt wurden. Diese Beweise der Geringschätzung, welche Rom selbst den Gegenständen zeigt, die es unserer Verehrung darbietet, findet man bei jedem Schritte, den man in Rom thut.

In dem Innern der Kirchen entspricht die Haltung einer Versammlung, welche durch den außen herrschenden Lärm wenig auf die innere Sammlung vorbereitet ist, alle dem, was man von solcher Stimmung erwarten darf.

Die Frauen, mit denen die Welt sich am meisten beschäftigt, der

junge Adel, die stutzerhaften Abbés, die glänzenden Officiere, treten lärmend ein, und suchen durch alle möglichen Mittel die Aufmerksamkeit auf das vornehme Wesen zu lenken, das sie sich geben. Die Bedienten, die Lakaien und die Beamten, deren Menge den höhern Personen vorangeht oder folgt, legen auf die Quadern weiche Kissen und reiche Gebetbücher mit prachtvollen Wappen geschmückt; all dieser stolze Luxus tritt auf unverschämte Weise in diese Asyle christlicher Demuth ein, in denen vielleicht die Vorschriften einer brüderlichen Barmherzigkeit und jener göttlichen Gleichheit ertönen, welche das Evangelium die Schwachen wie die Mächtigen lehrt.

Auf den übereinander liegenden Tribünen, auf denen sich die Frauen drängen, welche sich durch ihre Geburt, ihren Reichthum, ihre Titel, ihre Schönheit, oder sogar durch ihre Galanterie auszeichnen, finden häufig Streitigkeiten wegen der Plätze statt. Alle wollen in der ersten Reihe sitzen, um die Blicke auf sich zu ziehen. Dann hört man mit jenem Alt-Klange, der den italienischen Frauen eigenthümlich ist, rohe und kräftige Flüche ertönen, wie die auf dem Markte, auf öffentlichen Plätzen und an ähnlichen Orten.

Diese niedrigen Gewohnheiten der hohen römischen Gesellschaft zeigen sich nie entschiedener und gewaltthätiger, als bei solchen Veranlassungen, wo im Gegentheil die größte Zurückhaltung nothwendig wäre. Freilich muß man erwähnen, daß die Würdenträger der Kirche solche Aergernisse zu billigen scheinen, indem sie sich zuweilen an denselben durch ihr Gelächter betheiligen, selbst da, wo sie dieselben eigentlich durch ihre Autorität unterdrücken sollten.

Diese Gleichgültigkeit wird zuweilen gestört; man hört Ausrufungen, Melodien und Worte ohne Zusammenhang durch das Geflüster der einzelnen Unterhaltungen ertönen. Das sind die Rufe der Frommen niedern Ranges, die kräftigen Aeußerungen einiger Weiber des Volkes, die Entzückungen der Betschwestern, die flehenden Bitten der Kranken, die Gelübde, die sich mancher bedrückten Brust entringen. Bei diesen Ausbrüchen hört man die leidenschaftlichen Aeußerungen wieder, welche die Eindrücke des Theaters am Abend zuvor den Zuschauern entrissen. In der Kirche, wie in dem Theater, zeigt sich dasselbe Bedürfniß des Lärmens und der ungestümen Aeußerungen; es sind dieselben Ausbrüche einer unruhigen Heuchelei, die nach Lärm und Aufsehen begierig ist. Die Habgier ist diesen Anstrengungen ebenfalls nicht fremd, denn nur zu oft haben sie den Zweck, das Mitleid zu erwecken und freigebige Unterstützungen herbeizuführen.

La funzione wird in allen ihren Einzelnheiten ebenso beurtheilt,

wie dies bei einer tageshell beleuchteten Vorstellung im Theater der Fall sein würde.'

Auf den Tribünen streitet man sich über die Beredsamkeit eines christlichen Predigers, wie man in den Logen über die Eigenschaften eines Sängers oder einer Primadonna spricht.

Ebenso wie im Theater werden die ersten Augenblicke, die, welche dem Beginn der Ceremonien vorangehen, den lärmenden Begrüßungen und den lauten Erkennungszeichen gewidmet, die man zwischen dem Schiffe der Kirche und den Tribünen austauscht. Die Keckheit der Frauen ist dabei grenzenlos; sie nennen ganz laut die Prälaten, die sie durch eine Handbewegung aufrufen. Unten ist der Auftritt eben so belebt; man zeigt sich die Frauen, indem man sie lorgnirt; man erzählt sich ihre Abenteuer und die Chronik der Salons und der Boudoirs.

Unter dieser lärmenden Vorbereitung besteigt der Priester den Altar und läßt die Chorgesänge, seine Präludien zu dem heiligen Amte, ertönen. Die Frauen fahren fort, der Ceremonie durchaus keine Aufmerksamkeit zu widmen; ganz ihrem eigenthümlichen Verfahren hingegeben, suchen sie die Blicke der Prälaten, der mit Stickereien bedeckten Officiere und der frisirten und parfümirten Abbé's, deren kecker Ungestüm das Wesen von Pagen zeigt, auf sich zu lenken und zu fesseln. In den Kirchen, in eben dem Augenblick, wo die Religion hier die Gläubigen versammelt, um zu Gott die Seele und das Herz des Volkes zu erheben, gefällt sich das Aergerniß in dem ungeziemendsten Benehmen; in diesen feierlichen Augenblicken werden durch Blicke, durch Zeichen, durch Lächeln und nicht minder durch eine verstohlene Berührung, die galanten und üppigen Intriguen der römischen Gesellschaft angeknüpft, fortgeführt, befestigt.

In dieser Beziehung hält unser Bericht sich in einer Bescheidenheit und in einer Anständigkeit, welche die wirklichen Thatsachen nicht kennen, sondern denen sie vielmehr ungestraft trotzen. Was die Menge betrifft, welche das ganze Schiff des Gebäudes erfüllt, so bewegt sie sich, plaudert, geht hin und her, blickt umher, und zeigt sich wechselsweise neugierig oder sorglos; ihre Haltung ist frei, leicht, ohne allen Zwang und fern von jeder Zurückhaltung. Die Aeußerungen sind überall lustig, ausgelassen und voll desinvoltura; man könnte glauben, in einer Allee des Pincio-Gartens, in einem Kaffeehause des Corso, in dem Foyer einer Oper, auf einem Balle oder in dem rout eines Palastes zu sein; aber von alle dem, was man sieht und was man hört, erinnert durchaus nichts an die Heiligkeit des Ortes. Bei der Annäherung des feierlichen Augenblicks, in welchem das Gebet auf den Altar die Anwesenheit des göttlichen Opfers lenkt, zeigt sich eine allgemeine Samm-

lung. Alle Stirnen neigen sich, alle Kniee beugen sich und über die demüthige und flehende Menge erheben sich die Klänge des O salutaris hostia!

In diesem Augenblicke blieb Noëmi unter einem instinktartigen Eindrucke hoch aufrecht stehen, unter all diesen gesenkten Köpfen; ihre Stirn erhob sich stolz, wie die Wipfel jener Bäume, die der Wind nicht zu beugen vermag. Mit einem Blicke, schnell wie der Blitz, überflog sie den Umkreis des Tempels; noch ein anderer Mensch stand aufrecht, gleich ihr; Beide sahen sich einander an, Beide erkannten sich.

Noëmi erblickte endlich ihren Befreier aus dem Pincio-Garten wieder.

Paolo hatte in die Augen, die er auf sie richtete, den ganzen Ausdruck seiner Liebe gelegt.

Dieser Blick bildete zwischen ihnen ein unauflösliches Band, und ungeachtet des Widerspruchs, den ihr Glaube erhob, fühlte Noëmi, daß etwas Heiliges in dieser Vereinigung zweier Herzen im Angesichte eines Altars und eines feierlichen Opfers lag.



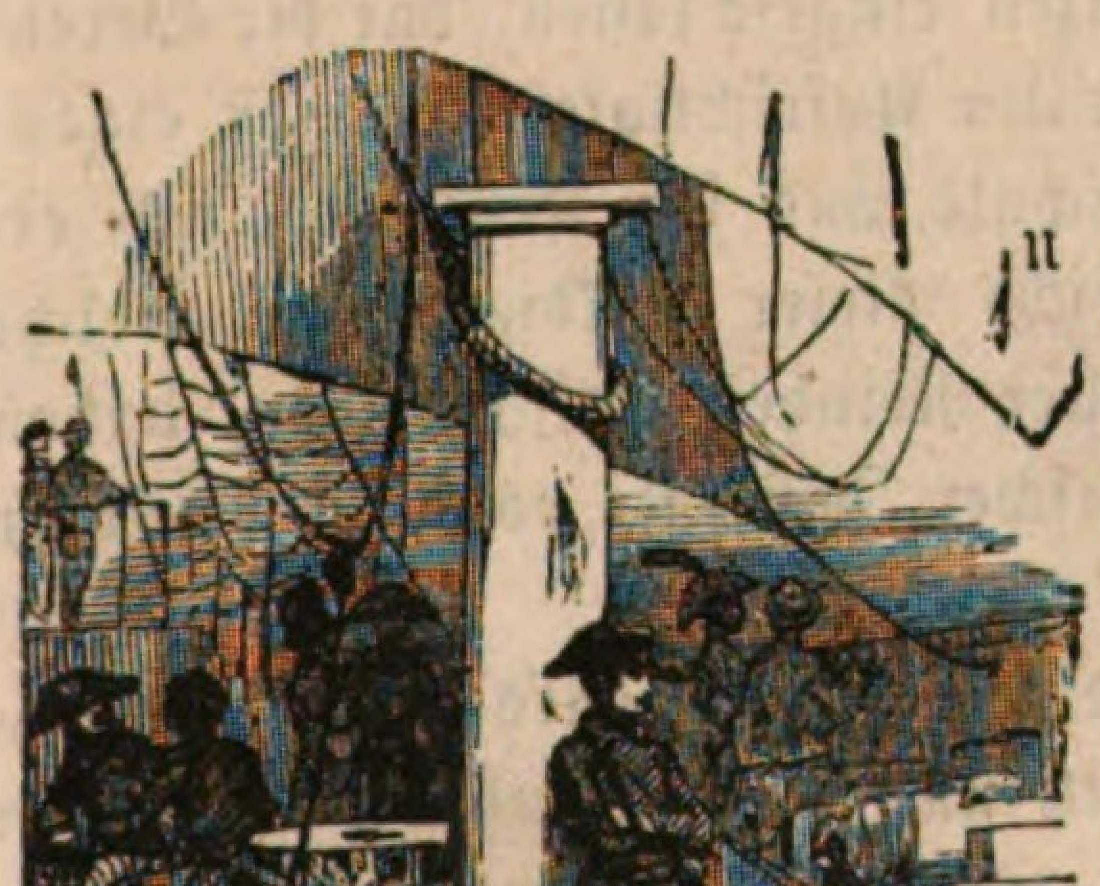


(S. 160)



Zwölftes Capitel.

Frömmigkeit und Aberglaube des Volkes.



In ganz Italien ist die Verehrung der heiligen Jungfrau lebendig und inbrünstig. Voll Zärtlichkeit, voll Innigkeit, con amore, um uns eines localen und angenommenen Ausdrucks zu bedienen, ruft das italienische Volk Maria, die Mutter Gottes, an. Nirgends erweckt dieser Cultus größeren Eifer, eine innigere und ausdauerndere Verehrung, als in Rom und in den ganzen Staaten des heiligen Vaters. Die heilige Jungfrau wird in allen katholischen Gegenden mit aufrichtiger Inbrunst verehrt; aber es scheint, als habe Italien sich mehr als die übrigen Gegenden unter den unmit=

telbaren und besondern Schutz Maria's gestellt, und als habe die Bevölkerung Roms, ungeachtet der officiell aufgestellten Bilder des heiligen Petrus und des heiligen Paulus, die Madonna zu seiner Schutzpatronin gewählt.

Besonders durch die Art und Weise, wie das Volk Roms diesen bevorzugten Cultus versteht, äußert sich daher auch alles Das, was es Kindisches, Falsches, Menschliches und Sinnliches in den aufrichtigsten Ergießungen der römischen Frömmigkeit giebt.

Die Jungfrau ist ein Gegenstand der Anbetung nur nach dem Begriffe, der aus dieser Uebung keinen Satz des Dogma's und des strengen Glaubens gemacht hat. In Erwägung des göttlichen Mysteriums, durch welches Maria unter den Weibern auserwählt wurde, ehrt die Kirche in ihr die himmlische Verkörperung, welche ihren Schooß heimsuchte, der würdig gefunden wurde, so geheiligt zu werden. Aber die Kirche hat auf Maria keinen Theil der Göttlichkeit übertragen; sie hat sie in den Himmel emporsteigen lassen, gehoben über die Wolken durch den Chor der Engel; sie hat sie neben ihren Sohn gestellt, den sie mit allen Kräften ihrer Seele und allen Fähigkeiten ihres Herzens liebt; die Kirche hat aus der Mutter Gottes eine Beschützerin gemacht, deren mächtige Vermittelung viel erlangen mußte. Die Tugenden des Weibes, die Schmerzen der Mutter, die unvergängliche Reinheit der unbefleckten Jungfrau, Alles umgab Maria mit einem strahlenden und hellen Heiligenscheine, und bot sie natürlich den Gebeten der Menschen dar, um von ihrem Sohne die Gnadenbezeigungen zu erlangen, über die sie nicht selbst verfügen konnte.

So aufgefaßt und in richtige Grenzen eingeschlossen, hat die Verehrung der Jungfrau eine köstliche und milde Aufrichtigkeit, die ihr eigenthümlich ist, und über welche die Unschuld und die Keuschheit sich erfreuen. Die Einfachheit und die Frische dieser Huldigungen, welche sich aus reinem Herzen zu der Quelle aller Reinheit aufschwingen, haben etwas so Erhabenes, daß der Hauch irdischer Instinkte es nicht besudeln zu können schien.

Ein ungeschickter Mysticismus und ein gezwungenes Wesen veränderten diese ursprüngliche Unbefangenheit, und es entstand daraus jener anspruchsvolle und theatralische Cultus, der in den Kirchen der katholischen Länder alle Dinge zu einer Darstellung bringt, welche sich von ihrem Ursprunge entfernt. Der Monat Mai, der **Marienmonat**, wie man ihn in mehr als einer Kirche feiert, ist nichts als eine elegante und coquette Schaustellung. Das ist es wenigstens, was wir in dem Eifer der neuen Verehrung erblicken, welche den Neigungen einer weltlichen Eitelkeit schmeichelt und sie liebkost.



(S. 162)

Wenn es, wie in Rom, geschieht, daß das Gebet, welches sich zu der fleckenlosen Jungfrau erhebt, von menschlichen Leidenschaften und materiellen Begierden durchdrungen ist; wenn die fromme Anrufung, statt heilsame Gnaden anzuflehen, der himmlischen Vorsehung nur irdische Interessen empfiehlt: dann ist die Anbetung, von ihrer Heiligkeit und ihrer Ehrwürdigkeit abgewendet, nur noch ein sinnlicher Ausdruck, dem die Seele und das Herz gleich fremd bleiben. Sie ist ein verkleideter Materialismus, verborgen unter dem Scheine einer stolzen Frömmigkeit.

Wenn diese Handlungen, die ihre Quelle in einem Egoismus haben, welcher der Barmherzigkeit widerstrebt, die das Evangelium lehrt und vorschreibt, dann durch die Form selbst und durch die neuen fleischlichen Elemente die Regungen der Seele treiben, welche frei von diesem Eindrucke sein sollte: scheint es dann nicht, als ob die Huldigung sich in eine Beleidigung verwandelte, und als ob diese Anbetung nichts mehr sei, wie ein leidenschaftlicher Götzendienst, mehr den vergänglichen Gütern zugewendet, als dem ewigen Heile? Das sind in der That die vorzüglichsten Zeichen der Verehrung des römischen Volkes für die Jungfrau. Die Bilder derselben sind bis in das Unendliche vervielfältigt; man weiß, mit welchem Zauber unsterbliche Pinsel ihren Zügen Reiz und Schönheit verliehen haben. Die Einbildungskraft der berühmten Künstler idealisirte die vollkommensten Typen der Schöpfung, um den göttlichen Typus zu erreichen, den ihre entzückten Gedanken erschauten; ihre Ekstase berührte den Himmel, aber die gemeinen Blicke bemerkten nichts als die Verführung körperlicher Schönheit, und der profane Gedanke verringerte die Heiligkeit des innigsten Gefühles; die Wollust drang ein in eine Frömmigkeit, die zu schwach war, um solchen Angriffen zu widerstehen.

Als Lewis, der Verfasser des Mönchs, den gottgeweihten Menschen verderben wollte, führte er in die Zelle des Geistlichen den unreinen Dämon ein, der seine abschreckenden Züge unter dem reizenden Gesichte einer Madonna verbarg.

Dieses Citat erklärt zu gut unsern Gedanken, um uns nicht anderer Entwickelungen zu überheben.

In Rom ist die Madonna überall, innerhalb und außerhalb der Kirche; sie bewohnt den Palast des Reichen eben so, wie das demüthige Dach des Armen; ihr Bild, vor welchem eine Lampe oder eine Kerze brannte, ist lange Zeit das einzige Beleuchtungsmittel der Städte gewesen; gegenwärtig findet man sie an den Ecken der Straßen, an den ärmsten Häusern eben so wie an den prachtvollsten Gebäuden; auf den Höfen, in den Gängen, in den Gasthöfen, in den Cabarets, den Scheu-

nen und den Ställen, auf den Wegen und Landstraßen, und an dem Eingange der Dörfer. Dreimal während der 24 Stunden des Tages erinnert die Glocke die Gläubigen an die himmlische Begrüßung. Alles stellt sich unter den Schutz Maria's; es giebt keine Arbeit, keine Unternehmung, keine Industrie, kein Geschäft, das sich nicht unter ein Bild Maria's flüchtete. Die Namen, unter denen sie angebetet wird, sind zahlreich; die Eigenschaften, welche der Volksglaube ihr beilegt, wechseln bis in das Unendliche, und umfassen alle Einzelnheiten des Lebens. Man widmet Maria das Kind, das man rein erhalten will; die Kindheit und die Jugend haben für Maria eine ganz besondere Sympathie; ihr vertrauen die Gattin und die Mutter ihre Schmerzen, überzeugt, daß sie von dem Herzen, das so viel gelitten hat, verstanden werden; zu ihr wendet sich auch das reife Alter, wenn die Täuschungen dieser Welt es betrüben; das Alter erfleht am Fuße ihrer Altäre die Kräfte des Körpers und der Seele, welche seine wankenden Schritte stützen können; endlich betet jeden Tag der Christ zu ihr, ihm in der Stunde seines Todes beizustehen. Maria ist die Zuflucht der Sünder und der Trost der Betrübten genannt worden; dies kommt daher, weil es in der That kein Leiden giebt, für welches sie nicht einen Trost hätte. Man darf daher nicht blos auf ihre Schönheit die Worte anwenden, welche der Engel an sie richtete: „Ich grüße Dich, Maria, Du Gnadenreiche!" Zu der unerschöpflichen Güte ihres Herzens sprach der Abgeordnete des Höchsten.

Je mehr Wonne wir in diesem Cultus Maria's erblicken, die zwischen den Himmel und die Erde als eine Vermittlerin, zwischen die Leiden der Menschen und die Allmacht Gottes, zwischen das Vergehen und die Strafe, gestellt ist, um so mehr ist es uns gestattet, unsern Unwillen gegen alles Das auszusprechen, was dahin strebt, diese erhabene Sendung herabzuziehen. Maria mildert durch ihre Sanftmuth die göttliche Majestät, und giebt den erschreckten und verzweifelten Herzen das Vertrauen und die Hoffnung zurück.

In Rom, und an allen andern Orten, betet man zu Maria, die Habgier, den Ehrgeiz, die Launen, den Neid, den Haß und die Rachsucht zu begünstigen, Alles, was schlechte Leidenschaften an verderbten und unsinnigen Begierden erwecken. Stellt nicht der Räuber Spaniens und Italiens unter die Anrufung der Madonna den Mord und den Raub? Glaubt die schamlose Courtisane Roms nicht genug zu thun, wenn das Bild der Jungfrau verschleiert ihr Boudoir schmückt? Hängt nicht an dem Gürtel des Mörders der Rosenkranz neben dem Dolche? Sind nicht an dem Hute des Banditen geweihte Denkmünzen befestigt?

Ruht nicht das Scapulier auf eben der Brust, in welcher das Verbrechen brütet?

In Rom wird der Cultus Maria's in einem unwissenden und grausamen Aberglauben verstanden, wie dies die finstere Grausamkeit Ludwig's XI. that, der seine blutdürstige Wuth und seine Meineide unter den Schutz aller bekannten und unbekannten heiligen Jungfrauen der ganzen Welt stellte.

Aus diesen Abscheulichkeiten, welche so grausam Maria beschimpfen, dieses Muster der zärtlichsten Ergebenheit, versinkt die einfältige Frömmigkeit des römischen Volkes in die Gemeinheit.

Von der Madonna erfleht es den Erfolg und die Befriedigung aller der kleinlichen Wünsche, welche der Geiz und die sinnlichen Gelüste ihm einflößen; es mischt in seine Gebete alle rohen Launen und alle Einfälle seiner gemeinen, eigennützigen Natur. Erst verknüpfte es sie mit der Rohheit des Verbrechens, jetzt versucht es, sie in seine Verderbtheit hinabzuziehen. Kaum wird man wagen, von einem Menschen Das zu erbitten, was die Wünsche des Volks in seiner Schamlosigkeit und in seiner Albernheit von der Vermittlung der Mutter Gottes erflehen.

Unsere Absicht ist nicht, diese beklagenswerthe Lage ganz dem Geiste des katholischen Klerus zur Last zu legen. Wenn wir dies gewollt hätten, so würde es uns an ärgerlichen Thatsachen nicht gemangelt haben. Wir wollen glauben, daß die Kirche nicht vollkommen Mitschuldige dieser traurigen Irrthümer ist; aber was hat sie gethan, um diese Verirrungen aufzuhalten? Hat sie nicht im Gegentheil durch ihre Nachgiebigkeit den Aberglauben ermuthigt, der ihr die Geister einer ebenso erschlafften wie entarteten Menge unterwarf? Könnte man nicht in der Ausübung gewisser Kleinlichkeiten den Keim dieses Aberglaubens finden? Und dann, wenn man den Blick und den Gedanken auf den Einfluß, auf die Macht und auf die Vortheile richtet, welche dem Klerus diese Uebungen eintragen, die auf eine solche Art das Ziel verändert haben, könnte man dann nicht glauben, daß ein frömmelndes Interesse dabei gewaltet hätte, diese Neigung zu begünstigen?

Wir haben gesagt, wie vielfach die Feste der Madonna in Rom sind. Die Himmelfahrt und die Geburt, die Madonnen des August und September, werden besonders mit Glanz gefeiert. An diesen Tagen werden die Marienbilder, reich geschmückt, voll Pracht ausgestellt; zu diesen Feierlichkeiten haben die Kirchen ausgezeichnete Orchester, und die Almosensammlungen finden ununterbrochen statt.

Noëmi war durch ihre eindrucksfähige Natur und das zärtliche Mysterium, welches in ihr lebte, anfangs von dem Mariencultus ergriffen worden, welcher dem geheimen Mysticismus der Weiber so sehr

entspricht und der Eitelkeit ihres Geschlechts so sehr schmeichelt, aber bei dem Anblick dieser unwürdigen und rohen Anbetung wurde sie entsetzt.

Eines Tages bemerkte sie bei ihren Ausflügen außerhalb der Mauern Roms, daß ihr Kutscher alle Madonnen begrüßte, vor denen der Wagen vorüberfuhr, während er den Kreuzen und anderen Bildern, sogar denen Gottes selbst, keine Aufmerksamkeit bewies.

„Gaëtano," fragte sie ihn, „weshalb grüßest Du die Madonna?"

„Weil sie ein Weib ist," entgegnete er, „während die Anderen, und Gott selbst, nur Männer sind."



Dieser Zug charakterisirt mit einer ergreifenden Wahrheit die römische Frömmigkeit.

Die junge Jüdin würde sich vielleicht mit dem Mariencultus entzweit haben, hätte nicht ein unerwartetes Ereigniß ihr eine lebhafte Neigung für dieses Dogma eingeflößt, das sie schon liebte, ohne daß dabei ihr Glaube in das Spiel kam.

Man kehrte nach Rom zurück. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne waren verschwunden, die Dunkelheit begann sich über die Gegend auszubreiten. Bei dem Eingange eines Dorfes, dem der Wagen sich näherte, erhob sich in die Lüfte ein Gesang, dessen Melodie lieblich

durch eine reine und sonore Harmonie unterstützt wurde, wie durch die Töne einer Aeolsharfe; die Stimmen ertönten allein, ohne Begleitung irgend eines Instruments; man hörte zwei Chöre, welche wechselsweise sangen; der eine schien durch seine Höhe und Frische aus Kindern, jungen Mädchen und Frauen zu bestehen; der andere, der tiefer war, wurde durch Männerstimmen gebildet. Je weiter man kam, desto deutlicher wurden die Töne; indeß bewahrten sie eine köstliche Weihe und eine schmachtende Milde, deren Zauber der gleiche blieb.

Bei einer Biegung der Straße erblickte Noëmi eine Menge Dorfbewohner, die fromm am Fuße eines großen und buschigen Erdhügels knieten, in dessen Laubwerk man eine Nische geschnitten hatte, welche ein Madonnenbild enthielt. Es war im Monat Mai; jeden Abend versammelte sich die Bevölkerung der italienischen Campagna auf solche Weise, um die Marienlieder, die Litaneien der Jungfrau, zu singen. Es ist unmöglich, sich etwas Rührenderes und Lieblicheres zu denken, als diesen Gesang, dessen sanfte Weisen das Herz mit einer köstlichen Rührung durchdringen.

Mit einer unwillkürlichen Bewegung verließ Noëmi den Wagen, knieete in dem Staube des Weges nieder, und mischte ihre Stimme in den Chor der Kinder, der jungen Mädchen und der Frauen.

Dieses Gefühl zartsinniger Verehrung, welches sie vor dem Prunke der funzioni in Rom nie empfunden hatte, fühlte sie hier. Es war das erste christliche Gefühl, welches in ihr Herz drang. Der Keim des katholischen Glaubens war in die Brust der Jüdin gesenkt; vielleicht sollte die Zukunft ihn entwickeln.

Aus einem einzigen Korn, das in einen guten Boden gelegt wird, kann eine reiche Ernte entstehen.

Bei jedem Schritte, den Noëmi in Rom that, zeigte sich ihr irgend ein neuer Aberglaube; ihr Geist konnte diese komische Vereinigung einer so großartigen, in ihrem Ursprunge so erhabenen Religion mit der Religion nicht fassen, die in dem Maaße, wie die Zeit sich von ihrem Ursprunge entfernte, so erniedrigt worden war. Es schien ihr, als gäbe es zwei Religionen, die Christi und die der Päpste.

Das war für sie ein Gegenstand des Staunens, das täglich durch irgend eine neue Ursache wuchs.

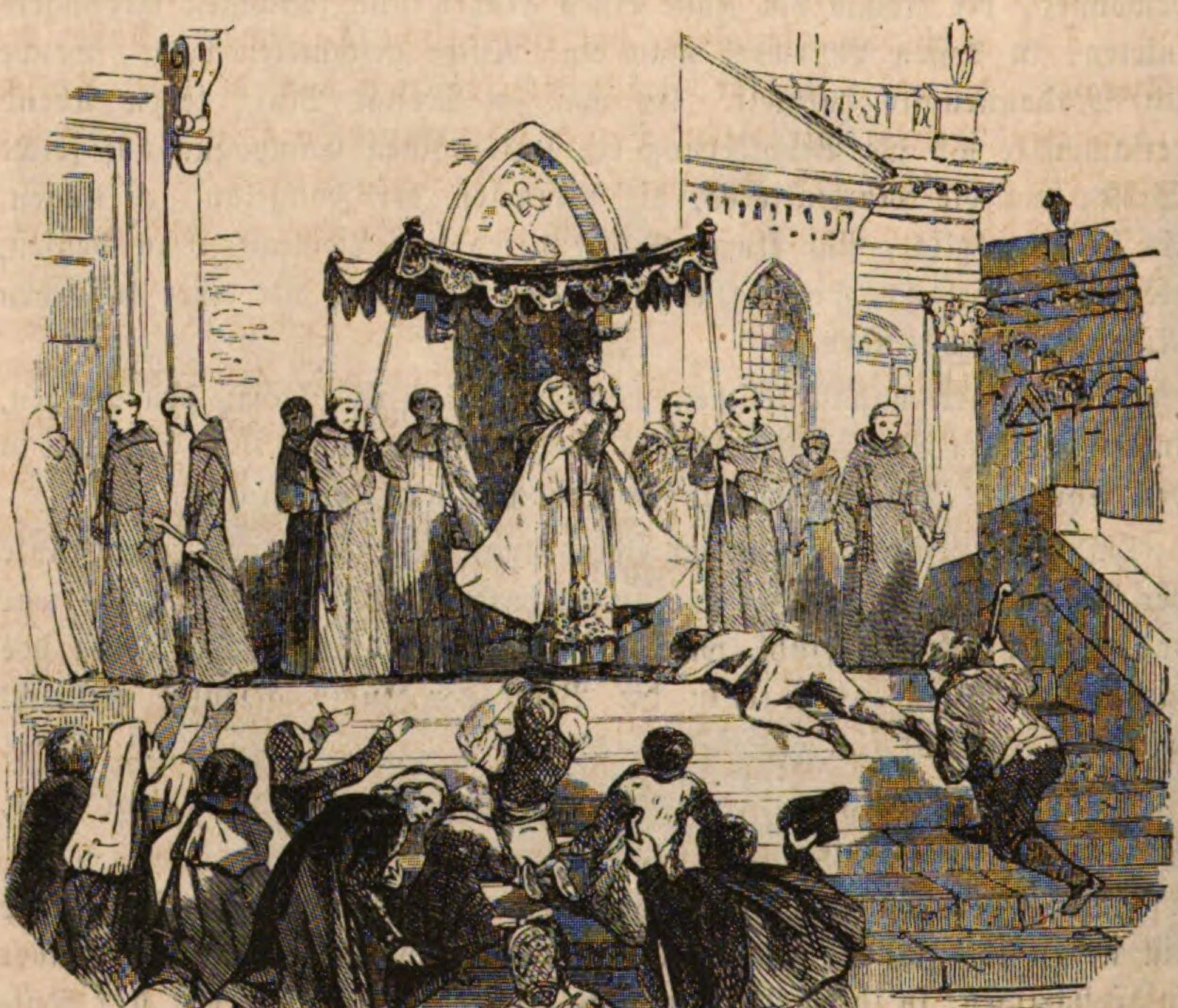
Am Fuße der Treppe des Capitols, an der Thür einer Kirche, welche auf der Stelle vom Tempel des Jupiter Capitolinus selbst erbaut ist, hatte sie eine Menge sich mit abscheulichen Windungen drängen sehen, um die Segnungen eines Bildes zu empfangen, welches ein Priester über der Menge schwang, die vor einer Puppe auf den Knieen

lag, aus welcher der römische Klerus einen geheiligten Gegenstand gemacht hatte.

Das war il santissimo bambino!

Die Kirche Ara-coeli ist auf dem nördlichen Hügel erbaut; sie wurde 1348 durch Lorenzo Simone Andreozzi aufgeführt und 1564 restaurirt; sie enthält eine große Menge von Gegenständen der Kunst; man steigt zu ihr auf einer Treppe von 84 antiken Marmorstufen empor.

Auf dieser Höhe zeigt man dem versammelten Volke den santissimo bambino, den ein Priester im Chorrock unter einem Baldachin, umgeben



von einem zahlreichen Klerus, die Arme hoch emporstreckend, der auf den Stufen und auf dem Platze knieenden Menge darbietet. Diese Ausstellung, deren Veranlassung zu erkennen schwer sein würde, findet an dem Tage Epiphaniä statt. Der santissimo bambino ist eine Puppe, welche auf sehr unehrerbietige Weise das Gotteskind darstellt. Dieses Spielwerk ist bekleidet mit einem Gewand, das mit Edelsteinen besetzt ist, und trägt auf dem Kopfe eine goldene Krone. Bei dem Anblick des Bildes küssen die Römer die Erde, schlagen sich die Brust, stoßen Geschrei aus und vergießen Thränen.

Das santissimo bambino ist seit dem Weihnachtsfeste in einer Krippe mit Statuetten des Kaiser Augustus und der Sibylle von Cumä ausgestellt.

Es ist unmöglich, sich dieses sonderbare Gemisch zu erklären.

Man hat behauptet, daß die Sibylle in einer Zeit der Unwissenheit wegen ihres Orakels über den Messias hierher gebracht wurde. Man weiß gegenwärtig, daß diese Weissagung betrügerischer Weise in die sibyllinischen Verse eingeschoben worden ist, zu Ende des ersten Jahrhunderts oder zu Anfang des zweiten der christlichen Zeitrechnung.

Aber ist nicht die Anwesenheit des Kaisers Augustus unbegreiflich?

Das santissimo bambino hat einträgliche Tugenden. Außer den Almosen, die es veranlaßt, trägt man es auch noch in einer Kutsche zu reichen Kranken, die diesen Besuch sehr theuer bezahlen; es ist also eins der einträglichsten Spielwerke des römischen Klerus.

Auf das bambino folgt die scala santa, die eben so sonderbar und komisch ist.

Die scala santa wird von der römischen Bevölkerung so fromm verehrt, daß man in Rom lange Zeit geglaubt hat, die Stufen dieser Treppe wären eben die, welche einst zu dem Gerichtssaale des Prätors führten, und die Jesus beschritt, um sich zu Pilatus zu begeben. Helene, die Mutter Constantin's, sollte sie von Jerusalem nach Rom haben bringen lassen. Die Stufen der scala santa werden nur auf den Knieen erstiegen; eine fortwährende Reibung hat sie so abgenutzt, daß man sie mit Bretern bedecken mußte, um sie vor gänzlichem Verfall zu sichern. Man behauptet, daß diese Art, die heilige Treppe zu ersteigen, nur ein Plagiat ist, welches der Aberglaube gleich so manchem andern dem Alterthume entlehnte.

Ist es wahr, daß Cäsar so die Treppe erstieg, die zu dem Tempel des Jupiter Capitolinus führte? Ein Porticus von fünf Bogen erhebt sich vor der heiligen Treppe, und vier andere Treppen, die den Nebenbogen entsprechen, führen links und rechts aufwärts. Die Stufen dieser letzteren dürfen in der gewöhnlichen Stellung erstiegen werden.

Die scala santa führt zu einer Capelle, die ein Jesusbild enthält, eine byzantinische Arbeit, welches, wie man behauptet, der Wuth der Bilderstürmer entging, das aber jedenfalls sehr alt ist, da Innocenz III. es im 12. Jahrhundert in einen silbernen Schrank einschließen ließ, der gewöhnlich nur für die Päpste, für die Cardinäle und für die Mitglieder des hohen Klerus geöffnet wird. Hinter der Capelle befindet sich der sanctus sanctorum, dessen Thür zugemauert ist, und der nur aus einem kleinen Gemach besteht, in welches man nicht dringen darf.

Dieses so streng bewahrte Geheimniß hat zu allen Zeiten die Einbildungskraft der Römer in Bewegung gesetzt. Fabelhafte Hypothesen und Geschichten aller Art sind über dieses Geheimniß, an welches jetzt Niemand mehr denkt, in Umlauf gebracht worden. Ganz zuverlässig enthält der sanctus sanctorum keinen Schatz, denn in seiner Noth würde Rom sich seiner längst bemächtigt haben.

Mehrere Male sind Engländer zum großen Aergerniß der Römer die scala santa mit gewöhnlichen Schritten hinaufgegangen; man geht sogar so weit, zu versichern, daß ein ketzerischer Edelmann den Versuch



gemacht hätte, sein Pferd die Stufen hinauf zu treiben und daß er diese Absicht nur auf das Geschrei und die Drohungen des erbitterten Publicums aufgab.

Bei diesen Gebräuchen und diesen Aeußerungen des Glaubens vermochte Noëmi nicht immer den Ernst zu bewahren, und das Lachen zu unterdrücken, welches in ihrem Innern ausbrach.

Eines Tages, als die junge Jüdin nach dem Zimmer zurückkehrte, welches sie bei der Signora Naldi bewohnte, fand sie einen katholischen Priester, im Chorhemd, und begleitet von einem Chorknaben, der das Weihwasser trug, mit welchem der Geistliche die Möbel mit seinem



(S. 171)

Weihwedel besprengte. Ueberrascht und in dem Gedanken, daß es sich um einen Besuch der Inquisition handelte, glaubte Noëmi sich den Gefahren gegenüber zu erblicken, mit denen man sie so vielfach bedroht hatte.

Sie erfuhr mit lebhafter Befriedigung, daß es sich nur um die jährliche und allgemeine Einsegnung des Hauses handelte, welches man durch diese Besprengungen von oben bis unten, vom Keller bis zum Boden säuberte. Jedes Gemach, selbst das, welches zu den geheimsten Gebräuchen bestimmt war, wurde so durchschritten, und für jedes gab es, je nach seiner Bestimmung, eine besondere Formel. Die Möbel und alle Haus- und Wirthschaftsgeräthe wurden ebenfalls eingesegnet. Der Priester, der mit diesem Amte beauftragt ist, hält in dem ganzen Hause Einsammlungen, und empfängt entweder Geld oder Lebensmittel.

In der Nähe der Kirche Santa Maria Majora liegt die Kirche des heiligen Antonius; hier erhebt sich eine Säule, die 1595 bei Gelegenheit der Heinrich IV. gewährten Absolution errichtet wurde. Einmal jährlich, bei dem Feste des Heiligen, schicken der Papst, die Cardinäle, die Fürsten und die Prälaten zur Einsegnung an diesen Ort ihre Pferde, ihre Maulthiere und ihre Esel; auch die Privatleute und die Dorfbewohner führen hierher ihre Pferde, geschmückt mit Blumen und Bändern. Ein Priester im Chorhemd, der in einer Vertiefung steht, welche durch eine kleine Seitenthür geschlossen ist, besprengt mit Weihwasser die Thiere, die Geschirre, die Wagen. Auf einem Tische steht eine Büste des Heiligen, die bemalt ist und auf der Schulter ein rothes Kreuz hat, welches man die Gläubigen küssen läßt; ein Chorknabe hält darauf die Schüssel zu den Gaben hin.

Auf dem Lande vollbringt man eben diese Förmlichkeiten für die Thiere, die Heerden, den Hühnerhof, den Taubenschlag und alle einzelnen Theile des Gebietes der Ackerwirthschaft; die Einsammlung von Gaben endigt stets diese Ceremonien.

Die vorzüglichsten Anrufungen, unter deren Schutz diese Segnungen sich stellen, sind die der heiligen Cäcilie, des heiligen Antonius von Padua, der, wie man sagt, das Wiederfinden verlorner Gegenstände bewirkt; des heiligen Antonius des Eremiten, des heiligen Nicolaus von Tolentino, des heiligen Philipp von Neri und des heiligen Karl Borromeus.

In der katholischen Legende haben jeder Heilige und jede Heilige so ihre eignen Vorrechte, die meistens niedrig und beinahe gemein sind. Ebenso wachte bei dem Heidenthume auch jeder Gott, jede Göttin und jeder Halbgott über die irdischen Dinge, selbst über die Laster und die Leidenschaften der Menschen.

Der geringste Uebelstand dieses Aberglaubens, welchem sich, wie

wir gesehen haben, das Oberhaupt der Kirche und der hohe Klerus anschließen und der bei dem Volke Unwissenheit und Leichtgläubigkeit erhält, ist, daß dadurch in dem Geiste der Bevölkerungen die Voraussicht und die Aufmerksamkeit durch die Sorglosigkeit eines verderblichen Fatalismus ersetzt werden, der einem übernatürlichen Schutze die Sorge zu übertragen scheint, welche die menschliche Klugheit nie ablegen sollte. Daher jene Sorglosigkeit, die dem römischen Volke eigenthümlich ist, welches sich überzeugt hält, daß alle Heiligen des Paradieses damit beschäftigt sind, über die geringsten Einzelnheiten seiner Existenz zu wachen.

Ist die Beobachtung einmal auf diesen Abhang der abergläubischen Entwürdigung gebracht, dann rollt sie bis in einen Abgrund der Finsterniß hinunter.

Nirgends sind die Gelübde so häufig, wie in Rom; die Weiber des Volkes sehen eine gewisse Coquetterie darin, sich durch die Zeichen dieser geistigen Erniedrigung zu schmücken; sie tragen an ihrem Gürtel Bänder, deren Farbe die Art des Gelübdes andeutet, welches sie erfüllen. Das Weiße bezeichnet die dem heiligen Vincenz gewidmeten; das Rothe die Gelübde an Jesus den Nazarener; Blau ist die Farbe der Jungfrau; Veilchenblau erinnert an die Madonna der Schmerzen; Schwarz ist der heiligen Anna geweiht, die auch das Gebären beschützt.

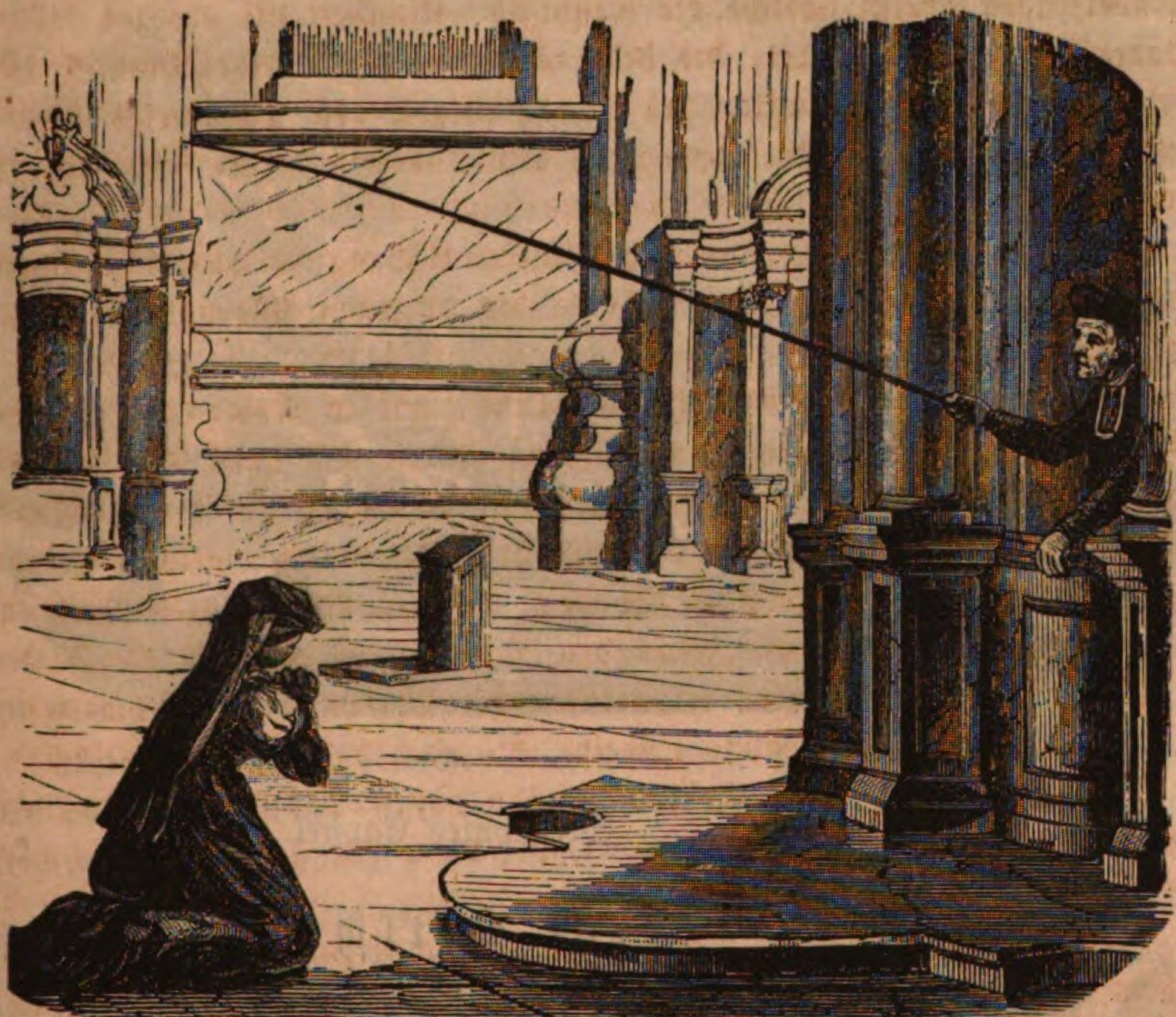
Wenn reiche Leute ein Gelübde gethan haben, das sie nicht erfüllen wollen, so bezahlen sie arme Weiber, die dann für sie die Farben des Gelöbnisses tragen.

Diese Gelübde werden meistens in weltlichen Interessen zu persönlichem Nutzen, und selten in einer wahrhaft religiösen Absicht gethan. Es handelt sich meistentheils um die Genesung eines Kranken, um die Erlangung eines gewünschten Amtes, um die Besiegung von Hindernissen, auf die ein Plan stößt, oder um einen leidenschaftlichen Wunsch: um die Erlangung eines Kindes, eine glückliche Befreiung, den Gewinn eines großen Looses in der Lotterie. Um Gnadenbezeigungen zu erlangen, thut man das Gelübde, während einer vorgeschriebenen Zeit nicht in das Schauspiel zu gehen, sich der fleischlichen Werke zu enthalten, zu fasten und 30 oder 40 mal die scala santa auf den Knieen zu ersteigen.

Die Exvotos, das heißt die Embleme und die Votivtafeln, die man in den Kapellen der Jungfrau und der Heiligen aufhängt, sind die nothwendigen Folgen der staunenerregenden abergläubischen Gebräuche, welche wir beschrieben haben.

Während des Weihnachtfestes nehmen die Bußprediger ihre Beichtstühle ein, an deren Seite dann die Büßenden sich niederwerfen. Der

Priester berührt dann die gesenkten Stirnen mit einem langen Stabe. Dieser Schlag hat eigenthümliche Kräfte: er bewirkt einen vierzigtägigen Ablaß und die Absolution für fleischliche Sünden. Wenn der Stab durch den Großpönitentiarius gehalten wird, erstreckt sich die Wohlthat des Ablasses auf hundert Tage.

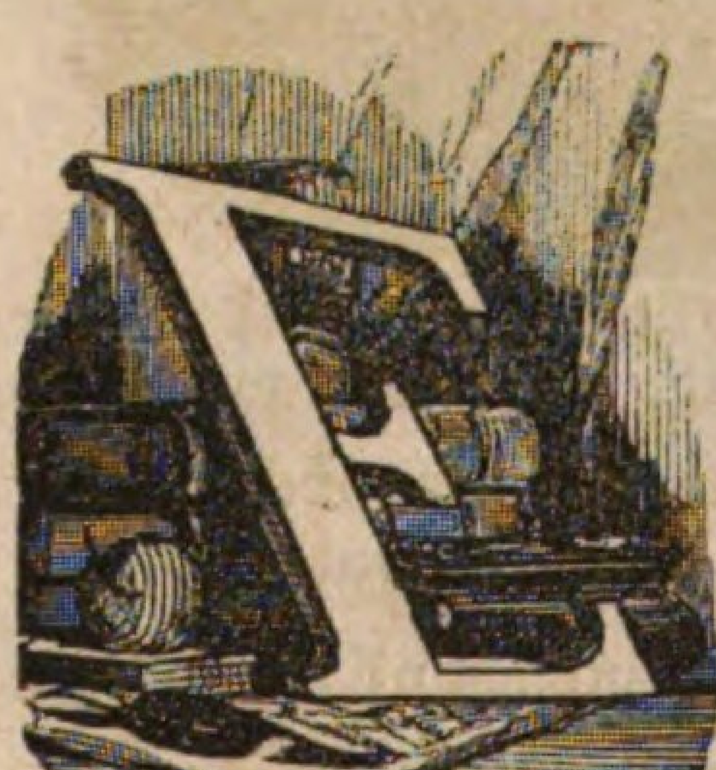


Noëmi sah alle diese Unwürdigkeiten beschützt, aufrecht erhalten und ermuthigt durch den römischen Klerus, welcher diese Schwächen ausbeutet. Dieser Aberglaube erniedrigt und verdummt die Geister und überliefert dem Geize der Priester den Heller des Armen und das Vermögen des Reichen; er unterhält die Schrecken, welche die Gabe entreißen, wie der Bandit die Börse des Reisenden durch Drohungen und Angst gewinnt.



Dreizehntes Capitel.

Eine Botschaft.



Eines Morgens empfing Noëmi die Nachricht, daß Ben Saul sie zu sehen wünschte und ihr wichtige Mittheilungen zu machen hätte.

Das junge Mädchen folgte diesem Rufe und begab sich nach dem Ghetto, allein, zu Fuß, und gehüllt in einen jener langen Schleier, welche die römischen Damen tragen. Der Greis, der noch immer in die Traurigkeit versenkt war, welche seine finstern Ahnungen in ihm erweckten, empfing Noëmi voll Güte und ohne ein einziges Wort des Vorwurfs an sie zu richten.

„Ich habe kein Recht, ein Benehmen zu tadeln, welches Ihr Vater billigt,“ sagte er zu ihr; „ungeachtet der Besorgnisse, welche mir Ihr Aufenthalt in der Mitte der Christen einflößt, ehre ich das Gefühl Ben Jakob's, und ich vereinige meine Gebete mit den seinigen, daß der Gott Israels endlich Erbarmen mit seinem Volke zu haben scheint.“

Nach diesen Worten, mit welchen Ben Saul jedes seiner Gespräche zu beginnen die Gewohnheit gewonnen zu haben schien, kam man zu dem ernsten Gegenstande dieser Zusammenkunft.

Ein treuer Bote, den Ben Jakob schickte, hatte den Juden Roms Gründe zum Troste und zur Ermuthigung überbracht. Die ganze israelitische Nation, welche in den verschiedenen Staaten Europas verbreitet war, vereinigte sich durch ein gemeinschaftliches Band zur Befreiung der Juden auf dem römischen Gebiete. Der Plan dieser weitumfassenden Verbindung hatte eine Maßregel ergriffen, welche die Gewalt ihres Handelns vermehren mußte. Dem Einflusse, welchen den Juden der ungeheure Reichthum verleiht, über den sie verfügen, sollte sich mit einer andern Autorität, mit der der Intelligenz, vereinigen. Mehrere Israeliten hatten schon in Europa in den Wissenschaften und Künsten einen glänzenden Ruf gewonnen; ihre Werke stellten sie hoch in der allgemeinen Meinung, und dieser Ruhm hatte die moralische Rehabilitation des jüdischen Volkes begonnen. Diese Aufgabe des Fortschritts sollte bei alle dem verfolgt werden, was es Großes und Nützliches giebt, um für die andern Länder das Beispiel zu befruchten, welches Frankreich gegeben hatte, wo die Israeliten zu allen Vortheilen und Wohlthaten zugelassen sind, welche das politische und sociale Bürgerrecht verleiht.

Um das Ziel zu erreichen, welches diese neue Richtung sich setzte, war es nothwendig, alle Elemente einer genauen und vollständigen Kenntniß der europäischen Gesellschaften zu vereinigen.

Es war besonders wichtig, über Rom und dessen moralische, politische und religiöse Organisation zahlreiche und zuverlässige Nachrichten einzuziehen. Diese Mission seiner vielgeliebten Tochter anvertrauen zu dürfen, fühlte Ben Jakob sich glücklich.

Sie sollte sich bei ihrem Benehmen mit einem tiefen und unverletzlichen Geheimniß umgeben, welches Niemand gestattete, das Ziel, dem sie zustrebte, zu bemerken. Indem Noëmi daran arbeitete, das Volk Gottes von der Herrschaft der Christen zu erlösen, konnte sie ihren Handlungen eine Ausdehnung verleihen, welche die Vorschriften des Gesetzes nicht mehr beschränkten, wenn es sich um die Interessen der israelitischen Gemeinde handelte.

Diese Lehre ist später durch die Jesuiten dem Talmud entlehnt worden, aus dem sie stammt.

Die zu ihrer Unternehmung nothwendigen Summen wurden überall, wo sie es nöthig haben würde, Gebrauch von denselben zu machen, zu ihrer Verfügung gestellt.

Endlich wurde ihr noch unbedingte Vollmacht gewährt, um zu

einer allgemeinen und genauen Beobachtung alles dessen zu gelangen, was sie kennen lernen mußte.

Nach diesen Instructionen, die ihr in hebräischer Sprache und in zuverlässiger Form übergeben wurden, empfing die junge Jüdin wörtlich von Ben Saul die Rathschläge, zu deren Ertheilung er von ihrem Vater beauftragt worden war.

Sie sollte durch alle möglichen Mittel in das Herz der römischen Gesellschaft zu dringen suchen, sich mit den Gewohnheiten des Volkslebens, mit den Geheimnissen des Vaticans und mit den Mysterien der Kirche, des Klerus und der religiösen Ordensgesellschaften vertraut machen.

Durch Instinct geleitet, hatte Noëmi diese Forschungen schon begonnen, fest überzeugt, daß sie für die Zukunft ihres Stammes arbeitete, aber ohne zu glauben, daß diese Zukunft ihr schon so nahe sei. Wir sahen, wie ihre eignen Begriffe sie zu dieser Aufgabe geeignet machten.

Ben Jakob empfahl seiner Tochter durch die Stimme Ben Saul's, sich ganz der Sache der Juden zu widmen; er empfahl ihr eine schrankenlose Ergebenheit und nahm von dieser gänzlichen Selbstverleugnung nur die doppelte Pflicht aus, die Ehre der Familie und den Glauben ihrer Väter unangetastet zu erhalten.

Diese letzteren Ermahnungen erfüllten Noëmi mit einer Unruhe, über die sie sich keine Rechenschaft gab; es schien ihr, daß bei ihren geheimen Neigungen es ihr vielleicht schwer sein würde, diese beiden väterlichen Vorschriften zu erfüllen.

Mit jener Neigung zur List und zur Verstellung, die den Frauen natürlich ist, selbst denen, welche sich am weitesten von Arglist und Heuchelei entfernt glauben, näherte die Jüdin sich der Signora Naldi, von der die unlängst stattgefundenen Ereignisse sie hätten trennen sollen, die sie aber mit um so größerem Eifer aufsuchte, um ihre Wachsamkeit und ihren Verdacht abzuwenden.

Ehe Noëmi sich auf das Feld wagte, das sich vor ihr eröffnete, stellte sie in einem Briefe an Ben Jakob das Resultat ihrer ersten Betrachtungen zusammen.



Vierzehntes Capitel.

Das Manuscript.

Brief Noëmi's an Ben Jakob.



Rom d. . . . .

„Mein Vater!

Der Segen des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs sei mit Dir! Ich habe Deine Absichten erkannt und mir zum Gesetz gemacht, sie zu unterstützen und Deinem Willen zu gehorchen.

„Gott hatte mich schon davon unterrichtet, ehe Ben Saul mir Deine Befehle mittheilte; ich wußte, was Du eines Tages von mir fordern würdest, und seit Deiner Abreise hatte ich mich darauf vorbereitet, Dir voll Treue zu dienen. Du weißt auch, wie sehr die weisen Lehren, die ich von Dir empfing, mich an die göttlichen Vorschriften und an den Glauben unserer Väter fesseln. Mein Leben

gehört nicht mir; gleich dem des Sohnes, der seinem Vater auf den Berg folgte, gehört es Gott und Dir; verfüge daher über das Leben, das Du mir gabst.

„Nach den Rathschlägen Ben Saul's schreibe ich Dir; die Nachrichten, die ich gesammelt und für mich selbst aufgezeichnet hatte, und die ich ihm vorlegte, schienen ihm würdig, Dir mitgetheilt zu werden. Ich selbst hätte nie diesen Stolz besessen; aber indem ich Ben Saul gehorchte, glaubte ich auch Dir gehorsam zu sein. Jeden Abend nach den heiligen Abwaschungen, und bevor ich meine Seele zu dem Ewigen erhob, wollte ich meine Gedanken läutern, wie ich meinen Körper gesäubert hatte. Ich verwies alle Erinnerungen an die Augenblicke, die ich in der Mitte der Feinde unseres Gesetzes verbracht hatte, weit von mir, aber ohne mich von der Kenntniß der Menschen und der Dinge zu trennen. Als Ben Saul mir seine Absichten mittheilte, fühlte ich mich glücklich darüber, daß meine Unterwerfung Deinen Wünschen zuvorgekommen war.

„Von diesen Aufzeichnungen jedes Tages habe ich das für Dich gesondert, was mir für Deine Absichten am nützlichsten zu sein schien. Lies, mein Vater, mit Nachsicht das, was ich nicht mit dem Geiste der Eitelkeit und des Stolzes niederschrieb, sondern nur mit einer frommen und kindlichen Demuth.

„Und nun möge der Gott Mosis seine Hände über Dich gebreitet halten, um Dir den Sieg zu verleihen, und sich des Volkes erinnern, das er sich zu dem Gegenstande seines Wohlgefallens erwählt hatte!"

§. 1. Das Manuscript Noëmi's.*)

Die Italiener Roms.

Es ergriff mich, als ich nach Rom kam, ein eigenthümliches Gefühl, indem ich an die ehemalige Größe der Siebenhügelstadt dachte, und ich suchte bei ihren Nachkommen die Spuren jener stolzen Römer zu entdecken, deren siegreiche Waffen einst Judäa unterworfen hatten. Diese Illusion war nur von kurzer Dauer. Als ich in dieser Beziehung ein schmerzliches Staunen äußerte, machte man mir begreiflich, daß es keine Römer mehr gäbe, und daß deren Züge und Spuren sich von

*) Dieses Manuscript ist in der That das Resultat von den Beobachtungen eines jüdischen Mädchens während des Aufenthalts in Rom; wir haben versucht, so viel als möglich die naive Entschiedenheit ihrer Eindrücke beizubehalten.

Zeitalter zu Zeitalter verloren hätten; daß es jetzt nur noch Italiener Roms gäbe.

Ich kann nicht sagen, wie sehr diese Bezeichnung, die, wie ich später erfuhr, so bekannt ist, meine Beobachtung schnell, leicht und sicher gemacht hat, indem sie mir sogleich den Punkt andeutete, auf den ich sie richten sollte. Aus Anerkennung dafür habe ich dem ersten Theile meiner Handschrift diesen Titel gegeben.

Sie sind Italiener in Rom, wie in Venedig und in andern Städten Italiens; allein im Allgemeinen scheinen sie mir weniger rachgierig, weniger zum Mord und Meuchelmord geneigt zu sein, als ihre Landsleute der anderen Gegenden. Was mir am meisten auffiel, das sind die fortwährenden Fratzen dieser Bevölkerung; es giebt keinen Ort, wo man mehr dergleichen sehen kann. Religiöse Ceremonien sind hier ununterbrochen, und an mehreren Zeichen habe ich erkannt, daß Betrügerei und schmachvolle Unordnungen sich in diesen Pomp mischen.

Die Trägheit und der Müßiggang dieses Volkes haben mich dann überrascht; die Meisten wissen nicht, was es heißt, sich mit irgend etwas Gutem zu beschäftigen. Sie stehen vor Tage auf, gehen spazieren bis zu den ersten Sonnenstrahlen, und kehren dann nach Haus zurück, um sich wieder zu Bett zu legen; nach ihrer Mahlzeit schlafen sie, bis die Hitze vorübergegangen ist. Der Spaziergang und das Abendessen führen sie zum Abend, und lassen sie die Zeit bis zur Nacht hinbringen.

Ich kenne keine Stadt, in welcher die Neuigkeiten so zahlreich in Umlauf gesetzt werden, wie in Rom, wegen des Zuströmens von Fremden aller Länder, die hierher kommen und sich hier vereinigen. Die Gerüchte unterhalten die Trägheit dieser neugierigen und schwatzhaften Menge.

Als ich mich Rom näherte, bemerkte ich auf dem Lande prachtvolle Paläste, reiche Villas und glänzende Wohnungen; diese edlen und anmuthigen Gebäude erhoben sich in der Mitte geräumiger Gärten, und die, welche ich besuchte, waren von wunderbarer Schönheit. Diese Gebäude sind das Zeugniß eines vergangenen Glanzes und einer gesunkenen Macht, und diese Ueberbleibsel spotten der Schwäche der Gegenwart.

Für mich war dies das erste Zeichen des Verfalls, dessen ganze Ausdehnung ich jetzt kenne.

Rom ist die Stadt der verletzenden Gegensätze: ich sah im Corso Processionen von Büßern, die sich in die Reihen von Maskenzügen mischten; es hat Päpste gegeben, die alle Lustbarkeiten verbieten wollten;

es hat andere gegeben, die einem zu kurzen Carneval Verlängerungsbullen gewährten. Hat nicht der heilige Ambrosius, der fromme Erzbischof von Mailand, seine Metropolitanstadt mit dem carnavalone beschenkt, welcher mit Gewalt die drei ersten Tage der Fastenzeit in Anspruch nimmt?

Während die Maskenzüge sich auf dem Corso und im Coliseum bewegen, werden auf der via cruce Thränen vergossen und Gebete gemurmelt.

Man hatte mir die Museen der Palazzine und der Villas in der Campagna Roms sehr gerühmt; in beinahe allen diesen Sammlungen fand ich nichts als einen verworrenen Ueberfluß, eine Masse, welche den Blick ermüdet und stets mehr Stolz als Geschmack verräth.

Das Volk Roms hat überdies nichts mehr von dem Blute seiner Vorfahren; als das Papstthum, nach Frankreich versetzt, den Vatican wieder in Besitz nahm, strömte aus allen Gegenden Europa's eine zahlreiche Menschenmenge zu den Päpsten in der heiligen Stadt, und unter dieser Masse von Ausländern wurde die römische Nationalität so sehr erstickt, daß man sagen kann, in Rom seien die Ausländer die Regel und die Inländer die Ausnahme.

Diese Italiener Roms sah ich irgend eine Thatkraft nur in dem Ungestüm ihrer abergläubischen oder frommen Gebräuche entwickeln. Unfähig, sich für irgend eine edle Sache aufzuregen, zeigen sie stets starke und schnelle Aufwallungen in dem Dienste sinnlicher Genüsse. Um diese weichlichen und lasterhaften Neigungen richtig zu beurtheilen, muß man ihnen, wie ich es that, an alle Orte folgen, die der Menge geöffnet sind. Hier sieht man deutlich Alles, was Niedriges in den Neigungen dieses Volkes liegt, deren Gemeinheit so oft den künstlerischen Instinct der italienischen Natur erstickt.

In Testaccio und in den Osterien des Trastevere, wo der Italiener Roms wechselsweise den vino dolce oder asciutto trinkt, und sich der Trunkenheit, dem Spiele und dem Tanze hingiebt, vergißt er Alles; selbst die Madonna, für welche er noch am Morgen eine so ungestüme Verehrung zeigte, ist nichts mehr neben seiner hübschen Geliebten des Abends und neben seiner schlanken und leichten Tänzerin.

In der Villa Panfili, wenn die Herbstfeste der Menge die Wiesen und die Gehölze dieses Gebietes eröffnen; in der Villa Borghese, einem reizenden Spaziergange, den eine glänzende und heitere Menge anfüllt, findet man bei allen Classen, in den prachtvollen Equipagen, unter den Reitern wie unter den Fußgängern, den Ungestüm, den Stolz und die Anmaßung von dem Charakter der Italiener Roms.

In der Villa Borghese wird während der October- und Novemberabende der Tanz il saltarello getanzt, dessen Mode traditionell zu sein und in gerader Linie aus Etrurien und Campanien zu kommen scheint.

Il saltarello ist weniger ein Tanz, als eine abgemessene Bewegung; er wird nach den Klängen des Tambourins vollbracht.

In die Mitte eines Kreises zahlreicher Zuschauer stellen sich zwei Tänzerpaare; sie springen und schwenken sich ohne bestimmte Pas, und ohne sich an irgend eine Ordnung oder Figur zu halten; sie gehen wechselsweise vorwärts oder rückwärts, bald sich verneigend, bald ihren Oberkörper biegend, und ihn in Stellungen bringend, welche der Gewandtheit des spanischen Fandango gleichen und nicht ohne Anmuth sind. Unter einem plötzlichen heftigen Eindrucke drehen sie sich dann mit außerordentlicher Schnelligkeit um einander, bis diese Bewegung beinahe krampfhaft wird. Indem die Tänzerin anhält, stellt sie sich plötzlich regungslos auf den linken Fuß, den rechten Fuß und Arm hoch erhoben, doch so, daß die Hand niedriger ist und der Ellenbogen gegen den Tänzer gedreht wird. Diese Stellung ist die, welche ich auf den alten Gemälden und den etruskischen Vasen gesehen habe.

Il saltarello besitzt nicht nur die Vorliebe der Jugend, und mehr als eine Frau von reiferem Alter findet noch Vergnügen an diesem Nationaltanze, der den Italienerinnen Roms so theuer ist.

Von da bis zu den burattini ist nur ein Schritt. Hier zeigt der Italiener Roms sich in der ganzen Tiefe seiner Erniedrigung. Als ein entarteter Nachkömmling jenes Geschlechts, das den blutigen Schauspielen des Circus und den tödtlichen Kämpfen der Gladiatoren beiwohnte, sucht er diese fürchterlichen Aufregungen nicht mehr auf; er ergötzt sich jetzt an den Lazzis der Petrinella und des Cassandrino. Das ist Alles, was seine ermatteten Nerven zu ertragen vermögen; er ist nur noch ein großes Kind, das unterhalten sein will.

Im Erdgeschosse des Palastes Fiano versammelt sich eine Menge, die nach diesem übrigens sehr unterhaltenden Schauspiele der Marionetten begierig ist. Die Art dieses kleinen Theaters ist ganz nach dem Geschmack der Lustspiele eines griechischen Autors, dem Dom Salvi, mein weiser Lehrer, den Namen Aristophanes giebt. Man macht sich hier über die Bürger, über den niedern Adel, über die Verschlagenheit der Landleute, lustig, die sich unter einer erheuchelten Gutmüthigkeit versteckt. Cassandrino, die Hauptperson, zeigt alle Züge von einem Italiener Roms; bald ist er wahnsinnig für die Musik eingenommen, und will, daß man sein mehr als mittelmäßiges Talent und seine falsche Stimme bewundern soll; bald ist er ein reich gewordener Bürger, bläht sich vor Albernheit und Wichtigthuerei auf, und hat keinen andern

Geist, als eine gewisse Verschlagenheit; handelt es sich um seinen Vortheil, so wird er deshalb nicht minder durch seine Verwandten und seine Geliebten betrogen. Verheirathet er sich, nimmt er zur Frau irgend ein hübsches Landmädchen oder eine schöne Grisette, in die er sich in seinem Alter noch verliebt hat, so wird er von fortwährenden häuslichen Plackereien bestürmt.

I burattini geben jeden Abend mehrere Vorstellungen, die sehr besucht sind; sie haben einen beißenden Witz, der oft in seinen Ausfällen sehr glücklich ist, und sprechen die volksthümliche Sprache mit ihren Sprüchwörtern und ihren Redensarten, was die Zuschauer ihnen sehr Dank wissen. Die Italiener sind ausgezeichnet in dem Mechanismus dieser Marionetten, der bei ihnen vorzüglicher ist, als sonst irgendwo. Die Frechheiten der burattini und ihre Spottsucht müssen kaum vor dem Hofe und der Kirche Halt machen.

Pasquino und Marphorio, diese beiden ehemaligen Dolmetscher der römischen Spottsucht, sind zum Schweigen verurtheilt worden.

Der kleine dreieckige Platz, der den Namen piazza Pasquino trägt und hinter dem Palast Braschi liegt, ist mit einer alterthümlichen Bildsäule geschmückt, von der nichts mehr übrig blieb, als der Rumpf und ein Theil der Schenkel; Trümmer, an denen man gleichwohl noch die vorzügliche Arbeit erkennt. Diese Bildsäule empfing ihren Namen Pasquino von einem benachbarten Schneider, dessen beißende Laune alle Lächerlichkeiten geißelte. Aus dieser Bildsäule machte das Publikum ein Orakel, welches dazu bestimmt war, die Satyren der öffentlichen Meinung auszusprechen. Marphorio, der auf dem Capitol wohnte, richtete Fragen an Pasquino, der darauf antwortete. Dieser Spott griff unbarmherzig die Mächtigen an, den Papst und seine Verwandten, die Günstlinge und Günstlinginnen; das, was so viele Jahrhunderte geduldig ertragen hatten, flößte dem 19. Jahrhundert Furcht ein. Die Italiener Roms sagen: Seitdem man Pasquino und Marphorio gezwungen hat, zu schweigen, sprechen sie zwar nicht mehr, aber sie denken deshalb nicht weniger.

Nichts ist in dem Leben der Römer ernsthaft. Ich finde den Beweis für diese Thatsache in den Beobachtungen, die ich während der Fastenzeit anstellte. Sie halten durchaus keine Entsagung; ich glaube sogar, daß sie eben während dieser Zeit am besten leben; Niemand versagt sich die verbotenen Gerichte; nach den Mahlzeiten gehen sie in die Kirche, wohnen dem Hochamte und den Predigten bei, und man hört dann diese Menschen, welche so eben die Gesetze der Kirche verletzten, laut rufen: Misericordia! Misericordia! und sieht sie dabei sich heftig die Brust schlagen.

Bei den Italienern Roms beherrscht die Leckerhaftigkeit alle anderen Neigungen; der Klerus besonders sucht die Verfeinerungen dieses Genusses auf. Es giebt Kaffeehäuser, in denen man gewisse feine und saftige Gebäcke für die jungen Abbé's besonders bereitet.

Die Kaffeehäuser sind in Rom für den Tag das, was die Theater für den Abend sind. Das Kaffeehaus, welches im Zwischengeschoß des Palastes Ruspoli eine Façade einnimmt, die acht Meter hoch ist, und die Aussicht auf den Corso hat, ist das schönste und besuchteste in Rom. Den ganzen Tag hindurch kommt hierher eine bewegliche Menge, um Gefrorenes, Sorbet, Wasser und abgekühlte Getränke zu genießen, begleitet von jener Art trockener und süßer Pastetenbäckerei, welche man in Italien gewöhnlich roba dolce nennt; ich habe bemerkt, daß die Frauen und die Geistlichen am eifrigsten nach diesen Genüssen sind, welche sich ohne Unterbrechung einander folgen.

Indeß giebt es eine feststehende Classe von Besuchern, welche sich nicht in die Wogen der kommenden und gehenden Menge mischen; diese Stammgäste, welche gewissermaßen die Eingebornen des Ortes sind, ziehen sich in die Fenstervertiefungen und fern von dem Lärmen zurück; Jeder hat hier seinen angewiesenen Platz. Die Unterhaltung dreht sich gewöhnlich um die Alterthümer, deren Verdienst und Zuverlässigkeit man prüft; Literatur und Wissenschaften werden hier ebenfalls mit einer oft sehr geschmackvollen Gelehrsamkeit behandelt. Alles ist in dieser römischen Gesellschaft Widerspruch und Alles erregt Ueberraschung. Neben der Unwissenheit findet man die Wissenschaft, unter dem Studium entwickelt der bewundernswerthe Instinkt der italienischen Intelligenz sich voll Anmuth und macht dann alles Das, was diese glücklichen Anlagen entnervt, zerstört, vernichtet, nur um so beklagenswerther. Diese Unterredungen sind in der Regel sehr unterrichtend und werden von den Ausländern im Allgemeinen aufgesucht. Die Novellisten und die Politiker findet man zahlreich in den Kaffeehäusern; man versichert, daß ihre Aeußerungen über die Handlungen und über die Männer der Regierung mit einer Kühnheit ausgesprochen werden, welche die Polizei noch nie zu unterdrücken suchte; einige Behauptungen sind sogar so weit gegangen, die Versicherung zu geben, daß es kein Land giebt, wo man freier spricht, als in Rom; ich weiß, daß diese Versicherungen sehr beschränkt werden müssen. Die Italiener Roms begnügen sich damit, einige Handlungen der Verwaltung zu besprechen oder zu tadeln, allein sie berühren nie Das, was sie sehr ehrerbietig die politische Dreieinigkeit nennen: den Hof, die Regierung, die Kirche.

Man kann sich keinen Begriff von dem Lärm machen, der in diesem Kaffeehause des Palastes Ruspoli herrscht. Um sich diensteifrig zu zeigen,

antworten die Kellner den an sie gerichteten Rufen ganz laut, und verkünden es schreiend, wenn sie das bringen, was man bei ihnen bestellt hat. In Rom treten an allen öffentlichen Orten die Abbé's an die Stelle der Officiere und werden zu Lärmmachern. Das Silberzeug, welches lärmend und prahlend auf eine lange Tafel geworfen wird, tönt laut und steigert das Geräusch; der Vorsteher des Hauses nimmt nicht die ausgezeichnete Kleidung der Pariser Limonadiers an; je nach der Jahreszeit trägt er eine weiße Jacke, oder er bleibt auch in Hemdärmeln; oberhalb des Ortes, an welchem er sitzt, um die Zahlungen einzustreichen, brennt eine ewige Lampe vor dem Bilde einer Madonna.

Eine breite Thür führt nach einem Garten, der mit riesigen Citronen- und Lorbeerbäumen bepflanzt ist. Hier findet man eine Zuflucht gegen die Hitze des Sommers; am Abend versammeln sich an diesem Ort die Stammgäste. Die Fenstervertiefungen sind dunkel, und bei dem Schein der Sterne wird jenes Geplauder Italiens angeknüpft, dessen Eigenthümlichkeit und Launenhaftigkeit eine große Aehnlichkeit mit der Phantasie der Araber hat.

Ich betrat dieses Kaffeehaus, nachdem ich das Theater verlassen hatte, und vermag es nicht, die lärmenden Auftritte zu schildern, deren Zeuge ich hier war. Zwei berühmte Sängerinnen, die ich mit den Namen Georgina und Faustina bezeichnen will, theilten sich in die öffentliche Gunst. Die eine kam von dem Theater in Madrid, die andere von dem San Carlo in Neapel, und beide wurden anerkannter Weise durch die Gesandten von Neapel und von Spanien beschützt. Man stritt sich wüthend über ihr Talent, und alle dilettanti von ganz Rom waren in zwei Lager getheilt, das der Spanier und das der Italiener; jede dieser Parteien erzählte voll Enthusiasmus, wie oft der Beifallssturm la sua diva hervorgerufen hatte, so daß sie unter dem Geschrei fuora aus der Couliffe treten mußte. Die Anderen, welche nicht weniger bei der Berechnung der Triumphe ihres Idols exaltirt waren, sprachen mit Entzücken von ihrer Anmuth, das Publikum zu begrüßen, die Hand auf das Herz zu legen und den Logen und der platea Kußhändchen zuzuschicken. Die Schauspieler haben in Italien, und besonders in Rom, in der That die Gewohnheit, auf diese Weise ihre Dankbarkeit zu bezeigen; wenn man ihnen applaudirt, unterbrechen sie sich in ihren Rollen, um sich zu verbeugen, und nehmen dann auf die natürlichste Weise von der Welt die Situation der Person, die sie darstellen, wieder auf. Bei diesem Feuer über die Berichte des Abends vergaß man auch den doppelten Regen der Sonnette und der Blumenbouquets nicht, der aus den Logen auf die Bühne herabgefallen war. Dann brach man auf, um den beiden Künstlerinnen Serenaden darzu-

bringen. Am nächsten Tage erfuhr man, daß jede dieser harmonischen Huldigungen ihre Anhänger gehabt hätte, die Einen hatten dabei gerufen: Viva Italia! die Andern brüllten Viva Spagna! Diese Ausrufungen ertönten in allen Stadtvierteln wieder; sie wurden durch die feierlichsten Echo's wiederholt, und diese mescolanza der Italiener und der Spanier schien einen Augenblick die Ruhe der Stadt zu bedrohen. Das Volk fand großes Vergnügen an diesen Serenaden, die nach seinem Geschmacke zu schnell endigten.

Die Nebenbuhlerschaften in Beziehung auf Kunst und Künstler sind in allen Städten Italiens sehr häufig.

Der römische Adel allein hat das Vorrecht der Versammlungen und der gesellschaftlichen Vereine; der übrige Theil der Bevölkerung zeigt sich daher sehr eifrig, sich in die Theater zu begeben, wo man wenigstens der Grenzlinie der Kasten entrinnt, welche in Rom die geselligen Verbindungen so kalt und so selten macht. Das römische Phlegma, von dem man so viel gesprochen hat, zeigt sich nur auf der Oberfläche; es haftet ebenso wenig auf dem Gesichte wie auf der nur schlecht befestigten Maske, die stets im Begriffe ist, herabzufallen. Die römische Ruhe ist nur scheinbar; im Theater verschwindet sie bald gänzlich und macht den heftigsten Demonstrationen Platz.

Ich war stets überrascht, am Abend an die Virtuosen der Oper dieselben Anreden richten zu hören, welche ich am Morgen in der Kirche von denselben Menschen an die Madonna gerichtet gehört hatte.

Die Benefizabende der ausgezeichnetesten Künstler und besonders der Sängerinnen sind Veranlassungen der Pracht, der Freigebigkeit und der Verschwendung. Diese Darstellungen empfangen den Namen serate; die Donna, welche der Gegenstand derselben ist, zeigt sich gewöhnlich unter dem Peristyl des Theaters in dem Costüm der Rolle, die sie zu spielen hat. Die cavalieri legen ihre Gaben auf einem silbernen Präsentirteller nieder, der auf einem Kissen von carmoisinrothem Sammt steht; oft entledigen sie sich reicher Schmuckgegenstände, um sie als Gabe darzubringen. Zu dergleichen Gelegenheiten ist das Theater a giorno (tageshell) beleuchtet; vor jeder Loge ergießen zwei Armleuchter über den Saal den reichsten Kerzenglanz; dieser Anblick ist wahrhaft zauberisch.

Wenn wir von diesen aristokratischen Zerstreuungen zu den Volksbelustigungen herabsteigen, so finden wir bei diesen dieselben Gewohnheiten des Luxus, der Prunksucht und der verschwenderischen Eitelkeit.

Einige Osterien haben das Ansehen eines alterthümlichen Tempels und sind in der That auf berühmten Ruinen errichtet; Trümmer alter Denkmäler und Säulenschäfte oder Capitäler dienen zu Sitzen und Tafeln; der Lärm, der an diesen Orten herrscht, gleicht so ziemlich

dem Getöse in den großen Kaffeehäusern; die Verschiedenheit der Weine, die man auf einer langen Liste erblickt, ist indessen nur nominell; die wirklichen Abtheilungen sind minder mannigfaltig: weißer oder rother Wein, oder, wie ich bereits erwähnt zu haben glaube, süßer oder herber. Das Murra-Spiel, welches von Streitigkeiten, Zänkereien und Faustkämpfen begleitet wird, färbt diese Orte zuweilen durch die coltellata mit Blut; man tanzt auch in den Osterien, Weiber sind in großer Menge vorhanden. Die Banditen besuchen häufig diese Orte.

Von diesen Osterien gehen meistentheils die besten Wortspiele aus; hier eins derselben, von welchem die Geschichte die Erinnerung bewahrt hat:

Innocenz XII. hatte die Absicht, die Sitten Roms zu verbessern. In allen Osterien wunderten sich danach die Trinker darüber, daß ein Papst, der von einem Topfe und einer Caraffe abstammte, sie hindern wollte, zu trinken. — Zur Erklärung müssen wir hier erwähnen, daß Innocenz XII. ein Pignatelli war, ein Wort, welches einen kleinen Topf bedeutet. Das Geschlecht hat auch dieses Zeichen in seinem Wappen. — Die Mutter des Papstes war eine Caraffa.

Es giebt kein Volk, welches weniger das Gefühl seiner Würde besitzt, als die Italiener Roms. Keine Beschäftigung, die so niedrig und so entwürdigend wäre, daß sie nicht Menschen fände, welche sie annähmen. Daher rührt die abscheuliche Menge der niedrigen und schmachvollen Beschäftigungen, welche man in den Straßen von Rom erblickt, und die schändlichen Vorschläge, welche man den Fremden macht.

Ein anderes Zeichen der Ausartung offenbart sich durch den knechtischen Sinn der schmuzigen Klassen, welche sich stets vor der Buona mancia beugen, und zu allen nichtswürdigen Diensten bereit sind, um einiges Geld zu gewinnen. Diese Nichtswürdigkeit flößt den Fremden einen tiefen Ekel ein; freilich ist es aber wahr, daß der Mensch, der sich eben jetzt demüthig vor uns bückt, sich den Augenblick darauf stolz wieder emporrichtet, und sich über seine eigene Gemeinheit dadurch rächt, daß er Dem, welchem er soeben noch seine Dienste leistete, einen giftigen Hohn in das Gesicht schleudert.

Das, wovor die Italiener Roms den meisten Abscheu empfinden, ist die Anstrengung der Arbeit; ausgenommen die kräftigen, arbeitsamen und thätigen Racen, die man unter der trasteverinischen Bevölkerung findet, suchen alle Andern nur eine leichte, mühelose Arbeit und wollen nur eine solche annehmen.

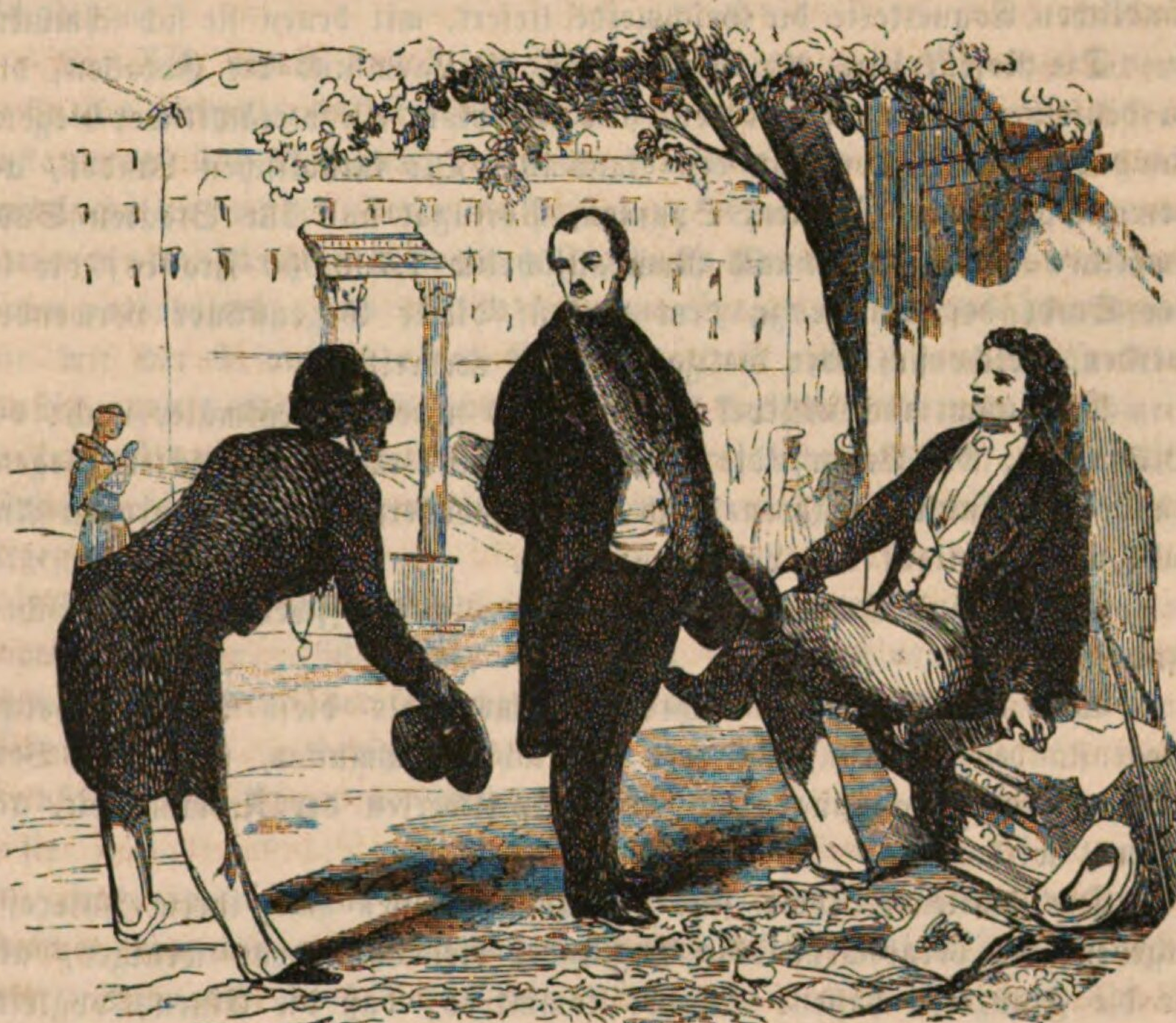
Daher entspringen jene kleinen Beschäftigungen der Anfertigung und des Verkaufs der Bilder.

Kupferstich und Lithographie beschäftigen zahlreiche Zeichner, die

nicht ganz ohne Verdienst sind, und bei denen sogar ein künstlerisches Gefühl sich findet, das anderwärts nicht in hohem Grade besteht.

Das Coloriren ist ein häufiges Erwerbsmittel für die römische Arbeit; man schätzt den Ertrag derselben jährlich auf mehr als eine Million Francs. Der Italiener Roms beschäftigt sich mit allen Einzelnheiten und Verbesserungen dieser kleinlichen Thätigkeit und dieses niedrigen Handels, welche beinahe überall sonst den Frauen allein überlassen werden.

Cameen auf Steinen oder Muscheln und mit verschiedenfarbigen Lagen, beschäftigen viele Künstler von Verdienst.



Die Wände sind in den Zimmern Roms nicht mit Tapeten bekleidet; man malt auf die Mauern eine Art von Fresken, die sich durch Schablonen leicht und schnell ausführen lassen; die Stuccaturarbeiten und die Meubel werden ebenfalls durch gepreßte oder gefärbte Verzierungen gehoben. Man muß dieser geschmackvollen und eleganten Industrie Gerechtigkeit widerfahren lassen; sie beschäftigt eine große Zahl von Arbeitern, nicht nur im Lande selbst, sondern auch für das Ausland durch Export in die Colonien, wohin manche Maler auswandern. Die Ornamentenmacher und die, welche die farbigen Steine anfertigen,

die in den Marmor, den Jaspis, den Porphyr, den Lapislazuli, den Malachit und die schönen Granitarten Corsika's und des Orients eingelassen werden, bilden eine zahlreiche Bevölkerung, welche sich mit der Verzierung der Hausgeräthe sowie der großen Wohnungen beschäftigt.

Die Goldschmiedekunst bewahrt in Rom die Traditionen der italienischen Kunst, welche einst in dieser Art so fruchtbar war; die Erzeugnisse der römischen Ateliers sind sehr gesucht. Der Schmuck der Weiber der römischen Campagna, welche in ihrem Haar lange goldene oder silberne Nadeln tragen, Gürtelketten, breite Halsbänder und gewaltige Ohrgehänge, wird durch die römische Industrie versorgt, welche der ländlichen Coquetterie die Geschmeide liefert, mit denen sie sich schmückt.

Die Rosenkränze, der Glasschmuck, die Lava und die Corallen, die zu denselben verwendet werden, sind für Rom ein beträchtlicher Gegenstand der Fabrikation und des Handels. Die katholischen Länder, an deren Spitze man Italien, Spanien, Portugal und alle Staaten Südamerika's stellt, führen nach Rom alljährlich 1,700,000 Francs, die in der Stadt der Päpste zu dem Ankauf dieser Gegenstände verwendet werden, welche sich über die ganze Welt verbreiten.

Man ahmt auch in Kork die alten und neueren Denkmäler nach; die Bildsäulen, die Vasen, die Büsten und alle täglich entdeckten Gegenstände der Kunst gewähren durch ihre Ausbesserungen einer großen Anzahl von Arbeitern den Lebensunterhalt.

Mosaik und Emaille sind ebenfalls wichtige Zweige der römischen Industrie.

Wie man sieht, ist nichts bequemer, als diese Arbeit, welche Gegenständen der Kunst und des weiblichen Schmuckes, sowie den Verzierungen der Wohnungen und den Spielwerken der Frömmigkeit, gewidmet wird.

Die Italiener Roms sind vor allen Dingen ganz ihrem Interesse ergeben; sie verabscheuen die Engländer vielleicht etwas weniger, als sie die Franzosen hassen. Woher kommt es, daß die Einen, obgleich sie Ketzer sind, dennoch die Gegenstände der römischen Zuvorkommenheiten werden, während die Andern mit Verachtung der katholischen Brüderlichkeit, mit Böswilligkeit, zu kämpfen haben? Das kommt daher, weil die englischen Ketzer reich und verschwenderisch sind und leicht betrogen werden können, während die glaubensgetreuen Franzosen im Allgemeinen arm sind und nur wenig kaufen.

Der kriegerische Charakter ist dem Italiener Roms nicht eigenthümlich.

Es besteht dem Wesen nach in den römischen Staaten und in der päpstlichen Stadt eine Bürgergarde, deren Functionen Aehnlichkeit mit

denen der Nationalgarde in Frankreich haben; aber ihre Existenz besteht nur in der Idee und offenbart sich nicht weiter, als durch Stämme von Officieren ohne Soldaten.

Bei der Restauration der päpstlichen Regierung im Jahre 1817 war der Dienst dieser Bürgergarde obligatorisch; die Roms bestand aus 4000 Mann, die unter den Grundbesitzern gewählt wurden und in vier Regimenter getheilt waren; ein Senator war der oberste Commandant eines derselben. Der Bürgerstand konnte nur zu dem Grade eines Lieutenants oder eines Capitains gelangen; die oberen Commandostellen gehörten dem Adel an und hingen von der Ernennung des Papstes ab.

Leo XII. führte auf diese Miliz einen tödtlichen Streich, indem er sie für freiwillig erklärte; gegenwärtig hat sie nur noch einen Effectivstand von 250 Soldaten, die unter den Fahnen durch die Privilegien zurückgehalten werden, deren sie genießen. Sie brauchen keine Patentsteuer zu bezahlen; mehrere untergeordnete Verwaltungsstellen werden ihnen vorbehalten, und endlich kann man gegen sie Pfändungsurtheile nur mit der Erlaubniß ihres Commandanten ausführen. Diese Begünstigungen werden gleichwohl verschmäht; der Geist der neuern Römer ist so weit von der Tapferkeit ihrer Vorfahren entfernt, daß die Bürgergarde Roms weit mehr der Verminderung, als der Vermehrung entgegengeht.

Ein letzter Zug wird diese moralische Schilderung der Italiener Roms vollenden. Man sah lange Zeit in der Kirche der heiligen Barbara das Grab der berüchtigten Courtisane Imperia, die zu den Zeiten Leo's X. so berühmt war, und man hatte in den Marmor eine Grabschrift zu Ehren der Schönheit dieses Weibes gegraben. Hier ist sie:

„Imperia cortisana romana, quae digna tanto nomine rarae inter homines formae specimen dedit, vixit annos XXVI, dies XII, obiit 1511 die 15 Augusti.“

Niemand schien über diese Huldigung verwundert zu sein, welche einem Leben der Ausschweifung gewidmet war.

Alles erwogen, ist der Italiener Roms nicht zu fürchten; handhabt er zuweilen den Dolch, das Messer oder die Büchse, wird er Räuber oder Mörder, so ist das bei ihm nur eine vorübergehende Exaltation, die er bald wieder bereut.

Er hat zu viele schmachvolle Laster, als daß bei ihm eine einzige gefährliche Tugend entstehen könnte.

Er ist ein Kind, begabt mit Eigenschaften, welche eine gute Erziehung entwickeln könnte, welche aber durch die Priester, die ihn erzogen

haben, absichtlich zerstört worden sind — wie dies einer der unbefangenen Geschichtsschreiber des Papstthums gesagt hat. —

Wenn nicht die anerkannte Wahrheit der Thatsachen diesem ersten Theil von der Handschrift Noëmi's eine hinreichende Bürgschaft verliehe, so würden wir die niederschmetternden Worte des heiligen Bernhard anführen, welche dieser fromme Abt, indem er sich an die Prälaten Roms wendet, ihnen in seinem Unwillen zurief, als er seine erste Predigt über die Bekehrung des heiligen Paulus hielt:

„Herr, mein guter Gott, Die sind die Ersten, Dich zu verfolgen, welche den Vorrang in der Kirche einnehmen. Die empörende Ungerechtigkeit ist ausgegangen von Deinen Stellvertretern; sie haben die Veste Zions an sich gerissen, die Kriegsvorräthe ergriffen, und durch dieses Mittel die Macht erlangt, die ganze Stadt in Feuer und Blut zu setzen.

„Sie verderben unglücklicher Weise das ganze Volk durch ihr schändliches Leben, statt es durch ihr gutes Beispiel zu leiten und zu regieren. Weit entfernt, über unsere Erhaltung zu wachen, arbeiten sie an unserem Untergange, um uns zu verderben."

Der heilige Bernhard lebte im 12. Jahrhundert, auf welches er durch seine Predigten und durch seine Werke einen außerordentlichen Einfluß übte. Er begründete in Frankreich, in Deutschland und in Italien 160 Klöster seines Ordens. Ganz entschieden ist es schwer, in ihm einen Feind der Religion zu erblicken; nur aus seiner Anhänglichkeit für das Christenthum schöpfte er diesen mächtigen Haß gegen die Entartung des römischen Klerus.

§. 2. Noëmi's Handschrift.

Lieblich und dennoch drückend, wie das erste Gefühl, welches ich in der Campagna Roms bei dem Anblicke der Villa's empfunden hatte, welche eine solche Pracht der Vergangenheit und ein solches Elend der Gegenwart bezeugen, war auch das bei meinem Eintritte in Rom.

Indem ich vor den Palästen vorüberkam, bewunderte ich die Architectur und gab mir selbst das Versprechen, einige dieser schönen Gebäude zu besuchen; gleich am nächsten Tage ließ ich mich durch meinen Führer nach den berühmtesten derselben begleiten.

Ich erfuhr dabei, daß diese Paläste, welche von ihren Begründern mit so großen Kosten aufgeführt worden waren, für ihre gegenwärtigen Besitzer nur eine Verlegenheit wären. Die Ausländer bewohnen oder besuchen sie, während der Eigenthümer in irgend

einem Winkel der oberen Stockwerke wohnt. Ich fand in diesem ungeordneten Uebermaße von Gegenständen der Kunst oder der Merkwürdigkeit Das wieder, was ich an den Landhäusern Roms gefunden hatte. Ueberall dasselbe Chaos. Als ich das Innere dieser Paläste besuchte, verminderte meine erste Bewunderung sich bedeutend. Ich fand die Gemächer, die zu großen Versammlungen bestimmt waren, schlecht vertheilt, mehr groß, als großartig, mehr reich, als schön, ungeachtet der Meisterwerke, welche mehrere der Zimmer schmückten.

Das Elend Roms wird durch diesen Zustand der Dinge nackt dargelegt; die gegenwärtige Zersplitterung, welche der Reichthum des höheren Klerus und des Adels erlitten hat, steigert noch die Noth des öffentlichen Schatzes. Man zählt gegenwärtig in den Staaten des heiligen Vaters kaum drei oder vier edle Häuser, welche einen Theil des ehemaligen Reichthums ihres Geschlechts bewahrt haben. Die Colonna, die Doria und andere patrizische Namen, sind fast allein aus diesem allgemeinen Schiffbruch gerettet worden. Die anderen römischen Fürsten, beinahe sämmtlich von den Brüdern, Schwestern oder anderen Verwandten der Päpste abstammend, besitzen nur noch einen geringen Theil der Reichthümer, welche der Nepotismus ihnen verliehen hatte, und ihre Existenz ist zu beschränkt geworden, um die weiten Räume der ihnen zugefallenen Paläste erfüllen zu können. Die Unterhaltung dieser Gebäude ist für die verarmten Besitzer eine zu schwere Last; der Mangel der unmöglich gewordenen Ausbesserungen läßt Alles in Trümmer verfallen. Von Generation zu Generation steigert sich das Uebel, und vor den Ausgaben zurückweichend, die über ihre Kräfte gehen, flüchten die Besitzer sich in kleine Gemächer, und überlassen die von ihrer Höhe herabgesunkenen Wunder der Neugier der Touristen, deren kleine Eintrittsgelder, Das, was man die buona mancia nennt, oft der einzige Gehalt der Hüter dieser berühmten Trümmer sind. Luxus und Mangel!

Wenn man so in diese Geheimnisse von dem römischen Verfalle eingedrungen ist, wundert man sich weniger über den pomphaften Prunk der 397 Kirchen oder Oratorien, der 150 Brunnen, der 330 Paläste, der 11 Theater und der 35 Villas, welche die Umgegend Roms einschließt, und deren stolzer Pracht es nicht mehr gelingt, den fortschreitenden Untergang zu verbergen.

Die Stadt der Päpste wird außerdem durch eine tödtliche Geißel decimirt. Die niederen Klassen des Volkes würden in Rom mehr als irgendwo sonst des Wohlstandes bedürfen, den die Arbeit verschafft; aber, wie ich dies bemerkt habe, unterhält die Kirche die Trägheit durch die große Zahl ihrer Feste; sie nährt durch die chimärischen Hoffnungen, die sich an den Himmel richten, die Sorglosigkeit und Geringschätzung gegen

wirklichere Interessen, und der größte Theil der Bevölkerung ist vertheidigungslos den Geißeln überliefert, von denen sie bestürmt wird. Was diese Unglücklichen dazu verwenden könnten, sich passende Kleider, gesunde Wohnungen und eine entsprechende Nahrung zu gewähren, wird durch die Sammlungen, durch die frommen Gaben und die lange Reihenfolge der frommen Erpressungen hingenommen. Das Uebrige wird vergeudet in den Ausschweifungen und der Sittenlosigkeit der Gewohnheiten eines verschwenderischen Lebens, sowie auch zu den Eitelkeiten des Putzes. Dann wird auch diese kränkliche und schwächliche Bevölkerung durch Lungenkrankheiten und Fieber aufgerieben, deren Verheerungen jedes Jahr 12- bis 15000 Kranke in die Hospitäler führen. Und in dieser Stadt, die so fromm ist, so überfüllt mit Dienern einer Religion der Barmherzigkeit, findet man keine hinlängliche Unterstützung zur Erleichterung solchen Unglücks!

Man hat diese Verheerungen der aria cattiva, der schlechten Luft, zugeschrieben, welche Rom und die Campagna verheert. Alle Forschungen, um die Ursache dieser Geißel zu entdecken, sind bisher ohne Resultat geblieben. Die widersprechendsten Meinungen wurden darüber ausgesprochen, ohne daß dadurch die Ungewißheit ein Ende nahm. Die gelehrtesten Aerzte schreiben diese Leiden und diese Krankheiten dem heißen Wetter zu, der plötzlichen Veränderung der stets wechselnden Temperatur, und denken dabei nicht daran, es zu verhehlen, daß die geringen Mittel der Armen, sich gegen diese Uebel zu schützen, dieselben erbarmungslos dem Angriffe einer Geißel Preis geben, vor welcher die Reichen sich stets zu bewahren vermögen.

Was keine zuverlässige Erforschung für Die gestattet hat, welche die Ursachen der aria cattiva zu entdecken strebten, die bald den Miasmen der Luft, bald den vulcanischen Ausdünstungen des Bodens und der benachbarten Sümpfe zugeschrieben wird, ist, daß diese Pest sich nicht gleichmäßig über alle Theile der Stadt erstreckt. Sie wissen, mein Vater, wie durch den Willen des Höchsten der Ghetto, in den uns die Christen verwiesen haben, um uns in diese schlechte Luft zu stürzen, auf wunderbare Weise von derselben verschont geblieben ist. Man hat mir gesagt, daß ehemals die aria cattiva nicht so verderblich war, wie sie es gegenwärtig ist; ihre Fortschritte sind schreckenerregend; von dem Platze del popolo erstrecken sie sich bis zu dem spanischen Platze, und über den Brunnen von Trevi und den Palast Colonna berührt die aria cattiva gegenwärtig den Mittelpunkt der Stadt und beginnt schon mehrere der Hügel zu ersteigen.

Die Austrocknung der pontinischen Sümpfe könnte, wie man sagt,

ein Heilmittel gegen diese Geißel gewähren, aber der beklagenswerthe Finanzzustand gestattet nicht, die Arbeiten zu vollenden, welche durch mehrere Päpste begonnen wurden. Ist diese Lage der Stadt, welche sich im Angesichte des Weltalls als die Stadt Gottes brüstet, nicht eine Widerlegung, die der Himmel selbst diesen Lügen der Erde entgegenstellt? Der Gott Israels behandelte nicht auf solche Weise die Städte, die ihm werth waren. Die fürchterlichen Strafen bewahrte er den verfluchten Städten.

Rom, welches so stolz auf seine Denkmäler des Alterthums ist, überläßt diese glorreichen Ueberbleibsel einem Verfall, der bis zur Schmach getrieben wird. Aus dem Forum, diesem Sitze der Größe der römischen Republik, hat das Rom der Päpste den campo Vaccino gemacht, der auf unwürdige Weise zum Viehmarkt bestimmt ist. Und die entarteten Söhne der Riesen des Alterthums wagen es, diese Orte, die sie selbst nicht ehrten, unserer Verehrung darzubieten!

Ich habe nie die Antipathie begreifen können, welche die Regierung Roms gegen die französische Nation zeigt. Rom ist den Franzosen zu ganz besonderer Dankbarkeit verpflichtet, und ich weiche von meinem Gegenstande nicht ab, indem ich hier davon spreche.

Im Jahre 1810 fiel der französischen Verwaltung, die damals in Rom bestand, die Vernachlässigung auf, unter welcher die historischen Trümmer litten, an die sich die Annalen eines Volkes anknüpften, welches für die Geschicke der Welt so groß war. Der elende Zustand des Forums besonders erweckte den Unwillen dieser französischen Verwaltung, und dieser Ort war bis 1813 ein besonderer Gegenstand für dessen Sorgfalt. Der geebnete Boden brachte die Grundlagen von dem Triumphbogen des Septimius Severus und von dem Tempel des Antonin und der Faustina zu Tage, und man umgab sie gegen die Verheerung des Bodens mit schützenden Mauern; auf diese Vorsichtsmaßregeln mußte man sich beschränken. Die Trümmer, welche durch 14 Jahrhunderte aufgehäuft waren, hatten den Boden um 6 bis 7 Meter über seine ursprüngliche Fläche erhöht; sie zu beseitigen, hätte es ungeheurer Summen bedurft.

Das Coliseum, welches gegenwärtig wechselsweise durch die Vorstellungen der focchetti und der religiösen Ceremonien besucht wird, wurde ebenfalls bis zu seiner Basis frei gemacht, und auf gleiche Weise auch die Säulen von dem Tempel der Fortuna, des Jupiter tonans und des Phocus, die zwischen zwei Gebäuden eingeschlossen sind; alle wurden vollkommen zu Tage gelegt. Die Basilica des Constantin, welche durch die Niederreißung der geringeren Häuser freigelegt wurde, ließ ihre riesigen Gewölbe blicken, und man fand auch ihre antiken gelbge-

pflasterten Fußböden auf. Indem man Häusergruppen niederriß, stellte man die Verbindung zwischen dem Coliseum und dem Platze des Forum so her, wie sie ehemals war. Der Triumphbogen des Titus wurde isolirt, und indem man den Boden rings um den Tempel der Venus her abtrug, entdeckte man eine Menge kostbarer Ueberbleibsel der Architectur. Endlich trugen zahlreiche Ausbesserungen an den Thermen des Titus wesentlich zu deren Erhaltung bei.

Um das Coliseum zu retten, aus dem man einen gewaltigen Steinbruch gemacht hatte, der seine Steine zur Erbauung von Palästen lieferte, unter welchen man das Kanzleigebäude, die Paläste Barberini, Chigi, Farnese kennt, Gebäude, welche durch und für den Nepotismus errichtet wurden, mußten gegen Ende des 17. Jahrhunderts unter dem Pontificate Clemens X. 14 Kapellen erbaut werden, die das antike Gebäude, indem sie es entstellten, unter den Schutz der römischen Frömmigkeit brachten.

Ich erwähnte Alles, was das Aeußere des Coliseums der Sorge der französischen Verwaltung verdankte; das Innere dieses Gebäudes hat nicht geringere Verpflichtungen gegen dieselbe. Die Portiken wurden gereinigt, die Quadern des Fußbodens zu Tage gelegt, und man konnte frei unter der dreifachen Bogenreihe hin- und hergehen. Diese regelmäßig geleiteten Unternehmungen trafen gegen die Arena zusammen; durch Hindernisse einen Augenblick gehemmt, wurden sie bald auf's Neue verfolgt. Nachdem die Fortschaffung der Trümmer beendigt war, schritt man zu der Ausbesserung der Mauern, welche durch die Zeit oder durch die Hand der Menschen entstellt oder beschädigt waren; man befestigte die mit Rissen durchzogenen Triumphbogen, und diese mit Verstand vorgenommenen Ausbesserungen sicherten dem Amphitheater des Vespasian, welches von jenen römischen Ziegelsteinen erbaut ist, die unzerstörbar zu sein scheinen, noch eine lange Existenz.

Dieses Verfahren der Franzosen, welches der unbegreiflichen Nachlässigkeit und dem zerstörenden Vandalismus der Römer entgegengestellt werden muß, ist der entschiedenste Tadel der Nachlässigkeit gegen die Denkmäler des Alterthums, deren heuchlerische Bewunderung das moderne Rom den Ausländern verkauft! Die ciceroni, deren geschwätzige und lobpreisende Täuschung sprüchwörtlich geworden ist, hüten sich wohl, diese Thatsachen zu enthüllen; sie unterlassen es nie, Alles, was zur Erhaltung dieser Denkmäler geschehen ist, der römischen Regierung zuzuschreiben, deren Tugenden sie mit Uebertreibung feiern.

Die ciceroni, ein ärgerliches und schwatzhaftes Geschlecht, sind eine Pest für die Reisenden, ihre lügnerische Unwissenheit brüstet sich mit einer eitlen Wissenschaft und einer oberflächlichen Gelehrsamkeit durch

die Libretto's; sie beuten schamlos die Leichtgläubigkeit und die Unerfahrenheit aus; seit einiger Zeit indeß bilden die Führer, diese Vademecums des trägen Touristen, für sie eine gefährliche Concurrenz, und mit jedem Tage sehen die ciceroni besonders unter den Engländern, die sie so gewaltig zu schröpfen verstanden, die Zahl der von ihnen Betrogenen abnehmen. Ihr Geschäft ist nur noch ein niedriges, zudringliches und knechtisches Handwerk; mit flüchtig gesammelten Angaben ausgerüstet, sind sie nie in Verlegenheit, an die Stelle einer Thatsache, eines bestimmten Datums, einer Erinnerung und eines Documentes, die ihnen mangeln, eine Lüge oder einen gewaltigen Betrug zu setzen. Ehemals gehörten mehrere ciceroni einer aufgeklärten Klasse an, welche ihre Kenntnisse benutzten, um eine nicht sehr begünstigte Lage etwas zu verbessern; aber Schelmerei ist gegenwärtig an die Stelle der Wissenschaft getreten und verbreitet nur noch Abgeschmacktheiten und Irrthümer. Die ciceroni fürchten übrigens nicht immer, sich zu nichtswürdigen Streichen herzugeben und unwürdige Gefälligkeiten zu leisten; ich zögere daher nicht, sie mit unter Das zu rechnen, was zu dem Elende Roms gehört.

Bettelei und Lumperei blühen in Rom und in der ganzen Ausdehnung der Kirchenstaaten mit der Thätigkeit, welche Le Sage den Bettlern und den Schelmen des Guzman von Alfarez beigelegt hat.

Die erheuchelten Wunden und Leiden, die vorgeblichen Gebrechlichkeiten, die abscheuliche Darlegung dieses ekelhaften Betrugs, die verabscheuungswerthe Arglist und die mannigfache, auf eine traurig sinnreiche Weise vervielfältigte List, durch welche diese elenden Geschöpfe den Ekel oder das Mitleid zu erregen trachten, sind eine der abschreckendsten Erscheinungen Roms. Die Bettler, deren Aussehen empört, haben in Rom eine Zudringlichkeit, welche Menschen dieser Art nirgend sonst zeigen; sie belagern und besudeln alle Zugänge zu den Kirchen, den Denkmälern, den Promenaden und den Palästen. Diesen Aussatz der Straßen trifft man bei jedem Schritte wie einen menschlichen Misthaufen. Sie stimmen lange Litaneien an, plärren mit kläglicher Stimme Gebete und sprechen mit klagereicher Uebertreibung ihre Bitten aus, die in dem Grade dringender werden, als sie Den aufregen, den sie zu rühren versuchen. Diese fortwährende Bestürmung ist für den Gedanken sowie für das Auge etwas unendlich Peinliches.

In Rom theilen sich die Armen, an deren Belästigung die Polizei nicht denkt, in die Stadt, welche ihre verabscheuungswerthe Industrie in verschiedene Viertel theilt, die ebenso viele Lehne für sie bilden. Sie ziehen in Banden umher. Jede derselben hat ihre eigenthümliche Organisation und macht einen Theil der allgemeinen Verbrüderung aus

Die Kirchen, die Paläste und die öffentlichen Orte scheinen ihnen zu gehören, sie übertragen einander, ebenso wie das Eigenthum übertragen wird, die Stelle, die sie an diesen Orten einnehmen. Sie eilen zu den Vertheilungen von Lebensmitteln, welche einige Klöster vornehmen; hier stopfen sie sich mit Prahlerei mit den groben Nahrungsmitteln voll, um den Glauben an einen gewaltigen Hunger zu erwecken; während des ganzen Tages werfen sie sich mit heuchlerischer Gier auf Alles, was man ihnen reicht, Abends aber überlassen sie sich in ihren Höhlen der Orgie.



Mit dem Betteln vereinigen diese verworfenen Wesen die Intrigue, die Spionerie und den Raub.

Die Mönche, welche den Bettelorden angehören, halten sich für berechtigt, überall, wo sie ihren Bettelsack füllen zu können meinen, mit Gewalt einzudringen; sie bilden die Vervollständigung der Straßenbettelei.

Dann kommen die Pilger; die vorzüglichsten Feste und besonders die heilige Woche, führen sie in großer Menge nach Rom. Sie tragen das übliche Gewand, die lange Kutte, den breitrandigen Hut, den Pilgerstab und die Muscheln; nach den ciceroni sind es die Pilger,

welche ihre Reisen schildern, um Gaben und Almosen zu erhalten, und sie sind die unverschämtesten Lügner, die man sich nur denken kann.

Drei Tage lang werden sie in dem Hospital der Dreieinigkeit aufgenommen und beherbergt, dann verbreiten sie sich in der Stadt, besuchen die sieben Hauptkirchen, küssen die heiligen Statuen und die heiligen Bilder und rutschen auf den Knieen die Stufen der Altäre und der scala santa hinauf. In diesen Mummereien liegt etwas Entwürdigendes für die Menschheit, gleichwohl werden die Pilger von der Bevölkerung Roms sehr verehrt.

Die Stadt der Päpste ist nicht mehr wie ehemals die stolze Stadt, zu welcher die Päpste die Herrscher ladeten, um sie sich unter die päpstliche Macht beugen zu sehen, sondern Rom ist jetzt das Asyl aller gefallenen Größen; die Trümmer der niedergeworfenen Throne und die Ueberbleibsel der zerbrochenen Kronen vergrößern diesen Haufen anderer Trümmer und Ueberbleibsel. Man sollte glauben, daß ein verhängnißvoller Abhang zu diesem Abgrunde, in welchem so vieler Glanz erloschen ist, jeden auffallenden Sturz hinabrisse.

Um nur von den letzten Zeiten zu sprechen, zogen sich nach Rom der Oheim, die Mutter und der älteste Bruder Napoleons zurück; die Fremden lassen sich die Orte zeigen, an denen sie wohnten. Don Miguel, dieses Ungeheuer, welches von einem usurpirten Throne herabgestürzt wurde, verbarg in Rom seine Wuth und seine Niederlage. Er hat sich hier durch seine verabscheuungswerthen Ausschweifungen, seinen Lebenswandel, seinen Jähzorn, das Aergerniß seiner Liebschaften, berüchtigt gemacht. Er erneuerte das sittenlose und ausgeartete Leben, das man an dem Hofe der Borgias blühen sah. Wir wissen nicht, ob es wahr ist, daß Don Miguel, wie man behauptet, das Entzücken Roms gewesen sei, das aber können wir behaupten, daß er die Verwünschung Europa's auf sich lud.

Richtete nicht nach Rom seine Schritte auch Don Carlos, der Verzicht auf seine Rechte auf die Krone von Spanien leistete? Man erzählte mir eine Geschichte von Voltaire, jenem französischen Schriftsteller, dessen Namen man in Rom nur ganz leise ausspricht. Er schildert darin in Venedig ein Abendessen entthronter Könige. In diesem Jahrhundert ist eine eben solche Versammlung auch in Rom möglich gewesen.

So mischen die lebendigen Ruinen sich mit den todten Trümmern auf diesem Heerde so vieler zusammengestürzter Größen.

Das Lotto existirt noch in Rom; Alles, was im Namen der Moral gegen dieses Spiel gesagt worden ist, vermochte nichts gegen die habgierigen Bedürfnisse des römischen Schatzes auszurichten. Dieses In-

stitut ernährt und erhält in den Herzen, in den Gesinnungen und in den Sitten der Bevölkerung dieser Stadt, welche sich die heilige nennt, den Keim des Geizes, welchen die Kirche unter die Zahl der Todsünden aufgenommen hat.

In der Curia Innocenzia, dem Palaste der Verwaltungsbehörden, neben den Kanzleien, den Tribunalen, den Gemächern des Cardinalkämmerlings und dessen Generalschatzmeisters, sowie ihrer Secretariate, befindet sich das Lottobureau.

Hier kann man zwei Mal monatlich, wenige Schritte von den höchsten Spitzen der Verwaltung entfernt und beinahe unter deren Augen, das römische Volk betrachten, wie es eine Beute der heftigsten Kämpfe ist, in denen sich ein Ungestüm und eine Gewaltsamkeit offenbaren, die ich weder in den Kirchen noch in den Theatern erblickt hatte. Das kommt daher, weil in dieser entarteten Nation eine Eigenschaft alle andern überragt — die Habgier.

Die Aeußerungen der Freude und des Schmerzes sind gleich unsinnig; in ihrem Zorn halten die getäuschten Hoffnungen sich an alle verehrten Gegenstände. Gott, die Madonna, die Heiligen, werden laut angeklagt und geschmäht; man macht ihnen ihre Undankbarkeit zum Vorwurfe und verlangt von ihnen Rechenschaft für alles Das, was man für sie gethan hat, um sie den Nummern günstig zu stimmen, die sie im Stich ließen.

Besonders bei den armen Klassen zeigt sich diese verderbliche Aufregung. Das Lotto und seine schmachvolle Macht der Verführung gebären Bettelei und Diebstahl, Bestechlichkeit und alle nichtswürdigen Erwerbszweige. Das von Frankreich gegebene Beispiel ist verschmäht worden, und gleichwohl wurde diese Wunde der französischen Sitten geheilt, ohne irgend eine Unordnung herbeizuführen; Alles aber, was dazu dient, das Volk herabzuwürdigen, sagt Denen, welche es in Knechtschaft halten wollen, zu sehr zu, als daß Rom daran denken könnte, das Lotto zu unterdrücken: für die Einen ist es eine Ursache des Elends mehr, für die Andern ein neues Mittel des Drucks.

Ich habe von den Räubern in der Umgegend Roms so viel sprechen hören, daß ich nichts vernachlässigte, was mir eine nähere Kenntniß derselben verschaffen könnte. Beinahe alle die Erzählungen, die ich über ihre Angriffe in meiner Gegenwart hörte, schienen mir nicht glaubwürdig genug, um dabei stehen zu bleiben; in dem, was ich über diese gefürchteten Menschen las und hörte, fand ich überall den Roman.

Der Zufall diente mir besser, als mir bisher der Eifer meiner Nachforschungen gedient hatte; die Bewohner der Campagna von Rom haben in den Gewohnheiten ihres Lebens, in ihren Zügen und ihren Be-

griffen Zeichen, durch die sie in mehreren Punkten von der römischen Entartung getrennt werden. — Den wahren Muth zu kennen und die wirkliche Tapferkeit zu besitzen haben sie eine gewisse Kühnheit, eine gewisse Verwegenheit, welche, gut geleitet, günstige Resultate herbeiführen könnten; aber sich selbst überlassen, wenden sie diese Kraft und Entschlossenheit dem Bösen zu. Eine aufgeklärte Regierung würde aus diesen Menschen Soldaten machen; unter den verderblichen Einflüssen, von denen sie umgeben sind, werden sie Räuber. Es giebt Orte, an denen diese verbrecherische Leidenschaft den ganzen Charakter einer moralischen Epidemie trägt.

Die öffentliche Meinung und das allgemeine Gefühl sind ihnen übrigens nicht so feindlich gesinnt, wie man dies glauben könnte. Die gewaltsamen Angriffe, die Thaten der Straßenräuber, die Kämpfe und selbst der Mord, finden bei Einigen Bewunderung und nirgends Schmach oder Entehrung; mit der Existenz der Banditen verbindet man sogar einige Begriffe der Unerschrockenheit und der Tapferkeit. Die Frauen besonders werden leidenschaftlich für Die eingenommen, welche diese Kämpfe bestehen und diesen Gefahren trotzen.

Alle Welt, ausgenommen die Verfolger, bezeigt dem Banditen Theilnahme; man beschützt ihn gegen den Gendarmen, man beklagt ihn, wenn er erliegt; er ist nicht, wie anderwärts, ein Feind der Gesellschaft, sondern ein kühner Mensch, der Unterstützung und Sympathie findet. Die römische Polizei stößt daher auch bei der Unterdrückung der Räuberei auf zahlreiche Hindernisse. Diesen Schwierigkeiten schreibt man die schmachvollen Unterhandlungen der päpstlichen Regierung mit den Banditen zu, um von ihnen einen Waffenstillstand zu erlangen, den sie nie halten, und eine Ruhe, welche ihren Begierden zu sehr widerspricht, um von langer Dauer zu sein.

Unter den neuern Räubern hat der berühmte Gasparone den Rang eines Helden eingenommen, und in sich selbst das auffallendste, wahrste und lebendigste Beispiel des römischen Räubers aufgestellt.

Hier, was mir einer von den Gefährten Gasparone's erzählte, der selbst Räuber war, welcher sich zur Ruhe gesetzt hatte, und eine Pension vom Staate genoß:

In dem Alter von 16 Jahren betrat Gasparone die Laufbahn des Mordes, indem er seinen Beichtvater ermordete, der ihm die Absolution für einen Diebstahl verweigerte. Als wohlgebildeter Bandit war er fromm, beichtete und glaubte fest, daß die Absolution des Priesters und eine Handlung der Buße ihm die Verzeihung seiner Sünden sicherten; er las sein Brevier, trug seinen Rosenkranz, zeigte für die Madonna

eine lebhafte Anbetung und beging jedes Verbrechen nur unter der Voraussetzung, es zu bereuen.

Durch diese erste Missethat auf die Bahn des Bösen geschleudert, tödtete Gasparone, der bei dem Verbrechen selbst ertappt wurde, zwei Soldaten, die ihn festnehmen wollten, durch zwei Dolchstöße. Verfolgt durch sechs Carabiniers, flüchtete er sich in das Gebüsch, vertheidigte sich tapfer und seine sechs Feinde fielen unter seinen Schüssen.

Von diesem Tage an war Gasparone berühmt; zum Banditenführer erwählt, commandirte er 400 Mann.

An der Spitze dieses Haufens durchzog dieser furchtbare Räuberhauptmann gegen das Jahr 1825 den ganzen Kirchenstaat und das neapolitanische Küstengebiet und setzte diese Gegenden durch den Diebstahl, den Mord und die Plünderung, die er mit einer bisher unbekannten Grausamkeit ausübte, in Verzweiflung.

Der Schrecken war allgemein. Oft machten Reisende, durch die Furcht aufgehalten, Monate lang in einem Dorfe Halt, ohne daß sie ihren Weg fortzusetzen wagten. Rom und Neapel setzten einen Preis auf den Kopf des Banditen. Die römische Regierung schickte gegen ihn eine Armee von Dragonern aus; alle diese Streitkräfte scheiterten und dienten nur dazu, den Ruf Gasparone's zu steigern.

Bei den Unternehmungen dieses Führers und seiner Bande gab es etwas Phantastisches. Alle Höhlen Unteritaliens und alle Engpässe der Apenninen waren ihnen vertraut. Suchte man sie auf den Bergen, so waren sie in den pontinischen Sümpfen; wenn die Nachsuchungen in den Sümpfen stattfanden, zeigten Gasparone und die Seinigen sich auf den Bergen. Das Volk, dessen Idol dieser Bandit war, sagte man, würde ihn für einen Dämon halten, wenn man nicht seine fromme Andacht für den heiligen Antonius kennte, sowie die Gewissenhaftigkeit, mit welcher er sich an Sonn- und Feiertagen des Mordes enthielt.

Diese Ohnmacht der römischen Polizei war um so mehr zu beklagen, als die Bande Gasparone's von Tage zu Tage neue Rekruten empfing, die durch den Ruf dieses fürchterlichen Hauptmanns angezogen wurden; mit der Zahl der Banditen wuchs auch die Wildheit ihrer Unternehmungen.

Endlich auf allen Seiten umzingelt, ergaben sich Gasparone und seine Bande, aber unter der Bedingung, daß ihnen das Leben geschenkt werden sollte.

Gegenwärtig leben dieser Bandit und seine Genossen ruhig, zurückgezogen von der Welt, und reich durch Das, was sie geraubt haben.

Gasparone bewohnt den Bagno von Civita Vecchia wie eine Villa.

Dieser Bagno ist nicht den strengen Regeln der andern Haftörter unterworfen.

Er empfängt dort, wie man mir versicherte, Briefe mit der Adresse: A l'illustrissimo signore Gasparone, ai 'bagni di Civita-Vecchia.

Der Ruf Gasparone's hat den aller Namen, die ihm vorangingen, weit hinter sich gelassen.

Spartacus, Marco-Sciarra, Zampa, Dieci-Nove, Fra Diavolo, Barboza, Giuseppe Mastrilli, Pietro Mancino, Giobertino, der mit eigener Hand 964 Personen und 6 Kinder tödtete, und der, als er starb, nur das einzige Bedauern aussprach, die Zahl seiner Mordthaten nicht bis auf 1000 gebracht zu haben, wie er das Gelübde abgelegt hatte, verschwinden vor Gasparone.

Aronzo Albagna, der seine ganze Familie niedermetzelte, seinen Vater, seine Mutter, seine beiden Brüder und seine Schwester; Badino, Maïno, Funcatripa, Perella, Corامprano, Calabrese und Mezzapinta treten neben Gasparone ungeachtet ihrer erst kürzlich vollbrachten Thaten und des Ruhmes, den sie den Legenden und den Gesprächen der Bewohner von Rom und der Campagna verdanken, in das Dunkel zurück.

Jemand, der diesen Menschen in seiner Zurückgezogenheit gesehen hat, gab mir die Versicherung, daß nichts an ihm dem Begriffe entspräche, welchen man sich nach Dem, was man von seinem Leben gehört hätte, von ihm machen könnte. Er ist ein Greis mit sanftem Blick, mit edlen ruhigen Zügen; sein Lächeln ist heiter und freundlich, und nichts verräth bei ihm Instincte der Grausamkeit.

Auf seiner Physiognomie bemerkt man eine ernste, friedliche Heiterkeit, die sich mit einer ehrwürdigen Zuversicht paart, unter der man unmöglich den Räuber und den Banditen wiederfinden kann, welcher es so gut verstand, den Dolch zu führen und Gott am siebenten Tage anzuflehen, ihm die entsetzlichen Verbrechen zu verzeihen, die er während des übrigen Theiles der Woche begangen hatte.

Wenige alte Räuber gelangen zu einer so vollständigen Metamorphose, wie die Gasparone's war. Diese Beispiele einer vollständigen Bekehrung sind ebenso selten in der Gegend Roms, wie sie bei den englischen Deportirten häufig sind.

Die Räuber der römischen Staaten greifen gegenwärtig die Person der Reisenden an, weit mehr wie ihr Geld, ihre Schmuckfachen und ihre Geräthschaften; sie schleppen ihre Gefangenen in die Gebirge, bestimmen den Preis ihres Lösegeldes und schicken nach Rom Emissaire, welche die durch die Gefangenen selbst verlangten Summen zusammenbringen müssen.

Diese bleiben in den Händen der Banditen als Geißeln und als

Bürgschaft einer Sicherheit, welche durch Betrug oder bösen Willen gefährdet werden könnte.

Sogar vor den Thoren Roms, in der Campagna, ist man vor dergleichen Angriffen nicht sicher. Der Fürst von Canino, Lucian, der ältere Bruder Napoleon's, wurde vor einigen Jahren wenige Schritte vor der Stadt gefangen genommen und einem starken Lösegeld unterworfen.

Im Innern der Stadt erhalten die Räuber des flachen Landes die Andeutungen, die ihnen besonders reiche Fremde bezeichnen. Diese Mittheilungen sind immer von einer unbegreiflichen Genauigkeit; der Weg, der Werth der Gegenstände, die Bezeichnung der Personen, ihr Vermögen, ihre Lage und die ihrer Familie, Alles wird sorgfältig in den Mittheilungen angegeben, welche durch den ganzen Theil der römischen Bevölkerung gemacht werden, die auf Kosten der Fremden lebt, welche so der Wuth und der Habgier der Räuber preisgegeben werden.

Zwischen den Italienern Roms, ihrer gemeinen Tücke und der Verwegenheit der Räuber der Campagna besteht jener Unterschied, wie zwischen dem Straßenräuber und dem gewöhnlichen Diebe.

Aus diesen Thatsachen, von denen ich nur mit Zurückhaltung und Mäßigung zu Dir sprach, mein Vater, folgt, daß von der ganzen Welt Italien und Spanien, die beiden katholischsten Länder Europa's, und wiederum von diesen Italien das ist, von welchem die Räuberei sich am langsamsten entfernt, und daß von allen italienischen Gegenden die römischen Staaten der Ort sind, wo die Räuber sich am längsten halten, ohne vollständig vertilgt werden zu können.

Eine bessere Erziehung, mehr Absatz, weniger Leichtgläubigkeit, gute Beispiele und besonders die Arbeit würden dem römischen Volke das Elend ersparen, welches die Unwissenheit und den Aberglauben erhält und verbreitet, die der katholische Klerus in den Herzen und in den Köpfen mit einer so strafbaren Nachgiebigkeit pflegt.

Mein Vater, ich habe die thönernen Füße des Colosses gesehen und berührt; man sagt, sein Kopf sei von Gold, diesen will ich jetzt prüfen. Der Gott Israels möge meinen Muth auf dieser neuen Laufbahn aufrecht erhalten, wie ich zu ihm bete, daß er über meine Tage wachen möge." —

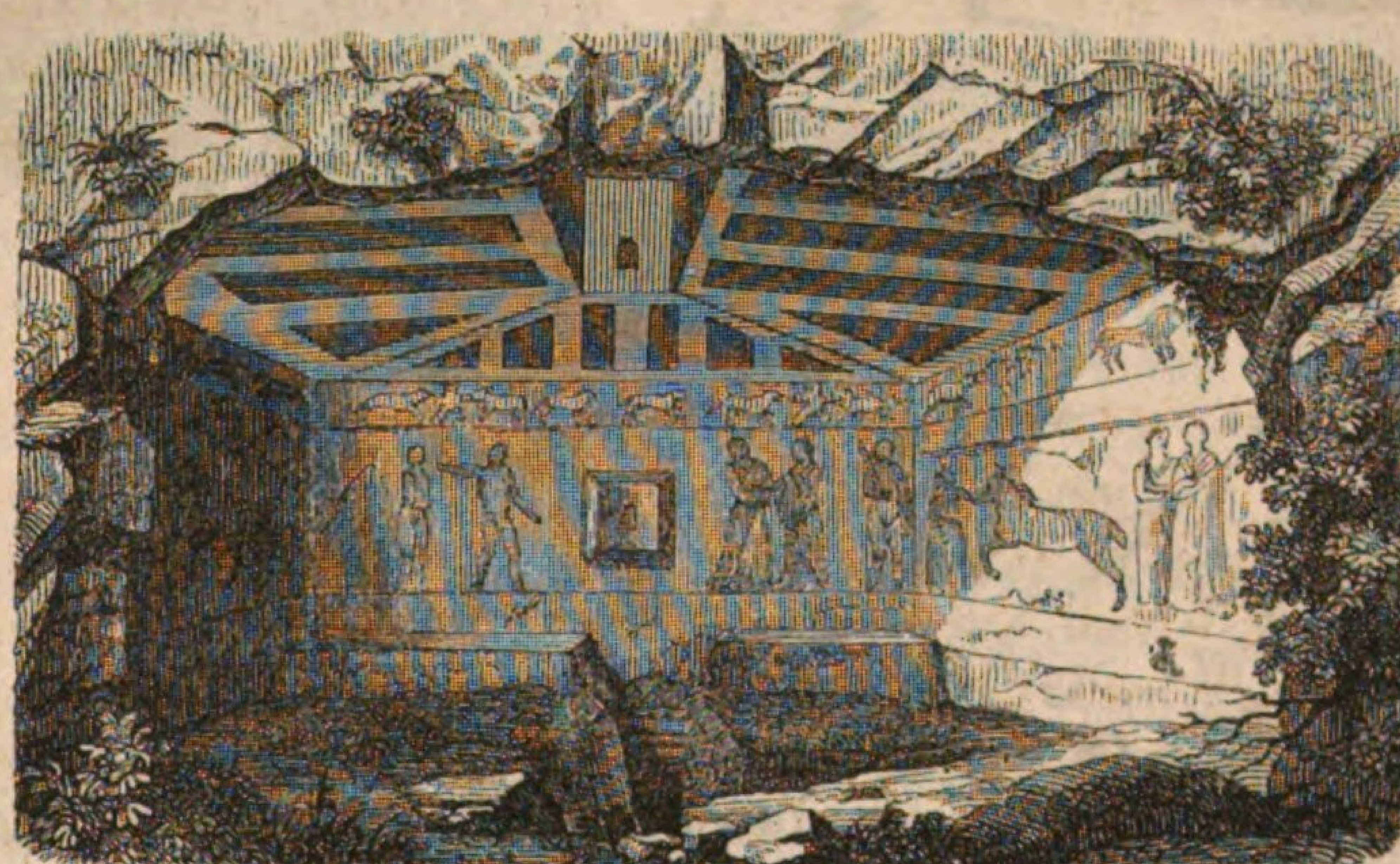
Andere Leiden, als die, welche den Blicken der jungen Jüdin auffielen, haben sich uns gezeigt; wir begegnen ihnen auf unsern Schritten auf dem Wege, der uns noch zurückzulegen bleibt; wir werden sie mit alle Dem bezeichnen, was die Krankheit dieser vorgeblichen römischen Macht augenscheinlich machen kann, die nur noch ihr eigener Schatten ist.

In dem Augenblicke, als Noëmi Ben Saul verließ, nachdem sie in seine Hände das Manuscript gelegt hatte, welches sie Ben Jakob schickte, wurde sie heftig durch einen Menschen gestoßen, der ihr laufend entgegenkam; kaum hatte sie sich von diesem Stoße erholt, als sie die Hand an das Herz legte, um dessen beschleunigte Schläge zu beschwichtigen, da bemerkte sie, daß man an ihr Leibchen einen Zettel gesteckt hatte.

Eine geheime Ahnung rieth ihr, sogleich die Schrift zu lesen; als sie das Papier entfaltete, sah sie die einzige Zeile:

„Ich breche auf nach den Legationen. Paolo.“

Diese Worte waren für sie dunkel und ohne Bedeutung; aber sie begriff durch ein geheimnißvolles Gefühl, daß dieser Name Paolo in ihrem Herzen ein Echo hatte; sie fühlte an ihrer Aufregung auch, daß diese Mittheilung in verborgenem Zusammenhange mit den Interessen ihres Stämmes und mit denen ihrer Liebe stand.





Fünfzehntes Capitel.

Der Hof von Rom.

Leitet man die Schritte plötzlich aus der tiefen Dunkelheit in ein helles Licht, so kann der geblendete Blick, durch einen so plötzlichen Wechsel getrübt, die Gegenstände nicht sogleich erkennen; um sie aufmerksam betrachten zu können, müssen die Augen sich von dieser ersten Verblendung wieder erholen.

Vor dem römischen Hofe ist es schwer, diesem Eindrucke zu entgehen, wenn er sich uns in dem stolzen Prunke zeigt, mit dem er den Thron und den Altar umgeben hat. Das Gefühl, welches man empfindet, dringt selten bis in das Herz; es ist ebenso flüchtig und ebenso vergänglich, wie es plötzlich ist. Diese Pracht er-

greift nur die Augen; für die Seelen bleibt sie kalt, stumm und regungslos; neben dem Glanze zeigt sich die Lüge seiner Falschheit.

Diese Eindrücke empfand auch Noëmi; sie hatte soeben das Elend betrachtet und fand sich nun so vieler Pracht gegenüber!

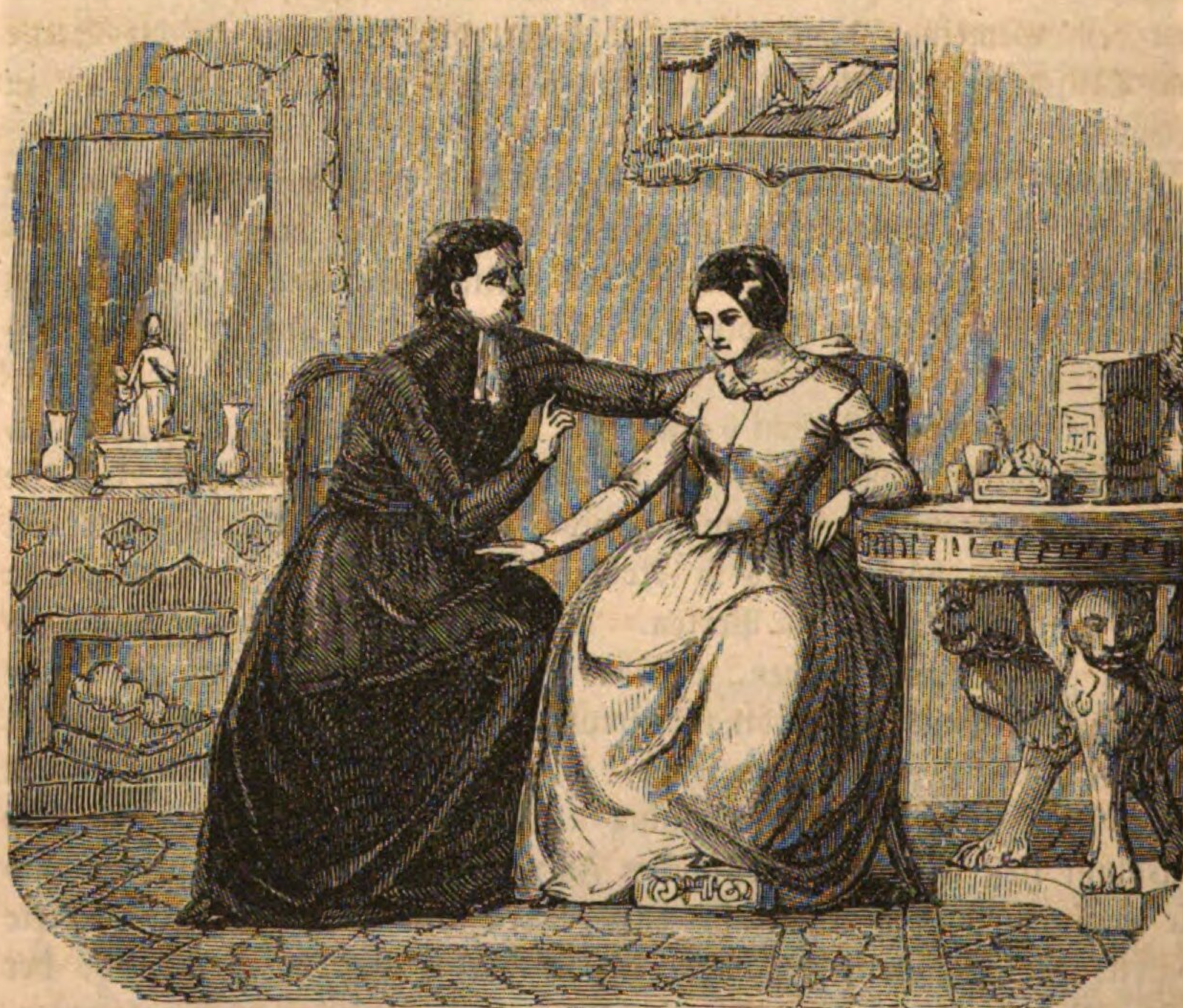
Die Ueberlegung verbannte schnell den Zauber, und die ernste Prüfung machte, daß ihrem Enthusiasmus und ihrer Bewunderung bald andere Begriffe folgten. Die Menge, welche durch diesen Glanz betäubt wird, ist bezaubert durch die Schönheit eines Schauspiels, das sie entzückt und fortreißt, aber die aufgeklärteren Geister, die, welche sich von dem Gemeinen trennen, sind bemüht, die Wahrheit an die Stelle der Täuschung zu setzen, und wissen sich vor solchen Verlockungen zu bewahren.

Unter den bedeutenden Personen, welche die Signora Naldi in ihre Nähe zu ziehen gewußt hatte, bemerkte man auch einen neapolitanischen Cardinal, einen der jüngsten des heiligen Collegiums; wir wollen ihn unter dem Namen Ferdinand bezeichnen, den er im vertrauten Umgange trug.

Die Schönheit Noëmi's und ihre Reize, die man nur schwer ungestraft erblicken konnte, hatten ihn verführt; er wußte nicht, daß sie eine Jüdin sei, und kannte von ihr nur Das, was er die Signora Naldi hatte erzählen hören. Als er Noëmi auf dem Corso sah, erkundigte er sich nach dieser schönen Person. Man antwortete ihm nachlässig, es sei ein griechisches Mädchen, welches die alte Signora in die Welt einführte. Der Cardinal Ferdinand empfand das Verlangen, sie kennen zu lernen, und es wurde ihm leicht, sich vorstellen zu lassen. Zwischen der Jüdin und der Eminenz ging etwas Eigenthümliches vor. Der Cardinal ließ unter den höflichsten Formen seine Begierden blicken und die Hoffnungen, die er gefaßt hatte, durchschimmern. Noëmi bemerkte sogleich die Absichten, die man auf sie hatte; und weit entfernt, der ersten Regung ihres Unwillens nachzugeben, nahm sie sich zusammen, und es hatte für sie einen eigenen Reiz, einen Fürsten der katholischen Kirche ehrerbietig und unterwürfig zu den Füßen einer Tochter Israels zu sehen. Nicht von Gott forderte sie den Erfolg ihrer Absichten, denn sie fürchtete zu sehr den Schöpfer des Himmels und der Erde, um ihn in dergleichen Wünsche zu mischen, aber den Namen Paoli, der in ihrem Herzen erklang, rief und flehte sie an, nicht über Das sich zu erzürnen, was sie unternehmen wollte. Noëmi hatte einen zu hohen Geist, um sich der kleinen Künste der Koketterie zu bedienen; um zu dem vorgesteckten Ziele zu gelangen, folgte sie einem entgegengesetzten Wege. Sie schmückte sich mit einer strengen Würde und mit einer imposanten Zurückhaltung; sie nahm ohne Zorn, aber auch ohne Eifer,

die Huldigungen an, deren Gegenstand sie war; sie wußte zu verstehen zu geben, daß sie errathen hätte, was man von ihr erwartete; aber ihr fester Entschluß, rein zu bleiben, offenbarte sich zu gleicher Zeit durch Zeichen, welche nicht erlaubten, an diesem Willen zu zweifeln.

Unter dieser eisigen Ruhe wußte Noëmi mit bewunderswürdiger Geschicklichkeit alle Vortheile ihres Gesichts und ihres Geistes zu bewahren; ohne aufzuhören, sich mit alle Dem zu zeigen, was gefallen konnte, wußte sie sich doch geachtet zu machen.



Der junge und glühende Cardinal war nicht daran gewöhnt, Hindernisse der Art zu treffen; aber es lag in der Schamhaftigkeit und in der Tugend Noëmi's ein so keusches, so aufrichtiges Gefühl, daß er dieser Reinheit gegenüber seine ersten Absichten aufgab und dem jungen Mädchen eine uneigennützige Zuneigung widmete.

Um diese Zeit empfing Noëmi den Besuch Dom Salvi's und Julius von Bonneville's. Der junge Maler kehrte nach Paris zurück, der alte Priester blieb in Rom. Auf seinem für gewöhnlich so heiteren Gesichte bemerkte man die Spuren eines unlängst erlittenen Kummers. Er betrachtete Noëmi mit einem schmerzlichen Ausdruck. Sie stellte einige Fragen, deren Beantwortung der greise Priester vermied, so gut

er es konnte; aber sie drang in ihn, um die Ursache einer Betrübniß, über die man sich nicht täuschen konnte, zu erfahren. Dom Salvi gab seiner Rührung nach und sagte mit Thränen in den Augen:

„Das Kind, das ich erzogen habe, Paolo —"

Bei diesem Namen machte ein geheimes Zittern Noëmi erbeben; der Priester fuhr fort:

„Paolo, dessen Jugend ich überwachte, ist nach den Legationen gegangen!"

„Nun?" erwiderte Noëmi bleich und zitternd.

„Ein großmüthiger Eifer stürzt ihn in den verzweifelten Kampf; er wird in demselben nur die Gefangenschaft oder den Tod finden. — Ich bin nichts, ich kann nichts; wenn die unerbittliche und grausame Strenge der Strafe ihn bedrohte, ist es mir unmöglich, ihn zu retten, aber da Gott meinem Alter diese weitere Prüfung vorbehielt — möge sein Wille geschehen!"

Und weinend entfernte sich Dom Salvi.

Als Noëmi allein zurückgeblieben war, dachte sie über Das nach, was sie gehört hatte.

Von den beiden Freunden, welche die Vorsehung in ihre Nähe gebracht zu haben schien, kehrte der Eine nach seinem Vaterlande zurück und der Andere entfernte sich niedergedrückt durch den Schmerz. — Paolo — die Legationen — ein verzweifelter Kampf — die Gefangenschaft — der Tod!

Und dann erinnerte sie sich der Worte Dom Salvi's: „Paolo, den ich erzogen habe!"

In diesen Worten suchte sie den Beweggrund der Zuneigung, die er ihr gleich bei ihrem ersten Zusammentreffen gezeigt hatte.

Alle diese unbestimmten und fürchterlichen Lichtstrahlen flogen vor ihren Gedanken vorüber, wie die Blitze, die dem Gewitter vorangehen. Sie erinnerte sich jetzt, daß sie zwischen ihrem Vater und Ben Saul einige Worte über den Widerstand hatte wechseln hören, den die Gewalt unterdrücken wollte; es war bei dieser Unterhaltung die Rede von fremden Soldaten gewesen, von Anleihen für den Sold der Truppen, von blutigen Tribunalen, deren Aussprüche ohne Zögern vollzogen würden.

Ja, sie erinnerte sich aller dieser Dinge, deren fürchterlichen Sinn sie jetzt begriff. — Zwischen diesen Drohungen und dem Loose Paolo's bestand irgend eine finstere Uebereinstimmung. Sie konnte nicht mehr zweifeln, daß der Gegenstand ihrer Zärtlichkeit derselbe sei, von dem der greise Priester soeben gesprochen hatte; hatte sie nicht selbst die Mittheilung seiner Entfernung nach den Legationen empfangen?

Noëmi ließ sogleich Dom Salvi sagen, er möchte sie benachrichtigen, sobald die geringste Gefahr Paolo bedrohte. Sie fühlte sich glücklich, so die Dienste und den Schutz vergelten zu können, die sie dem Muthe dieses jungen Mannes verdankte, sie empfand auch eine geheime Befriedigung darüber, Die zu beschützen, welche sie vertheidigt hatten, als sie schwach war und allein stand, und diese Stimmung führte sie natürlich zu dem festen Vorsatze, nichts zu vernachlässigen, um sich mächtigen Schutz zu sichern.

In diesem Augenblicke erschien eine Cameriera, um sie zu bitten, nach dem Zimmer der Signora zu kommen, wo der Cardinal Ferdinand ihrer wartete. Seitdem dieser darauf verzichtet hatte, Noëmi zu besitzen, bewies er ihr die zärtlichste Ergebenheit.

Das Gespräch war sehr lebhaft, und die Eminenz sprach mit Enthusiasmus von dem bevorstehenden Empfange, der in dem Vatican stattfinden sollte, wo der heilige Vater mehreren Gesandten gekrönter Häupter, welche ihm officielle Mittheilungen von ihren Herrschern machen wollten, Audienz ertheilen sollte.

Er fragte Noëmi, ob sie seit ihrer Anwesenheit in Rom schon einer dieser Empfangnahmen, deren Pracht er rühmte, beigewohnt hätte.

Sie entgegnete ihm, sie hätte nicht die Gelegenheit oder die Mittel gehabt, diese Pracht des römischen Hofes zu sehen, sie empfände aber eine lebhafte Neugier, sie kennen zu lernen, und das glühendste Verlangen, zu dem Anblicke zugelassen zu werden.

Bei diesem echt weiblichen Eifer lächelte der Cardinal und verkündete Noëmi, daß er ihren Wunsch erfüllen könnte; er fügte hinzu, er würde ihr am nächsten Tage seinen Wagen schicken, um die Signora und ihre junge Gefährtin nach dem Vatican zu bringen.

Der Palast des Vaticans ist der Winteraufenthalt der Päpste. Genug Andere haben schon von den künstlerischen Reichthümern gesprochen, die er enthält, und werden noch davon sprechen. Wir haben daher nicht nöthig, auf diese Gegenstände zurückzukommen. Die Loggien Raphaels sind ein nicht genug zu würdigender Schatz.

Auf dem Berg Vaticane gelegen, stößt dieses Gebäude an den Säulengang und die Basilika des heiligen Petrus; es ist 365 Meter lang und 246 Meter breit. Diese Masse thut der Kirche Eintrag, da sie dieselbe um die Hälfte ihrer Höhe überragt.

Die Zugänge des Palastes waren erfüllt mit den Equipagen der Cardinäle, die man an dem schwerfälligen und gewichtigen Luxus der letzten Jahrhunderte erkannte und an welchen die Etiquette des Purpurs nichts verändert hat.

Auf einer breiten Doppeltreppe von prachtvoller Bauart, einem

Werke Bernini's, deren Stufen von dem äußersten Ende des Porticus ausgehen, welcher den Platz umgiebt, steigt man zu den Gemächern des heiligen Vaters empor. Die Schweizergarde, welche in die Tracht des 15. Jahrhunderts gekleidet ist, steht am Fuße der Treppe. Wenn man diese Kleider aus einer früheren Zeit sieht, sollte man glauben, der römische Hof wollte schon auf der Schwelle seiner päpstlichen Wohnung sein unwandelbares Festhalten an der Vergangenheit, seinen Widerstand gegen die Fortschritte der Gegenwart und die Hoffnungen der Zukunft andeuten.

Der Empfangsaal ist prachtvoll verziert mit werthvollen Marmor- und Alabasterwerken. Perino del Vaga und Daniel di Vitterra haben die Stucs gearbeitet; Georg Vasari hat hier Gregor IX. gemalt, wie er Friedrich II. auf dem Concil von Lyon excommunicirt, und ebenso die christliche Flotte, welche Anstalten trifft, die Türken bei Lepanto zu bekämpfen. Taddeo Zucchari hat Karl den Großen dargestellt, wie er die vorgebliche Schenkung Constantins bestätigt, diese so oft bestrittene Handlung, auf welche die Päpste seit so vielen Jahrhunderten die Begründung ihrer weltlichen Macht stützen; die Absolution, welche Gregor VII. dem Kaiser Heinrich IV. in Gegenwart der Gräfin Mathilde ertheilt, sowie die Einnahme von Tunis unter dem Pontificate Paul's III.; Marco di Siena hat Otto dargestellt, wie er die Kirchengüter zurückgiebt, und Hieronymus Sicciolante hat Pipin in das Leben zurückgerufen, wie er den Nachfolgern des heiligen Petrus nach der Niederlage Astolph's, Königs der Longobarden, die Stadt Ravenna zurückgiebt.

Diese stolzen Gemälde feiern alle Triumphe des Papstthums. Auf dem einen zeigt man den Papst, den geistlichen Herrscher, wie er einen Kaiser excommunicirt, auf dem anderen preist man den Katholicismus, der in einer Seeschlacht über den Islamismus siegt; weiterhin ist es die lebendige Darstellung der Errichtung der weltlichen Macht; hier die abscheulichste Handlung von allen denen, auf welche die Päpste ihre Herrschaft stützen; anderwärts ein neuer Sieg gegen die Ungläubigen, dann die doppelte Wiedererstattung von Gütern und einer Stadt, welche zwei Herrscher, sechs Kaiser und ein König machen und welche ohne Zweifel den anderen Monarchen als Beispiel hingestellt wird.

Nun wohl, die gehässige Eitelkeit der Päpste hat sich damit nicht begnügt; nach der Befriedigung aller stolzen Leidenschaften der Kirche hat man auch ihre Rache und ihren Fanatismus verherrlichen müssen. Drei Gemälde des Staatssaales stellen daher die Metzeleien der Pariser Bluthochzeit dar; die Mörder werfen den Leichnam des Admirals Coligny zum Fenster hinaus, und Karl IX. spricht vor versammeltem Parlament seine Billigung dieser entsetzlichen Handlungen aus, welche

die geheime Freude Roms erweckten, wie dies hinlänglich durch die Gemälde selbst, sowie durch den Ort, an welchem sie sich befinden, bewiesen wird. Die Beobachtung verirrt sich in diesem Chaos von verschrobenen, anmaßenden und vielfältigen Auszeichnungen, welche mit so wohlgefälliger Prunksucht die Beweise ihrer Macht und der von ihnen geübten Knechtschaft enthüllen. Von den Cardinälen an bis zu den niedrigsten Beamten ist es eine unbegreifliche Anhäufung und eine lächerliche Mischung von Aemtern und Functionen.

Der Hof von Rom ist der einzige, an welchem man einen solchen Schwarm Ehrgeiziger findet.

Gegenüber dieser stürmischen Fluth von Interessen und Leidenschaften begreift man, wie viele Intriguen aus diesem unablässigen Gewirre so vieler Bestechungen, so vieler Arglist und Schliche, um zu Reichthum und Gunst zu gelangen, hervorgehen müssen.

Die Kirchenfürsten, die Adeligen, die Würdenträger des Klerus, die Würdenträger des Staates, die Palastbeamten, die Officiere der Armee, die städtischen und Verwaltungsbehörden, die Oberhäupter und Generale der religiösen Orden, Alles regt und bewegt sich zu einem einzigen Zwecke, dem, zu Reichthum und Macht zu gelangen; Alle umkreisen als unterwürfige Satelliten den Willen, der über die Güter verfügt, nach denen sie verlangen.

Das Pontificat ist der Mittelpunkt dieses Umkreises; jeder Strahl empfängt seine Impulse von der Achse, auf welcher die Maschine mit so zusammengesetztem Räderwerk sich bewegt und die durch eben diese Bewegung das ganze Weltall zu ordnen vorgiebt. Und fragt man die Geschichte, wie im Laufe der Jahrhunderte diese so lange gefürchtete Macht sich gebildet hat und weshalb sie gegenwärtig nur noch ein eitler Schein ist, so antwortet ein einziges Wort auf diese doppelte Frage, die Größe und der Verfall des heiligen Stuhles hatten nur einen einzigen gemeinschaftlichen Grund:

Ehrgeiz!

In den ersten Jahrhunderten des Christenthums, als die Nachfolger der Apostel den Thron der Päpste noch nicht auf den Trümmern von dem Stuhle des heiligen Petrus errichtet hatten, erschien Rom als heilig, beinahe göttlich, nur in dem Interesse des Himmels handelnd und sich daran erinnernd, daß das durch Christus gebildete Reich nicht von dieser Welt sei.

Das geistliche Rom war für die Menschheit ein Leuchtthurm und ein Heerd des Lichtes und der Civilisation.

Folgt man dem Laufe der Jahrhunderte, so zeigt sich uns ein anderes Rom.

Das ist das materielle, verderbte, abgöttische und profane Rom, ganz den Interessen der Erde hingegeben.

Es ist das weltliche Rom, das, welches die Geißel der Welt war, statt ihre Fackel zu sein; das, welches der Religion Christi Rechenschaft für alle die Leiden schuldig ist, welche die Kirche erlitt; das, welchem allein die Schmerzen und die Qualen des Heiligthums zugeschrieben werden müssen.

Durch welche ungeheure Ideenverbindung könnte man behaupten, in einem und demselben Cultus, bei einer und derselben Verehrung, Dinge zu vereinigen, die von einander so verschieden, unter einander so entgegengesetzt sind?

Dem apostolischen Rom, der Stadt der Apostel, würden alle unsere Huldigungen, unsere Ehrerbietung und unsere Zuneigung gehören.

Dem päpstlichen Rom der gegenwärtigen Zeit, dem Echo der unerbittlichen Geschichte und der neuern Thatsachen gebühren nur Anathema und Unwille.

In dem Augenblicke, als der Palast des Vaticans sich mit dieser stolzen Menge füllte, in dem Augenblicke, wo so viele Huldigungen sich um den heiligen Vater drängten, wurde der Hof von Rom durch finstere und geheimnißvolle Besorgnisse bewegt.

Die Nachrichten aus ganz Europa widersprachen seinen Absichten, besonders aus Frankreich, diesem schönen Lande, das so lange dem Joche Roms unterworfen war, kamen die finstersten und drohendsten Gerüchte. Die Legationen waren stets aufgeregt und unruhig; hier, auf diesem unsicheren Boden, fand man noch immer den Samen und den Keim der Ideen, welche man in Rom französische Ideen nennt, und in ihrer politischen Betrübniß sehnte sich die päpstliche Regierung nach den Zeiten, in denen die Könige von Frankreich den Titel der allerchristlichsten Könige und der ältesten Söhne der Kirche trugen und der heiligen Jungfrau ihre Krone, ihr Reich und ihre Unterthanen weihten.

Als der heilige Vater seine besonderen Gemächer verließ, um sich vor der glänzenden Menge zu zeigen, die in den Sälen versammelt war, konnte man in den Zügen des Greises leicht die geheimen Besorgnisse des Oberhauptes der Kirche erkennen. Der ganze Hof richtete sein Gesicht nach dem des Gebieters, und auf die boshafte Lustigkeit und den Ungestüm der italienischen Unterhaltung folgte ein finsteres und strenges Wesen; indeß schleuderte der Spott nur mit leiser Stimme die Pfeile, welche vor der Ankunft des Papstes lärmend umherflogen. In Rom, und bei den wichtigsten Umständen ebenso, wie bei den unbedeutendsten, verliert der Spott nie seine Rechte.

Ein anderer Grund der Besorgniß vereinigte sich mit dem der

geheimen Unruhe der römischen Regierung; man flüsterte sich einander in das Ohr, daß die Juden, bei denen man fortwährend auf Anlehen antrug, diese mit neuer Hartnäckigkeit verweigerten. Man sprach von einem mächtigen Bündnisse, welches alle israelitischen Capitalisten geschlossen hätten, um die Anforderungen Roms zurückzuweisen. Man bestätigte, daß an eben diesem Morgen der Schatzmeister sich nach dem Vatican begeben hätte und daß er nach einer langen Conferenz mit dem heiligen Vater über die geheime Treppe bleich und verwirrt hinabgegangen sei.

Diese finsteren Gerüchte, welche unmittelbar die Begierde eines jeden Einzelnen und die habgierigen Wünsche und die Hoffnungen Aller verletzten, verbreiteten unter den Gruppen der Höflinge eine plötzliche Traurigkeit.

Diese Veränderung entging Noëmi nicht; sie schien selbst bewegt und zitternd zu sein, als hätte sie den Rückschlag einer Unruhe empfunden, deren Ursache ihr unbekannt war.

Empfohlen durch den Cardinal Ferdinand hatten die Signora Naldi und die schöne Jüdin ihren Platz unter den großen Damen und den Prinzessinnen angewiesen bekommen; gleich diesen hatten beide den Fuß des Papstes geküßt und auf die Andeutung des Ceremonienmeisters hatten sie sich dann vor dem Papste auf Kissen von rothem Tuch gesetzt, deren Anzahl im Verhältniß zu dem Range und der Eigenschaft steht, so daß die Geringsten drei Stücke haben. Die Frauen, welche durch ihre Stellung wie ihr Verdienst ausgezeichnet werden, bekommen vier bis sieben Stücke. Diese letztere Zahl ist die der herrschenden Fürstinnen oder der Prinzessinnen von Geblüt. Unter den Frauen halten die gekrönten Häupter sich außerhalb dieses Ceremoniels; sie küssen dem Papste nicht den Fuß; der heilige Vater läßt sie auf ihren Sesseln Platz nehmen und nach der Audienz der Damen bietet er ihnen ein Mahl in einem reich decorirten und zu diesen Festlichkeiten bestimmten Gemache an.

Die Zahl der Personen, die man an dem Hofe von Rom trifft, besteht nicht nur aus der Menge der Adeligen, der ausgezeichneten Fremden, der Cardinäle und der Masse der Würdenträger des Staates und der Kirche; der Haushalt des Papstes schon allein wimmelt von Beamten jeder Art, und ihre Menge würde hinreichen, die geräumigsten Paläste zu erfüllen. Dieser Schwarm von buntgeschmückter Dienerschaft hat allmälig auf eine riesenhafte Weise zugenommen. Am Ende des 17. Jahrhunderts, unter dem Pontificate Innocenz' XI., war die Zahl dieser Beamten und Diener des Palastes beträchtlich. Jakob Aymon, Prälat und Beamter dieses Papstes, giebt in seiner Schilderung von dem Hofe Roms die genaueste Liste derselben.

In Rom ist der Staat nicht von dem Throne getrennt. Die Souverainetät und die Regierung verschmelzen sich in eine einzige Macht, und die öffentlichen Aemter, selbst die höchsten, bilden daher in gewisser Art ebenso einen Theil von dem Haushalte des Papstes, wie von der Regierung, die in seiner alleinigen Person besteht. Selbst die Cardinäle sind dieser Bedingung unterworfen und behalten die höchsten Aemter nur durch den guten Willen des Papstes; es giebt in Rom kein Amt, welches gegen die Angriffe dieser individuellen Launen geschützt wäre.

Der Hof von Rom und seine Regierung sind daher eng mit einander verbunden.

Ja noch mehr: die Kirche mischt ihre Aemter, ihre Würden und ihre Functionen mit denen des Hofes und des Staates; daraus entspringen jene sonderbaren Vereinigungen einer unaussprechlichen Verwirrung und des Mangels an Zusammenhang. So bestehen neben den Aemtern der päpstlichen Regierung eine Reihenfolge von Functionen, deren Attribute zugleich Ehrenämter, politische, bürgerliche und religiöse sind; es ist sogar nicht selten, daß die militairische Behörde dieser Theilung unterworfen wird. Nirgends ist die Unordnung mit mehr Luxus und mehr Prahlerei befohlen worden.

Ueberall stößt man an gegen die ungeheure Anhäufung der weltlichen und der geistlichen Macht.

Nicht in den zahlreichen Schriften, welche zu allen Zeiten gegen das Papstthum geschrieben worden sind, haben wir die hauptsächlichsten Züge dieser Organisation gesucht. Unsere Aufrichtigkeit schöpfte aus den zuverlässigsten Quellen und aus den Documenten, welche Die hinterlassen haben, die mit aufrichtiger Gesinnung in der Mitte dieser Thatsachen und der von ihnen berichteten Handlungen lebten.

Wollen wir die Ordnung der römischen Regierung und die, welche in anderen Staaten herrscht, einander gegenüber stellen, so müssen wir sagen, daß das Cabinet oder das Ministerium des Papstes aus acht Aemtern besteht; diese sind die des Staatssecretairs, des Ministers des Innern, des Secretairs der Bittschriften, des Secretairs der Breve's, des Auditeurs Sr. Heiligkeit, des Finanzministers, des Ministers für Kriegsangelegenheiten, des Gouverneurs von Rom und des Polizeidirectors. Fünf von diesen, zu denen wir den Schatzmeister, von welchem wir gesprochen haben, zählen, sind Cardinäle, die Uebrigen sind nur Monsignores.

An diese Beamten schließen sich an:

Die Legaten, die Nuntien und Internuntien, welche das diplomatische Corps bilden.

Die Legaten sind die Gesandten des Papstes zu den Generalconci-

lien, um bei diesen in seinem Namen den Vorsitz zu führen. Es giebt geborne Legaten des apostolischen Stuhles; sie vertreten bei ihrer Nation den Papst, wie dies in Frankreich bei den Erzbischöfen von Arles und von Rheims der Fall ist; in Spanien sind es die von Sevilla und Tolosa; in England war es der Erzbischof von Canterbury.

Der legatus a latere ist ein unmittelbarer Gesandter des Papstes selbst und vertritt so zu sagen dessen eigene Person. Die außerordentlichen Gesandten Roms befinden sich in dieser Stellung. Die Gouverneure der Provinzen des römischen Staates nehmen ebenfalls den Titel Legat an.

Der Nuntius, wenn er unmittelbar durch den Papst gesendet wird, ist ein gewöhnlicher Nuntius. Der Internuntius ist ein außergewöhnlicher Nuntius, der abgeschickt wird, um einer Versammlung von Gesandten beizuwohnen, wenn bei derselben kein wirklicher Nuntius vorhanden ist.

Dann folgt:

Der Vicar des Papstes, welcher seit Pius IV. immer ein Cardinal ist und auf Lebenszeit ernannt wird; er fällt die Urtheile über alle geistlichen und weltlichen Personen des einen wie des anderen Geschlechts, über die Juden, die Courtisanen in Rom und in dessen ganzem Districte; er hat das Inspections- und Untersuchungsrecht über alle Kirchen, Klöster, Hospitäler und andere fromme Stiftungen. Ein Vice-Gerant, welcher Bischof ist, unterstützt ihn bei seinen bischöflichen Functionen; zwei Richter sind ihm beigegeben, der eine für die Civil-, der andere für die Criminalurtheilssprüche. Was das Amt dieses Groß-Vicars einträglich macht, ist seine Macht, über die Gültigkeit der Ehen zu entscheiden.

Dieser Beamte hat unter seinen Befehlen untere Gerichtsschreiber, ganze Banden von Polizeidienern und Sbirren, welche die Widerspenstigen aufgreifen und sie ohne irgend eine Form des Processes an Händen und Füßen gebunden in das Gefängniß werfen.

Der Groß-Pönitentiar ist auch Cardinal. Er allein besitzt die Macht zur Absolution für alle Fälle, die der Papst sich vorbehält; acht Tage vor Ostern begiebt er sich in die Kirche, um die Beichte zu hören; er sitzt auf einem Sessel, der auf drei Stufen steht, in Gestalt eines Tribunals, neben dem Hochaltar; er hält in der Hand einen Stab in Gestalt eines Scepters, der aus drei Theilen besteht; der Griff ist von Elfenbein, das Mittelstück von ostindischem Holz, das obere Ende von Ebenholz. Außer der Absolution in diesen vorbehaltenen Fällen giebt der Groß-Pönitentiar auch Dispense gegen die Verbote des Civilgesetzes; er legitimirt die Kinder; er spricht frei von den Mängeln, die

den Empfang der heiligen Orden verhindern; er hebt die Gelübde auf, spricht frei von Wucher mit heiligen Aemtern; er gestattet die Vereinigung von Beneficien; er entbindet von der Strafe für den Mord in foro conscientiae, d. h. vor dem Richterstuhle des Gewissens. In Beziehung auf die Geistlichen erstreckt sich diese Macht der Verzeihung nicht nur auf das Gewissen, sondern auch auf die menschliche Gerechtigkeit.

Er schickt Beichtväter ab, um an seiner Stelle bei Denen, welche die Reise nach Rom nicht machen können, in den vorbehaltenen Fällen die Absolution zu ertheilen. Er hält zur Entscheidung von Gewissenszweifeln Congregationen mit anderen Beamten des Pönitentiariats, Theologen, welche gewöhnlich unter Jesuiten und anderen Canonisten gewählt werden. Er verfügt über die käuflichen Aemter, unter denen sich die der vierundzwanzig Procuratoren befinden, die das Amt haben, die Bittschriften vorzulegen.

Um nicht in den Verdacht der Uebertreibung zu gerathen, schreiben wir buchstäblich das ab, was ein Geschichtsschreiber über den Hof von Rom sagt:

„Wir werden nicht von den Mißbräuchen sprechen, die bei diesen Aemtern begangen werden, noch von dem zufälligen Gewinn, von dem Wandel des Stockes (sic) oder von dem Stäbchen des Groß-Pönitentiar's, denn alles das ist hinlänglich durch die ärgerliche Taxe der Kanzlei bekannt, welche in verschiedenen Sprachen gedruckt und durch die ganze Christenheit verschickt worden ist und in welcher man sieht, daß die Absolution für die größten Verbrechen gegen das Gesetz Gottes nicht theuer zu stehen kommt (sic), daß aber das geringste Vergehen gegen die Statuten des Papstes und die Dispense einiger Bestimmungen der geistlichen Disciplin nur Denen gewährt wird, welche die Mittel besitzen, große Summen zu zahlen, so daß man für Geld von diesem Tribunal die Erlaubniß erhält, Alles zu thun, was man will; auf diese Weise wird das Gute in Böses, das Böse in Gutes verwandelt. Diese sonderbaren Metamorphosen tragen der Kanzlei, von der wir sprechen, so viel ein, wie die Verwandlung des besten Steines der Weisen, den man in der Welt finden könnte, in edle Metalle; denn ein kleiner Klumpen Blei giebt mehrere Millionen Gold."

Für die kleinen Sünden giebt es unter dem Groß-Pönitentiarius auch noch Klein-Pönitentiarien, so genannt, weil sie nur kleine Fehler kennen; gleichwohl besitzen sie die Macht, von Sünden freizusprechen, für welche die gewöhnlichen Beichtväter keine Absolution ertheilen dürfen.

Der Kanzler ist der Secretair ab intimis des Papstes; er ist mit der Absendung der apostolischen Briefe beauftragt, ausgenommen die,

welche durch ein besonderes Breve befördert werden, sub annulo piscatoris, unter dem Fischerring. Er hat unter sich einen Rector und zwölf Schreiber, welche mit der Copie der Actenstücke beauftragt sind. Der Vice-Kanzler hält ein Register über die Titel und Ernennungen der Cardinäle, der Bisthümer und der Abteien.

Man findet in den Bullen, welche von Rom ausgingen, alle die Titel angegeben, welche der zügelloseste Stolz und Ehrgeiz annehmen können; es hat Päpste gegeben, die es versuchten, sich Gott gleichzustellen.

Im 13. Jahrhundert sagt Nicolaus III. in einem Manuscript, welches in der sechsundneunzigsten Auslegung des canonischen Rechts erwähnt wird:

Es ist offenbar, daß der römische Papst von Niemand gerichtet werden kann, weil er **Gott** ist!

Um dieselbe Zeit heißt es in einer Bulle Gregor's IX., die in den Decreten unter dem Titel Vorrang steht:

„Gott hat zwei große Strahlenkörper für das Firmament der allgemeinen Kirche geschaffen, das heißt, er hat zwei Würden eingesetzt, und diese sind die päpstliche Autorität und die königliche Macht; aber die, welche über die Tage den Vorsitz führt, das heißt, über die geistlichen Dinge, ist größer als die, welche den Vorsitz hat über die materiellen und niederen Dinge. Deshalb muß man erkennen, daß ebenso viel Unterschied zwischen den Päpsten und den Königen ist, wie zwischen der Sonne und dem Monde. — Wir sagen, daß jedes menschliche Geschöpf dem Papste unterworfen ist und daß er (nach dem Decretale Innocenz' III. unter dem Titel Präbenden) auf Grund seiner Vollmacht und seiner obersten Herrschaft über das natürliche und das göttliche Recht verfügen kann."

Entsprechend dem, was man von den Absichten des römischen Hofes kennt, füllt der Kanzler die Bullen mit prunkvollen Bezeichnungen und dünkelhaften Benennungen an; er läßt nichts von dem weg, was zu verstehen geben und überreden kann, daß die Macht des Papstes jeder andern Macht überlegen ist. Daher entspringen jene ausschweifenden Traditionen und ihre übertriebene Anmaßung, die sich noch bis zu dem gegenwärtigen Jahrhundert fortgepflanzt haben.

Es giebt zwei Kämmerlinge: der eine ist der des Papstes; er wird auf Lebenszeit ernannt und hat besondere Functionen; der andere wird durch das Collegium der Cardinäle erwählt und gehört diesem selbst an; er wird nur für ein Jahr ernannt. Dieser Beamte ist es, der den Vorsitz bei den Vorberathungen des Conclave's führt; er hat einen der drei Schlüssel zu dem Schatze in der Engelsburg; der Ael-

teste des heiligen Collegiums hat einen zweiten und der Papst selbst einen dritten.

Der Präfect der Justizsignatur, der der Gnadensignatur, und der Präfect der Breve's werden gewöhnlich unter den Cardinälen gewählt.

Der General des heiligen Stuhles empfängt in dem Zimmer des heiligen Petrus den Commandostab; er leistet an eben diesem Orte den Eid. Dieser Officier commandirt die Truppen und befiehlt den Gouverneuren der Festungen.

Die Ceremonienmeister sind ihrer sechs; sie tragen gewöhnlich einen veilchenblauen Priesterrock, besetzt mit schwarzen Knöpfen und Verzierungen und mit Aermeln, die bis zum Boden schleppen; in der päpstlichen Kapelle tragen sie einen rothen Priesterrock, wie die Cardinäle, und das Chorhemd mit engen Aermeln, wie die Prälaten. Wenn sie diese Festkleider tragen, gewähren sie den Vorrang keinem der Beamten oder Diener des Papstes, ausgenommen dem magior domo, dem Kammermeister, dem ersten Kammerherrn und dem Obermundschenk.

Der Aufseher des heiligen Palastes ist stets ein Geistlicher, welcher dem Orden der Dominikaner angehört und aus dem Range der Cardinäle gewählt wird; er hat Wohnung und Unterhalt in dem Palaste mit seinen Gefährten und seinen Dienern, und eine Equipage, welche von den päpstlichen Ställen unterhalten wird.

Er ist Richter über alle gedruckten oder gestochenen Werke. Bücher und Kupferstiche werden bei ihrer Ankunft nach Rom von ihm untersucht; er confiscirt alle die, welche der Index verurtheilt; allein zu allen Zeiten haben Geschenke diese Strenge gemildert. An dem Hofe von Rom ist das Gold stets ein mächtiger Vermittler gewesen.

Es giebt mehrere geheime Kämmerlinge, die ebenfalls veilchenblau gekleidet sind, mit hängenden Aermeln und ohne Mantel; unter ihnen befindet sich ein geheimer Schatzmeister, der für die Almosen und die Vergnügungen des heiligen Vaters sorgt. Diese letztere Summe soll, wie man sagt, alle anderen übersteigen. Einem geheimen Kämmerlinge sind das Silberzeug, die Schmucksachen, die reichen Reliquien und die kostbaren Gegenstände übergeben. Der Leibarzt führt ebenfalls den Titel eines geheimen Kämmerers. Die Geschenke, welche Einige von ihnen, die Participanten genannt werden und keinen Gehalt bekommen, bei feierlichen Gelegenheiten empfangen, übersteigen das Doppelte von dem Gehalte der Uebrigen.

Die Zahl der Beamten und Diener, welche unter verschiedenen Titeln zu dem persönlichen Dienste des Papstes gehören, erreichen die Summe von 180 Personen.

Alles nimmt bei den Aemtern, welche der Person des Papstes am nächsten stehen, ein geheimnißvolles Wesen an.

Zu den geheimen Kämmerlingen und den geheimen Kaplänen kommen noch die geheimen Zimmerfeger, geheimen Köche und ein geheimer Zahlmeister hinzu.

Die Vermischung der Aemter wird bis zum Komischen getrieben; man findet hier den Beichtvater des Papstes und seinen Gehalt angegeben, die Prediger Sr. Heiligkeit, die facchini und die Packknechte, die Hühnermeister und die Maulthiertreiber, mit den Monsignori der Staatssecretariate.

Bei dem Anblicke eines so zahlreichen Haushaltes fragt man sich, wie es gekommen ist, daß der unmittelbare Erbe der Demuth Christi und der apostolischen Einfachheit eine solche Menge von Beamten, Dienern und Knechten hat, die weit die Zahl derer übersteigen, welche die Paläste der prachtliebenden Herrscher einschließen.

Diese Myriaden von Dienern verschwinden vor der zahllosen Menge von Personen, die an den öffentlichen Aemtern theilnehmen. Ohne eine jener Aufzählungen vorzunehmen, welche einer homerischen Berechnung gleichen würden, wollen wir nur von der Dataria oder Pfründenkammer sprechen.

Die Dataria ist nichts anderes als die Kanzlei, in welcher die Titel der geistlichen Beneficien ertheilt werden.

Es giebt in derselben einen Datarius, einen Unter-Datarius, einen Präfecten der Bewilligungen, die von der Dataria ausgehen, Revisoren, Registratoren und Abbreviatoren der Dataria; 100 apostolische Schreiber der Dataria, und mehr als tausend andere Beamte.

Die Bullen, welche aus der Dataria hervorgehen, müssen durch die Hände von mehr als tausend Personen laufen, die ihre Plätze in fünfzehn verschiedenen Bureaux haben. Die Kosten stehen im Verhältniß zu diesem Personal, welches zusammengesetzt ist aus:

Hundert apostolischen Kammerdienern (Cubicularen), hundert apostolischen Stallmeistern, hundert Rittern des heiligen Petrus, hundert Oliven-Rittern, hundert Lorbeerrittern, hundert Janitscharen, hundert Breveschreibern, achtzig Abbreviatoren des großen Gerichtszimmers, achtzig Registratoren der Bullen, sechs Requetenmeistern, einem Archivarius, einem Kanzleidirector und einem Einnehmer.

Nicht eines dieser Aemter trägt weniger Sporteln als den regelmäßigen Gehalt ein. Man kann sich dadurch einen Begriff von den Summen machen, welche in die Bureaux der Dataria fließen, in denen alle Bisthümer und reichen Pfründen nur Denen gewährt werden, welche ungeheure Taxen dafür bezahlen können.

Was wir hier darlegten, ist die Vergangenheit Roms, und das Bedauern darüber lebt noch mächtig in den Wünschen und den Handlungen der Gegenwart, sowie in den Hoffnungen auf die Zukunft.

Diese Erträgnisse der Dataria und des Secretariats der Breves vermehren die persönlichen Einkünfte Sr. Heiligkeit und gestatten es der Civilliste, sich bescheiden und uneigennützig zu zeigen.

Man sagt, daß unter die geheimen Dienste vom Haushalte des Papstes auch diese geheimen Einnahmen gezählt werden müssen.

In Folge dieser Auseinandersetzung wird man von einer Betrachtung ergriffen: daß nämlich an dem Hofe von Rom, wie in den stolzen Wohnungen der Adeligen, die verlassen, wurmstichig und verödet sind, die Leute nicht von rechtmäßigem Gehalt leben, sondern von den kleinen Vortheilen, die sie bei den Geschäften erpressen.

Welche umfassende Entwickelung der Habgier und der eigennützigen Leidenschaften bewegt sich um den päpstlichen Thron, von den höchsten Würdenträgern an bis zu den niedrigsten Dienern, von den Kirchenfürsten bis zu den Secretairen!

Der Stolz und die Habgier erregen hier ohne Unterlaß erbitterte Kämpfe und wüthende Nebenbuhlerschaften.

Die Etiquette und der Vorrang sind Ursachen beständiger Streitigkeiten; die ernstesten Räthe der Tiara sind stets damit beschäftigt, kleinliche Streitigkeiten zu ordnen.

Für die Prälatur besteht die folgende Rangordnung:

Der Gouverneur von Rom hat den Vortritt vor allen Prälaten des päpstlichen Hofes, da er nach den Cardinälen der Erste unter ihnen ist; der Auditor der apostolischen Kammer und dann der Schatzmeister, kommen nach ihm; hierauf folgen die Honorar-Patriarchen in partibus von Constantinopel, von Alexandrien, von Antiochien und von Jerusalem; wenn die Patriarchen von Aquila und Venedig zugegen sind, folgen sie unmittelbar auf die vier Aeltesten, die wir soeben vor ihnen genannt haben.

Die Erzbischöfe schreiten nach diesen Patriarchen, nach dem Datum ihrer Ernennung, und die Bischöfe folgen in derselben Ordnung, nicht nach der Rangordnung des Alters, sondern nach der ihrer Ernennung zum Bisthum; ebenso ist es auch mit den apostolischen Protonotarien. Die Auditoren der Rota, die Kammerschreiber, die Abbreviatoren des großen Gerichts, die Generale der geistlichen Orden, die Referendarien, die Gnadensignatur und die Justizsignatur, die Consistorialadvocaten; alle Prälaten, welche den kleinen Kragen tragen, gehen den Gesandten von Malta, Bologna und Ferrara voran. Der Meister der Kammer des

Papstes hat den Vortritt vor allen Prälaten, welche nicht den kleinen Kragen tragen.

Nach dieser Rangordnung wird der Vortritt zwischen den Geistlichen des römischen Hofes geregelt.

Der Prunk dieser Erbärmlichkeiten ist beinahe überall dem öffentlichen Geiste gewichen; Rom allein bewahrt diese Zeugnisse eines verfallenen Stolzes.

Der Hof von Rom, der von der Aufklärung und der Civilisation so weit entfernt zu sein scheint, zählt dennoch in seinem Schooße viele Personen, die ebenso ausgezeichnet durch ihren Geist sind, wie durch ihre Kenntnisse, die Eleganz, die Feinheit und die Auszeichnung des Wissens und der Sprache. Der Cardinal Ferdinand gehörte zu diesen, er machte sich ein Vergnügen daraus, Noëmi durch die Irrgänge des Hofes zu leiten, und oft verbarg er unter der Feinheit seiner Erklärungen und seiner Commentare einen beißenden Spott.

Noëmi empfand ein unbefangenes Staunen, indem sie den Unterschied erblickte, der zwischen den Männern der Oeffentlichkeit und denen des Privatlebens bestand. Wie oft hatte sie, wenn sie auf gefügige Leichtgläubigkeit zu treffen glaubte, nur Spott, Cynismus, Hohn und Gleichgültigkeit gefunden. Besonders bei den sogenannten kleinen Soiréen der Signora Naldi zeigte sich diese Anomalie. Man war den ganzen Tag hindurch Priester und fromm; am Abend wurde man Philosoph. Diese Gewohnheit war so allgemein, daß sie Niemand zu verletzen schien.

Noëmi begriff jetzt, wie diese Beispiele der Verstellung, die von so hohem Orte ausgingen, ein ganzes Volk zur Heuchelei herangebildet hatten; unter der scheinbaren und glänzenden Strenge des Hofes von Rom sah sie dessen Unordnungen, dessen Laster und Ausschweifung; aber sie war gezwungen, anzuerkennen, daß man sich nirgend sonst als in dieser Welt der Höflinge des Papstes so gewandt und verschlagen zeigt.

Der Hof von Rom schien ihr eine wunderbare Schule der List, der Diplomatie, der Politik und der Verstellung zu sein; hier mußten sich gewandte Unterhändler bilden; sie begriff auch die ganze kräftige Wahrheit der Aeußerung eines berühmten Reisenden:

„Ich komme von Rom; ich habe den Hof, seine Würden und seine Unwürdigkeiten gesehen.“



Sechszehntes Capitel.

Der Papst.

Diese sämmtlichen flüchtigen Mittheilungen Noëmi zu machen, hatte Cardinal Ferdinand die Gefälligkeit. Mit wahrer Zuneigung fügte er sich in alle ihre Launen; bei ihren Unterhaltungen über den Hof von Rom hatte sie bemerkt, daß der Cardinal unter dem Vorwande, zu ernste Einzelnheiten zu vermeiden, viel Klugheit und Zurückhaltung zeigte, dennoch aber errathen ließ, was er nicht geradezu sagen wollte.

Bei der Rückkehr aus dem päpstlichen Palast verließ die junge Jüdin den Vatican mit der Ueberzeugung, daß der Hof von Rom der Ort sei, welcher das dreifache Geheimniß von dem Ziel aller ihrer Nachforschungen, den Gegenstand aller ihrer Gedanken umfaßte:

Welches die Gefahren wären, die Paolo bedrohten;

Welche Gefahren ihr Vater und ihre Brüder in Israel zu fürchten hätten;

Von welchen Hinterhalten sie selbst umgeben wäre.

Ermüdet durch dieses Geheimniß, welches Andere kannten und dessen Erklärung sie vergeblich suchte, ereiferte sie sich gegen das Räthsel, dessen Wort man ihr zuwarf, indem man floh und ohne daß sie es verstehen konnte; sie wollte um jeden Preis aus dieser Finsterniß gelangen.

Der junge Cardinal schien ihr nicht mittheilsam genug zu sein, um ihre Neugier zu befriedigen. Der natürlichen Spottsucht seines Charakters nachgebend, hatte er eingewilligt, sich mit ihr über den Hof von Rom zuweilen zu unterhalten, allein so oft Noëmi versuchte, ihre Neugier weiter zu treiben, waren ihre Fragen unbeantwortet geblieben.

Sie wunderte sich nicht über diese Zurückhaltung; was sie von den vertrauteren Gewohnheiten bei dem Leben des Papstes kannte, hatte ihr gesagt, mit welchen Vorsichtsmaßregeln das Geheimniß dieser Existenz umgeben ist.

Die Signora Naldi und Monsignore Panfilio hatten zahlreiche Einverständnisse mit den vertrauten Dienern des päpstlichen Hofhaltes. Der Kämmerling, welcher der Person des heiligen Vaters am häufigsten nahte, war ihnen ergeben und verdankte ihnen seine Ernennung; durch ihn bewahrte Monsignore, der von den geheimen Ereignissen genau unterrichtet wurde, in der römischen Gesellschaft noch einen Einfluß, der zwar geheim, aber deshalb nicht minder wirksam war.

Noëmi drang auf diesem unterirdischen Wege bis in das Innere der Paläste, und wurde so in den Stand gesetzt, durch ihre eigene Erforschung Das kennen zu lernen, was zu wissen ihr das Wichtigste war.

Die Familie des Kämmerlings war dem Papste theuer; die Jüdin wußte die Liebe der Frauen zu gewinnen, welche Zutritt zu dem heiligen Vater hatten und durch ihre vertrauten Mittheilungen Enthüllungen zu erlangen, die ebenso zuverlässig als zahlreich waren.

Das Alter hat einen Anspruch darauf, für das Papstthum erwählt zu werden; man gelangt zu demselben, gebildet durch die Erfahrung und durch die Ausübung der politischen Schliche und der arglistigen Uebungen; es ist unmöglich, gänzlich die Gewohnheiten abzuschütteln, welche während so vieler Jahre jeden Schritt begleiteten, den man in dem Leben that.

Man sieht daher auch diese Feinheit in dem Charakter und dem Benehmen beinahe sämmtlicher päpstlicher Herrscher.

Nach der ersten Würde der Kirche streben heißt, sich während seiner ganzen Laufbahn einer vollständigen Unterwerfung widmen; indem man jedem Willen schmeichelt, von dem man abhängt, indem man allen Leidenschaften dient, welche über Das verfügen, was man ersehnt, nähert man sich dem Ziele. Ist man einmal Herr dieser höchsten Erhebung,

die sich den Wünschen Aller darbietet, dann bemüht der neue Papst sich beinahe immer, durch Stolz die Demüthigungen vergessen zu machen, denen er sich unterwerfen mußte, um bis zu dieser Größe zu gelangen, die seinen Verstand trübt.

Die, welche in der Nähe des Thrones geboren werden, bereiten sich schon frühzeitig auf die ihrer wartende Macht vor und bilden sich danach; sie gelangen zu derselben durch Rechte, welche der Würde ihres Charakters keinen Eintrag gethan haben; sie können ohne Uebermaß derselben genießen. Nicht ebenso ist es auch bei denen, welchen die Träume des Ehrgeizes unabläßig die Tiara zeigen, die ihnen entschlüpfen kann, wenn sie es nicht verstehen, durch fortwährende Machinationen und unabläßige Manöver sich deren Besitz zu sichern.

In den Elementen des Pontificats selbst, wie die Wahlbestechungen sie gebildet haben, liegen diese ursprünglichen Laster.

Es sind noch andere ernste Uebelstände mit der Natur selbst der Macht verbunden, die den Päpsten anvertraut wird. Ist es nicht zunächst ein bitterer Hohn, diese vorgebliche göttliche Sendung, welche den Händen der Schwachen übertragen wird und die vorzugsweise bei der Aussicht auf ein nahes Ende zu erlangen ist? Man sucht, wie man sagt, einen Stellvertreter Gottes auf Erden, und aus den Armen des Todes will man ihn holen?

Hier schon ist der Betrug augenscheinlich und schreiend. Die, welche die Päpste machen, sind nicht unbekannt damit, daß sie dabei nur ein menschliches Werk vollbringen, und indem ihre Stimmen einen Papst ernennen, nehmen sie sich weiter nichts vor, als ein Hinderniß zu beseitigen, das zwischen ihren Ehrgeiz und das Pontificat gestellt ist.

Von diesen Gesinnungen bei der Wahl bewahrt der Erwählte die Eindrücke. Er weiß ebenso gut wie Die, welche ihn ernannt haben, daß man ihm die Macht nur für eine kurze Dauer übertragen hat. Ohne Vorfahren ist der Papst Roms auch ohne Nachkommen; die Gegenwart gehört ihm; für ihn aber besteht die Vergangenheit nicht mehr und die Zukunft gar nicht. Daher entspringen die Mißbräuche und die Sorglosigkeit eines vorübergehenden Genusses, daher die Angriffe auf das Vermögen des Staates, welches durch jede Regierung vermindert wird; daher die Bereicherung der päpstlichen Familie auf Kosten des öffentlichen Schatzes; daher endlich jene Trümmer, welche jeder Papst als habgieriger und verschwenderischer Nutznießer vermehrt.

Es liegt in der Geschichte des Papstthumes ein verhängnißvolles Zeichen. Man sieht beinahe alle guten Vorsätze der Päpste gestört, gehemmt oder gehindert durch die Kürze der Zeit und ihre schnell vorübergehende Macht. Zweifel und Unsicherheit entstehen dann rings um

sie her und gestatten ihrem verwirrten Geiste nicht mehr, einen schnellen und kräftigen Entschluß zu fassen. Sie wagen kaum, ein Werk zu beginnen, welches nach ihnen neue Hände finden wird, um es wieder zu zerstören, und Niemand, um es zu vollenden. Dieser Unruhe schließen sich Zweifel an, und unter solchen Störungen werden die Pläne erstickt, welche ein Jahrhundert der Dankbarkeit der Welt hätten empfehlen können. Wie viele Päpste sind unter solchen Qualen gestorben!

Die dagegen, welche in dem Pontificate nur eine Gelegenheit sehen, ihre Leidenschaften, ihre Begierden und ihre Habgier zu befriedigen, beeilen sich, die Genüsse durchzukosten, welche Stolz und Reichthum ihnen bieten. Hat nicht dieser peinliche Ungestüm zu verschiedenen Zeiten wüthende Wüstlinge und grausame Verbrecher erzeugt, welche die Annalen des Papstthums besudelt und mit Blut gefärbt haben?

Solchen Thatsachen gegenüber, für welche die Geschichte laut Zeugniß ablegt, ist es erlaubt, zu sagen, daß die Bedingungen des Pontificats schlecht sind, dem Werke des geistigen Fortschrittes widersprechend und gefährlich für das Volk, das dieser Herrschaft unterworfen, und für die Kirche, deren Oberhaupt der Papst ist.

Andere Lehren zeigen auch noch, wie die katholische Einheit, deren Band Rom bewahren sollte, durch die Lage selbst zerrissen wurde, in welche der Papst sich gebracht hat, indem er von seinem apostolischen Ursprunge abwich.

Jene verderblichen Einflüsse verwandeln die besten Anlagen, und es giebt wenige Organisationen, die kräftig genug sind, um den ehrgeizigen Betrachtungen zu widerstehen, die aus dem Hintergrunde einer Zelle einem Mönche die Pracht des Vaticans zeigen; die besten Eigenschaften erliegen unter diesem Zauber und unter diesem fortwährenden Angriffe; dann widmet man sich dem Prunke und dem menschlichen Stolze, statt sich nur Gott zu weihen.

Alles trägt dazu bei, diese Eitelkeit zu erhalten.

Mit dem zahlreichen Gefolge, welches den Papst umgiebt, vereinigen sich die gesuchten Genüsse des Luxus und der Weichlichkeit.

Der Papst ist gewöhnlich in ein Gewand von weißer Seide gekleidet, mit einem kleinen mit Spitzen besetzten Kragen; auf den Achseln trägt er einen kleinen Priesterkragen, im Winter von rothem Sammet, im Sommer von scharlachrothem Atlas, mit einer eben solchen Mütze, die im Winter mit Pelz gefüttert ist. Ohne den Schnitt und die Farbe seiner Kleider zu ändern, verwendet er statt der Seide und des Sammts Gewebe von Wolle während der Tage, welche die Kirche zu den Fasten bestimmt hat. Am Sonnabend Abend legt er das Mäntelchen von weißem Damast an; die Stola trägt er beständig am Halse.

Die Gewänder, in denen er das heilige Amt hält, sind von broschirtem Gold- und Silberstoff und besetzt mit Perlen und Edelsteinen; in seinem reichsten Schmucke fügt er sich den Farben, welche die Kirche für die verschiedenen Zeiten des Jahres bestimmt. Mit dem Chormantel und der Mitra, oder der funkelnden Tiara, verrichtet der Papst alle öffentlichen Aemter; in der Weihnachtsnacht trägt er eine Kapuze und einen Chormantel von rothem Sammt; während der heiligen Woche ist er mit einem einfachen Mantel von rothem Tuch bekleidet; unter der Mitra und unter der Tiara ersetzt ein weißes Käppchen das rothe. Bei dem ersten Consistorium der Regierung, dem, in welchem der neue Papst den Cardinälen dankt, zeigt er sich in dem Chormantel und der Mitra; bei allen anderen legt er seine gewöhnlichen Kleider nicht ab. Wenn der Papst den Chorrock und die Mitra trägt, schreiten die Cardinäle in zwei Reihen vor ihm her, zuerst die Diaconen, dann die Priester, dann die Bischöfe; trägt er den Chorrock und die Mitra nicht, so geht er in der Mitte der beiden ältesten Cardinäle; die Anderen folgen ihm zu zwei und zwei in ihrer Rangordnung, zuerst die Bischöfe, dann die Priester, dann die Diaconen.

Wenn wir von den Cavalcaden und den Ceremonien sprechen, werden wir sehen, wie diese Trachten mit einer Pracht, die dem Geiste der Demuth so sehr widerspricht, verändert und geschmückt werden.

Die Würde des Papstes ist, was man auch sagen möge, nichts als eine römische Uebereinkunft. Niemand nimmt die Huldigungen, deren Gegenstand das Pontificat ist, von Seiten der Kirche, über welche er herrscht, und der Unterthanen, die er regiert, für Ernst. Der Papst empfängt als weltlicher Herrscher von allen anderen Höfen berechtigte Ehrenbezeigungen. In den katholischen Staaten haben seine Gesandten den Vortritt vor allen übrigen; man bestreitet und verweigert ihm keine der eitlen Ehren, nach denen er strebt; selbst der Pomp und der Stolz seiner politischen Formeln und seiner Herrscherprotokolle werden angenommen, allein jeden Tag sinkt die Oberherrschaft des heiligen Stuhles in der Achtung und in der Macht; jeden Tag wird sie mehr und mehr in die engen Grenzen zurückgewiesen, die sie nie hätte überschreiten sollen. Der politische Einfluß ist auf die Wichtigkeit jedes Staates beschränkt, und die römischen Staaten nehmen nur wenig Raum ein; ihr Gewicht fällt heutzutage nicht schwer in die Wagschale Europa's; gegen diese Erniedrigung, durch die das Papstthum in Verzweiflung gebracht wird, kämpft es nach außen durch geheime Einflüsse, durch die Arglist und die Verschlagenheit seiner Diplomatie und durch die verborgene Wirksamkeit der heiligen Miliz und der mönchischen Armee, welche es in allen Gegenden einzudrängen sucht; im Innern tröstet es

sich durch falschen Glanz der Kirche und des Hofes, ein wurmstichiger Anachronismus, dessen Alter Niemand mehr täuscht.

Die Anbetung des Papstes vermehrt sich um ihn her unter allen Formen; man findet sie bei der Grundlage jeder päpstlichen Regierung und in der Ausübung aller öffentlichen oder religiösen Functionen, in welche sich der heilige Vater mischt; sie drängt sich auch in die Einzelnheiten seines häuslichen Lebens ein. In Rom sind die Cardinäle und die Diaconen derselben gleich sehr unterworfen. Es hat gekrönte Häupter gegeben, welche in ihren Stellvertretern diesem Joche unterworfen waren und es noch sind; kurz, von den Fürsten der Erde und den Kirchenfürsten an, von den Großen herab bis zu den Niedrigsten, hat Rom Alles zu den Füßen des Papstes gelegt.

Mit verabscheuenswerthem Hohne giebt es nicht eine einzige dieser Handlungen des Stolzes, welche die Höflinge des Papstes nicht als eine Lehre, als eine Vorschrift, als ein Beispiel und eine Folge der himmlischen Demuth Christi und seiner Schüler darzustellen versucht hätten.

Die Handlung, durch welche sich die Anbetung äußert, findet durch zwei Thatsachen statt: die Kniebeugung und das Fußküssen. Um das Recht dieser Huldigung für den Papst darzuthun, beruft man sich zunächst auf die Zeugnisse der Geschichte und zählt mit einer dünkelvollen Wohlgefälligkeit die Namen der Kaiser und der Könige auf, welche die Kniee gebeugt und die Füße geküßt haben. Constantin, Justin I. und Justinian, Luitprand, König der Longobarden, Karl der Große, Singolf, Fürst von Benevent, Sigismund, Friedrich Barbarossa, Stephan, König von Ungarn, Karl VII., König von Frankreich, und der Kaiser Karl V. haben sich, wie man sagt, dieser Anbetung unterworfen. 827 drängte das Volk von Rom sich in Masse nach dem heiligen Johann vom Lateran, um die Füße des Papstes Valentin zu küssen. Ein Gemälde endlich, welches man in der Kirche Sanct Sabas auf dem Aventinischen Berge sieht, zeigt Paul III. bekleidet mit Hausschuhen, auf denen das goldene Kreuz funkelt, welches der Papst auf seiner Fußbekleidung trägt.

Wir denken nicht daran, diese historischen Zeugnisse in Zweifel zu ziehen, allein Rom und dessen übermüthige Ansprüche begnügen sich damit nicht.

Die Prälaten an dem Hofe des Papstes sind auf den Gedanken verfallen, dem Fußkusse die Handlung der beiden Weiber vorangehen zu lassen, welche Jesu Füße küßten, nachdem sie dieselben mit Wohlgerüchen eingerieben und mit ihren Haaren getrocknet hatten. Welche Demuth liegt in dieser Nebeneinanderstellung!

Und indem der Papst diese dem Götzendienste sich nähernde Anbetung fordert und duldet, nimmt er mit einem bittern, verabscheuens-

werthen Spotte im Angesichte der Christenheit den lügnerischen demüthigen Titel Knecht der Knechte Gottes an!

Indem man die verschiedenen Theile der Existenz der Päpste durchläuft, trifft man auf die prunkvollste Weichlichkeit, von welcher das Leben der Päpste selbst, wie das ihrer Verwandten und ihrer Günstlinge, umgeben ist. Die Zahl der päpstlichen Wohnungen, ihr Luxus, die Eitelkeit ihrer Gewohnheiten, die Schwärme der Beamten und die Diener, welche sie umgeben, offenbaren hinreichend jenen Stolz, für welchen das doppelte Ceremoniell des Thrones und des Altars so lautes Zeugniß giebt!

Alle Tugenden, welche Christus und die Apostel predigten, sind nicht nur durch die Päpste und ihren Hof unter die Füße getreten worden, sondern es scheint sogar, als ob in allen Jahrhunderten die Oberhäupter der Kirche und die Herrscher Roms es sich hätten angelegen sein lassen, sie durch ihr Betragen auf die ärgerlichste Weise Lügen zu strafen.

Christus hat gesagt: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, und der Bischof von Rom hat die Herrschaft der Welt geträumt und beinahe erlangt.

Christus hat die Armuth als eine Tugend dargestellt; die Päpste haben den Reichthum zu ihrem Hauptgeschäft gemacht.

Christus lehrte die Barmherzigkeit; die Päpste haben in der ganzen christlichen Welt Uneinigkeit und Bürgerkrieg erregt.

Christus hat gesegnet; die Päpste haben verfolgt.

Christus empfahl die Ertheilung von Almosen; die Päpste sind räuberisch und verschwenderisch.

Christus wollte, daß man dem Kaiser gebe, was des Kaisers sei; die Päpste haben die Könige der Erde plündern und die höchste Macht an sich reißen wollen.

Christus hat Verzeihung gepredigt; die Päpste haben den Ablaß verkauft.

Auf eben dem Felsen, auf welchen Christus seine Kirche gründete, haben die Päpste, um einen Thron zu errichten, den Altar niedergestürzt.

An die Stelle der Leiden und der evangelischen Keuschheit haben die Päpste die unlautere Wollust, die Sittenlosigkeit und die Ausschweifung gestellt.

Wo Christus Heil und Hoffnung predigte, haben die Päpste Verzweiflung und Verwünschungen hervorgerufen, und durch das Schwert ist die Kirche untergegangen.

Vater unser, der Du bist im Himmel, hat Christus in seiner gött-

lichen Predigt gesagt; auf irdische Interessen haben die Päpste die Gebete zurückgebracht.

Christus gebot Verzeihung der Beleidigungen, und unerbittliche Rachgier ist es, welche das Papstthum übt; diese abscheuliche Tradition ist von Jahrhundert zu Jahrhundert bis zu der gegenwärtigen Zeit gelangt.

Dies war der Schrei des Unwillens, der in dem Herzen Noëmi's bei dem Anblicke alles Dessen ertönte, was sich ihren Augen in der päpstlichen Behausung zeigte. Sie wurde ergriffen von einer lebhaften und aufrichtigen Zuneigung für das Dogma der Barmherzigkeit, des Glaubens und der Hoffnung, welches Christus verkündet als das neue Heil der Nationen; aber zugleich entstand in ihr ein tiefer Widerwille gegen die Menschen und die Dinge, welche gegen die Völker alles Das wenden, was er für sie gethan hatte. Ihr Herz trieb sie der christlichen Religion entgegen, allein das neue Licht ihres Geistes und ihres Verstandes entfernte sie von der römischen Kirche.

Dieser innere Kampf verlieh ihren Forschungen einen neuen Eifer; sie übersendete an Ben Jakob mit pünktlicher Regelmäßigkeit und auf sicheren und verschwiegenen Wegen alle die Documente, welche die Politik und die Regierung Roms betrafen; aber sie bewahrte in ihren Gedanken die Züge dieser moralischen Physiognomie, die bei dem Volke so herabgewürdigt und bei den Großen so verderbt war.

An einer befreundeten und treuen Hand durch alle Windungen der päpstlichen Wohnungen geleitet, fuhr sie so in dem Werke einer geduldigen und ergebungsvollen Forschung fort. An dem Hofe von Rom und in den Palästen des Papstes ist man sparsam mit Worten; nur in der Mitte des Volkes äußert sich durch einen spöttischen Geist die Freimüthigkeit; gleichwohl verstand sie es, werthvolle Documente zu sammeln.

Der gegenwärtige Papst, welcher unter dem Namen Gregor XVI. herrscht, ist geboren in Belluno am 18. September 1765; er heißt Mauro Capellari; er wurde am 2. Februar 1831 zum Papst erwählt, welches Amt er seit länger als vierzehn Jahren bekleidet. Er ist gegenwärtig beinahe achtzig Jahre alt. Zum Cardinal wurde er durch Leo XII. am 1. März 1825 ernannt. Man zeigte Noëmi eine Kirche, die 1635 und 1725 restaurirt und auf der Stelle vor dem Palaste der Familie Anicia erbaut wurde, einer Familienbesitzung Gregor's I., welcher im 6. Jahrhundert den Beinamen des Großen empfing, heilig gesprochen wurde und dieser Kirche seinen Namen gab. Vor dem Gebäude liegt ein Hof, von dem drei Seiten mit Arcaden umgeben sind, die vierte, auf welcher der Eingang des Tempels liegt, ist geschmückt mit jonischen

Säulen von verschiedenfarbigem Marmor. Unter diesem Porticus sieht man eine große Zahl von Gräbern. Das der Aufmerksamkeit würdigste ist das Grab der Florentiner Bonsi; es stammt aus dem 16. Jahrhundert, und der Styl seiner Verzierungen trägt den Stempel jener Zeit. Hier hat der Papst als Mönch seine religiöse Laufbahn begonnen; seit seiner Ernennung zum Pontificat hat Gregor XVI. ein Vergnügen daran gefunden, dieses Kloster zu verschönern. In dieser Kirche befand sich das Grab der berüchtigten Courtisane Imperia.

Ehe der Papst zu den Würden gelangte, verfloß sein ganzes Dasein in den kleinlichen Uebungen des mönchischen Lebens und in den unbedeutenden Intriguen des Klosters. Se. Heiligkeit Gregor XVI. ist ein auffallendes Beispiel von der Gefahr einer Wahl, die zu dem päpstlichen Throne Greise berufen kann, welche die Welt nicht kennen, von der sie selbst getrennt gelebt haben, und die einen Staat in einem Alter regieren wollen, in welchem sie Das nicht mehr lernen können, was sie nicht wissen.

Das Kloster bewirkt zwei Resultate bei dem Geiste Derer, die in dasselbe eingeschlossen sind. Die Einen werden exaltirt durch das Studium und das Nachdenken und werden jene Kirchenlichter, Fackeln oder leuchtende Kerzen, deren Schriften und Werke verbrennen oder aufklären.

Der heilige Bernhard, welcher so viel für die Religion gethan hat, war Mönch; Luther, der so viel gegen die Kirche that, kam ebenfalls aus einem Kloster!

Zuweilen verkommen die kräftigsten Leidenschaften des Geistes und des Verstandes unter der Kutte; ganz der kleinlichen Arglist, einer matten Heuchelei, beschränktem Ehrgeiz und allem Elend mönchischer Nebenbuhlerschaft hingegeben, verengert und beschränkt sich der Geist, und unter diesem verderblichen Einflusse trocknet das Herz zusammen. Eine blinde Ergebenheit und eine vollkommene Knechtschaft für die Interessen einer Gesellschaft, die von der allgemeinen getrennt ist, beschränken, verengern und unterdrücken die Begriffe und das Gefühl, und man bringt, wenn man in die Welt eintritt, in diese nichts mit, als eine geschwächte und ohnmächtige Organisation.

Einige, welche durch den Geist der Einsamkeit beherrscht werden, verlassen die Erde, um ihre Seele zum Himmel zu erheben, und diese haben nichts mehr, was sie an die menschlichen Dinge fesselt. Man begegnet ihnen nie auf dem Wege zu den Größen.

Es ist schwer, zu wissen, welcher dieser verschiedenen Gattungen der Klosterbewohner der Cardinal Capellari angehörte, der ehemalige Mönch von Sanct Gregor. Beurtheilt man den gegenwärtigen Papst

nach seinen Handlungen, so kann man unter der Tiara die Mängel und Schwächen einer Existenz erkennen, welche beinahe ganz unter frommem Müßiggange verging, so wie bei den kleinlichen Uebungen klösterlicher Frömmigkeit. Nichts, wenn es nicht etwa sein eigener Ehrgeiz ist, hatte den Erwählten des letzten Conclave zu der Erhebung vorbereitet.

In dem Augenblicke, in welchem im Palast des Quirinals die Wahl eröffnet wurde, welche den Nachfolger Pius VIII. bezeichnen sollte, wurde Europa noch erschüttert durch die Bewegung von 1830; der ganze politische Boden erbebte, und Rom, welches von niederbeugender Ungewißheit ergriffen war, fand kein einziges Mittel, sich aus der Verlegenheit zu reißen, in welche es durch die furia francese geworfen war.

Wenn man Denen glauben darf, die durch ihre Stellung in der Lage waren, die Ereignisse richtig zu beurtheilen, so wurde das Collegium unter den verderblichsten Besorgnissen eröffnet. Die wohlbekannte Trägheit Pius' VIII. und dessen Tod ließen beinahe alle Fragen, welche die theuersten Interessen Roms, des weltlichen sowohl wie des geistlichen, betrafen, ohne Lösung.

Während der 64 Tage des Conclave gab es keine finsteren Gerüchte, die sich nicht durch alle Unterhaltungen der Stadt verbreitet hätten; man sprach nur von Bestechungen, von Kämpfen, von abgeschlossenem Handel und von dem Aergernisse, welches durch dieses ganze Wesen hervorgerufen wurde.

Der Cardinal Mauro Capellari war einer der eifrigsten zelanti; er trug besonders eine außerordentliche Frömmigkeit und eine tiefe Demuth zur Schau. Gleichwohl begann er mit einer Handlung der Anmaßung; er wählte den Namen Gregor nicht sowohl wegen des Klosters, in dem er Mönch gewesen war, als wegen der Canonisation des ersten Papstes dieses Namens, dessen Heiligung er fortzusetzen hoffte. So strebt also der in seinen Wünschen so bescheidene Klerus sogleich nach den Ehren des Himmels, nachdem er die der Erde erlangt hat.

Ungeachtet des Tugendeifers, den er so laut offenbarte, ehe er zum Pontificate gelangte, hat Gregor XVI. keine von den Mißbräuchen, weder an dem Hofe, noch in der Kirche, noch in dem Staate, abgeschafft. Rom hat nach einem neuen Papste nichts vergessen und nichts gelernt; die Laster, von denen es ehemals besudelt wurde, besudeln es auch gegenwärtig noch.

Der Cardinal Capellari soll die Kunst besessen haben, die Faction der Exclusiven zu überreden, daß er das einzige Mitglied des heiligen Collegiums sei, welches den Sturm der neuen Ideen beschwören und Rom vor der Berührung der Revolution bewahren könnte; den Kronen stellte er sich als der fähigste der Cardinäle durch den heilsamen Einfluß dar,

den er auf die apostolischen Beschlüsse bauen könnte, indem er sie dem Königthum gegen die Unternehmungen der Demokratie günstig machte.

Er täuschte alle Die, welche an seine Versprechungen glaubten.

Besonders von den religiösen Orden verlangte er einen wirksamen Beistand; Niemand kannte besser als er die unterirdische Macht und die geheime Gewalt dieser religiösen Milizen, zu denen er selbst so lange gehört hatte.

Er unterhandelte mit den Jesuiten, und wir werden bald sehen, welche Vortheile er aus ihrer Mitwirkung zu ziehen wußte.

In der Politik hat Gregor sich zur Stütze des Despotismus gemacht, indem er heimlich den Kampf des Klerus gegen die Regierungen nährte.

Statt in dem Kirchenstaate die Grundsätze der christlichen Gleichheit zu entwickeln, welche die Kleinen erhöhen, die Großen erniedrigen, und den Letzten so die Stellen zu verleihen, deren die Ersten unwürdig sind, rief er alle Privilegien der Kaste und der Geburt wiederum hervor. Er gab den Gesetzen die Bräuche und Mißbräuche der Feudalgesetzgebung zurück; bei allen Tendenzen seines Benehmens bemerkt man den Haß gegen Volksfreiheit und die Neigung zur Herrschaft. Für das Volk der römischen Staaten hat er nur neues Elend und die drückendsten Lasten geschaffen.

Um die Finanzen des erschöpften Schatzes wieder herzustellen, nahm er seine Zuflucht zu allen möglichen Mitteln; er hat judaisirt, um Anlehen zu erlangen, und während er die jüdischen Banquiers der europäischen großen Comptoirs mit Orden schmückte, verfolgte er die armen Israeliten des Ghetto.

Versuchte das römische Volk, nicht etwa die Unabhängigkeit zu erlangen, aber doch wenigstens einige Milderung des moralischen und materiellen Elends, unter dem es erliegt, dann antworteten ihm die Militaircommissionen, Bajonnette, Strafen, Hinrichtungen, Verbannung oder Gefangenschaft.

Die Geschichte wird die blutigen Thatsachen und die Grausamkeiten, welche die Legationen betrüben, aufzeichnen und der Nachwelt überliefern.

Dies ist eines der kläglichsten Blätter in der Regierung Gregor's XVI.

Noëmi wagte kaum, sich alles Dessen zu erinnern, was sie in dem Innern des Quirinals gehört hatte, sowie von den schmachvollen Ausschweifungen, über welche die Unterhaltung in Rom sich ziemlich lustig machte. Die eigenthümlichsten Gerüchte waren über die schöne Cajetanina in Umlauf; der Barbier, ihr Mann, welcher erster Kämmerer Sr. Heiligkeit geworden war, damit seine Frau, wie man sagte, in dem Palast des Quirinals wohnen konnte, in geringer Entfernung von den

Gemächern des Papstes, sowie die sieben Kinder, deren Vater der würdige Diener zu sein glaubte; eine schöne Amme von Tivoli; ein Drama der Eifersucht; ein junger Cardinal, der für gefährlich gehalten und als Legat nach Ravenna exilirt worden war; allerhand Auftritte der Unmäßigkeit, bei denen jeden Abend Wein von Orvieto mit dem Champagner gemischt wurde, um dessen Feuer zu mildern.

Das war die zügellose Chronik, wie in den schlechtesten Tagen des sittenlosen Roms.

So viel ist gewiß, daß die päpstlichen Wohnungen von Geheimnissen erfüllt sind; unablässig hörte man auf der scala segreta den dumpfen Tritt von Personen, die hinaufgingen oder herabstiegen. Diese Treppe, deren Vorhandensein und Zutritt allen Blicken verborgen sind, ist einer der wesentlichsten Theile von allen Wohnungen, die der Papst inne hat. Ueber die scala segreta dringen zu allen Zeiten zu dem Papste seine Neffen, seine Günstlinge, seine Minister, seine Freundinnen und die Angeber. Ueber die scala segreta gelangen die Generale der Jesuiten zu der Regierung Roms und der Kirche. Ueber die scala segreta klettern tastend die diplomatischen Vertraulichkeiten.

Sie ist die auf- und absteigende Leiter aller Bosheiten und aller finsteren Machinationen.

Die scala segreta hängt unmittelbar mit dem Gemache des Papstes zusammen; über diese Treppe schlüpfen auch die Besuche, die nicht durch die großen Gemächer gehen dürfen.

Ein Papst, welcher einem Mitbewerber, um ihn zu besiegen, versprochen hatte, ihn bei seiner Wahl zum Premierminister zu machen, sagte darauf, daß dieser Cardinal zu alt wäre und ein zu schwaches Gesicht hätte.

„Diese Schwächen," fügte er hinzu, „sind uns gemein. Wenn er die scala segreta ersteigen würde, um mich aufzufinden, würde er sich jeden Augenblick den Kopf einstoßen, da ein Staatssecretair diese Treppe mehrere Male des Tages ersteigen muß; und wenn ich ihm dann zu Hülfe kommen wollte, würde ich mir den Kopf ebenfalls einstoßen."

Was die galanten Annalen des Papstthums betrifft, so stehen sie ungeachtet des Gelübdes der Keuschheit, welches die Päpste und die Prälaten bindet, gegen die wollüstigen Regierungen der anderen Länder nicht zurück.

Es giebt im Hintergrunde der köstlichen päpstlichen Gärten eine Menge längere Alleen, Gebüsche, kühle Gewässer, sprudelnde Springbrunnen, bewundernswürdige Aussichten und einen versteckten Ort, der für die Mußestunden des Papstes bestimmt ist. Erbaut durch Pius IV.,

nannte man diesen Ort zuerst Villa pia, jetzt ist er bekannt unter dem Namen Casino del papa. Diese liebliche Wohnung wurde im 16. Jahrhundert durch Pirro Ligorio erbaut. Der Architekt hat übrigens dabei seine Idee aus den Landhäusern der reichen Senatoren in den glücklichen Tagen des Kaiserreiches geschöpft. In der Mitte dichter Gebüsche und eines mit Blumen bedeckten Amphitheaters erhebt sich auf einer Terrasse, die von Springbrunnen, Wiesen und Statuen umgeben wird, dieses anmuthige Gebäude mit acht dorischen Säulen, das in seinen Verhältnissen, seinen Einzelnheiten und seinen Profilen vollkommen und harmonisch ist. Auf der Unterlage des Säulenstuhles, die von einem Bogen durchschnitten wird, der einen Seegott enthält, stützen vier Caryatiden die Façaden und den Balcon.

Zwei andere Portiken von geringerem Umfange und im Innern mit Stuck bekleidet, führen durch einen doppelten Eingang zu einem Hofe, in der Granit und Marmor künstlich gepflastert ist. Im Hintergrunde dieses Hofes, dem Casino del papa gegenüber, zeigt eine offene Vorhalle, mit Säulen geschmückt, die vor dem Erdgeschosse des Hauptgebäudes liegt, wunderbar schöne Bildhauerreliefarbeiten aus Mosaik. Ueber dem Gebäude erhebt sich das Belvedere, von welchem man die Stadt und die Felder überblickt, welche die Tiber durchströmt. Das Innere entspricht dem Glanze des Aeußeren; die Gemächer sind geschmückt mit Malereien, Stuccaturen und Bildhauerarbeiten Zucchari's, Baruccio's, Santi Tito's und der ausgezeichnetsten Künstler der Zeit.

Die Herren Percier und Fontaine haben in ihrem Werke über die berühmtesten Lusthäuser Roms und der Umgegend auch das Casino del papa erwähnt, dem ohne Zweifel weder die scala segreta, noch die geheimen Thüren fehlen.

Die Päpste haben daher auch ihre kleinen Häuser!

Durch die Frauen wird die Politik des Papstes an den europäischen Höfen eingeführt; sie gelangt in die Cabinete durch das Boudoir. In einer Kapelle des Vaticans, wo der Papst gern die Messe liest, sieht man ein prachtvolles Betpult, welches die Königin der Franzosen gestickt hat. Der Papst soll, wie man sagt, Marie Amalie versprochen haben, an diesem Orte nie zu beten, ohne den Himmel für sie und ihre Familie anzuflehen.

Als Noëmi dieses Geräth sah, fragte sie, ob der heilige Vater das Vaterunser spräche.

„Ja," antwortete man ihr.

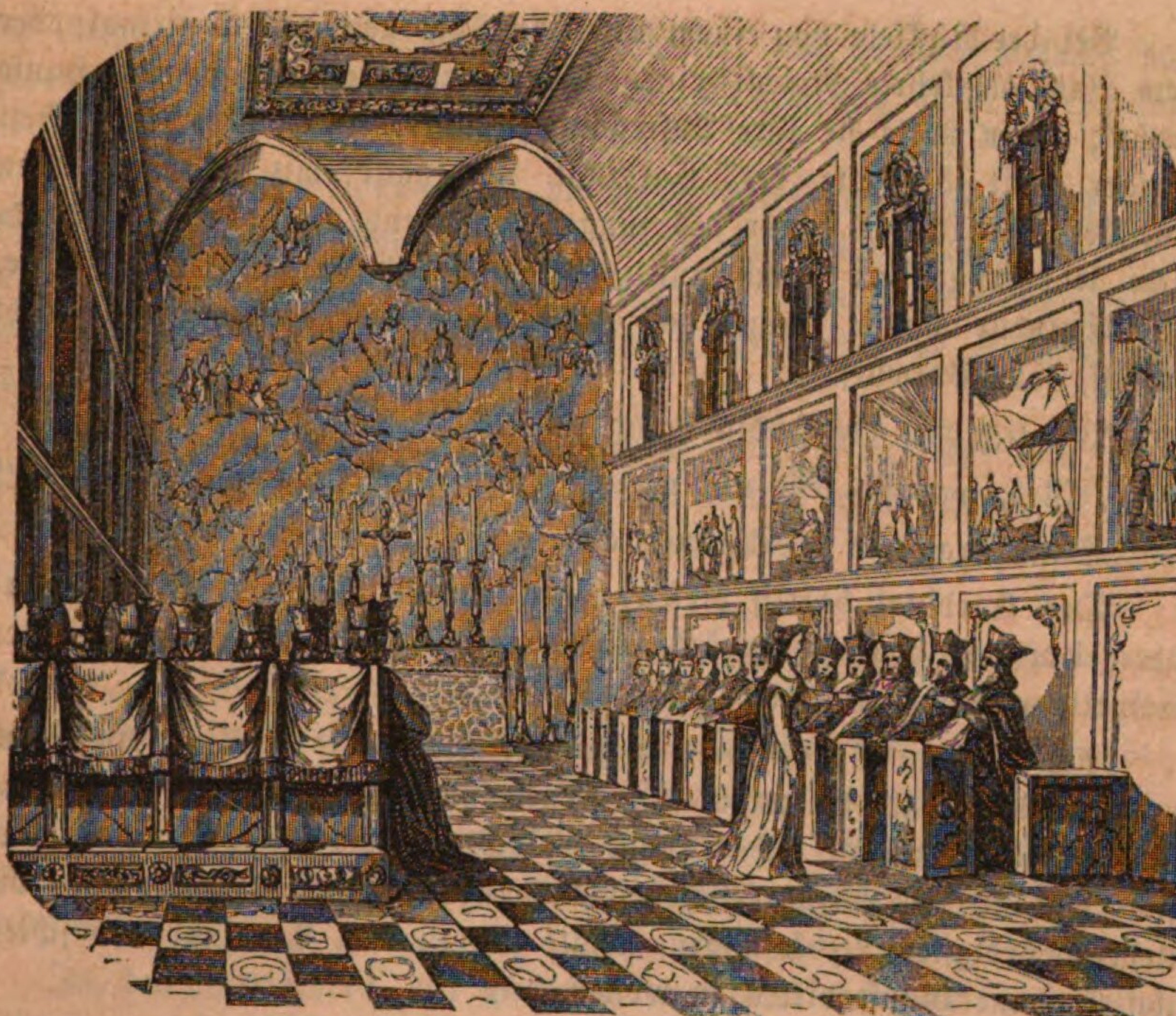
Da rief sie aus: „Wie soll man dann die Strenge seiner Erlasse mit den Worten des göttlichen Meisters vereinigen: Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

Der Hof von Rom hat sich übrigens stets bei seinem Verkehr mit den katholischen Höfen gewandt zu zeigen verstanden. 1831 empfing Gregor XVI., der eben zu dem Pontificate gelangt war, auf die anmuthigste Weise von der Welt die Herzogin von Berry, die durch Rom kam und ihre Pläne, sowie ihre Hoffnungen auf die Insurrection der Vendée nicht verhehlte. Die beste der Biographien über diese Prinzessin geht sogar so weit, zu behaupten, daß Deutz, der getaufte Jude, dessen nichtswürdigen Verrath man kennt, der Prinzessin durch den Papst empfohlen wurde; der heilige Vater sprach von ihm wie von einem zuverlässigen Menschen, welcher der Religion in Amerika Dienste geleistet hätte, wohin er in Missionsangelegenheiten geschickt worden wäre. Der Papst sollte kurz nach dieser Unterredung Deutz nach Genua schicken, von wo er einige Jesuiten nach Lissabon führen sollte, wo Don Miguel damals ein Pensionat dieses Ordens errichten wollte. Bei dieser Gelegenheit stellte Deutz sich in Massa der Prinzessin vor, die er dem Ehrgeiz des Herrn Thiers und geheimem Groll opfern sollte.

1839, als der Herzog von Bordeaux durch Rom kam, erwies man ihm viele Ehren.

Der Papst schmeichelt der jüngeren Linie, aber er tröstet die ältere. . . É sempre bene!





Siebzehntes Capitel.

Die Cardinäle.



Das Collegium der Cardinäle heißt dasjenige Collegium, welches Anspruch darauf macht, der römische Senat zu sein. In diesem Collegium muß man den wahren Charakter der römischen Regierung und des hohen katholischen Klerus suchen, dessen Mitglieder den Titel der Kirchenfürsten annehmen und ehemals Anspruch darauf machten, gleichen Rang mit gekrönten Häuptern zu haben.

Fürsten der Kirche! Scheuen diese Worte nicht die Verbindung, in welche man sie mit einander gebracht hat? Die Kirche, welche nur nach den Gütern des Himmels streben soll, verletzt die erste der Pflichten, die ihr göttlicher Gründer ihr auferlegt, wenn sie den Reichthum und die Würden annimmt!

Bei der Rückkehr von einem ihrer Ausflüge nach dem Quirinal oder dem Vatican, kehrte Noëmi eines Tages betrübter als je nach Hause zurück; kaum hatte sie ihre Aufregung zu unterdrücken vermocht. Seit einiger Zeit bemerkte der Cardinal Ferdinand mit Kummer den Wechsel, der in der Laune des jungen Mädchens vorging; die freundliche Unbefangenheit verschwand nach und nach aus ihrem Verkehre. Die Eminenz machte Noëmi voll Theilnahme diese Laune, die sie nicht begriff, zum Vorwurf.

Plötzlich rief die Jüdin heftig aus:

„Alles, was ich sehe und was ich höre, empört und betrübt mich!"

Dann brach sie in Thränen aus.

Der Cardinal begriff diesen neuen Anfall nicht; er ließ ihn vorübergehen und zog sich zurück, nachdem er Noëmi der Sorgfalt einer Cameriera übergeben hatte.

Am nächsten Tage kehrte er zurück; die Wolke war verschwunden, und die Unterhaltung nahm ihren gewöhnlichen Lauf der Hingebung und des Vertrauens. Das junge Mädchen schmückte ihr schönes Gesicht jetzt mit dem verführerischesten Lächeln; sie legte in ihre Augen die liebenswürdigsten Liebkosungen, neigte sich zu dem Cardinal und schien ihn um eine Gunst bitten zu wollen.

Gleichwohl bewahrte sie das Schweigen; aber ihr Blick und ihr Lächeln waren beredt!

Der, an welchen sie diese Stimme richtete, schien sie nicht zu verstehen, und Noëmi benahm sich wie Jemand, der verstanden sein will, ohne zu sprechen.

„Ganz entschieden," sagte sie mit dem Schmollen eines Kindes, „ich werde nicht zu Ihnen sprechen, denn Sie würden mich doch nicht verstehen."

Und ehe der Cardinal daran denken konnte, sie zurückzuhalten, war sie durch eine Thür in dem Getäfel verschwunden.

Wir wollen ihr zu dem einsamen und geheimnißvollen Orte folgen, an den sie sich flüchtete. Dieser Ort war zugleich ein Oratorium und ein Boudoir. Hier ergoß das junge Mädchen sich in den peinlichen Aufregungen, die sich in ihrem Herzen anhäuften.

Dieses Schmollen und die Art und Weise, wie sie sich gegen den Cardinal benommen hatte, waren so weit von ihrem gewöhnlich angemessenen Betragen entfernt, daß sie sich selbst die Eigenthümlichkeit und die unbegreifliche Verschrobenheit ihres Benehmens nicht zu erklären wußte. Das kam daher, weil wenige Seelen so gequält waren, wie

die ihrige, und später werden wir erfahren, wie gerechte Ursache die geheimen Qualen Noëmi's hatten, die Verwirrung ihrer Gedanken zu steigern.

Mit jener Unbesonnenheit, die ihrem Alter eigenthümlich ist, besonders wenn der Stachel der Neugier sich mit den Regungen der Leidenschaft vereinigt, hatte das junge Mädchen seine Nachforschungen so weit getrieben, daß sie selbst über Das erschrak, was sie erfahren und entdeckt hatte.

An dem Tage vor dem, an welchem der Auftritt stattfand, den wir soeben erzählten, hatte sie in dem Quirinal eine allgemeine Aufregung bemerkt, die um so sichtlicher war, jemehr Jeder sich bemühte, sie zu verbergen.

Man hatte aus den Legationen verhängnißvolle Nachrichten empfangen; die Insurrection verdoppelte sich. Bei dem Empfange dieser Nachrichten hatte der heilige Vater einen Anfall heftigen Zornes gehabt; man versichert, er hätte mit einem Fluche sogar geschworen, erbarmungslos gegen die Rebellen zu sein, und erklärt, daß Niemand seine Gnade für die empörten Unterthanen anflehen sollte, welche keine Nachsicht verdienten.

In den Gemächern des Palastes unterhielt man sich mit leiser Stimme von diesen Ereignissen; der Haß und die Wuth ging von dem Gebieter bis auf den Schwarm der Diener herunter; es gab nichts als grausame Rathschläge, wilde Beschlüsse, blutdürstige Absichten. Commissaire und nicht Richter, Scharfrichter und Schweizersoldaten, sollten nach dem unglücklichen Lande abgehen, um die Metzeleien und die Hinrichtungen zu vervielfältigen und zu beschleunigen.

Diese finsteren Gerüchte hatten sich in Rom verbreitet und die ganze Bevölkerung aufgeregt. Nichts glich der Angst Noëmi's, welche mit zuerst diese finsteren Neuigkeiten erfuhr. Seit zwei Tagen die Beute von Leiden, welche sie zu verhehlen gezwungen war, litt sie in ihrer Liebe und sah ohne Hoffnung auf Glück in diesen Gefahren und dem unerbittlichen Groll den Gegenstand ihrer theuersten Neigungen erliegen, Paolo, den sie in der Stille ihres Herzens anbetete.

Ein reizendes und fürchterliches Phantom, dem sie so viel Freude und auch so viel Schmerz verdankte.

Um die öffentliche Meinung zu zerstreuen, hatte man seine Zuflucht zu einem Theaterstreiche genommen. Der Papst hatte mehrere Cardinäle ernannt, und von diesem Augenblicke an sprach man an dem Hofe und in der Stadt nur noch von der Pracht, durch welche die neuen Eminenzen ihre Erhebung feiern würden.

In Rom sind diese Ernennungen stets ein Ereigniß, welches auf das Cardinalcollegium die öffentliche Aufmerksamkeit und Beachtung lenkt.

Der Ursprung der Cardinäle ist dunkel und von Ungewißheit erfüllt; die glaubwürdigste Deutung ist folgende:

Die Bischöfe, oder die ersten Hirten der großen Städte, konnten den Bedürfnissen der Predigt und des Gottesdienstes nicht genügen und nahmen daher Coadjutoren an, die sie aus den frömmsten und aufgeklärtesten der Gläubigen wählten. Man nannte sie Priester, das heißt Aelteste; später fügte man ihnen Diaconen hinzu, um ihnen bei ihren Functionen Beistand zu leisten.

Die Kirche Roms war gezwungen, eine große Zahl dieser Geistlichen zu schaffen.

Man liest in dem römischen Pontificate, welches dem Papste Damasius zugeschrieben wird, daß es in den Zeiten Cletus III. in Rom 25 Priester gab. Evaristus, der fünfte Papst, setzte die Zahl der Diaconen Roms auf 7 fest, eine Nachahmung der 7 Diaconen der Kirche von Jerusalem. Er wies den Priestern und den Diaconen die verschiedenen Stadtviertel an. Hyginus, der zehnte Papst, war gezwungen, jedem Viertel noch andere Priester hinzuzufügen, da ein einziger dem Amte nicht genügen konnte; er befahl, daß diese neuen Priester die älteren als ihre Cardinäle erkennen sollten, d. h. als ihre vorgesetzten Oberhäupter, Aeltesten und Erzpriester, denen sie unterworfen sein sollten.

Es gab daher zu Anfang 7 Cardinäle; diese Zahl wuchs nach und nach bis auf 52. Mehrere Jahrhunderte lang blieb es bei dieser Zahl, bis zu den Zeiten des großen Schismas, welches auf die Verlegung des päpstlichen Stuhles nach Avignon folgte. Da erhoben sich mehrere lebende Päpste, und Alle benahmen sich als Nachfolger des heiligen Petrus. Jeder dieser Päpste hatte ein vollständiges Cardinalcollegium. Nach dem Concil von Constanz war man zu dem Frieden der Kirche gezwungen, diese verschiedenen Collegien in ein einziges zu vereinigen. Unter Leo X. gab es 65 Cardinäle; unter Paul III. 68, unter Paul IV. 76; Sixtus V. beschränkte das Cardinalcollegium auf 70 Mitglieder. Dieser Papst wollte die Zahl auch der des Rathes der Alten des Moses und des großen Sanhedrin der Juden gleich machen; er wünschte auch eben so viele Cardinäle zu haben, wie Jesus Jünger hatte. Diese Zahl ist feststehend geblieben; sie wird so eingetheilt: 6 Bischöfe, 50 Priester und 14 Diaconen; der erste Cardinal-Bischof, der erste Cardinal-Priester und der erste Cardinal-Diaconus werden die Oberhäupter genannt; sie erfüllen in dem Conclave wichtige Functionen.

Wie man sieht, waren die Cardinäle in der ursprünglichen Kirche

nur neben den Bischof von Rom und andere Seelenhirten gestellt, um an der Verbreitung des evangelischen Glaubens zu arbeiten. Unter der Leitung der verschiedenen Oberhäupter der Kirche gingen sie stets auf der Bahn des Reichthums und des Ehrgeizes voran.

Jeder Cardinal trägt den Titel einer Kirche; es giebt 72 solche Titel, obgleich man nur 70 Cardinäle zählt. Leo X. hat den Titel Santa Maria in Trastevere von dem des heiligen Calixtus getrennt, damit für außergewöhnliche Fälle einige Titel disponibel wären. Das ist ein Köder, welchen Rom Denen bietet, die es verführen will, um eine ausgezeichnete Bekehrung oder irgend eine wesentliche Ergebenheit herbeizuziehen. Eine Pasquinade jener Zeit sagte, daß es ein Hut wäre, den der Papst dem Großtürken böte, um die Stelle seines Turbans einzunehmen.

Ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Titel sind die Cardinäle alle in der Würde einander gleich; sie nehmen ihren Rang nach dem Alter ihrer Ernennung, Jeder in der Ordnung, zu der er gehört; die drei Ordnungen sind so classificirt: die Bischöfe, die Diaconen und die Cardinäle.

Ursprünglich gaben die Cardinäle, da sie dazu berufen waren, sich ausschließlich den geistlichen Functionen zu widmen, wenn sie ihre Aemter annahmen, alle Pfründen, Pensionen und Abgaben auf, die sie früher genossen. Es ist noch immer so, aber durch eine Fiction werden diese Pfründen als vacant betrachtet und der Papst verfügt darüber in seiner Freigebigkeit auf großmüthige Weise zu Gunsten des neuen Cardinals, der sie eingebüßt hat. Er thut noch mehr; er fügt neue Pfründen den alten hinzu, damit die Cardinäle auf prachtvolle Weise leben können.

Ihre Aemter verlieren sie, und die apostolische Kammer bemächtigt sich derselben, um sie zum Vortheile des Papstes zu verkaufen. Aber diese beraubten Cardinäle empfangen bald viel bedeutendere Aemter als die, welche man ihnen genommen hat.

Für die fremden Cardinäle, welche durch die Herrscher bezeichnet werden, giebt es andere Anordnungen; sie erhalten den Hut nur mit einem Indult, de non vacando, durch welches sie ihre Aemter behalten, indem der Papst darauf verzichtet, sie einzuziehen.

Diese Art, die ursprünglichen und wesentlichen Anordnungen über die Würde selbst auszulegen und anzuwenden, konnte keine anderen Resultate herbeiführen, als die, das ganze Institut der Cardinäle zu verschlimmern.

Die Cardinäle behaupten, daß ihre Würde sie den Königen gleich stelle, welche sie ihre Vettern nennen, und sie behaupten auch den

gleichen Rang mit ihnen. Wenn die Fürsten der Kirche eingewilligt haben, den Herrschern den Vorrang nicht streitig zu machen, so thun sie dies doch bei allen Prinzen von Geblüt.

Die Cardinäle, welche anfangs nur dazu berufen waren, die Kirche Roms zu lehren, machten bald Anspruch darauf, die ganze Christenheit zu leiten; man nahm dann in das heilige Collegium Männer auf, die ausgezeichnet waren durch ihren Namen, ihre Würden oder ihre Verdienste, gewählt nach der Bezeichnung ihrer Monarchen und bei fremden Nationen. Frankreich war ehemals das durch diese Ernennungen am meisten begünstigte Land. Um zur Cardinalswürde zu gelangen, ist es nicht nöthig, in die heiligen Orden aufgenommen zu sein. Der Titel berechtigt zu keinen gottesdienstlichen Amtirungen.

Die Ernennung der Cardinäle wird in einem Consistorium berathen, welches der Papst zu diesem Zwecke hält. Aber dies ist nur noch eine Formalität. Die Mitglieder des heiligen Collegiums wurden ehemals durch den Papst über die Wahl neuer Cardinäle zu Rathe gezogen; jetzt handelt der Papst allein.

Dieser Angriff auf die Attribute des Cardinalats scheint die Strafe für die Usurpation der Cardinäle zu sein, welche selbst dem Volke und dem Klerus das Recht der Wahl der Päpste entrissen haben, um es sich ausschließlich zuzueignen. Die plündernden Cardinäle sind ihrerseits durch den Papst ausgeplündert worden; gerechte Vergeltung der irdischen Dinge.

Das Amt als Cardinal giebt Jedem von ihnen das Recht, Consistorien, Kapellen, Processionen, Cavalcaden und anderen päpstlichen und Cardinal-Functionen beizuwohnen; die, welche in Rom wohnen, werden deputirt, um verschiedenen Berathungen und Congregationen beizuwohnen.

In den Kirchen, deren Titel sie tragen, üben die Cardinäle die Gerechtigkeitspflege in Uebereinstimmung mit dem General-Vicar aus; sie haben die Collation in den Collegialkirchen, für mehrere Canonicate, Präbenden und andere Pfründen. Sie wohnen im Chormantel dem Gottesdienste bei, der in ihrer Kirche bei den Hauptfesten gefeiert wird, segnen das Volk und sitzen unter einem Baldachin auf einem Armsessel, dem man die Gestalt eines Thrones zu verleihen bemüht ist. Die Cardinäle haben das Privilegium, mit den vier niederen Rangordnungen zu conferiren, denen der Portiers, Lecteurs, Exorcisten und Acolyten, mit den Dienern und Unterthanen ihres Titels. Sie können durch Testament über ihre *kirchlichen* Güter, wie über ihr eigenes Vermögen, verfügen. Sie dürfen ihren Gehalt übertragen, sind unabhängig von der Majorität der Bischöfe in ihren Bisthümern, haben das Recht,

bei Gerichtsverhandlungen Glauben zu fordern, ohne den Eid zu leisten, und ihr Zeugniß kommt der Aussage von zwei gewöhnlichen Zeugen gleich; sie sind frei von den Abgaben in den Städten, in denen der Papst residirt und deren Bürger sie sind; sie haben das Recht, Jedem, dem sie wollen, Ablaß zu gewähren, und sind nur von dem Papste abhängig. Dies sind die vorzüglichsten Privilegien, deren die Cardinäle genießen.

Man findet sie bei den öffentlichen und religiösen Ceremonien, wo sie das Purpurgewand tragen, einen königlichen Mantel, dessen Schärpe sieben bis acht Meter lang ist, den rothen Hut oder eine bischöfliche Mitra, obgleich sie nur Priester, Diaconen oder einfache Geistliche sind.

Jeder Cardinal trägt in sich den Keim zu einem Papste. Er sollte daher alle Tugenden besitzen, welche zu der Ausübung des Pontificats erforderlich sind, wie es in den Jahrhunderten der heiligen Kirche bestand; die Cardinäle scheinen aber im Gegentheil sich diese Pflicht nicht sehr angelegen sein zu lassen. Die Wahl zum Papste kann sich auf alle Mitglieder des Collegiums erstrecken. Allein durch einen gewandten Kunstgriff hat man sie auf die italienischen Unterthanen zu beschränken gewußt. Man hat die Kronen überredet, indem man die Tiara einem Italiener gäbe, vermiede man die verderblichen und fortwährenden Eifersüchteleien, und entginge der Gefahr, den päpstlichen Stuhl der Stadt der Päpste entrissen zu sehen. Man erwähnte der Regierung Clemens' V. und Urban's VI. Unter dem ersteren wurde der heilige Stuhl nach Avignon gebracht, wo er 70 Jahre blieb, zum großen Bedauern der Bürger Roms und der Völker Italiens, wie die römischen Geschichtsschreiber ganz unbefangen behaupten. Unter dem zweiten brach das große Schisma des Occidents aus, welches so verhängnißvoll für die Kirche und so schmachvoll für das unfehlbare Papstthum war, das sich unter mehrere Päpste theilte. Die Könige und die Kaiser bemerkten diese neue Unternehmung der Politik der Cardinäle nicht, welche auf alle italienischen Unterthanen die katholische Oberherrschaft über alle europäischen Mächte übertrugen.

Diese übermäßige Macht der Cardinäle haben sie mit dem Augenblick ergriffen, in welchem die Kirche während eines ganzen Jahrhunderts durch die Gegenpäpste, die schismatischen Kaiser, die Factionen des Volkes und des Klerus von Rom nach den Schismen, welche die Christenheit in Verwirrung gebracht hat, beunruhigt worden war. Der heilige Bernhard hatte den Frieden wieder hergestellt, Innocenz II., dem die ersten Cardinäle beistanden, benahm sich so gut, daß er dem heiligen Collegium eine hinlängliche Autorität verlieh, um nach ihm Cölestin II. zu ernennen. Seit jener Zeit sind die Cardinäle mit dem schönen Rechte

bekleidet geblieben, den Papst zu wählen, ein Recht, welches sie dem Senate, dem Volke und dem Klerus während der Unordnung der kirchlichen Angelegenheiten entrissen.

Die Organisation des Cardinal-Collegiums ist ganz fiscalisch und weltlich. Sie erwählen jedes Jahr einen aus ihrer Mitte, der in Rom seinen Wohnsitz hat, zum Kämmerling oder Schatzmeister ihrer Körperschaft. Der, welcher mit diesem Amte bekleidet wird, empfängt alle Einkünfte, die dem Cardinal-Collegium gemeinschaftlich gehören; er vertheilt sie jedes Jahr unter die in Rom anwesenden Cardinäle; die, welche abwesend sind, verlieren ihren Antheil sechs Monate nachdem sie sich von dem Hofe zurückgezogen haben.

Es giebt außerdem noch einen Zahlmeister, der genaue Rechnung und Controle über Alles das führt, was der Kämmerling für die Cardinäle einnimmt, vorzugsweise von den Annaten, den Bisthümern und den anderen Pfründen, welche den größten Theil der Einkünfte des heiligen Collegiums bilden.

Wenn dieser Zahlmeister in Abwesenheit des Kämmerlings irgend Etwas einnimmt, wie er dazu das Recht hat, so legt er darüber bei dem Austritte aus seinem Amte, das er gleich dem Schatzmeister nur ein Jahr bekleidet, Rechenschaft ab. Das Collegium hat einen immerwährenden Secretair, der stets ein Italiener ist, und einen Untersecretair, den man Nationalschreiber nennt, weil er wechselsweise Deutscher, Franzose und Spanier ist. Sein Amt verpflichtet ihn dazu, den Secretair zu vertreten, und den Consistorien und den Congregationen der Cardinäle in rothem Gewande beizuwohnen. Dieser Nationalschreiber empfängt von jedem neuernannten Cardinal eine Summe, welche auch von den Erben der sterbenden Cardinäle bezahlt wird.

Wenn der heilige Stuhl erledigt ist, kommt der Secretair des Cardinal-Collegiums in das Conclave, um die Briefe der drei Ordnungschefs zu expediren, deren Jeder ihm ein Siegel übergiebt. Er wohnt den General-Congregationen der Cardinäle und denen der Ordnungs-Chefs bei, er führt die Concepte der geheimen und öffentlichen Consistorien, deren Entwürfe der Kämmerling ihm übergiebt; er ist verpflichtet, sich zu entfernen, wenn es heißt: extra omnes, ein Gebot für Alle die, welche nicht Cardinäle sind. In dem Consistorium tragen die Secretaire des Collegiums ein rothes Gewand von Wollenstoff, das bis zur Erde schleppt.

Die Einzelnheiten dieser Organisation beweisen, daß das Cardinal-Collegium, welches sich mit seinen eigenen Interessen sehr stark beschäftigt, um für sein Vermögen zu sorgen, die Angelegenheiten der Kirche und des Staates vernachlässigt.

Die Ernennungen der Cardinäle sind die wichtigste Angelegenheit des römischen Hofes, besonders seitdem der Papst sich das ausschließliche Recht zu denselben vorbehalten hat. Die Cardinäle werden in den geheimen Consistorien ernannt; der Papst zieht aus der Brust die Liste der Neuernannten, indem er sagt:

Habemus fratres, wir haben Brüder.

Er legt diese Liste auf die Tafel, wo der Aelteste des Collegiums sie vorliest. Einige Päpste haben Rückhalte gemacht und behielten Cardinäle in petto. Dieser ganz italienische Ausdruck ist allgemein angenommen, seitdem Clemens X. sich desselben bediente, indem er hinzufügte:

Habetis fratres, quos reservamus in pectore nominandos, ubicumque et quotiescumque nobis placuerit. — Ihr habt Brüder, die wir in unserm Busen bewahren, um sie zu uns gelegener Zeit und an uns gelegenem Orte zu ernennen.

Dieser Gebrauch ist aufgegeben worden; er war fruchtbar an eitlen Hoffnungen oder beraubte des rothen Hutes Viele, denen der Tod nicht gestattete, ihn zu erwarten; aber der Papst hat nicht darauf verzichtet, den Cardinalshut über den Häuptern Derer schwebend zu erhalten, die er gebeugt sehen will. Gregor XVI. hat mehrere Cardinäle in petto.

Die ersten Handlungen der Ernennung eines Cardinals werden auf folgende Weise erzählt:

Gewöhnlich werden die neuen Cardinäle von ihrer Ernennung durch den Aeltesten des heiligen Collegiums benachrichtigt, der sie am nächsten Tage bei dem Austritt aus dem Consistorium in seiner Kutsche nach seinem Zimmer kommen läßt und sie hier zu einem prachtvollen Mittagsmahl behält. Darauf läßt er sie mit dem Cardinalgewande bekleiden, und die Kleidungsstücke, die sie ablegen, gehören den Dienern, welche sie entkleiden. Es ist gebräuchlich, daß der Barbier des Papstes dem neuen Cardinal das Haar ordnet und ihm die Cardinalstonsur giebt, deren Durchmesser 33 Centimeter beträgt; für dieses Geschäft erhält der Barbier von jedem Cardinal eine reiche Belohnung. Ist dies geschehen, so wird der neue Cardinal zur Audienz zu dem Papste geführt, der ihm die rothe Mütze auf den Kopf setzt, indem er sagt:

„Esto cardinalis!“ (sei Cardinal!)

Der heilige Vater macht zu gleicher Zeit das Zeichen des Kreuzes über diese Mütze, die eine Art Käppchen von rothem Atlas ohne irgend ein Futter ist. Der Cardinal nimmt dieses Käppchen ab, sobald er es empfangen hat, wirft sich nieder und küßt die Füße des Papstes. Dann sagt er eine kleine Artigkeit, so geistreich und gut er es vermag, um seine Dankbarkeit auszudrücken; bei dem Austritt aus dieser Audienz

besucht er die Verwandten des Papstes, er müßte denn das ausdrückliche Verbot, dies zu thun, empfangen haben.

Nach dem Empfange des Käppchens bleibt der veilchenblau gekleidete Cardinal in seinen Gemächern; er empfängt die Besuche seiner Freunde, die er nur bis zur Thür seines Vorgemaches begleiten darf.

Das geheime Consistorium wird zur Ernennung gewöhnlich am Montag gehalten; ein anderes ist für den Donnerstag bestimmt: es ist das, an welchem die neue Eminenz aus den Händen des Papstes den Hut empfängt. Der Cardinal langt in einer Staatskarosse an, die er sich eiligst hat machen lassen; seine Livrée und sein ganzes Gefolge müssen reich und neu gekleidet sein. So begiebt er sich im großen Zuge und begleitet von vielen Freunden und Prälaten nach der Sixtinischen Kapelle, wenn es in dem Vatican ist, und nach einem Zimmer, wenn es in einem anderen Palaste geschieht. Zu dem Papste geführt, bringt er ihm seine Huldigung dar und küßt ihm den Fuß; dann wird er zu dem päpstlichen ad osculum (zum Mundkuß) gelassen, darauf giebt er den älteren Cardinälen und empfängt von ihnen das osculum pacis (den Friedenskuß).

Diese Ceremonien finden bei Musik und dem Gesange des Te Deum statt. In die Kapelle geführt, nachdem er in Procession mit den Cardinälen um den Altar geschritten ist, legt der neue Cardinal, der auf dem Kopfe eine Kapuze hat, die hinter seinem Chormantel herabhängt, sich auf den Bauch, während der älteste Cardinal die Gebete spricht, die durch den römischen Pontifical bestimmt sind. Nach einer Bulle ist die Formel des Eides folgende:

„Ich schwöre, daß ich bereit bin, mein Blut für den Dienst der römischen Kirche und für die Aufrechterhaltung der Privilegien des apostolischen Klerus zu vergießen, dem ich angehöre.“

Er wird dann in das Gemach des Consistoriums zurückgeführt, hier kniet er vor dem Papste nieder; ein Ceremonienmeister zieht ihm die Kapuze ab; auf den Kopf und über das Käppchen setzt der Papst ihm den rothen Sammethut, indem er Gebete spricht.

Wenn der Papst sich zurückgezogen hat, vereinigen die Cardinäle sich in dem königlichen Saale, wo sie einen Kreis um ihren neuen Collegen bilden, der sich vor ihnen verneigt und ihnen für die Ehre dankt, die sie ihm erwiesen haben, indem sie ihn unter sich aufnahmen. Die Uebrigen antworten ihm dann durch ihre Glückwünsche. Befindet sich in dem Collegium ein Verwandter des Papstes, so behält er den neuen Cardinal zum Mittagsmahl zurück.

Der rothe Hut, den der Papst dem Ernannten übergeben hat,

wird durch einen geheimen Kämmerling zu diesem getragen. Dieser Hut wird in ein großes Becken von Vermeille gelegt und auf den Befehl eines geheimen Kämmerlings einem Gerichtsboten anvertraut.

Die Kosten dieser Ernennung sind sehr bedeutend; an dem alten Hofe von Rom zählte man 24 Klassen von Personen, denen der Ernannte Gratificationen ertheilen mußte, deren Gesammtsumme auf 666 Goldthaler stieg, eine geheimnißvolle und kabbalistische Zahl, welche aus der Apokalypse entlehnt ist und deren Sinn man nicht kennt. Der Ursprung dieser Taxe ist ebenfalls unbekannt. Um die Anstrengung dieser Geschenke zu vermeiden, die in so viele Hände gegeben werden müssen, legen die neuerwählten Cardinäle die 666 Goldthaler in eine Börse, welche sie einem der Ceremonienmeister geben, der sie nach dem bestehenden Tarif vertheilt.

Bei dem ersten geheimen Consistorium, welchem ein unlängst ernannter Cardinal beiwohnt, schließt nach Beendigung der Angelegenheiten der Papst ihm den Mund, indem er ihm streng verbietet, zu irgend Jemand von den Dingen, die hier vorgegangen sind, zu sprechen. Einige Cardinäle haben behauptet, daß diejenigen ihrer Collegen, welche unter diesem Verbote stehen, keine Stimme mehr hätten und deshalb auch nicht an der Abstimmung des Conclaves Theil nehmen könnten, wenn der Papst während der Zeit stürbe, da sie sich in diesem Zustande befänden.

Diese elende Ausflucht wurde durch eine Bulle Pius' V. im Jahre 1571 aufgehoben, die erklärte, daß ein Papst den Finger auf den Mund des neuen Cardinals legte, um ihn zu ermahnen, eine große Zurückhaltung zu bewahren, ein Zeichen, welches durchaus keine andere Folge haben sollte.

Bei dem zweiten Consistorium öffnet der Papst den Mund des neuen Cardinals und nachdem er ihm einen Titel verliehen hat, steckt er ihm an den vierten Finger der rechten Hand einen Cardinalring, in welchen ein orientalischer Sapphir gefaßt ist, für den nach einer Bulle Gregor's XV. der Neuernannte dem Collegium der Verbreitung des Glaubens den Preis bezahlt. Dieser Ring wird dem Cardinal gegeben, damit er sich daran erinnere, daß er eine Kirche zur Gattin hat, und daß er sich nie von derselben trennen soll.

Den fremden Cardinälen, die außerhalb der römischen Staaten gewählt werden, wird die barretta von Rom durch einen Ehrenkämmerer übersendet, der das Käppchen dem Könige, dem Fürsten oder irgend einer der angesehensten Personen des Landes, dem Legaten oder dem Nuntius, oder auch einem Bischofe übergiebt, damit er es dem neuen Cardinale bei dem Austritte aus der Hochmesse feierlich überreiche.

Der fremde Cardinal, der nach Rom kommt, um den Hut zu

holen, empfängt ihn mit dem bereits beschriebenen Ceremoniell. Er wird durch eine Cavalcade von den Cardinälen in rothem Hut empfangen; eine andere Cavalcade hat nach den vorbereiteten Ceremonien statt. Bei diesen Cavalcaden trägt der Cardinal, der den rothen Hut noch nicht empfangen hat, einen Hut, der mit veilchenblauem Taffet umgeben und gelb gefüttert ist, wie der, den die Juden ehemals tragen mußten.

Mit diesem auffallenden Hut stattet er auch seine Besuche ab.

Bei der Abreise wird er wieder durch eine Cavalcade begleitet. Ehemals schickte man den Hut den fremden Cardinälen zu, aber seitdem Paul II. auf den Gedanken kam, ihnen die barretta zu senden, nämlich das rothe Atlaskäppchen, empfangen sie den Hut in Rom selbst. Man betrachtet selbst Richelieu und Mazarin als Ausnahmen, die der Papst von dieser Pflicht wegen der wichtigen Functionen frei sprach, die ihnen nicht gestatteten, sich von Frankreich zu entfernen.

Die Kosten der Freigebigkeit bei dem Empfange der Hüte sind für die fremden Cardinäle nicht geringer als für die römischen.

Die gewöhnliche Kleidung der Cardinäle ist der rothe Talar, der Kragen von weißer Leinwand, das rothe Mäntelchen, welches mozzetta oder Kapuze genannt wird, und ihnen die oberen Theile der Schultern und Arme, sowie den hinteren Theil des Kopfes bedeckt, auf dem sie die rothe Kappe und darüber den rothen Hut tragen.

Bei öffentlichen Functionen tragen sie statt des Cardinalmantels den Mantel der Päpste, der im Winter mit Hermelin und im Sommer mit weißem Atlas gefüttert ist.

Die Cardinäle bedienen sich dreier Farben: roth, veilchenblau und rosa. Das Käppchen und die Kapuze sind immer roth, aber der Hut und die Strümpfe richten sich nach der Farbe des Talars. Sammet, Taffet, Berkal und Gold- und Silbergewebe werden für die Gewänder der Cardinäle benutzt, welche indeß jederzeit den Camelot für das Mäntelchen, die mozzetta und die Kappe annehmen. Der Mantel macht sich durch die Länge seiner Schleppe bemerkbar; nie sind diese Gewänder von Tuch oder von Seide.

Im Hause tragen die Cardinäle den Priesterrock, über den sie ihren Schlafrock oder ihr Mäntelchen anlegen.

Im Privatverkehr tragen sie den langen Mantel, den sie über das Mäntelchen werfen; dieser Mantel ist von Seide oder Wolle, je nach der Jahreszeit, roth, veilchenblau oder rosa.

Die Cardinal-Mönche tragen beinahe beständig das Gewand ihres Ordens, nur fügen sie demselben die Insignien der Cardinalswürde



(S. 247)

hinzu. Dieses Kleidungsstück ist von feinem Stoffe, aber es behält die vorgeschriebene Farbe bei.

In Veilchenblau, nicht in Schwarz, tragen die Cardinäle die Trauer.

Es ist unmöglich, der Tracht der Cardinäle bei allen verschiedenen Ceremonien des Cultus von kirchlichen Festen und den Functionen zu folgen; die Veränderungen und der Wechsel sind unendlich.

Die Begräbnisse der Cardinäle werden von zahllosen Formalitäten begleitet.

Der Körper wird zunächst einbalsamirt und in die Kirche gebracht, wo die Begräbnißfeierlichkeiten stattfinden sollen; man wählt einen großen, geräumigen Ort, den man schwarz ausschlägt, verziert mit dem Wappen des Verstorbenen. Man brennt von dem Schiffe an zu beiden Seiten eine große Menge von Fackeln.

Der Katafalk, auf welchem der Körper des Verstorbenen ruht, der mit den Zierden seiner Würde bedeckt ist, zeigt eine wunderbare Pracht. Die Leichen der Bischöfe tragen die Mitra und den Chorrock; die Priester haben das Meßgewand; die Diaconen sind bedeckt mit der Tunika. Der ganze Hausstand des Cardinals und ein großer Theil von dem des Papstes tragen zur Ceremonie bei.

Die religiösen Orden, die Bettelorden, eine zahllose Menge von Geistlichen, begeben sich zu diesen Begräbnißfeierlichkeiten, die mit ungeheurem Prunk begangen werden.

Die sterblichen Reste werden in einen bleiernen Sarg eingeschlossen, der selbst wieder in einen Sarg von Cypressenholz gestellt wird, welchen man mit schwarzem Tuch behängt; so wird er in eine Trauerkutsche getragen, begleitet von dem Pfarrer und den Almosenieren des verstorbenen Cardinals. Bei dem Scheine der Fackeln begiebt der Zug sich nach der Kirche, welche als Ort der Begräbnißfeierlichkeit bezeichnet ist.

Die meisten Cardinäle, welche in Rom sterben, werden in der Kirche, von der sie den Titel tragen, beigesetzt; sie müßten denn einer vornehmen Familie angehören und der Verstorbene in dem Erbbegräbniß derselben seine Stelle finden; oder wenn er ein Ausländer ist, wird er zuweilen, nach seinem eigenen Wunsche, in Rom in einer Kirche seiner Nation beerdigt.

Es giebt vier Cardinäle, die mit einem außergewöhnlichen Pomp und einer Cavalcade geehrt werden. Dies sind der Aelteste des apostolischen Clerus, der Hof-Pönitentiarius, der Vicekanzler und der Kämmerling, die vier Großwürdenträger des römischen Hofes.

Das Gefolge der Cardinäle ist stets sehr prunkvoll gewesen; zuweilen hat es nicht nur die allerhöchsten Höfe in Verwunderung gesetzt,

sondern selbst Rom und die Pontificate, dessen Luxus des römischen Purpurs oft alle Pracht überbietet. Der Stolz der Kirchenfürsten in dem Fortschritte dieser Prachtgefolge und der einfachen Priester, deren demüthige Frömmigkeit, deren religiösen Eifer und geduldige Armuth sie beriefen, das Werk des Bischofs von Rom zu unterstützen, sind gegenwärtig ebensoweit von ihrem bescheidenen Ursprunge entfernt, wie der Papst selbst von dem Hirten der ursprünglichen Kirche entfernt ist.

Der Haushalt der Cardinäle ist stets sehr beträchtlich; er ist noch jetzt so, wie er es ehedem war; ihre Equipage und ihr Gefolge zeigen selbst den alten Prunk bei allen Anordnungen in der Form und den Zierrathen der Geschirre und der Kutschen. Sie sind darin dem Beispiele des Oberhauptes des römischen Hofes gefolgt, welcher Gefallen daran findet, in allen seinen Gewohnheiten die Unwandelbarkeit zu zeigen.

Unter den Cardinälen haben die, welche in mittelmäßiger Lage sich befinden, gleichwohl schon einen sehr bedeutenden Haushalt. Ein Kammerherr, der jederzeit ein Edelmann ist, zwei Gesellschaftscavaliere, welche Geistliche oder Laien sein können, Kapläne oder Almoseniere, Secretaire, eine zahlreiche Livrée und wenigstens zwölf Pferde, bilden ihr Gefolge.

Die Cardinäle von hohem Range, die, welche durch ihre Geburt oder durch ihre politische Wichtigkeit den Kronen oder den größten Familien des römischen Adels nahe stehen, haben einen Haushalt, der mit denen der erhabensten Fürsten rivalisirt.

Diese Anmaßung der Cardinäle zeigt sich besonders nach außen; es giebt wenig öffentliche Ceremonien, bei denen die Unverschämtheit der Diener nicht Zeugniß für den Stolz der Herren ablegt. Diese Verschwendungen scheinen dem dreifachen Elend des Staates, der Kirche und des Volkes zu trotzen, aber der römische Hof, der noch an den Einfluß dieser blendenden Verführungsmittel glaubt, ist bemüht, sein Verderben und seine Hinfälligkeit unter diesem prachtvollen Scheine zu verbergen.

Die Mitglieder des heiligen Collegiums sind nicht, wie wir dies gesehen haben, mit der Kirche durch die Bande der heiligen Orden vereinigt. Diese Würde wurde ehedem durch den weltlichen Ehrgeiz erstrebt; die ausgezeichnetsten Personen der fremden Höfe trachteten nach der Gunst des rothen Hutes; aber es ist auch geschehen, daß nach Erlangung der Cardinalswürde Mehrere freiwillig darauf verzichteten.

Die ersten Beispiele dieser Art werden durch freiwillige, fromme und uneigennützige Verzichtungen geliefert; es ist ein Papst, Peter Cölestin, der von dem päpstlichen Throne herabsteigt und, alle seine Titel, einen nach dem andern, ablegend, in den Rang der Priester

zurücktritt, dessen Charakter unablegbar ist; dann trifft man auf den Cardinal Ardicinio, der unter dem Pontificate Innocenz' VIII. es versuchte, die weltlichen und die geistlichen Würden aufzugeben. Dieser Beschluß wurde durch den Papst oder durch die Mitglieder des apostolischen Collegiums, welche die Entfernung eines Mannes nicht sehen wollten, welcher der Kirche die ausgezeichnetsten Dienste geleistet hatte, bekämpft und aufgegeben. Dieser Versuch der Abdankung ist der erste, von welchem die Geschichte spricht.

Später bat Cäsar von Borgia, nachdem er Johann, Herzog von Candia, seinen ältern Bruder, hatte ermorden lassen, den Papst Alexander, seinen Vater, ihm zu erlauben, die Cardinalswürde aufzugeben, um sich zu verheirathen. Dieser Vorschlag, der das heilige Collegium von einem brudermörderischen Ungeheuer befreite, wurde von dem Papste sowie von den Cardinälen mit Freuden bewilligt.

Heinrich, Cardinal von Portugal, legte den römischen Purpur ab, um den Thron zu besteigen und der Nachfolger Dom Sebastian's, seines Oheims, zu werden, der in Afrika getödtet worden war. Rom versuchte vergebens, ihn zu überreden, daß die Krone und der rothe Hut mit einander keineswegs unverträglich wären.

Odet von Chatillon trieb die Sache noch weiter; er verzichtete auf die Cardinalswürde, um eine Tochter des Herrn von Hauteville zu heirathen, und gab den Katholicismus für die reformirte Religion auf.

Der Cardinal Ferdinand von Medicis übernahm nach dem Tode seines Bruders, des Großherzogs von Toscana, der 1587 ohne Kinder starb, die Regierung des Staates, und verheirathete sich, um seinen Namen fortzusetzen; dazu verzichtete er auf die Cardinalswürde mit der Bewilligung Sixtus' V.

Mehrere Cardinäle sind diesem Beispiele gefolgt und haben sich des Purpurs entledigt, um sich zu verheirathen. Unter ihnen erwähnt man Moritz von Savoyen, Pamphilos, Ferdinand und Vincenz von Gonzaga, und den König Kasimir von Polen.

Man muß aus diesen Thatsachen schließen, daß in der Kirche Roms die Erlangung der Cardinalswürde weder als ein Sacrament noch als eine kirchliche Weihe betrachtet wird. Die Päpste sehen mit Vergnügen die Cardinäle das Diaconat annehmen, welches die zweite der drei heiligen Rangordnungen ist, aber sie verlangen dies nicht von den Personen höheren Ranges, welche durch Interessen des Staates oder der Familie von der Kirche getrennt werden können. Wenn es diesen Personen gefällt, auf ihren Titel zu verzichten, schreiben sie dem Papste oder lassen Se. Heiligkeit mündlich bitten, sie von alledem zu entbin-

den, was mit der Würde der Mitglieder des heiligen Collegiums vereinigt ist.

Zuweilen werden solche priesterliche Entschlüsse durch besondere Unzufriedenheiten eingegeben; wenn aber von Seiten Dessen, der sich zurückzieht, kein Grund zur Klage vorhanden ist, gehen die Dinge sehr ehrenvoll und unter den besten Verhältnissen vor sich, indem sie sich auf eine unbedingte Nothwendigkeit stützen und von beiden Seiten gegenseitiges Bedauern darüber ausgesprochen wird.

Die Cardinäle, welche sich zurückziehen, geben den rothen Hut und die barretta dem Papst zurück, wenn sie in Rom sind, oder dem Nuntius, sowie den Personen, von denen sie das Käppchen erhielten, wenn sie sich in fremden Ländern befinden; sie zahlen den Beamten des apostolischen Palastes die Taxe, welche bei dem Tode jedes Cardinals zu entrichten ist, das heißt, die Hälfte dessen, was bei der Ernennung bezahlt wird. In Rom verliert der Fiscus nie seine Rechte.

Diese Dinge, deren ernste Leichtfertigkeit Noëmi nicht erschreckte, erschienen ihr nothwendig, um das Spiel der Cardinäle an dem Hofe von Rom in dem Staate und in der Kirche richtig zu verstehen.

Die junge Jüdin sah oft den Cardinal Ferdinand, der sich immer mehr an sie anschloß.

Eines Tages wurde sie durch ihn auf seinen Weinberg geführt, eine köstliche Villa in der Umgegend Roms.

Es war bei Frascati in einer lachenden Gegend, voll Frische, an einem Abhange des Berges zwischen der Stadt und dem alten Tusculum, in der Mitte von rauschenden Wasserfällen und grünen Gebüschen; von hier aus bemerkte man zugleich das Meer, die Ebene und die Apenninen. Die palazzina lag zwischen einer Terrasse, die sich über dem flachen Lande erhob, und einem Edelhofe in Form eines Halbkreises, dessen Galerien sich dem Gebäude gegenüber öffneten und mit Pilastern und Statuen geschmückt waren. Diese anmuthige und elegante Anordnung ist die beinahe aller reichen Villas in der Campagna von Rom.

Die Pracht der Gärten war bewundernswerth; die Quellen, die dem Berge entsprangen, waren gewandt geleitet worden, um zahlreiche und wechselvolle Wasserfälle zu bilden, und überall zwischen zwei grünen, blühenden Ufern die Frische und Klarheit ihrer Wässer zu zeigen, bald aufgeregt, hüpfend, sich in Schaum brechend, bald ruhig und durchsichtig. Dort dehnten sie sich in glatten Flächen aus, weiterhin stürzten sie sich auf verborgenen Wegen in tiefe Grotten, indem sie harmonische Töne von sich gaben. Diese hydraulische Harmonie, welche in den Lusthäusern der Umgegend Roms sehr gebräuchlich ist, wird durch



(S. 250)

Röhren von verschiedener Größe hervorgebracht; die Luft drückt durch eine Strömung oder durch einen Wassersturz in diese Röhren und entlockt ihnen ununterbrochen harmonische Töne, die einen melancholischen Klang haben, wie der der Aeolsharfen. Das Heidenthum würde sie mit den Seufzern einer weinenden Nymphe verglichen haben.

Der Cardinal Ferdinand hatte auf seiner Besitzung nicht Alles den Annehmlichkeiten des Aufenthaltes geopfert; die Gewässer flossen, nachdem sie die Gärten erfrischt und verschönert hatten, die Abhänge hinab den unteren Gegenden zu, wo sie Mühlen trieben und die Räder mehrerer Maschinen in Bewegung setzten. Noëmi sah mit Staunen diese Anordnungen, die der Sorglosigkeit und der Gewohnheit der römischen Sitten so entgegengesetzt waren.

Neben diesen schönen Wohnungen wachsen die immergrünen prachtvollen Bäume, die Cypresse, die Steineiche, die Fichte, der Lorbeerbaum, der sich in diesen Gegenden zu einer bedeutenden Höhe erhebt. In diesen Gärten werden die Blumen gepflegt, die dem Reichthum Roms so werth sind; die bengalische Rose zeigt hier das ganze Jahr hindurch ihre Kelche mit den milden köstlichen Farben.

In den Zimmern waren die Meubel in geringer Menge vorhanden und einfach, wie in allen römischen Wohnungen; in einigen entlegenen Theilen der Wohnung gab es Gemälde von der ausgezeichnetsten Kunst. Diese Villa, von den ländlichen Palästen der römischen Fürsten umgeben, war eine Ausnahme; der Geschmack hatte sie vor der Verwirrung bewahrt, welche die andern Wohnungen überfüllt und verdirbt.

Eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft war bei dem jungen Cardinal versammelt. Sie war beweglich, wechselvoll, erneuerte sich oft, und gestattete der Beobachtung, sie unter verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten.

Es gab hier Cardinäle jedes Alters, Prälaten, junge Abbés, Officiere von Geburt, Ausländer von Auszeichnung, Beamte, die Elite der römischen Gesellschaft, und die Frauen, die in der römischen Welt am berühmtesten waren und um welche diese Menge sich drängte. Auf dem Lande überläßt die höhere römische Gesellschaft, welche sich in der Stadt zu vermeiden scheint, so kalt und anspruchsvoll sind die Versammlungen in den Salons von Rom, sich der ganzen Freiheit ihres ursprünglichen Wesens. So betrachtet ist ihre Physiognomie pikant und voll geistreicher Lebhaftigkeit; man sollte sogar zuweilen glauben, sie ergösse sich bis zur Freimüthigkeit und legte die Maske der List und Arglist ab, mit der sie ihre Züge beständig bedeckt.

Es waren besonders die Cardinäle, welche die Blicke Noëmi's auf sich zogen; bei den Huldigungen, deren Gegenstand sie war, bemerkte sie die Anflüge der Sinnlichkeit, an die sie sich nicht gewöhnen konnte, und welche der Hauptcharakter der italienischen Galanterie; es scheint, als ob in Rom dieses Wesen dem geistlichen Gewande etwas noch Aergerlicheres entlehnte. Die anderen Frauen schienen sich in dieser Atmosphäre ganz behaglich zu fühlen, in welcher Noëmi nur schwer athmete.

Uebrigens war die Unterhaltung lebhaft, glänzend, fein und lebendig; sie verwirklichte für die junge Jüdin Das, was sie von der Feinheit, der Leutseligkeit und der anmuthigen Vollkommenheit der französischen Conversation hatte sagen hören. Gleichwohl fand sie im Allgemeinen bei allen Theilnehmern des Gespräches eine gezierte Sprache, die mehr glänzend als gediegen, mehr wohlklingend als kräftig war, und oft hohl, indem sie tief sein wollte. Die Unterredung war außerdem geschmückt mit jenen Zeichen von schlechtem Geschmack, welche die Italiener entzückt und deren Gebrauch sie so lieben, daß sie ihn bis zum Mißbrauch treiben. Die ernstesten Gegenstände wurden bei diesen Ausschweifungen des Geistes nicht verschont. Einer der ältesten Cardinäle behauptete z. B., daß der Nepotismus, welcher dem Papste und dem römischen Hofe so sehr zum Vorwurf gemacht würde, eine göttliche Einrichtung sei und daß er das Beispiel Jesu Christi nachahmte, der so viele Anhänglichkeit für seine Angehörigen gezeigt und sie unter seine Jünger aufgenommen hätte. Als einige Lords und einige Ladies über dies divoto concetto herzlich gelacht hatten, entgegnete der Cardinal, diese Ansicht sei an dem Hofe so verbreitet, daß sie beinahe für ein Dogma gelten könnte. Im Allgemeinen vermied die Unterhaltung Alles, was sie der Gefahr hätte aussetzen können, einer religiösen Controverse zu gleichen; die Gegenstände, welche man vorzog, waren die, welche die Fragen der Kunst betrafen, die Allen vertraut war, die davon sprachen. Noëmi fand hier, nur mit größerer Eleganz, die erhabenen Gedanken wieder, die sie von Julius und Dom Salvi hatte aussprechen hören; ganz dem Reize dieser Reden hingegeben, fragte sie sich staunend, wie so aufgeklärte Geister, als die, welche sich ihr hier offenbarten, in Irrthümer verfallen könnten, die der unwissenden Gleichgültigkeit nahe standen.

Bei den Cardinälen, die durch ihre politische Gewandtheit am berühmtesten waren, bemerkte sie das Zeichen einer großen Gelehrsamkeit, vereinigt mit einer großen Sicherheit des Urtheils; sie erkannte bei ihnen das volle Verständniß der Kunst aller Jahrhunderte und ihres Zusammenhanges mit den verschiedenen Phasen der Civilisation. Diese mannigfaltigen und ausgebreiteten Kenntnisse setzten ihren Geist in Er-

staunen und bezauberten ihn; eine eigenthümliche Feinheit der reinen, richtigen und durch zahlreiche Ausfälle gewürzten Sprache erhob noch das Verdienst dieser Aeußerungen, welche nicht immer jene Emphase vermieden, die den Improvisationen des römischen Volkes so theuer ist.

Der Cardinal Ferdinand erspähte mit Vergnügen diese günstigen Eindrücke, deren Strahlen das Gesicht des jungen Mädchens beleuchteten und ihm eine klare Durchsichtigkeit verliehen. Um die Wirkung dieses Einflusses zu vervollständigen, reizte er selbst durch Entgegnungen oder Widersprüche den Schwung der Unterhaltung an, und bewegte so die lichten Ausbrüche, welche ihre Strahlen weit umher verbreiteten. Als er Noëmi in dieser enthusiastischen Stimmung erblickte, versuchte er es, sie von ihren Vorurtheilen, deren Geheimniß er errathen hatte, abzubringen.

„Das," sagte er zu ihr, „sind eben jene Männer, welche Sie zu hassen versuchen, und die zu lieben Sie sich beinahe nicht enthalten können."

„Nein," entgegnete sie mit mildem Ernst, „das sind nicht Die, welche ich verabscheue; sie gleichen denen nicht, die ich in Rom gesehen habe, in den Theatern, bei den Festen, und in den Salons. Die Andern, die, welche ich weder ehren noch schätzen kann, haben mich nichts erblicken lassen, als Stolz, Habgier und Heuchelei; diese finde ich gut, einfach, liebenswürdig und aufrichtig; die hohe Meinung, die sie mir von ihrem Geiste gegeben haben, läßt mich günstig über ihr Herz urtheilen."

Unter der scheinbaren Aufrichtigkeit dieser Erklärung verbarg sich eine solche Bosheit, daß der Cardinal Ferdinand plötzlich zurückwich, als hätte er unter Blumen die Zunge einer Schlange blitzen sehen.

Diese Bewegung, deren wirklicher Sinn Noëmi nicht entging, ließ sie mit einem unaussprechlichen Ausdrucke des weiblichen Spottes lächeln, und die Eminenz begriff, daß das gewandte junge Mädchen nicht durch die Arglist getäuscht worden sei, mit der man sie zu umgeben versucht hatte.

Der Hof von Rom findet Gefallen an solchen Hinterhalten und ergötzt sich dadurch. Und wenn die Politik und die Kirche bös werden, oder durch ihre Blitze und ihren Zorn auf die Angriffe antworten, deren Gegenstand sie sind, findet die Welt Gefallen daran, sich nur dadurch zu rächen, daß sie die fürchterlichen Feinde verführt, welche entsetzlich und zornig zu ihr kommen. Die Cardinäle, welche in ihren Reihen wahrhaft ausgezeichnete Männer zählen, üben besonders diese Art der Verführung auf die Ausländer, deren gute Meinung zu gewinnen für sie von Wichtigkeit ist. Es gelingt ihnen beinahe immer. Mancher

Gesandte, der nach Rom mit Drohungen im Munde kam, zog sich ruhig und unterwürfig zurück, eher bereit, Zugeständnisse zu machen, als Genugthuung zu verlangen.

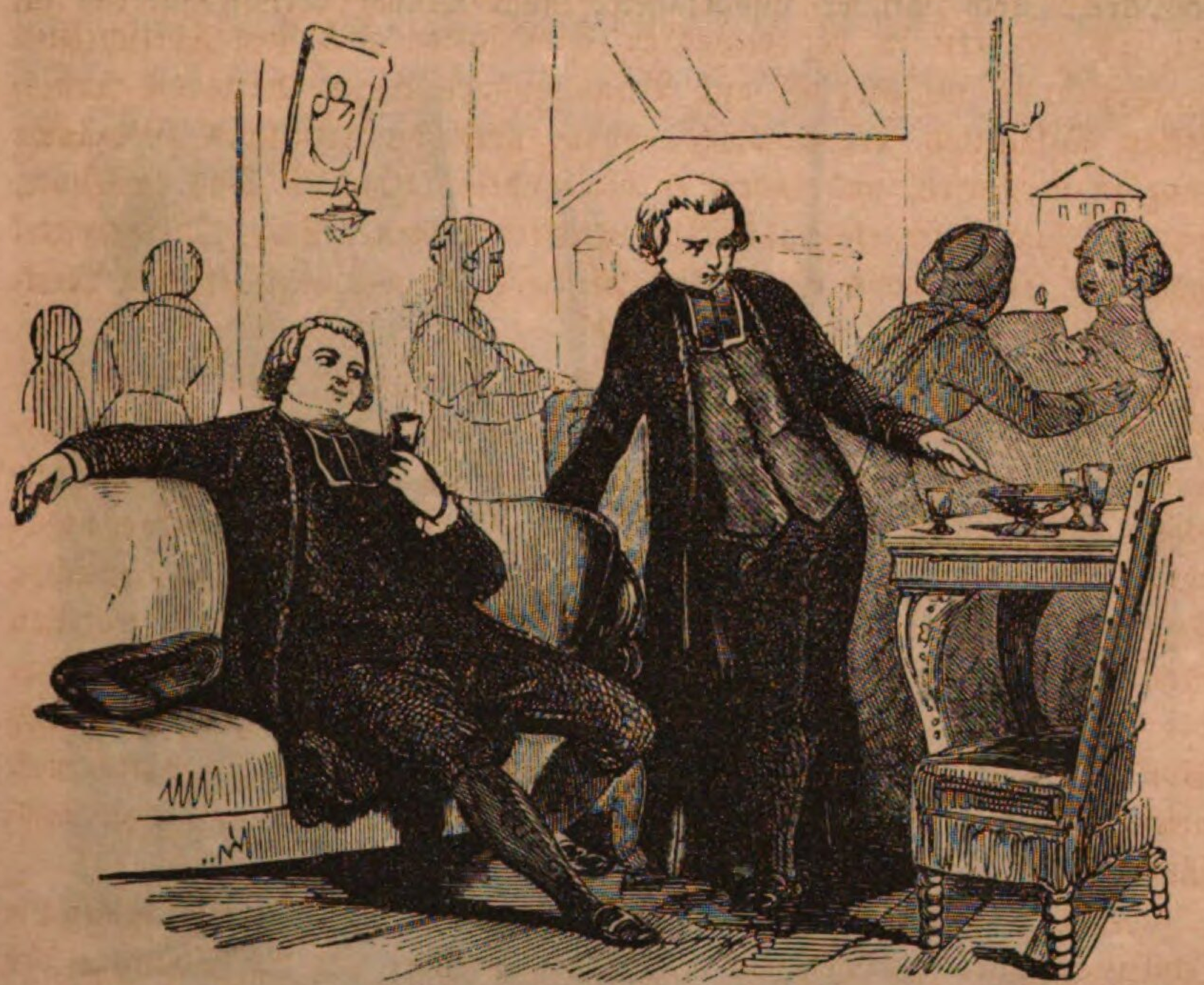
Diese anziehenden Eigenschaften sind eines der mächtigsten Werkzeuge der römischen Politik, und diesem Wesen verdankt sie die Erfolge, die sie durch ihre Autorität nicht erlangen kann.

Das Leben, welches man auf der Villa des Cardinals führte, war erfüllt von wollüstiger Verfeinerung. Die Mahlzeiten besonders waren vortrefflich und von vollendeter Leckerhaftigkeit. Der Herr des Hauses, der sich erfahren in der eleganten Civilisation und den Fortschritten in Beziehung auf Genüsse und Vergnügungen zeigte, hatte die französischen Tafelsitten angenommen, ohne indeß die römischen Gebräuche ganz zu verwerfen, und indem er den anderen Ländern Das entlehnte, was sie Ausgezeichnetes und Schmackhaftes hatten. Durch diese Mittel machte er seine Diners zu den liebenswürdigsten und anziehendsten Merkwürdigkeiten Roms.

Die Tafel zeigte gewöhnlich eine Anhäufung von Pyramiden, Statuen, Palästen, Thieren und anderen Figuren von gemaltem Zuckerwerk, buntscheckig in allen Farben und auf großen silbernen Schüsseln servirt. Diese Gegenstände waren nur zur Verzierung; sie blieben unberührt und waren gleichsam eine Huldigung, die man den alten römischen Traditionen darbrachte. Neben diesen Zierrathen wurden die delicatesten Gerichte der französischen Küche herumgereicht, die homerischen Stücke der englischen Mahlzeiten, alle Delicatessen der französischen Keller und Buffets. Sah man diese Männer der Kirche essen, so hätte man nimmermehr glauben sollen, daß die Gefräßigkeit eine der sieben Todsünden sei.

Mit den französischen Weinen mischten sich die besten Gewächse Italiens, unter welchen die erfahrenen Trinker die Abkömmlinge des Falerner Weines wieder zu finden behaupteten, sowie aller derer, welche die römischen Dichter im Alterthume gefeiert hatten. Alle diese Flüssigkeiten des modernen Ausoniens, des Monte Alcino, Gianessane, Albano, Orvieto's selbst und Montefiascone, standen indeß den Nectararten der transalpinischen Berge nach. Die starken Weine, die lacrymae Christi, obwohl dem Weinstocke entnommen, dessen Früchte auf einem Boden von glühender Lava reifen, entthronten nicht den sprudelnden Wein, dessen Feuer in der ganzen bekannten Welt den Ruf der Champagne verbreitet hat; tausend Aeußerungen mischten sich dann in das Klingen der Gläser, und Horaz, Catull, Martial und alle skeptischen, bacchischen und schlüpfrigen Dichtungen hatten in dem Munde der Cardinäle die Stelle der Schrift ersetzt.

Bei diesen Ergüssen überließen die jüngeren Cardinäle sich einer vollkommen zwanglosen Freiheit. Ihr Alter entfernte sie zu sehr von der Aussicht auf den päpstlichen Thron, als daß sie sich hätten Zwang auferlegen müssen; die eines erfahrenen Alters mäßigten sich und entfernten sich nie von einer klugen Zurückhaltung, aber die Leute zelanti, die, welche keinen Zweifel über ihre Mäßigkeit lassen wollen, folgen dem unwürdigen Gebrauche, den sie angenommen haben, niemals offen die Neigungen zu befriedigen, denen sie sich insgeheim ergeben.



Die jungen Abbé's zeichneten sich durch ihren leckerhaften Ungestüm und die Monsignori durch ihre Sinnlichkeit aus.

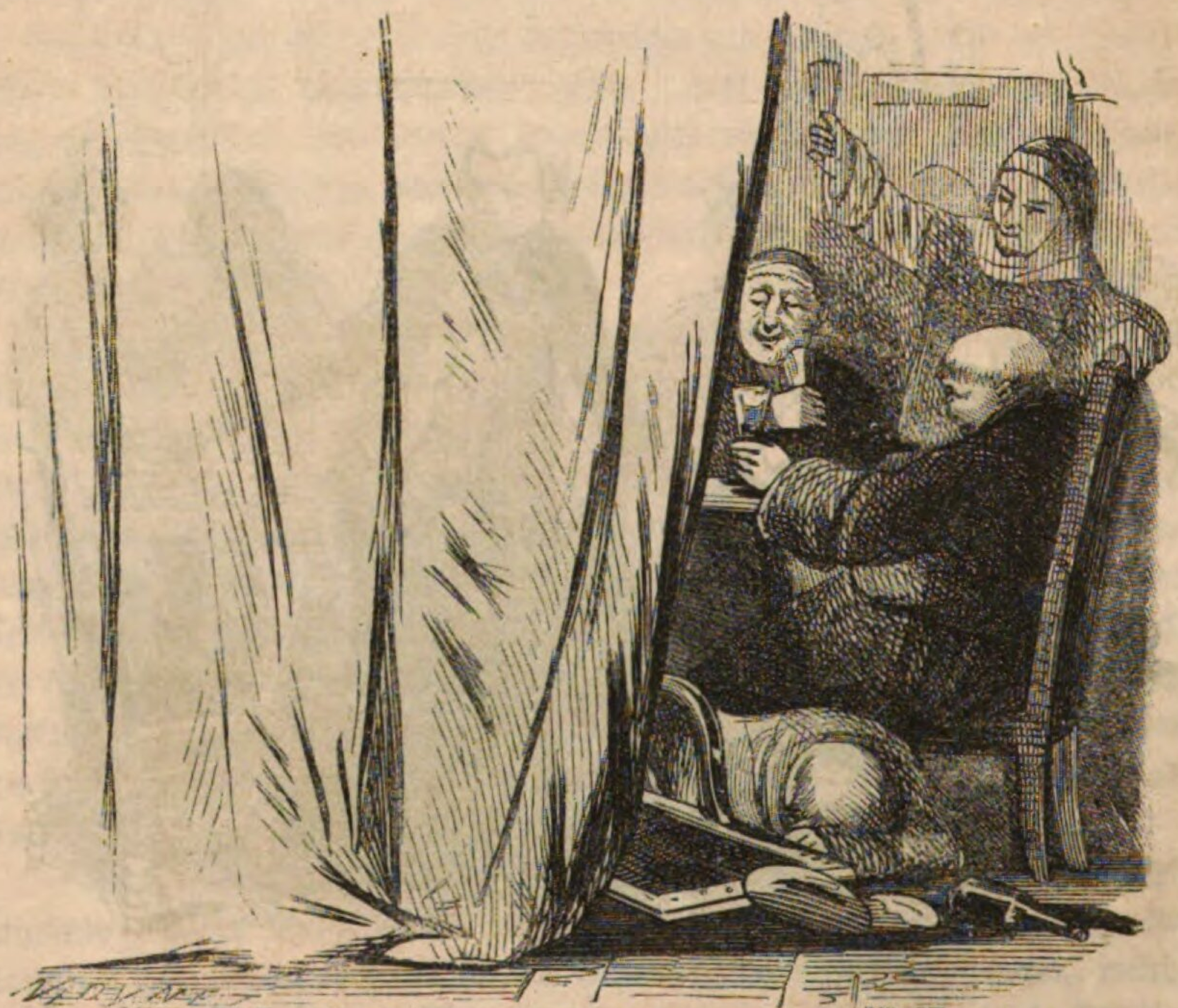
In dem Garten der Villa des Cardinal Ferdinand gab es geheimnißvolle Zufluchtsstätten; die Bilder der Gottheiten des Heidenthums und der Mythologie, so fruchtbar an leidenschaftlichen Eingebungen, ertheilten überall Rathschläge, welche der christlichen Reinheit, deren Strenge von der Freude zurückschreckt, entgegengesetzt waren.

Indeß erhob sich im Mittelpunkte eines schattigen Gebüsches eine kleine Kapelle, deren mystische Architectur zur Sammlung und zum Gebete einzuladen schien. Dieser Ort, an welchem beständig Lichter vor dem Bilde der Madonna brannten, wurde oft von jenen donne romane

besucht, deren zärtliche Frömmigkeit sich mit den sinnlichen Eindrücken mischt und bei welchen die Liebe zu dem Geschöpf sich so innig mit der Liebe zu dem Schöpfer vereinigt.

Auf dem Lande trugen die jüngeren Cardinäle mit vieler Kokketterie eine Art städtisches Gewand von leichtem feinen Schnitt, zuweilen auch Jagdkleider, allein selbst unter der Mütze bewahrten sie religiös das rothe Käppchen.

Diese Dandies haben auch ihren Sport, der weder minder unerschrocken, noch minder ausgelassen, noch minder verschwenderisch ist,



wie der der Mode Englands. Es ist schwer, sich diesen Zerstreuungen des weltlichen Lebens mehr hinzugeben, als sie es thun.

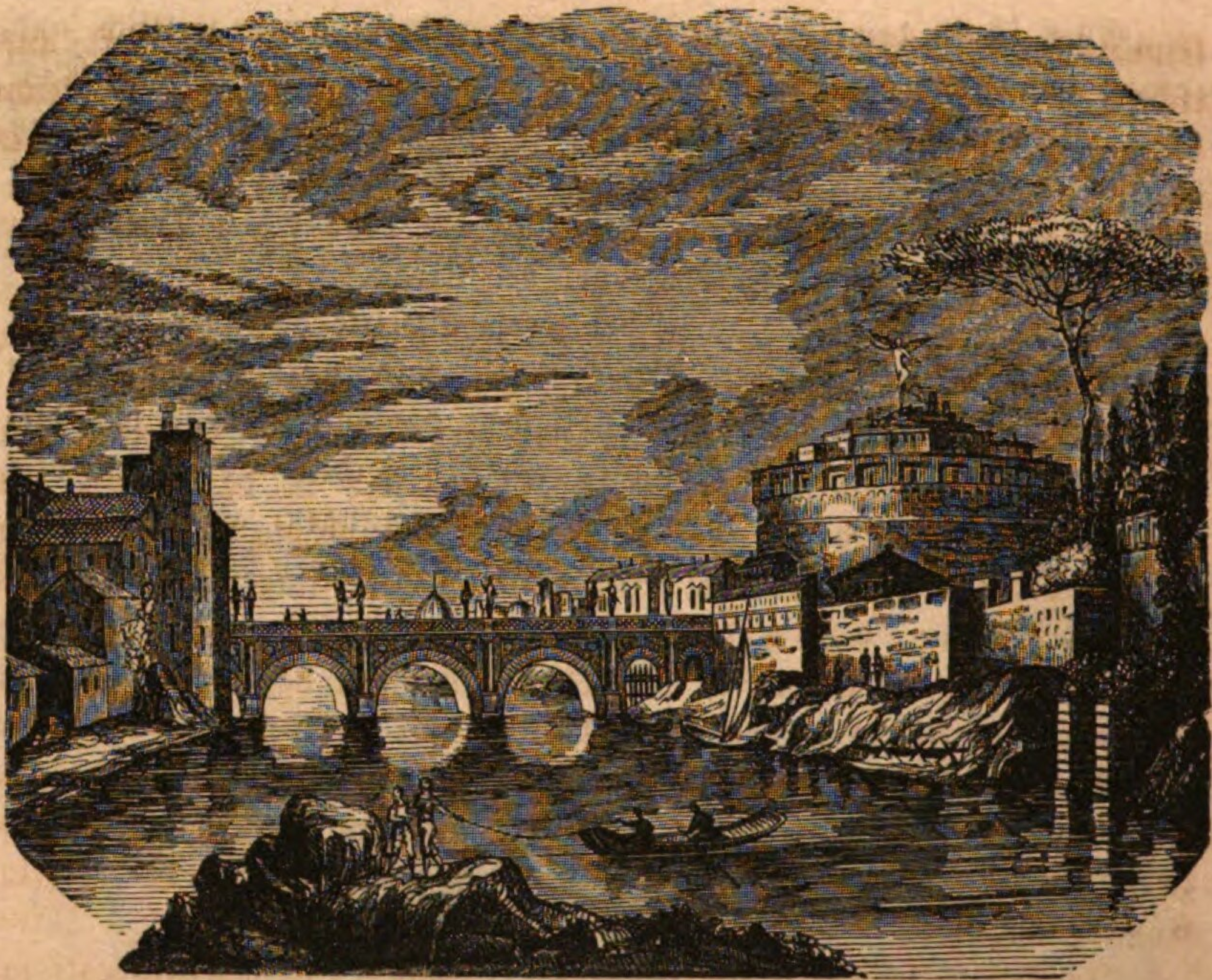
Welch eine ungeheure Kluft trennt uns von dem ursprünglichen Ausgangspunkte und wie sind diese Fürsten im Schooße ihrer Trägheit den rauhen Arbeiten entgegengesetzt, welche die Priester und Diaconen hinterließen, die die ersten Bischöfe Roms in ihrer evangelischen Aufgabe unterstützten!

Man höre einen Geschichtsschreiber des vorigen Jahrhunderts, wie seine Schlußworte zu dem lauten, was er über das Cardinal-Collegium sagte:

„Alles ist in demselben weltlich, alles erscheint darin weltlich und profan; hier giebt es nichts als Cabale, Intriguen, Verstellung, Ausflüchte, Ueberraschungen, Hinterhalte und Factionen, bald zu Gunsten der Fürsten und der Staaten, bald zu ihrem Nachtheile, aber immer zum Vortheil des Papstthumes; das sind die beständigen Triebfedern dieser Eminenzen, dieser Würdenträger der Kirche."

Wir werden den Cardinälen bei jedem Schritte begegnen, den wir in dem Staate und in der Kirche thun, und werden dann durch das unwiderlegliche Zeugniß der Thatsachen darthun können, daß dieselben nur durch ehrgeizige Absichten geleitet werden; sie dienen dem Papste und den Interessen ihrer geheimen Hoffnungen, aber sie hassen das Oberhaupt der Kirche mit ihrem ganz entschiedenen Verlangen nach dem Papstthum.







Achtzehntes Capitel.

Der Adel.

Lange und blutig war der Kampf der italienischen Barone gegen die Päpste; diese stolzen Zwistigkeiten setzten nicht nur ganz Italien in Feuer, sondern sie brachten auch Uneinigkeit und Krieg in die ganze Christenheit. Diese Streite waren zu heftig, um nicht Spuren zu hinterlassen; man findet daher noch gegenwärtig in der Haltung des römischen Adels die Zeichen seiner ehemaligen Ansprüche. Uebrigens scheint zwischen der Aristokratie des Patriziats und der des Klerus ein Bündniß zu bestehen, und die hohen Häupter des Staates und der Kirche haben augenscheinlich die Nothwendigkeit begriffen, sich zu vereinigen. Es ist schwer, zu sagen, ob das gute

Einverständniß, das man auf der Oberfläche dieser Lage erblickt, aufrichtig ist; aber der Schein der Ruhe zeigt sich überall. Vielleicht bedarf es zur Störung dieser Ruhe und zur Wiederentzündung des Brandes nur des Funkens einer Frage der Etikette oder des Vortritts. In der stolzen Brust dieser Fürsten und dieser Cardinäle ist die Eitelkeit so leicht entzündbar!

Mehrere der großen Familien des päpstlichen Roms behaupten, unmittelbar von den Patriziern des Roms der Cäsaren abzustammen.

Die Giustiniani's wollen Nachkommen des Kaisers Justinian sein. Das Haus der Savelli führt seinen Namen bis zu dem König von Alba zurück, der sich Aventin nannte und dem König Latinus gegen Aeneas beistand. Die Porcari nennen sich Abkömmlinge des Marcus Portius Cato, Cato's der Censor. Die Marcelli von Florenz rühmen sich, zu ihrem Vorfahren Marcellus gehabt zu haben, den berühmten römischen Feldherrn, der fünf Mal Consul war. Dieses Uebermaß der Adelsanmaßung gehört allen Ländern an. Behauptete doch in Frankreich ein Herzog von Lévi, von dem Stamme der Leviten zu sein, zu welchem Jungfrau Maria gehörte, die Mutter Christi, die er seine Cousine nannte!

In der Gesellschaft der Cardinäle in der Villa von Frascati sah Noëmi mehrere der römischen Fürsten, welche hohe Adelsnamen tragen. Sie lebten in gutem Einverständniß mit den Kirchenfürsten, und diese Trümmer des Thrones und des Altars unterstützten sich gegenseitig einander, um einen doppelten Sturz zu verhindern. Sie erfuhr durch den Cardinal Ferdinand das Geheimniß dieses Bündnisses: die bedeutendsten der römischen Fürsten sind dem Nepotismus entsprungen.

Die Geschichte des römischen Adels steht vollständig geschrieben in den Registern des Capitols; die Namen der Adelsfamilien sind hier in alphabetischer Ordnung eingetragen.

Der Cardinal Ferdinand ließ sich diese Register geben, welche Noëmi zu Rathe zu ziehen wünschte. Das junge Mädchen sah vor sich die Blätter des goldenen Buches strahlen; aber ohne davon geblendet zu werden, sammelte sie begierig die Documente, die um so kostbarer sind, je weniger man sie kennt.

Die Odescalchi, von mailändischem Ursprung, haben einen Neffen Innocenz' XI. zum Ahn; die Altieri zählen unter sich einen Fürsten von Loriola, welcher der Gemahl einer Nichte Clemens' X. war; ein Rospigliosi war ein Neffe Clemens' IX.; in dem Hause der Panfili gab es einen Neffen Innocenz' X., und die Giustiniani zeigen mit Stolz auf einen Herzog von Onano, durch seine Mutter ein Großneffe desselben Papstes; die Barberini rühmen sich eines Großneffen Ur-

ban's VIII. Es gab einen Borghese, welcher Großneffe Paul's V. war; die Ludovisio stammen von der Familie Gregor's XV. ab; die Buoncompagno sind Nachkommen Gregor's XIII.

Wie man sieht, haben die Päpste auch eine Nachkommenschaft.

Diese zehn Fürsten haben vor ihren Namen das Prädicat Dom, welches die Abkürzung von dominus, Herr, ist; sie hatten Fürstenthümer und Herzogthümer, von denen sie den Titel annahmen. Man schätzte vor ungefähr einem Jahrhundert die Einkünfte eines Jeden von ihnen auf mehr als eine Million; sie machten allen Fürsten Europa's, die von anderen Fürsten abhängig waren, den Vortritt streitig. Einige von ihnen waren Fürsten des Thrones, del solio, oder des heiligen Reiches.

Nach ihnen sind die vier vorzüglichsten Familien: die Ursini, deren Oberhaupt der erste römische Baron ist; die Colonna, deren Oberhaupt erblicher Groß-Connetable des Königreichs Neapel, erster römischer Baron, Fürst des Thrones und Ritter des goldenen Vließes ist; die Conti und die Savelli.

Sixtus V. gab den Ursini und den Colonna den Vorrang vor den beiden anderen Familien, da sie die ersten römischen Fürsten waren; er wies ihnen den Platz zunächst seinem Throne an, und in Capellen und bei den öffentlichen Ceremonien nach den Gesandten der gekrönten Häupter. Um zwischen ihnen jeden Vorwand zu Zwistigkeiten zu verbannen, bestimmte er, daß sie den Vorrang nach dem Alter ihres Aeltesten haben sollten. Weder die eine noch die andere dieser Familien hat diese Entscheidung annehmen wollen. Ist der Aelteste der Ursini älter als der der Colonna, dann enthalten diese sich des Erscheinens und lassen den Ersteren allein neben dem Thron; steht das höhere Alter auf Seiten der Colonna's, so enthalten auch die Ursini sich des öffentlichen Erscheinens, bis der Tod sie von diesem Hinderniß frei macht.

Ist dies nicht ein eigenthümlicher und auffallender Zug von der Starrköpfigkeit des Adels?

Die Conti und die Savelli ihrerseits haben gegen die Decrete Sixtus' V. protestirt, als beleidigend für das Alter ihres Geschlechts, welches in dieser Beziehung keinem andern nachsteht; aber sie haben nichts erlangt. Die Familie der Ursini hat in Rom das Vorrecht, zuerst in den Statuten der Stadt genannt zu werden; die Könige von Neapel haben sich oft mit ihnen verbunden. Das Haus Colonna ist eines der ältesten und berühmtesten Italiens. Johann Colonna, welcher durch Honorius III. im Jahre 1216 zum Cardinal ernannt wurde, hat viel dazu beigetragen, sein Haus zu erhöhen. 1417, also zwei Jahrhunderte später, wurde Otto Colonna im Concilium von Constanz unter dem

Namen Martin V. zum Papste erwählt. Diese Wahl endete das große Schisma, welches vierzig Jahre gedauert hatte. Marcus Antonius Colonna befehligte die Truppen des Papstes in der Schlacht von Lepanto und wurde bei seiner Rückkehr nach Rom im Triumphe empfangen. Man errichtete ihm eine Bildsäule im Capitol, in dem Palaste der Conservatoren des römischen Volkes. Rings um sein Wappenschild sind Kanonen, Fahnen und mit Ketten belastete Besiegte angebracht. Dom Lorenz Colonna war Vicekönig von Aragonien und dann von Neapel.

Ein anderer Zweig des Hauses Colonna ist der der Fürsten von Carbognano, entsprossen jenem berühmten Scierra Colonna, der so viel von sich sprechen machte, als Philipp der Schöne, König von Frankreich, ihn aus der Sclaverei befreite, in die er gefallen war, als er vor der Verfolgung Bonifacius' VIII. floh, den er darauf in Anagino überfiel und nach Palestrina führte, wo er ihn in einen Thurm sperrte, in welchem dieser Papst nach einer Gefangenschaft von vierzig Tagen am 11. October 1303 aus Verzweiflung starb.

Das Haus Conti rühmt sich, älter zu sein, als Rom; es war ehemals das mächtigste. Die Conti Tusculani, so nannte man sie, ließen die Päpste nach ihrem Willen erwählen. Seit länger als einem Jahrhundert ist es zu einer sehr mittelmäßigen Lage herabgesunken und besitzt jetzt nur noch ein sehr geringes Einkommen.

Die Familie der Savelli ist in Rom älter als die der Uebrigen; der Besitz des erblichen Amtes als Marschall der Kirche verlieh ihr einen großen Glanz während der Erledigung des heiligen Stuhles, weil dieser Officier das Commando über die Wachen des Conclave hat. Die Päpste Honorius III. und IV. waren aus diesem Hause, sowie Marcel I. und Liberius, ein Heiliger und Märtyrer, der zur Zeit der Arianer sehr viel Aufsehen machte.

Vier andere Familien behaupten mit den vorhergehenden auf gleicher Stufe zu stehen; dies sind die Gaëtani, welche ihren Ursprung auf Bonifacius VIII. zurückführen, der den Cardinälen das rothe Gewand verlieh und es dem rothen Hute hinzufügte, den ihnen Innocenz IV. gegeben hatte; die Cesarini, welche aus dem 12. Jahrhundert stammen; die Sforza, so berühmt in der Kriegsgeschichte Italiens, und die Cosi, deren Alter bis zum 13. Jahrhundert zurückgeht.

Die Altemps stammen aus Deutschland; die Frangipani, die Mattri, die Caffarelli, die Lanti, die Mati verdanken ihren Ursprung den Aldobrandini's; die Strozzi von Florenz haben Frankreich einen Marschall gegeben, und die Salviati sind auch von florentinischem Adel.

In Rom und in den Registern des Capitols ist der Adel in drei Classen getheilt.

Die erste stammt vom 12. Jahrhundert und darüber hinaus; die zweite vom 13., die dritte vom 15. Jahrhundert.

Es haben in Rom auch Adelsfamilien aus verschiedenen Gegenden Italiens ihren Sitz, aus Bologna, Urbino, Ferrara, Ravenna, Parma, Neapel, Siena und Genua; die von Florenz sind die zahlreichsten.

Die Reichgewordenen haben ihre Namen auch in die Register des Capitols eingetragen; der Reichthum tastet nicht an den Adel.

Endlich zählt man auch noch die Häuser, welche man unter der Benennung bezeichnet: durch die Bank groß gewordene Häuser; diese letztere Liste ist ohne Zweifel geschlossen durch den Namen des Torlonia, der den Adelstitel gegen schönes baares Geld gekauft hat.

In der Prälatur giebt es viele jüngere Söhne der italienischen Adelsfamilien, deren Eltern nicht in Rom residiren.

Nichts ist schwieriger, als die vielfachen und mannigfaltigen Ansprüche zu verstehen, welche sich den Vorrang streitig machen; noch kein Papst hat diese Aufgabe zu vollbringen vermocht. Der römische Adel ist nur noch der Schatten dessen, was er ehemals war; der Kirche unterworfen, außerhalb welcher er keinen Einfluß haben würde, stellt er sich den geistlichen Würden nur noch gegenüber, um nach denselben zu streben oder sich vor ihnen zu beugen.

Der hohe römische Klerus, und besonders die Mitglieder des heiligen Collegiums, können, Dank der Sorgfalt des Pontificats für den Glanz der Cardinäle, noch die Kläglichkeit seiner Lage verbergen; aber der römische Adel, der auf den Trümmern seiner gestürzten Größe verlassen und isolirt ist, bietet nur noch ein elendes schmachvolles Schauspiel. Dieser Contrast zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart ist eine der größten Demüthigungen des modernen Rom. Die Ereignisse während der ersten Jahre des 19. Jahrhunderts haben das vollendet, was der Fortschritt der Aufklärung und die philosophischen Forschungen begonnen hatten. Napoleon hat an seinen Triumphwagen den Papst, die Cardinäle und die Fürsten gespannt. Die Borghese haben seine Verwandtschaft gesucht und eingewilligt, die Vertreter seines Reiches, seines Heeres und seiner Eroberungen zu sein.

Der Adel der römischen Staaten hat sich noch nicht von den heftigen Stößen erholt, die den päpstlichen Thron so gewaltig erschütterten; indeß sieht man nirgends, selbst nicht in dem finstern Hochmuth der britischen Aristokratie, eine solche Anmaßung und Zuversicht, wie bei dem römischen Adel, der so vermindert und so erniedrigt ist.

Gleich den edlen Hidalgos, die zum Betteln gezwungen sind, kleiden die römischen Adeligen sich mit wenigen Ausnahmen in ihre beschmutzten und zerfetzten Purpurlumpen.

Die Einen schleppen vielmehr, als sie tragen, Namen, welche zu schwer für ihre gebeugten Schultern sind, die unter dieser Last erliegen; die Anderen legen jedes Schamgefühl ab und bedecken mit der Livrée die Kleider ihrer adeligen Ahnen. An dem Hofe machen die reichen Prälaten, der übermäßige Luxus der Cardinäle und der Dienst des santo padre eine große Menge von Edelleuten nothwendig; sie sind erforderlich, um die Schleppe der Gewänder und der Mäntel bei den Ceremonien zu tragen; man bedarf ihrer, um vorauszugehen, oder zu folgen; man braucht sie in der Kapelle und in den Sälen des Vaticans; man bedarf ihrer in den Kirchen und in den Palästen; die Vorhallen, die Treppen und die Vorgemächer müssen mit Edelleuten angefüllt sein, die in die buntscheckigsten Farben gekleidet sind. Das Ceremoniell und der Prunk der Processionen und der Cavalcaden beschäftigen eine Menge dieser adeligen Diener; man stellt dieselben überall auf; die ganze kleine Brut des römischen Adels wird zu dieser Knechtschaft verwendet. Die Titel, mit denen sich diese armen Schlucker schmücken, um ihre Erniedrigung zu verbergen, machen ihre Gemeinheit nur noch greller.

In Rom findet man bei den neuen Reichen, den Emporkömmlingen und den Ausländern, die man für verschwenderisch hält, einen Schwarm adeliger Bettler und Speichellecker, welche der Eitelkeit nur schmeicheln, um auf deren Kosten zu leben. Die Gefügigkeit dieser Bittsteller hat keine Grenzen und fügt sich allen Launen; ihre Artigkeit, ihr Eifer und ihre Dienstfertigkeit sind von komischer Wichtigthuerei, und ihre Ergebenheit äußert sich nur durch überspannte Betheuerungen und wunderbare Ausbrüche; es ist sehr schwer, sich dieser eigennützigen, betrügerischen und habgierigen Zudringlichkeit zu entziehen. An Denen, die sie verlocken oder täuschen wollen, verschwenden sie die pomphaftesten Titel mit einem komischen crescendo, von der signoria bis zur eccellenza; sie erschöpfen sich in tiefen Grüßen, öffnen die Arme und strecken sie aus, als wollten sie sie umarmen. Die edlen Römer, welche so auf Abenteuer ausgehen, zeigen immer ein großes Aufsehen der Toilette; sie schmücken sich mit falschen Edelsteinen, mit ehedem weißer Wäsche, mit vergilbten und verblichenen Jabots und Spitzen. Sie sprechen oft und viel von ihren vornehmen Verwandten, den hohen Aemtern, welche dieselben bekleidet haben, und den ungeheuren Diensten, die sie dem Staat leisteten. Was sie betrifft, so müssen sie ein Vermögen besessen haben, welches des Namens, den sie tragen, würdig war, allein die unglücklichen Zeiten und die Bosheit der Menschen haben ihnen Alles geraubt. Reich oder arm, groß oder klein, ist der römische Adel stets ruhmsüchtig, schwatzhaft, intriguant und prahlerisch.

Er liebt und sucht alle Zeichen, welche den Blick auf sich ziehen;

er hat stets in dem Knopfloche wenigstens einen Orden, wäre es auch nur der des goldenen Sporns, um den Titel Paladin annehmen zu können, der mit den Patenten dieses Ordens verbunden ist, dessen Kanzlei damit Geldgeschäfte macht und welche so viel Leute kaufen, weil das rothe Band dem der Ehrenlegion gleicht.

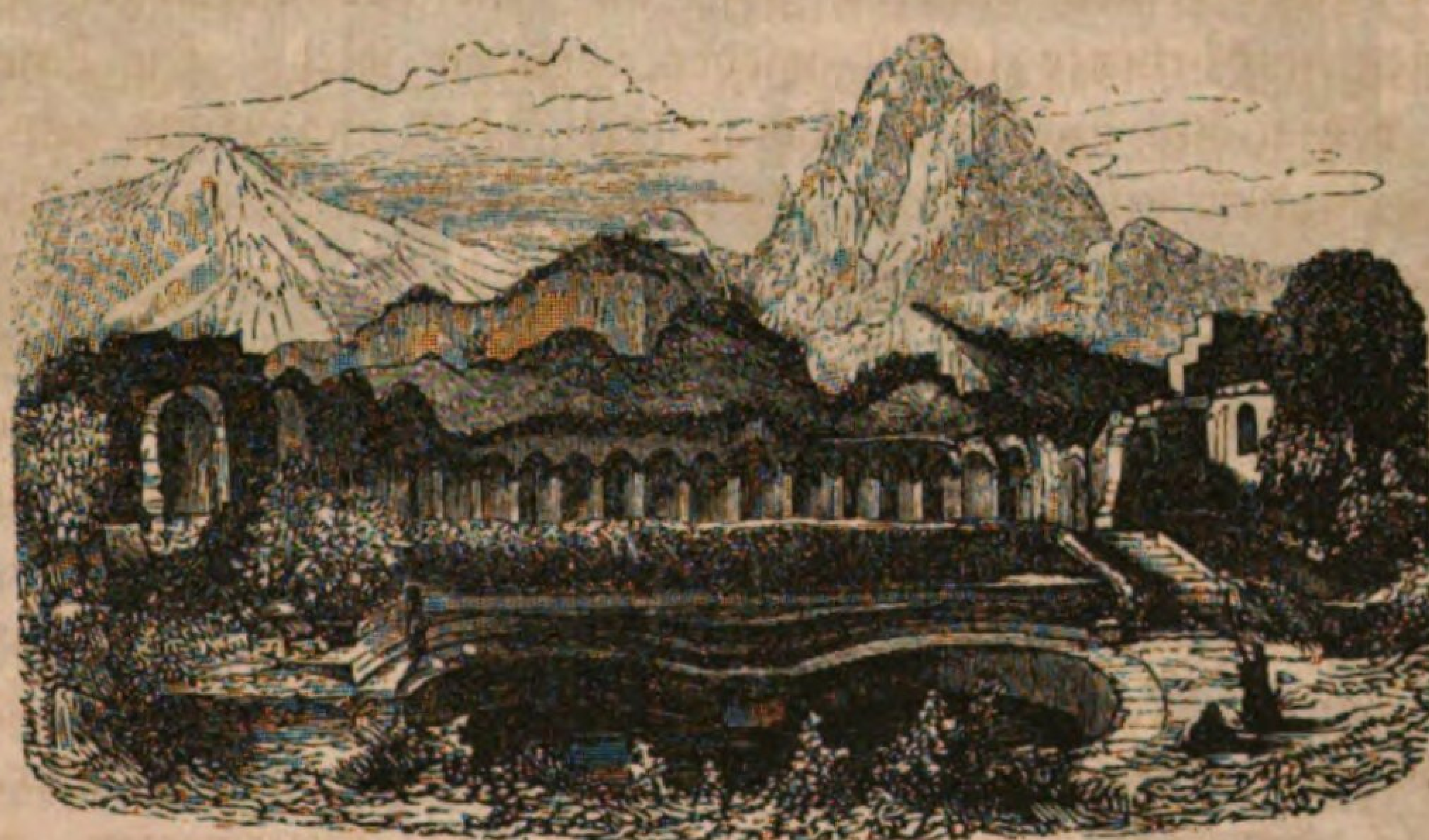
Bei dem Anblick dieser lächerlichen Ansprüche des römischen Adels über die Streitigkeiten des Alters, der Vorrechte und des Vortritts fragt man sich, ob es nicht ganz und gar der Natur der päpstlichen Macht selbst entgegen ist, einen erblichen und dauernden Adel zu gründen, während sie selbst wesentlich vorübergehend und wählbar ist. Wie kann der heilige Stuhl Denen, die den römischen Thron umgeben, ein Privilegium ertheilen, dessen er selbst nicht für die Herrscher, die ihn einnehmen, genießt? Kann denn der Papst verleihen, was er selbst nicht besitzt?

Es giebt keinen anderen Hof, an dem das Vermögen so schnell gewonnen und ebenso schnell wieder verloren wird. Die Laune eines Herrn, den nichts an die Vergangenheit fesselt und nichts mit der Zukunft verbindet, bildet und vernichtet die Geschicke seiner Höflinge. In Rom kann, ebenso, wie in den Monarchien des Orients, ein Unterthan aus der demüthigsten Lage zu dem höchsten Range erhoben werden, ein Günstling kann ebenso von dem Gipfel der Macht herabgestürzt werden: der Wille des Papstes allein entscheidet über dergleichen.

Besonders die Päpste, die aus religiösen Orden gewählt werden, sind oft von dem niedrigsten Herkommen. Sixtus V. war der Sohn eines Gärtners; der Name des gegenwärtigen Papstes, welcher Mönch war, gehört keiner Adelsfamilie an. Wie können die Geschlechter, die so stolz auf ihr Alterthum sind, sich dieser Lage unterwerfen, welche sie unter Männer stellt, die von so niederer Geburt sind?

Der Adel kann mit Sicherheit nur in einem Staate bestehen, in welchem die Macht erblich ist; überall sonst ist er nur eine Wirkung ohne Ursache. Venedig und Polen konnten nicht durch die Adeligen des Wahlreiches und die der erhabenen Republik gerettet werden; die Patriziergeschlechter hatten keine Wurzel in dem Boden; darin muß man auch einen der Hauptgründe von dem Verfall des römischen Adels suchen. Man bemerkt, daß das neue römische Patriziat zusammengestürzt ist, wie ein von Rissen durchzogenes Gebäude, das in sich selbst zusammenbricht. Nichts hat eine Bresche in diesen Adel gelegt, der nur durch das Alter zu Grunde ging. Man vergleiche diesen Zustand der Dinge mit dem in Frankreich, wo die Ideen und die Ereignisse so viel gegen das aristokratische Princip gethan haben, ohne den lebendigen Keim desselben auszurotten. Man sehe England, dessen drückende

und tyrannische Aristokratie sich nach Revolutionen, welche die politische Ordnung von Grund aus umwandelten, kräftig und stark wieder erhebt. In diesen beiden Königreichen ist selbst das erbliche Königthum mehr als einmal erlegen; der Adel und seine Ansprüche haben allen Stürmen widerstanden. In England sah er seinen Reichthum und seine Herrschaft wachsen, in Frankreich steigt er mit Alle dem, was ihn mächtig macht, aufrecht aus den Trümmern, während der römische Adel unter den Ruinen der niedergeworfenen Macht begraben liegt. Das kommt daher, weil die römischen Adeligen nichts waren, nichts sind und nichts sein können, als prunkhafte Nutzlosigkeiten, als die Nebendinge eines Schauspiels, als die Comparsen der religiösen und politischen Ceremonien, der Processionen und der Cavalcaden.





Neunzehntes Capitel.



Die geistlichen Orden.

o drang Noëmi, geführt durch eine Leitung, welche von der Vorsehung selbst ihr verliehen zu sein schien, täglich tiefer in das Herz des alten Kolosses ein. Sie hatte, wie sie es Ben Saul schrieb, zuerst die thönernen Füße desselben entdeckt, und jetzt fand sie im Innern Verwesung und Staub. Die Jüdin hatte von ihrem Vater neue Ermahnungen empfangen, welche sie in ihren Absichten bestärkten. Die reichsten und einflußreichsten Israeliten fürchteten die Macht Roms und besonders die des päpstlichen Hofes; die Schrecken, deren sie sich nicht zu erwehren vermochten, waren gleichsam eine Erinnerung an die Zeiten der Unwissenheit und der Grausamkeit, in welchen Rom die Söhne Israels verfolgt hatte, um sich durch die Beute derselben zu bereichern. Es war daher wichtig für die Sache des Volkes Gottes, daß Die, welche

auf ihre Entschlüsse wirken konnten, die Besorgnisse zerstreuten, die man mit seltener Gewandtheit ausbeutete. Agenten, deren geheimnißvolle Wirksamkeit sich überall fühlbar machte, ohne sich irgendwo zu zeigen, war es schon gelungen, Uneinigkeit zwischen den Söhnen Abrahams, Isaaks und Jakobs hervorzubringen; sie hatten durch ihre einschmeichelnden Reden und durch die Tücke ihrer Andeutungen einige der großen Banquiers, die mit Rom unterhandelten, von den Führern abwendig gemacht. Das auf diese Weise erlangte Geld sollte dazu dienen, in den Legationen die belebenden und wiedergebärenden Grundsätze zu ersticken, welche allein die Lage der Israeliten in den römischen Staaten verbessern und erträglich machen konnten. Es war dringend nöthig geworden, zu beweisen, daß Rom nicht nur ohnmächtig sei, sondern auch zahlungsunfähig, und daß es durchaus keine Sicherheit und keine Bürgschaft für die Wiederbezahlung der Anleihen böte, welche seinen Mangel vergrößerten, statt seine Verlegenheiten zu vermindern.

Diese Nachrichten gaben den Forschungen des jungen Mädchens eine neue Thätigkeit, deren Eifer und Gluth sich durch den Anblick der Gefahr stärkten. In der Mitte aller Schwächen, welche Rom beinahe ohne Vertheidigung und ohne anderes Mittel des Widerstandes und des Heils ließen, als leise Arglist und Schlingen aller Art, glaubte sie dennoch ein Element der Thätigkeit und Kraft entdeckt zu haben. Dieser ihr noch verborgenen Ursache schrieb sie die Langsamkeit, die Unsicherheit und die Streitigkeiten zu, welche zwischen ihren Brüdern entstanden waren.

Ohne den Hof von Rom zu verlassen, wo sie den Mittelpunkt ihrer Beobachtungen gegründet hatte, dehnte sie ihren Blick über die benachbarten Orte aus, und für Noëmi ging ein neues Licht auf.

Unter der Menge, welcher sie in der Umgebung der hohen Orte des Staats und der Kirche begegnete, hatte sie eine Art eigenthümlicher Individuen bemerkt; sie wurden in den genauen und vertrauten Umgang der Cardinäle und der römischen Fürsten zugelassen, welche sie stets mit einem artigen und oft herzlichen Wohlwollen behandelten. Diese Personen bekleideten kein öffentliches Amt, sie schienen mit keiner Würde begabt zu sein, und gleichwohl wurden ihre Worte gehört, und man strebte nach ihrer Freundschaft und nach ihrer Vermittelung. Obgleich nach außen nichts sichtbar wurde, waren diese Menschen doch offenbar in alle Angelegenheiten gemischt und vertraut mit denselben.

Es war schwer, ihnen irgend einen Rang des Vortritts anzuweisen; man sah sie sich in alle Ränge mischen. Ihr geistliches Gewand machte indeß, daß man sie zu den Männern der Kirche zählen mußte; aber selbst dieses Gewand bot ein Räthsel: es war eine klösterliche

Tracht, durch Zierlichkeit aber weit entfernt von der Strenge des Klosters. Die feinen weichen kostbaren Stoffe, ausgesuchte Verzierungen und werthvolle Schmucksachen verbannten jeden Gedanken an Demuth und Armuth und erinnerten an den Prunk der Welt, statt an die Zeichen der Buße.

Man sagte Noëmi, daß diese Männer die Generale der religiösen Orden wären. Man zählte in Rom 26 mönchische Orden und 29 religiöse, im Ganzen also 55 Arten religiöser Verbrüderungen; außerdem giebt es noch 89 religiöse Orden für das weibliche Geschlecht.

Ohne sich gleich anfangs um die Natur dieser Institutionen und ihren Einfluß auf die gesellschaftliche Lage eines Volkes zu bekümmern, erschrak die junge Jüdin über den Gedanken an die geheime und furchtbare Macht, welche Rom durch diese religiöse Miliz gewann, die in verschiedenen Gegenden vertheilt war, und deren Gesammtthätigkeit der Stadt der Päpste, dem Aufenthaltsorte der Generale aller religiösen Orden, als dem Mittelpunkte der Macht dieser Verbrüderungen zusammenlief.

In Rom sind es die Mönche, welche die Mühseligkeiten des Gottesdienstes ertragen; sie versehen denselben in 71 Kirchen. Man erkennt sie leicht, denn sie legen nie das Gewand ihres Ordens ab, über welches sie zu dem Hochamte die kirchlichen Gewänder anlegen. Im Allgemeinen ist diese Bevölkerung der Klöster von einer Unwissenheit, von welcher man sich nur schwer einen Begriff machen kann. Die Landleute sind in den Klöstern in großer Zahl vorhanden, sie suchen in denselben weder eine Zuflucht gegen die Welt, die sie nicht kennen, noch ein Asyl für ihre Frömmigkeit; sie finden hier eine Zufluchtsstätte gegen die Arbeit ihrer Hände, durch welche ihre Trägheit erschreckt wird, eine Nahrung für ihren Ehrgeiz, günstige Gelegenheiten für ihre bösen Neigungen, ein unthätiges, leichtes, sorgloses Leben, und eine gewisse Herrschaft über die Menge, welche ihrer rohen Eitelkeit schmeichelt.

Die zahlreichen Asyle, welche diesen Anforderungen geöffnet sind, die sich auf eine so leichte Weise von den Pflichten gegen die Gesellschaft frei machen, ermuthigen zu dieser verderblichen Unthätigkeit. Die Felder bleiben unbebaut und unfruchtbar, überall stockt die Arbeit, die Industrie ist unthätig und nichtsbedeutend, die Familie der Unterstützung beraubt, die Städte und das Land werden heimgesucht von dem verzehrenden Aussatz der Bettelei.

Dies sind die ersten Resultate der mönchischen Geißel.

Die religiösen Orden rekrutiren sich nur aus den letzten Classen der Gesellschaft, welche aus Mangel an Erziehung und durch die Rohheit seiner Gewohnheiten am wenigsten dem Unterrichte und dem Fort-

schritte geneigt sind. Es giebt wenige Ausnahmen für diese allgemeine Regel, und wenn einige ausgezeichnete Personen aus diesen unwissenden Massen hervorgingen, so sind es eben seltene und überraschende Beispiele.

Die Individuen dieser Gattung, die sich dem Kloster widmen, haben gewöhnlich nur einen Gedanken des engherzigen Egoismus, und sind nicht aufgeklärt genug, um die Pflichten zu begreifen, die sie sich auferlegen. Die Eigenschaften, den Beruf und die Kenntnisse, die ihnen mangeln, ersetzen sie durch Heuchelei und durch die Lüge einer falschen und übertriebenen Frömmigkeit. Ihre Vorgesetzten verstehen es, geschickt



ihren Eifer anzuspornen, und ihn bis zur fanatischen Ergebenheit, von der sie Alles verlangen können, zu steigern.

Der Mönch ist ein Geschöpf, welches sich gewaltsam und freiwillig von allen Rücksichten getrennt hat, die den Interessen des Ordens, zu dem er gehört, des Klosters, in welchem er wohnt, fremd sind. Er ist das Werkzeug eines höheren Willens, aber der gleich dem seinigen isolirt ist von allen Pflichten des Staats und der Familie, und der ihn beliebig lenkt.

Aus den letzten Reihen der mönchischen Miliz werden die ungestümen, rasenden und die unsinnigen und wüthenden Apostel gewählt,

welche den Geist und das Herz der Einfältigen in Verwirrung setzen, und auf dem Lande die stumpfsinnige Leichtgläubigkeit und die verwerfliche Intoleranz verbreiten. Aus den niederen Regionen des Klosters tritt auch jenes Geschlecht von Müßiggängern hervor, welches von Dorf zu Dorf zieht, den Schweiß der Armuth in seinem Bettelsacke mit sich hinwegnehmend.

Diese Mönche sind die keckſten Verbreiter und die unerschrockensten Vertheidiger jeder Art des Aberglaubens, welcher das Volk in der Unwissenheit und im Irrthum erhält, die Betrügereien leicht macht und die Habgier begünstigt. Ihre Berührung mit den niedern Classen, aus denen sie entspringen und die sie irre leiten, findet unablässig statt und ist stets verderblich. Um bei dem Volke den Glauben zu erhalten, der ihrer frommen Habsucht günstig ist, sind die Mönche in alle Gewohnheiten der Bedürftigen eingedrungen, denen sie ihren letzten Bajocco zu entreißen verstehen. Sie plündern die Armen aus, statt ihnen Almosen zu bringen; sie säen Schrecken und Verzweiflung in die Herzen, die sie beruhigen und trösten sollten; sie beuten die religiösen Hoffnungen und die religiöse Furcht aus, welche durch ihren Betrug Glauben gewonnen haben.

Auf andern Stufen der Gesellschaft findet man diese Mönche wieder, aber mit minder rohem Wesen; sie wissen sich in die Familie einzuschleichen, die Gaben der Lebenden und die Erbschaft der Todten zu gewinnen; sie lassen es sich angelegen sein, die Geheimnisse des häuslichen Heerdes zu erforschen, um auf die Familie eine geheime Herrschaft auszuüben, und einen geheimen Tribut zu erheben.

Als boshafte und einschmeichlerische Emissaire drängen sie sich ein in alle Wohnungen und bezeichnen dem Kloster die Erben, deren Rechte ihrer Habgier im Wege stehen; sie erschleichen das Vertrauen der Eltern, und durch die Arglist, mit der sie dieselben umgeben, lenken sie ihren Willen einem mystischen Ziele zu, welches stets der Vergrößerung des klösterlichen Reichthums günstig ist. Zuweilen gelangen sie durch die Stiftung von Zwistigkeiten zu der Erreichung ihrer Wünsche. Gewandt darin, innere Streitigkeiten anzuschüren, reizen sie die Kinder gegen ihre Eltern, und diese gegen ihre Kinder auf. Sie sichern sich Einverständnisse in den reichen Häusern, indem sie die Dienerschaft bestechen, welche ihnen dann die Geheimnisse der Herren verkauft und so die Absichten und Pläne ihres Geizes begünstigt.

Noch höher, beinahe an der Schwelle der Macht, stößt man wieder auf diese mönchische Invasion, diese Krankheit der römischen Staaten.

Hier sind sie die Agenten einer ehrgeizigen Spionerie, deren Wünsche auf die Herrschaft zielen; unter ihrer Kutte mischen diese Di-

plomaten des Klosters sich in alle großen politischen Intriguen der letzten Jahrhunderte; jeder katholische Hof hatte einen Mönch unter seinen Räthen; stets unsichtbar gehüllt in eine geheuchelte Demuth, gelangte er dahin, die Herrschaft seiner Rathschläge durch geheimnißvolle Einflüsse zu befestigen; an die Schwäche der Frauen hielten sich diese Hinterhalte, die sich des Geistes bemächtigten, indem sie das Herz mit den Waffen einer ängstlichen Frömmigkeit und ascetischer Entzückungen angriffen.



Zuweilen unterwerfen die Mönche sich selbst Geister, deren Macht die Staaten regiert. Richelieu gehorchte dem Pater Joseph, diesem unerbittlichen Mönche, den man die graue Eminenz nannte; aber wenn Einer von ihnen auf dem päpstlichen Throne sitzt, wie dies bei dem gegenwärtigen Papste der Fall ist, dann hat die Autorität der Mönche bei allen politischen Handlungen den Vorsitz.

Der Pater Baures, Büßermönch des heiligen Petrus, ist damit

beauftragt, dem Papste die Franzosen vorzustellen, welche den Segen des heiligen Vaters zu empfangen wünschen.

Das Ceremoniell dieses Empfanges legt dem Besucher drei Kniebeugungen in verschiedener Entfernung auf. Man wundert sich über die Leichtigkeit, mit welcher man sich dem heiligen Vater nähert; das Geheimniß dieser Zugänglichkeit liegt in dem regalo, welches man nach der Audienz den Dienern des Papstes giebt.

Jedes Mitglied eines religiösen Ordens handelt unter den Eingebungen des Generals; von den niedrigsten bis zu dem obersten und absoluten Oberhaupte folgt dieser Gehorsam, welcher die erste Lehre der klösterlichen Disciplin ist, allen Sprossen der hierarchischen Stufenleiter.

Die Generale der Orden sind daher die obersten Führer dieser religiösen Miliz, welche öffentlich oder heimlich über die Ausdehnung der Christenheit verbreitet ist, in der einen Halbkugel sowohl, wie in der andern, und in dem Papste fließt diese Macht zusammen.

In Rom weiß man, welchen Beistand sie dem heiligen Stuhl leisten, und es sind ihnen daher die schmeichelhaftesten Zuvorkommenheiten gewährt. Die Generale der Orden gelten für Männer von ausgezeichnetem Verdienst. Dieser Ruf, von dem man so viel Lärm schlägt, ist nur eine Lockspeise, Denen zu schmeicheln, die man gewinnen will. Diese Würdenträger des Klosters zeichnen sich oft durch ihr Wissen aus; allein die theologischen Spitzfindigkeiten nehmen bei diesem Wissen einen solchen Platz ein, daß es wenig Anspruch auf die Achtung ernster Männer hat, und ihr Ruf erstreckt sich in dieser Beziehung nicht weit über den Kreis ihres Klosters hinaus; jeder Orden ist überdies zu sehr dabei interessirt, seinem Oberhaupt Geltung zu verschaffen, als daß nicht einiges Uebermaß bei der Bewunderung Dessen stattfinden sollte, welcher der Gegenstand derselben ist.

Diese Generale der Orden werden in einer Generalversammlung durch Scrutinium gewählt; allein das Kloster hat zu solchen Wahlen auch sein Conclave, welches hinsichtlich der Bestechungen und der arglistigen Wege nicht hinter dem zurücksteht, das die Päpste wählt. Auch hier intriguirt jede Nation dafür, daß einer der Ihrigen die Mehrheit der Stimmen gewinne. Die, welche am meisten auf dieses Resultat halten, wissen gleichwohl, daß der gewählte General auf seine Nationalität verzichtet, um nur ein Werkzeug des Papstes zu sein.

In den Klöstern, so wie bei jeder religiösen Verbrüderung, besteht in Beziehung auf die Wahl des Generals ein stillschweigendes Uebereinkommen; es sind nicht die glänzenden Eigenschaften des Geistes oder die Kenntnisse, welche man bei ihm sucht; weder seine Aufklärung, noch

sein Wissen, noch seine Beredsamkeit bezeichnen ihn für die Bevorzugung durch Abstimmung. Was man vor allen Dingen in ihm zu finden verlangt, ist eine grenzenlose Ergebenheit für den Geist des Ordens, und der feste Wille, diesem Gefühle Alles unterzuordnen. Geschäfts- und Menschenkenntniß, ein großer Ruf der Gewandtheit und eine unbestreitbare Verschlagenheit sind die Fähigkeiten, welche jeder religiöse Orden in seinem General finden will.

Was die Mitglieder betrifft, die sich durch andere Verdienste auszeichnen, so verwendet man sie zu Controversschriften, zu theologischen Streitigkeiten, als Professoren und Prediger; auf diesem Wege können sie bis zu den höchsten Würden der Kirche emporsteigen, und durch das Episcopat und das heilige Collegium selbst zu dem päpstlichen Thron gelangen.

Den Generalen der Orden werden alle wichtigen Unterhandlungen anvertraut, welche die Verbrüderung betreffen; ihre Verbindungen umfassen beide Welten, und in dieser Beziehung bilden sie ein gewaltiges diplomatisches Netz, welches sich über alle Gegenden verbreitet. Rom bedient sich dieser Hülfsquellen, um seinen Einfluß in die Ferne zur verbreiten, und unter diesem verborgenen Beistand unsichtbar unter den Kutte und der Kapuze zu wirken. So hat Rom bei allen Völkern Unterthanen, die es vom Gehorsam gegen ihre Herrscher freigesprochen hat, um sie seiner eigenen Herrschaft zu unterwerfen.

Unter solchen Verhältnissen muß man erkennen, daß eine der mächtigsten Hülfsquellen für die römische Macht diese religiöse Miliz ist, welche sich über alle Orte ausbreitet, aber durch ein gemeinschaftiches Band der Unterwerfung und durch die Einheit des Gehorsams vereinigt wird, dessen Wirksamkeit Rom von dem Geistigen abgewendet hat, um es den Interessen seiner weltlichen Macht dienstbar zu machen.

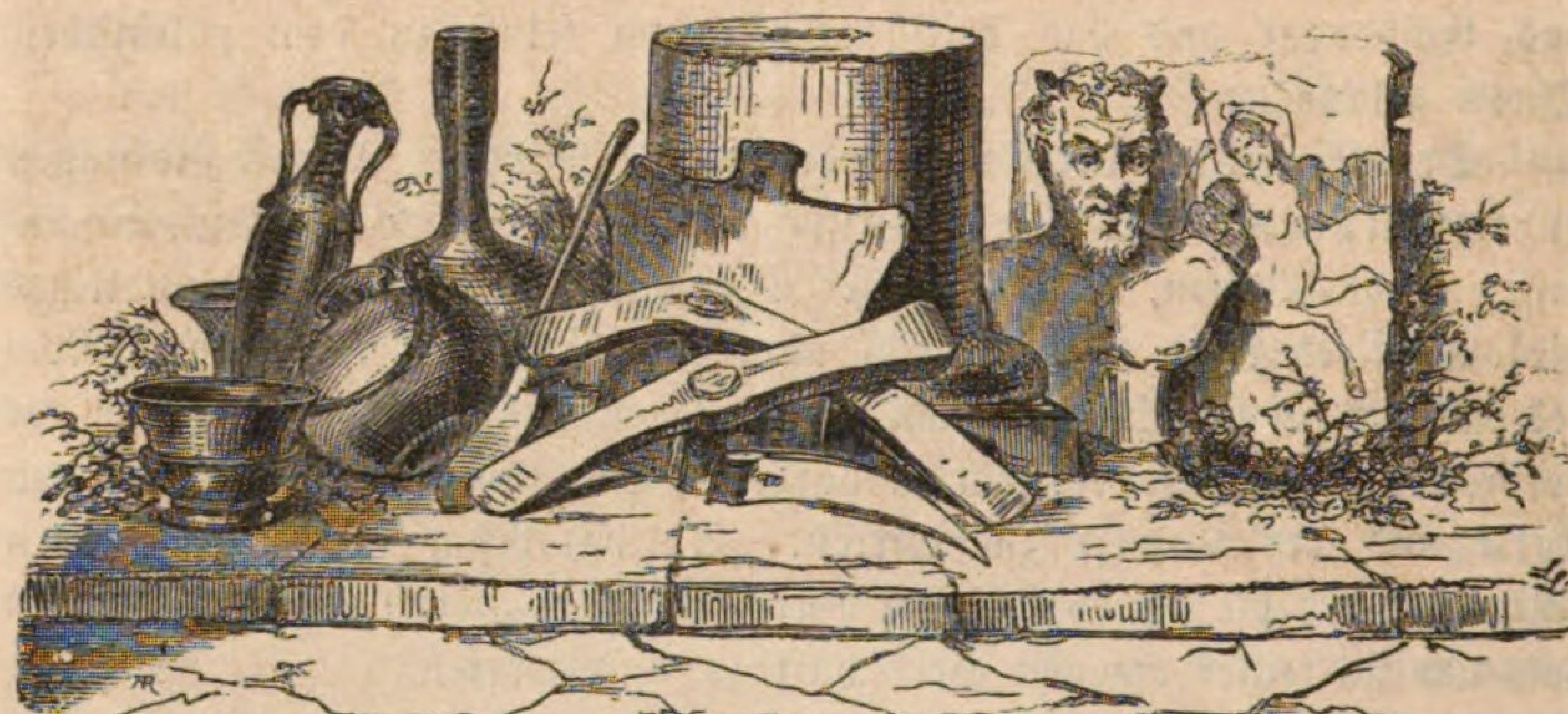
Nur aus diesem Gesichtspunkte betrachtete Noëmi anfangs die Frage der religiösen Orden und ihrer Generale. Sie nahm sich ohne Zweifel vor, sich im Laufe ihrer Forschungen von der innern Einrichtung der Klöster genau zu unterrichten.

Hier würde sie unter dem Aeußern eines demüthigen und von der Welt getrennten Lebens das Vorhandensein aller weltlichen Leidenschaften erkannt haben; sie hätte Angesicht in Angesicht den Stolz der Abt-Bischöfe, ihren kleinen mönchischen Hof, ihren Prunk, ihre Trägheit und die wollüstigen Einzelnheiten von dem Leben dieser falschen Einsiedler betrachten können; sie hätte sie gesehen entfernt von der Welt und nahe den Eitelkeiten derselben, ihren Genüssen und ihrer Ausschweifung; sie würde eingeweiht worden sein in die Aufregungen dieser eingemauerten Ehrgeizigen, und in das Wesen ihrer Eifersüchteleien und

ihrer Kämpfe, in die Grausamkeit und Hartnäckigkeit ihrer Rache und ihres Hasses, in die Erbitterung ihrer Verfolgungen und in die Tyrannei der Besitzer dieser geistlichen Lehne.

Dann hätte sie begriffen, welche ausdauernde Verstellung nöthig ist, um so, wie Gregor XVI. es that, die Kutte des Mönchs gegen den Purpur des Papstes zu vertauschen.

Diese Bilder wird die junge Jüdin ohne Zweifel erblicken, wenn hre Augen in die Mysterien der römischen Kirche eindringen.





Zwanzigstes Capitel.

Das weltliche Rom.



Erforscht man den Ursprung der päpstlichen Macht, welche zu allen Zeiten nichts gewesen ist, als eine ungeheuerliche Anomalie, so sieht man die weltliche Macht der Päpste entstehen, sich vergrößern und wachsen, indem sie die geistliche Macht schwächt und verwandelt, bis zuletzt dieser falsche und eitle Besitz eines Königthums dieser Welt die himmlische Erbschaft vernichtete, welche Christus dem heiligen Petrus, so wie Denen hinterließ, die sich die Nachfolger des Apostels genannt haben.

Drei Jahrhunderte lang zeigten Petrus und Die, welche auf dem Stuhl der Wahrheit folgten, lebend eingeschlossen in ihrer finstern Zu-

fluchtsstätte, sich den Augen der Welt nur, um sich den grausamsten Martern zu unterwerfen; die ersten Christen verließen die Katakombe nur, um dem Märtyrerthum entgegen zu gehen; unter den 57 ersten Hirten der römischen Kirche findet man nicht weniger als 32 Märtyrer und 10 Glaubensbekenner. Damals gab es weder Papst noch Cardinäle, noch Kirchenfürsten, noch Prälaten, noch römischen Hof, noch päpstliche Wohnungen. Die Höhlen, die Katakomben und die abgelegenen Orte verbargen den Blicken der Henker den Cultus und das Gebet. Mehr als drei Jahrhunderte waren so verflossen. Die folgenden Jahrhunderte sahen über der Kirche Tage aufgehen, deren Glanz das Heiligthum über dessen Betrübnisse tröstete. Die christliche Religion wurde die des Kaiserreichs, man erbaute und weihte prachtvolle Kirchen, man bereicherte den Cultus; der Weihrauch, den die Christen bis dahin verworfen hatten, weil er durch den Götzendienst profanirt war, wurde in die Kirchen eingeführt. Im 4. Jahrhundert sang man feierlich das Ite missa est; während der Verfolgungen wurden diese Worte nur ausgesprochen, um die Christen zu ermahnen, sich geräuschlos und vorsichtig zu entfernen.

Rom, die Stadt, zu welcher der heilige Petrus 42 Jahre nach der Geburt Christi kam, die Stadt, in der er auf den Befehl des unerbittlichen Nero, des ersten Verfolgers der Christen, getödtet wurde, betrachtete man von da ab als den Mittelpunkt der christlichen Einheit. Auf allen Seiten bekehrten Bevölkerungen sich zu dem neuen Glauben, und um zu dem Glanze der Kirche beizutragen, brachten die Völkerschaften ihre Schätze nach Rom.

Der Geiz bemächtigte sich des Bischofs von Rom; er vergaß bald die Einfachheit der ersten Kirche, deren Tugenden, Muth und Armuth alle Nationen ehrten. Geblendet durch die Reichthümer, welche die Welt zu seinen Füßen niederlegte, wollte er diesen Schätzen die Macht hinzufügen, ohne sich daran zu erinnern, daß der göttliche Meister, durch den Dämon geführt auf den hohen Berg, von dem er alle Königreiche der Welt überblicken konnte, den Besitz derselben verweigerte.

Nun bewirkte man eine Schenkung des Kaisers Constantin, welcher die Stadt Rom und das Gebiet derselben dem Papst Sylvester abtrat, in der Absicht, daß es als Erbtheil für alle Die dienen sollte, welche den apostolischen Stuhl einnehmen würden. Man kennt nicht das genaue Datum dieser Abtretung, und der Cardinal Baronius nimmt in seinen Annalen keinen Anstand, sie als untergeschoben zu betrachten. Wie dem aber auch sei, so wechselte doch 329 unter dem Pontificate des heiligen Sylvester, als Constantin den Sitz des Kaiserreichs von Rom nach Byzanz verlegte, das erste seinen Herrn, ohne daß der Papst

davon Besitz ergriff, und gleichwohl scheint sich von jener Zeit an für den päpstlichen Sitz eine Herrschaft über die ganze Christenheit zu datiren, welche sich durch die Berufung und Abhaltung von Concilien, durch Constitutionen, durch Decrete und die apostolischen Canons äußerte, deren Schiedsrichter oder Urheber der Bischof von Rom bereits war.

Dies war nach den Geschichtsschreibern des Papstthums der Ursprung der geistlichen Macht der Päpste. Diese Lage gab indeß dem Bischofssitze in Rom noch nicht den Vorrang über die andern; dieser Vorrang wurde ihm durch die Patriarchen von Constantinopel streitig gemacht. Bis zum 5. Jahrhundert verdankte der Sitz von Rom seine Herrschaft und seinen Einfluß über die Angelegenheiten der Religion nur der freiwilligen Unterwerfung, welche die andern Bischöfe und die Primaten für dessen Entscheidungen zeigten.

Gegenwärtig hat der Papst, wie man das aus der Rangordnung sehen kann, welche durch die Prälatur aufgestellt ist, in seinem Gefolge die Honorarpatriarchen von Constantinopel, Alexandrien, Antiochien, Jerusalem, Aquileja, Venedig und Indien als die lebenden Trophäen seiner geistlichen Herrschaft.

Wenn der Ehrgeiz der Bischöfe von Rom sich auf dieses erste Resultat beschränkt hätte, so konnte die Kirche Christi, die sie in das Verderben stürzten, gerettet werden.

Als das durch Constantin begründete Kaiserreich zerfiel, benutzten die Bischöfe Roms diese Theilung; sie beriefen sich auf die vorgebliche Schenkung Constantin's und erklärten sich zu Herrschern von Rom. In diesem Augenblicke überschwemmten die Barbaren Italien, und es war der Gewandtheit der Päpste leicht, ihrer neuen Macht die Völker zu unterwerfen, aus denen sie ihre neuen Unterthanen machten, denn diese wollten sich lieber dem ergeben, den sie schon als ihr geistliches Oberhaupt erkannten, als das Joch erdulden, mit welchem die Eroberung sie bedrohte.

Die Fürsten, welche damit beschäftigt waren, sich in die Trümmer des Kaiserreichs zu theilen, setzten den Ansprüchen der Päpste auf Rom keinen Widerstand entgegen; jeder derselben dachte nur daran, sich in seinem Besitz zu erhalten, und die Zeit der Nebenbuhlerschaften war noch nicht gekommen. Die Ostgothen allein wollten diese Absichten der Päpste durchkreuzen, und ihnen die schöne Gegend streitig machen, deren sie sich bemächtigten, aber die christlichen Fürsten kamen, Rom gegen die Barbaren zu schützen.

So wurde die weltliche Macht der Päpste begründet.

Man darf sich nicht wundern, hier, wie bei der Begründung beinahe aller Throne, die Usurpation zu finden; Gewaltthat und Eroberung,

Raub oder Betrug, und oft selbst das Verbrechen, haben viele Reiche begründet. Die weltliche Macht Roms scheint uns ebenso legitim zu sein, wie jede andere Macht, und weder ihren Ursprung noch ihre Rechte, noch ihre Existenz wollen wir angreifen und bestreiten.

Was wir in seinem hellsten Lichte zu zeigen beabsichtigen, ist die Unvereinbarkeit der weltlichen Macht mit der geistlichen, wie Rom seit so langer Zeit beide auszuüben beansprucht.

Es giebt in Europa zwei große Nationen, bei denen die theokratische Macht sich mit der obersten Autorität verschmilzt. In Rußland ist der Czar, und in England die Person, welche auf dem Throne sitzt, das Oberhaupt der nationalen Religion. Der Unterschied zwischen dieser Oberherrschaft und der, welche Rom auszuüben beansprucht, ist auffallend: der Kaiser von Rußland und der Beherrscher der drei vereinigten Königreiche erstrecken die religiöse Herrschaft nicht über die Grenzen ihrer Staaten, und leiten die Religion nur in ihrem Verkehr mit dem Staate, indem sie dabei den Dienern des Cultus die Leitung aller religiösen Dinge überlassen. Rom dagegen maßt sich die geistliche Herrschaft über alle bekannten und unbekannten Gegenden an, und vermittelst dieser Macht, die es für göttlich erklärt und neben, wo nicht über die Macht Gottes selbst stellt, strebt es nach der weltlichen Alleinherrschaft in allen Staaten. Hat nicht Rom einst in der Trunkenheit und dem Uebermaße seines Stolzes es versucht, die Könige der Erde einzusetzen und abzusetzen, und sich als obersten Schiedsrichter über alle Herrscher zu betrachten?

Doch lassen wir die Geschichte sprechen.

Die Päpste begründeten also ihre weltliche Macht, indem sie sich auf die geistliche Macht der Bischöfe von Rom stützten.

Wenn es sich darum handeln wird, die geistliche Macht der Päpste, so wie den Gebrauch, den sie davon machen, zu prüfen, werden wir Rom auf alle Einwürfe durch die Worte antworten sehen:

„Du bist Petrus, und auf diesen Fels will ich meine Kirche gründen.“ Ein Wortspiel in der lateinischen Sprache, welches aber in der Sprache nicht zu bestehen scheint, in welcher Christus mit seinen Jüngern redete.

Da der Text des Evangeliums an dem Hofe von Rom in so großer Verehrung steht, wie konnten da die Päpste nicht nur die Worte, sondern auch den Gedanken und die Lehre der Demuth und der Uneigennützigkeit vergessen, welche Christus so oft in seinem Benehmen wie in seinen Reden aussprach?

Zuerst sahen wir ihn die Weltherrschaft ablehnen, welche der Dämon ihm bot, als hätte er Die, welche in Zukunft die Oberhäupter seiner

Kirche sein sollten, vor der Versuchung des Stolzes und des Ehrgeizes warnen wollen.

Dann trennte er so entschieden die Macht der Kaiser von der der Päpste, und den Thron von dem Altare, daß er befiehlt, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.

Endlich, da er fürchtete, daß die Jünger, die er unterrichtete, nicht stark genug gegen die Verführungen der irdischen Herrschaft sein möchten, wiederholte er ihnen mehrmals: Mein Reich ist nicht von dieser Welt, und sprach beständig zu ihnen von dem Himmelreiche.

Dieser dreifachen göttlichen Sendung setzte das weltliche Rom einen dreifachen Widerspruch entgegen.

Es begründet einen Staat unter dem Schutz seiner geistlichen Herrschaft und verwandelt das seinem Eifer anvertraute Bisthum in ein Königreich; aus ihren Beichtkindern machten die Bischöfe Roms ihre Unterthanen. Das Wohl des Himmels hat daher in ihren Händen nur irdischen Interessen gedient; statt auf Eroberung der Seelen auszugehen, hat Rom die Völker zu unterjochen gesucht.

Rom hat zu allen Zeiten seit der Begründung der weltlichen Macht ohne Unterlaß dem Kaiser bestritten, was des Kaisers war, und konnte es dies nicht offen thun, so geschah es durch die Unternehmungen seines Fiscus, durch welche es Tribute erhob.

Was das Reich dieser Welt betrifft, nach welchem zu streben Christus so entschieden verbot, so war es das beständige Ziel der Wünsche und der Anstrengungen Roms.

Geschieht es, daß die Geschichte in der ungeheuren Anklage, die sie gegen Rom durch den Lauf der Jahrhunderte erhebt, den fortschreitenden Augenschein der Thatsachen beweist, daß Rom, um die weltliche Macht, den Gegenstand all seiner Vorliebe, zu erhöhen und zu vergrößern, die geistliche Macht, die in seine Hand gelegt wurde, geopfert hat, darf man dann durch den Unwillen überrascht sein, den dieses verwerfliche Attentat erregt? So lange die Bischöfe Roms sich auf die geistliche Sendung beschränkten, waren ihre Tugenden, die Erbauung der Kirche, wie ihre Aufklärung, die Leuchte derselben; als sie aber, nachdem sie Patriarchen geworden waren, ihre weltliche Herrschaft begründet hatten, theilten sie ihren Eifer zwischen dem Himmel und der Erde; sie wollten ihre neue Würde mit Glanz umringen und gaben bald die evangelische Einfachheit auf. Nun sah man sie auf die frommen Functionen des Episcopats verzichten und sich mit der Herrschaft beschäftigen. Sie wählten Minister, ernannten Räthe, schufen Beamte, häuften Reichthümer an, befestigten ihren Besitz, dachten daran, ihre Staaten auszudehnen,

knüpften Verbindungen an, schlossen Bündnisse, mischten sich in die Factionen und die Parteien.

Der römische Hof wurde eingeführt, und die Päpste nahmen ihre Zuflucht zu allen Hülfsmitteln weltlicher Herrscher, um die Macht, die sie der geistlichen Gewalt hinzugefügt hatten, zu erhalten und zu vergrößern.

Bei solchen ehrgeizigen und weltlichen Beschäftigungen wurde die Sorge für die Religion, die ehemals der Gegenstand so vieler Ergebenheit und so vieler Mühe gewesen war, aufgegeben. Die Papst-Könige zogen bei ihrer Wahl nicht mehr die Tugenden, die Frömmigkeit und den Eifer Derer zu Rathe, welche sie zu ihrem Beistande beriefen; sie gewährten den Vorzug Denen, welche sich bei der Handhabung der Geschäfte befähigter zeigten. Umgeben von Geistlichen, mußten sie unter ihnen ihre Agenten wählen; so füllten sich alle Umgebungen mit Bestechungen, Intriguen, politischen Schlichen, eigennützigen Ergebenheiten, Arglist und Feinheit, mit Männern, die besser für die weltlichen Dinge als für die der Religion geeignet und stets bereit waren, die irdischen Absichten des Papstthums zu unterstützen. Das Collegium der Cardinäle und die Prälatur, welche die Päpste auf diesem materiellen Wege fortrissen, gaben sich ganz diesen Neigungen hin, die sie von den Pflichten trennten, welche die Religion ihnen auferlegte.

Da der römische Hof so gebildet war, sah er den italienischen Adel und den anderer Länder, der Abenteuer und Reichthümer aufsuchte, herbeiströmen. Diese neuen Familien knüpften mächtige Verbindungen an, und aus dem Verein so vieler Ehrgeizigen im Innern und nach außen entsprangen bald die Geißeln, welche die anderen Höfe heimsuchten: Kabale, Geiz, Neid, übermäßiger Luxus, Bestechung, Zügellosigkeit und alle schlechten Leidenschaften.

Darf man sich wundern, daß bei dieser Gährung der Laster Die, welche man gezwungen hatte, sich so zwischen dem Geistlichen und dem Weltlichen zu theilen, in der geistlichen Disciplin erschlafften, und daß sie in Ausschweifungen, in Mißbräuche, in Unordnungen gestürzt wurden, welche so zahlreiche, so verderbliche und so traurige Katastrophen herbeiführten?

Rom füllte sich an mit Kämpfen und Uneinigkeiten; die Zwistigkeiten brachen auf allen Seiten aus, unerbittlich und wüthend; nun entstanden abscheulich und verwerfenswerth die Gegenpäpste und die Schismen; die ganze Christenheit wurde durch diese heftigen Stöße und durch diese Gewaltthaten erschüttert und aufgeregt; die Ketzereien verbreiteten Verzweiflung über die Kirche und übten ihre Verheerungen bei fast allen Nationen. Die Päpste schürten flüchtig, verbannt, ein-

gekerkert, ihrer Staaten beraubt, verfolgt, gereizt und betend, die Flamme dieses gewaltigen Brandes, indem sie zu ihrem Beistand die christlichen Fürsten herbeiriefen, die sie gegen einander bewaffneten.

Das waren die bittern Früchte der Vernachlässigung der heiligen Dinge, welche materieller Interessen wegen aufgegeben wurden, und welche die unbesonnene Frömmigkeit Constantin's dem Bischofe Roms nur übertragen hatte, um den Glanz der Kirche zu sichern.

Diese Thatsachen, von denen wir nach den Schilderungen so vieler Geschichtsschreiber nur eine flüchtige Uebersicht zu geben brauchten, sind selbst von Denen anerkannt, welche am meisten zu Gunsten des römischen Hofes schrieben, unter denen wir Genebrand und den Cardinal Baronius anführen, denen so sehr daran liegen mußte, sie zu verhehlen.

So hat also von dem Einflusse, den ihm das Blut der Märtyrer und die Heiligkeit so vieler durch ihre Vorzüge und ihre Aufklärung berühmter Männer gewann, das weltliche Rom die Mittel erlangt, eine Macht aufzurichten, welche den Wahrheiten, die sich auf so viele glorreiche und blutige Zeugnisse stützen, entgegengesetzt ist. Es hat sich seiner katholischen Autorität bedient, um dem Christenthum zu schaden, und ihm den Erfolg einer Lage zu sichern, die dem Geiste und der Lehre desselben so widersprechend ist.

Und dennoch hat sich 14 Jahrhunderte, bis zu uns, diese Profanirung einer Sendung verlängert, welche die Päpste eine göttliche nennen!

Welche Zweifel könnten solchen Vorgängen gegenüber den Schrei des Unwillens unterdrücken, und wer dürfte der Verleumdung und der Leidenschaftlichkeit die Schriften anklagen, welche die Thatsachen bezeichnen, deren Veröffentlichung und Kenntniß die gegenwärtige Lage des Staats und der Kirche so nothwendig machen?

Indem Rom so handelte, wie es gehandelt hat, konnte seine Absicht nicht zweifelhaft sein; der Papst hat beständig nicht von seinem Hofe, aber von seiner Regierung den Adel, die weltlichen Fürsten und Barone fern gehalten. Die Päpste haben nur den Geistlichen die Leitung der Geschäfte anvertrauen wollen. Die Gründer der römischen Monarchie haben eine eigenthümliche Sucht darin gezeigt, sich von den weltlichen Staaten durch die politische Organisation zu unterscheiden, ohne Zweifel, um die öffentliche Meinung zu verlocken, sich bemerkbar zu machen, die Neugier auf sich zu lenken, und die Huldigungen an sich zu reißen.

Der Titel Papst (papa), welchen die griechischen Priester trugen, wich von allen Titeln, die in der katholischen Kirche angewendet wurden, nur deshalb ab, um sich über alle zu erheben. Die mystische Bedeutung

des Titels der Cardinäle, einer dieser lebenden Stützpunkte der römischen Regierung, welche auch die des Himmels sein wollen; die Nuntien, die Legaten, alle diese ausnahmsweisen Benennungen; die Staatsräthe, welche Congregationen heißen, die berühmte Rota und der verheerende Pomp, dem man Dataria (Pfründenkammer) nennt, haben diese eigenthümlichen Benennungen empfangen, um die Blicke auf sich zu lenken.

Beinahe alle Würdenträger und Beamte der römischen Staaten sind in verschiedene Congregationen getheilt, welche zu ihren Attributen die verschiedenen Theile der Verwaltung zählen; diese Congregationen haben alle Veränderungen überlebt.

Bei der früheren Organisation betrug die Zahl 21.

Es gab eine Congregation des Papstes, eine Congregation des heiligen Officiums oder der Inquisition; andere für Verbreitung der katholischen Religion, für die Auslegung des Conciliums von Trient; die des Index oder der durch dieses Concilium verbotenen Bücher; die für die geistlichen Pfründen und für die Ritter von Malta; der Bischöfe und der Ordensgeistlichen; der aufzuhebenden Klöster, der apostolischen Besichtigungen, der Reliquien, der Riten oder Ceremonien der Kirche; die Staatscongregation für die Berathung, die für die gute Regierung, die Münzen, die Gewässer, die Thore, Wasserleitungen und Straßen.

In dem Augenblick, in welchem man im Begriff steht, in die Verwaltung der römischen Staaten einzudringen, erschrickt man über das unzusammenhängende Gemisch, oder vielmehr über die Verwirrung all dieses bürgerlichen, militärischen, religiösen, politischen, geistlichen und weltlichen Räderwerks, das sich kreuzt, sich hindert, oder auf einem so engen Raume verschlingt, und durch Zusammenstellungen verbunden wird, welche diese schwächliche Maschine auf eine so elende Weise in Bewegung setzen.

Fulchiron, dessen Reise in das südliche Italien so reich an genauen und werthvollen Documenten ist, hat sehr sinnreich diese Uebersicht vereinfacht. Nach diesem Schriftsteller, welcher sich bemüht hat, Licht über dieses Chaos zu verbreiten, könnte man in der religiösen Organisation der römischen Kirche den Gedanken der französischen Verwaltung wiederfinden.

Das Papstthum entspricht dem Königthum — das Cardinalat dem Ministerium, — die Erzbischöfe den Präfecturen, — die Bischöfe den Unterpräfecturen, — die Pfarreien den Mairien.

Eine sonderbare Zusammenstellung, die dem Scheine nach wahr ist,

so bemerkenswerthe Unterschiede bestehen zwischen dem religiösen Leben Roms und dem Verwaltungsleben Frankreichs.

Indem wir von dem römischen Hofe sprachen, erwähnten wir der hohen Würden des päpstlichen Haushalts, derer des Staats, der Kirche und auch der fiscalischen Organisation der Dataria und der Kanzlei.

Was die richterliche Verwaltung betrifft, so bildet sie ein unentwirrbares Gemenge von Jurisdictionen, Gesetzen und Förmlichkeiten.

Bei den zahlreichen Unterhaltungen, welche Noëmi mit den Bittstellern und besonders mit den Bittstellerinnen hatte, die sich über die unerträgliche Langsamkeit der römischen Justiz und das lächerliche Labyrinth beklagten, in welchem die Erfahrensten selbst nur tastend vorwärts kommen, gelangte sie blos zu unbestimmten, dunklen und unvollständigen Documenten. Ueberall traf sie auf Verwirrung und Finsterniß. Um zu einer Entscheidung zu gelangen, muß man zwei übereinstimmende Urtheilssprüche gewinnen; weicht der zweite von dem ersten ab, so muß man zu einem dritten Urtheilsspruche seine Zuflucht nehmen, welcher wieder nicht der Ansicht der beiden ersten sein kann, und wodurch man dann gezwungen wird, die Debatten von vorn zu beginnen. Dieses Verfahren dient nur dazu, die Kosten und die Verzögerungen zu vervielfältigen.

Die Rota, welche den Titel tribunal della sacra rota annimmt, besteht aus zwölf Auditoren, welche uditori di rota heißen und nach dem Range der Anciennetät an einem runden Tische ihren Sitz haben, daher das Wort rota, welches Rad bedeutet.

Hier übrigens der Ursprung, den man diesem Namen beilegt:

„Dieses Tribunal ist so genannt worden, weil es von den Päpsten an der Stelle dessen eingesetzt wurde, welches die alten Römer auf einem öffentlichen Platze, auf einer ganz runden Terrasse hatten, die mit einer Balustrade umgeben war, welche durch zwei große metallene Kreise gestützt wurde, die eine Galerie bildeten, auf welcher die Redner ihre Ansprachen hielten und die Beamten die Gesetze verkündeten, und um welche das Volk sich sammelte, um sie zu hören. So waren das Coliseum erbaut, die Basiliken und die Tempel der Götter, welche man Rotunden genannt hat.“

Die Geschichtsschreiber geben diesem Tribunal den Namen das Parlament des Papstes.

Die zwölf Auditoren der Rota sind Prälaten; ehemals gab es unter ihnen einen Franzosen, einen Deutschen und zwei Spanier; die Herrscher dieser drei Völker ernannten diese Beamten. Die acht anderen Auditoren waren Italiener, und unter ihnen drei Römer, ein Bologneser, ein Ferraraer, ein Mailänder, ein Venetianer und ein Toscaner. Wir

glauben, daß der gegenwärtige Zustand Italiens diese Anordnungen modificiren wird.

Jeder Auditor hat vier Notare oder Schreiber; der älteste Auditor versieht das Amt des Präsidenten.

Die Mitglieder der Rota versammeln sich jeden Montag und Freitag in dem apostolischen Palaste. Dieses Tribunal hat seine Ferien von dem letzten Juli bis zum 1. October. Während des übrigen Jahres hält es seine Sitzungen in dem apostolischen Palaste; wenn aber der Papst im Quirinal residirt, versammelt die Rota sich in der Kanzlei.

Um bei der Rota eine Sache zu gewinnen, muß man, wie wir gesehen haben, dreimal Recht haben. Die Processe werden hier durch Fragen und Antworten entschieden; die Urtheilssprüche enthalten so viele Entscheidungen, als streitige Punkte vorhanden sind. Wenn der Berichterstatter gewählt ist, wird man zunächst durch die vier links neben ihm sitzenden Mitglieder gerichtet; dann ein zweites Mal durch vier andere, und endlich ein drittes Mal durch die vier letzten.

Die Auditoren der Rota haben das Recht, Denen, die sie dazu befähigt halten, den Doctorhut in utroque jure zu verleihen. Gewöhnlich sind sie sehr zurückhaltend mit der Ausübung dieses Privilegiums.

Die Rota erkennt über alle dringenden Fälle, und namentlich über alle Processe des Staats, der Kirche, der Angelegenheiten der Pfründen und der Patrimonialgerichte aller Gegenden der katholischen Welt, die nicht die Fähigkeit besitzen, diese Fragen von ihren eigenen Richtern entscheiden zu lassen.

Es giebt keine Jurisdiction, welche mehr zu Bestechungen, zu Schlingen und zu Hinterhalten Veranlassung bietet, wie die der Rota. Der hauptsächlichste Charakter dieser Behörde ist ganz römisch. Feinheit, List, Verschlagenheit haben bei derselben mehr Zugang, als die Wahrheit, die Gerechtigkeit und die Aufrichtigkeit; Spitzfindigkeiten stehen bei den Berathungen in großer Ehre. Die Richter der Rota finden ein Vergnügen daran, einen Proceß in der Schwebe zu lassen; sie sprechen nur über besondere Umstände und lassen die Hauptsache unentschieden; sie vermehren die Schwierigkeiten und stürzen die Parteien in einen Abgrund von Kosten und Verzögerungen.

Es giebt wenige adelige und reiche Familien, welche nicht einen jener endlosen Processe haben, aus welchen die Rota für sie ein Element langsamer Vernichtung macht, durch die Verlegenheit, welche sie bei dem Empfang der Einkünfte hervorruft.

Nach der letzten Sitzung jedes Jahres bewirthet der Papst die Auditoren der Rota durch ein prachtvolles Mahl in dem apostolischen Palaste, und verleiht ihnen darauf ein Geldgeschenk; der Präsident

empfängt die doppelte Summe von der, welche den Auditoren ertheilt wird. Diese Gratification ist eine Art von Prämie, welche dem Eifer der Rota dafür zugesprochen wird, daß sie die Gerichtskosten vergrößerte.

Die Wiedereröffnung der Rota findet jedes Jahr unter großer Pracht statt. Die zwei jüngsten Auditoren dieses Tribunals reiten durch die Stadt auf reichgeschmückten Maulthieren und gefolgt von einer sehr zahlreichen Cavalcade, welcher sich, um ihnen eine Ehre zu erweisen, die Edelleute anschließen, die von den Cardinälen und den Gesandten abgeschickt werden und die schönsten Pferde ihrer Ställe reiten. Dieser Cavalcade folgen zu Pferde die Advocaten, die Notare, die Gerichtsschreiber, die Procuratoren und alle Sachwalter. Dieser Theil der Ceremonie hat ein carnevalistisches Aussehen.

Die anderen Auditoren sind in dem apostolischen Palaste versammelt; sie begeben sich dahin in ihren Kutschen; der jüngste Auditor hält an die Versammlung eine schöne lateinische Rede.

Die Gehalte der Auditoren der Rota sind mittelmäßig, und sie empfangen keine Gerichtssporteln; aber als Belohnung ihrer Arbeiten haben sie die Aussicht auf den Cardinalshut, und beinahe die Gewißheit desselben.

Diese Vorliebe des Papstthums für die Rota, die Liebkosungen derselben und die Gefälligkeiten gegen sie, werden durch die großen und immerwährenden Dienste veranlaßt, welche dieses gewandte Tribunal den Interessen und Ansprüchen des römischen Klerus leistet, und die Päpste haben sich in dem Gerichte, wenn sie auch fremde Unterthanen neben den italienischen bei demselben zuließen, die Majorität der Stimmen in allen römischen Angelegenheiten zu sichern gewußt.

Der sacra rota ist ein Richter heimlicher Pfründenverträge zugetheilt; er ist besonders damit beauftragt, zu untersuchen, ob in den Actenstücken, Contracten, Verträgen, Cessionen und Verzichtleistungen von Benefizen sich nicht irgend ein Betrug, ein geheimer Vertrag oder dergleichen eingeschlichen hat, in welchen Fällen er die Pfründen einzieht. Ist der Beweis des Betrugs nicht hinreichend, wird das Vergehen nur durch ein einziges Zeugniß dargethan, so verurtheilt er zu Strafen, welche von den Pfründen eingezogen werden.

Dieses Amt ist verkäuflich; es verleiht Dem, der es gekauft hat, das violette Gewand, den kleinen Kragen der Prälaten und einen Platz in der päpstlichen Kapelle. Diese Läppereien der Etiquette sind verbunden mit wirklichen Vortheilen. Dieser Posten ist einer der einträglichsten an dem römischen Hofe geworden. Der Richter der heimlichen Pfründenverträge bereichert sich auf Kosten der Geistlichen, welche mit

ihm zu thun haben; er dient ihren Forderungen und ihren Interessen gegen Bezahlung und Pension, und hier führen wir an, was ein Annalenschreiber des römischen Hofes über diesen Beamten sagt:

„Er besitzt schöne Mittel, um Die zu begünstigen, die mit ihm unterhandeln, und ist versichert, wenigstens dreimal soviel zu erhalten, als er auslegt; deshalb lassen Leute, die sich kein Gewissen daraus machen, Pfründen zu kaufen, dieselben heimlich vor diesem Tribunale versteigern, welches man das Bureau der Bestechungen nennen sollte."

Die Simonie aber, welche in dem römischen Staate ebenso blüht, wie in der römischen Kirche, ist das Verbrechen dessen, der mit heiligen Dingen Handel treibt.

Nach dem Richter der heimlichen Pfründenverträge kommt der Auditor der Einsprüche bei der Rota.

Dieses Amt ist sehr alt und ebenfalls verkäuflich; es trägt wenig ein, verleiht aber die Mittel, zu den höchsten Würden zu gelangen. Der, welcher dieses Amt besitzt, kann in seinen Händen mehrere Pfründen vereinigen, sie übertragen, auf wen es ihm gut dünkt, und andere an die Stelle derer, welche er abtritt, wählen, ohne daß der Richter der geheimen Pfründenverträge deshalb einen Proceß gegen ihn einleiten, noch Anklagen oder Zeugnisse annehmen darf, die ihn der Simonie überführen. Mit diesem Posten ist ein Rang unter den Prälaten in der päpstlichen Kapelle und in den Cavalcaden verbunden.

Dieser Beamte untersucht die Processe über Pfründen, die bei der Rota eingebracht werden; er erstattet über diese Processe Bericht und übergiebt denselben dem Corrector der Einsprüche der Rota.

Dieser letztere Beamte zieht von seiner Stelle, die er gekauft hat, 10 Procent von der Kaufsumme; er genießt derselben Ehren, wie der Auditor, dessen Substitut er ist.

Es giebt auch noch bei dem Tribunal der Rota einen Advocaten und einen Procurator der Armen. Diese Beamten haben nicht nur den Auftrag, dieses mildthätige Amt vor der Rota auszuüben, sondern auch vor allen andern Tribunalen Roms.

Erforscht man die Beweggründe dieser Maßregel, so verliert dieselbe viel von ihrem Verdienst. Sie ist durch die furchtbare Höhe der Gerichtskosten nothwendig geworden, und ebenso auch durch die zahlreichen Hindernisse, durch welche das römische Gerichtsverfahren in seinem Gange aufgehalten wird Der Advocat und der Procurator der Rota sind zu dem unentgeltlichen Beistande für Die verpflichtet, welche, ohne eben arm zu sein, einen Proceß nicht anfangen und nicht verfolgen könnten, ohne sich zu Grunde zu richten.

An die Congregation der guten Regierung welche mit der

Vergütung für Unterschleife beauftragt ist, müssen sich Die wenden, welche die Wohlthaten dieses unentgeltlichen Rechtsbeistandes erbitten.

Der Advocat und der Procurator der Rota schützen beständig die große Zahl der Geschäfte, mit denen sie überhäuft sind, bei den Bittstellern vor, die ihnen nicht wenigstens kleine Gratificationen zahlen; dergleichen Bittsteller sehen dann nie das Ende ihres Processes.

Diese Institution hat außerdem noch den sehr ernsten Uebelstand, den Geist der Chicane und die Sucht und Hartnäckigkeit der Processe zu unterhalten.

Die Rota ist als Gericht ein Obertribunal und steht über allen anderen. Kein richterliches Institut ist mehr als die sacra rota von dem Geiste der Stabilität und der Regungslosigkeit ergriffen. Mehrere gute Köpfe haben diese Grundsätze der Unthätigkeit als das größte Hinderniß für die Fortschritte der römischen Gesetzgebung erkannt. Im Allgemeinen haben die Religion und die Politik die Regungslosigkeit zu sehr mit der Stabilität verwechselt: diese ist das Leben, jene der Tod.

Was den moralischen Theil dieser Rota betrifft, welche Rom so oft als einen Herd der Aufklärung, der Billigkeit und der Gerechtigkeit dargestellt hat, so zeigten die Thatsachen uns die List, die Verkäuflichkeit, die Habgier und die Bestechlichkeit unter der Toga des Richters, so wie unter dem Gewande der Beamten.

Außerdem ist auch nichts schwieriger, als mit Genauigkeit die Competenz der Rota zu erkennen und zu bestimmen; man muß glauben, daß durch diese Dunkelheit eine Unsicherheit begünstigt werden sollte, welche so fruchtbar an Mißbräuchen und Uebergriffen ist; dies war besonders für ein Tribunal nothwendig, dessen Entscheidungen nicht nur die römischen Interessen unterworfen sind, sondern auch die des ganzen Reichthums der katholischen Geistlichkeit.

Die andern bürgerlichen Jurisdictionen richten sich nach den Abtheilungen des Territoriums.

Die römischen Staaten sind in Provinzen getheilt; jede Provinz hat mehrere Arrondissements oder Gouvernements, und diese sind in Districte getheilt; es giebt Gouverneure und Untergouverneure, deren Hierarchie durch die Gehalte geregelt wird; die Gemeinden haben einen bezahlten Administrator, welcher den Titel gesetzlicher Auditor führt; Alle hängen von den Legaten und Delegaten, den Oberhäuptern der Provinz, ab.

Jeder Hauptort einer Provinz hat ein Civiltribunal; die von Bologna, Ferrara, Forli und Ravenna bestehen aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten und vier Richtern, welche zwei Kammern bilden.

Anderwärts giebt es nur drei Mitglieder in einer einzigen Kammer. Das Gouvernement von Urbino und Pesaro hat zwei Tribunale, eins in jeder dieser beiden Städte.

In Bologna ist der Sitz eines Appellationgerichts für die Provinzen Bologna, Ferrara, Forli und Ravenna; zu dem Gerichtsgebiete von Macerata gehören Urbino und Pesaro, Ancona, Fermo, Camerino und Loreto. Diese Gerichte urtheilen nach der Appellation der Civiltribunale und in dritter Instanz, wenn schon zwei Urtheile gefällt sind.

Die Jurisdiction von Rom ist einer andern Organisationsweise unterworfen. Die Verwickelung der verschiedenen Behörden ist außerordentlich groß. Man findet hier das Tribunal des Prälat-Auditor der apostolischen Kammer, den capitolinischen Senator, ein Civiltribunal, welches aus sechs Mitgliedern, Prälaten, Richtern und Auditoren besteht, die in zwei Kammern getheilt sind; der ersten sind noch zwei Prälaten, ein Rath und zwei Auditoren zugetheilt. Die Versammlung der beiden Kammern nimmt den Namen Civilcongregation der apostolischen Kammer an.

Um in dieses Chaos und diese Finsternisse einzudringen, bedarf es einer Ausdauer, welche die eifrigsten Studien nicht immer besitzen. Man kann sich daher denken, wie sehr diese Aufgabe die Kräfte Noëmi's überstieg! Auf eine Arbeit verzichtend, unter der ihr Geist erlag, lernte sie in der römischen Gesellschaft diese lächerliche Organisation und diese Gesetzgebung kennen, welche nichts sind, als ein unförmliches Gemisch von Gebräuchen, Maßregeln und widersprechenden Formeln, die allen Jahrhunderten entlehnt wurden.

Die Erfahrung belehrte Noëmi besser, als alle ihre Bemühungen es vermocht hätten, über die Hauptzüge der römischen Justiz. Sie sah, wie zahlreich und betrübend die Mißgeschicke der zu Grunde gerichteten adligen und reichen Familien waren, wie sie durch die Ungerechtigkeit der Beamten und durch die Undeutlichkeit der Gesetze erniedrigt wurden. Es giebt kein Land, in welchem es schwieriger ist, Gerechtigkeit zu erlangen, als in Rom; nirgends sind die Hindernisse auf dem Wege zum guten Rechte so vielfältig, wie vor den römischen Tribunalen.

Die vorzüglichsten Charakterzüge dieser beklagenswerthen Lage sind die gesetzliche Langsamkeit, die Eifersüchteleien der vielfachen und schlechtgeordneten Jurisdictionen, die geistliche Einmischung, welche sich bei allen bürgerlichen und richterlichen Handlungen zeigt; die Verschlagenheit, die Treulosigkeit und die Arglist, welche bei der römischen Magistratur bekannte Traditionen sind; die Unwissenheit Einiger und die Habgier Aller. Die Verkäuflichkeit ist nicht nur bei den Aemtern

vorhanden, sondern auch in den Herzen und in den verderbten Gewohnheiten. In Rom wird die Habgier der Männer des Gesetzes bis auf das Aeußerste getrieben. Das Aergerniß von erworbenen Reichthümern durch die richterliche Ausbeutung bildet einen betrübenden Contrast mit dem Elende der verarmten und verzweifelten Kläger, die man überall findet, und deren Klagen den Bitten der Bettler gleichen. Man sieht in Rom Processe von Generation zu Generation fortführen, nicht wie Elemente des Reichthums, sondern wie erbliche Kümmernisse; unter der verderblichen Wirkung, welche sie untergräbt, stürzen die reichsten Häuser zusammen.

Unter andern eigenthümlichen Zügen dieser beklagenswerthen Lage muß auch die Trägheit und Nachlässigkeit der Männer angeklagt werden, denen die Verwaltung der Justiz anvertraut ist. Die Zahl Derer, welche klagen, vermehrt sich beständig. Die Acten häufen sich zu einer entsetzlichen Masse an, vor welcher selbst der Eifer zurückweichen würde, neben der aber die Trägheit sich niederlegt und einschläft. Die Thür Derer, welche über die Gerechtigkeit verfügen, ist zu jeder Stunde buchstäblich durch die Menge Derer, welche nach Urtheilssprüchen begierig sind, belagert; so kommt es, daß die Männer des Gesetzes, die nicht Allen antworten können, zuletzt Niemand antworten.

Ein Umstand fiel Noëmi besonders auf und brachte für sie einiges Licht in diese Finsterniß. Die Signora Naldi hatte zur Freundin eine Frau, welche einst das Entzücken der römischen Gesellschaft war, die Gräfin von Castali, von gutem alten Adel. Plötzlich verschwand diese Frau, die ausgezeichnet schön war, und welche von der Welt mit ihren Huldigungen umgeben wurde. Man beschäftigte sich einige Zeit mit diesem Verschwinden, und dachte dann nicht mehr daran. Zehn Jahre waren seit diesem Ereigniß verflossen, als eines Tages die Signora und Noëmi den Besuch einer Frau empfingen, welche Mangel und Alter gebeugt hatten. Sie hatte die größte Mühe von der Welt, sich ihrer ehemaligen Freundin, deren Wohlthätigkeit sie anzuflehen kam, zu erkennen zu geben.

Die Geschichte ihres Unglücks war kurz und lehrreich. In der plebejischen Classe geboren, war sie ihrer Schönheit wegen von dem Grafen Castali geheirathet worden. Auf einer Reise, welche dieser in Vermögensangelegenheiten nach Bologna unternahm, war er plötzlich gestorben. Seine Wittwe verlangte sogleich von der Familie ihres Gemahls das in dem Heirathsvertrage festgesetzte Witthum. Anfangs weigerte man sich, ihre Rechte anzuerkennen, und dann wurden auf das Gut, welches die Bürgschaft für das Witthum leistete, geistliche Ansprüche erhoben. Die Angelegenheit verwickelte sich dadurch so gewaltig,

daß der Proceß, so klar auch die Rechte der Wittwe waren, als unbeendbar erschien. Die Gräfin von Castali besaß durch die Freigebigkeit ihres Gemahls Geschenke und Schmucksachen von so beträchtlichem Werthe, daß sie sich dadurch eine Lage sichern konnte, welche über die Mittelmäßigkeit hinausging. Um das Witthum zu erlangen, das man ihr hartnäckig streitig machte, gab sie Alles hin, was sie besaß. Zehn Jahre der Proceßführung und der Opfer erschöpften ihre Entschiedenheit nicht; sie erblickte sich ohne Hülfsmittel, allein nachdem sie von Jurisdiction zu Jurisdiction, von Tribunal zu Tribunal, von der Kirche zu dem Gerichtssaale hin und her geworfen worden war, stand sie endlich am Ziele ihrer Leiden, sie sollte den dritten Urtheilsspruch empfangen, der mit den beiden ersten übereinstimmte, diesen Phönix der römischen Justiz. Bei der Annäherung dieses entscheidenden Augenblicks war ihre Angst entsetzlich; die geringste Verschiedenheit der Ansichten zwischen den Richtern, eine Laune, ein Irrthum, eine Pflichtvergessenheit, konnten sie wieder in den Abgrund hinabstürzen, aus dem sich hervorzuhelfen sie so nahe daran war.

Endlich war auch der dritte Urtheilsspruch ihr günstig.

Die arme Wittwe glaubte sich gerettet; sie dankte dem Himmel für den Wohlstand, der ihr nach so vielen Leiden zurückgegeben war. Ein Restitutionserlaß, der von dem heiligen Stuhl ausging, und den ihre reichen und mächtigen Gegner erlangt hatten, indem sie erlittene Verluste oder Formfehler vorschützten, verlieh ihnen das Recht, der Ausantwortung des Witthums neue Widersprüche entgegen zu setzen. Niedergeworfen durch einen so plötzlichen und so ganz unerwarteten Schlag, besaß die arme Gräfin weder die Kräfte noch die Mittel, einen neuen Kampf zu bestehen.

In Rom sind dergleichen Beispiele sehr häufig.

So findet man, erhaben über alle Rechte, den Willen des Papstes und den Mißbrauch der Lehre von der Unfehlbarkeit.

Am Fuße der richterlichen Institution findet man eine bissige, quälerische und rohe Polizei, welche unter tausend Vorwänden die Bewohner Roms so behandelt, wie es die Polizei eines Kadi thun würde.

Das erste Element der römischen Gesetzgebung ist der Codex des Kaisers Justinian, umgewandelt nach den canonischen Grundsätzen. Diese Mischung erzeugte von Zeitalter zu Zeitalter unentwirrbare Verlegenheiten. Der Code Napoléon brachte einiges Licht in diese dichten Finsternisse; als nach den Unglücksfällen des französischen Kaiserreichs der Papst in seine Staaten zurückkehrte, stellte der römische Hof die ursprüngliche Gesetzgebung in ihrer ganzen Dunkelheit wieder her. Die Klagen waren laut und allgemein; sie erhoben sich zunächst aus den

Provinzen, welche zuerst die Wohlthaten der französischen Gesetze genossen hatten. Einige dieser Provinzen erlangten die Unterdrückung der Majorate und der Fideicommisse; aber anderwärts befugte man die Adeligen zur Begründung von Majoraten; die Töchter wurden wie früher von der väterlichen und männlichen Erbschaft ausgeschlossen, und mit einer ärmlichen Aussteuer abgefunden.

Leo XII., der 1823 zum Papst erwählt wurde, bestätigte für die päpstlichen Staaten die Majorate und die Fideicommisse; er hob die Civilgerichte auf, die aus mehreren Mitgliedern bestanden, und setzte Einzelrichter ein, die Prätoren genannt wurden, wie bei der österreichischen Organisation in Italien. Diese Anordnung überliefert das Loos und das Vermögen der Familien dem Irrthum, der Unwissenheit, oder der Verderbtheit eines einzigen Menschen.

Der gegenwärtige Papst hat die feudale Gesetzgebung über die Majorate, die Fideicommisse und die Ausschließung der Weiber von der Erbschaft beibehalten; er hat die Urtheilssprüche auf zwei beschränkt, allein die Habgier der fiscalischen Maßregeln, die er bestehen ließ, vernichtete die Nützlichkeit dieser Bestimmung. Er hob die Einzelrichter so wie die Ausnahmsgerichte auf, allein eine Erklärung vom 12. November 1836 raubte diesem Beschlusse seinen Charakter der Unwiderruflichkeit.

Noëmi, die sich in diesem Gewirre verirrte und verlor, erinnerte sich, mit welchem Gefühle tiefen Schmerzes Ben Saul von den Hinterhalten sprach, auf welche die Juden der römischen Staaten, die überdies von dem gemeinsamen Rechte ausgenommen waren, bei jedem Schritte stießen, den sie auf das richterliche Gebiet machten.

Die Uebersicht dieser Beobachtungen über die richterliche Organisation und die römische Gesetzgebung ist kurz, aber kräftig; man erblickt darin die Rückkehr zu den aristokratischen Adelsgesetzen, die Entfernung jeder neuen Aufklärung, den feudalen Stolz, die Ungerechtigkeit und die Grausamkeit der alten Ausschließungen, die barbarischen Formen, welche kaum durch die Schüchternheit und Falschheit ungewisser und unvollständiger Verbesserungen gemildert sind.

Wir stehen vor einem schmerzlichen Blatte des weltlichen Rom: es ist das der Criminalgesetzgebung. Hier waren das Herz so wie alle Gefühle und alle Neigungen der jungen Jüdin dabei interessirt, die verschiedenen Kreise dieser Hölle der Strafen und der Züchtigungen genau kennen zu lernen.

Man hat es versucht, Gregor XVI. die Ehre für gewisse strafrechtliche und criminalrechtliche Reformen anzuthun. Die frühern Strafen, welche durch die Ordonnanzen über die Verbrechen verhängt

wurden, für welche sie bestimmt waren, straften auf übermäßige und grausame Weise; die Uebertreibung erschreckte selbst die Henker. Es war dringend nothwendig, neue Gesetze zu erlassen, und dies thaten die neuen Gesetzbücher. Die Schriftsteller jener Zeit, welche ihre Blicke auf diesen Theil der römischen Gesetzgebung gerichtet haben, sind gezwungen, anzuerkennen, daß alle diese Strafmilderungen für die Verbrechen und Vergehungen vorbehalten wurden, die nichts betrafen, als das Leben und das Vermögen der Privatleute, die Moral und die Ordnung der Gesellschaft. Diese Missethaten haben Milderungen der Bestrafung erfahren, eine Abstufung und eine Nachsicht, für welche der Betrug, der Diebstahl, der Mord, die Räuberei und die verabscheuungswerthen Sitten Zeugniß ablegen. Aller Zorn, aller Haß, alle Wuth der Bestrafung ist für die politischen Vergehen aufbewahrt worden. An die Stelle der Confrontation mit den Zeugen, die in andern Fällen zugestanden ist, hat man bei politischen Vergehen die bloße Mittheilung gesetzt. Die politisch Angeklagten sind geheimem und ausnahmsweisem Verfahren unterworfen. Diese Geständnisse legen selbst Die ab, welche am eifrigsten zum Lobe der päpstlichen Regierung geschrieben haben.

Man ist auch bei den günstigsten Absichten gezwungen, anzuerkennen, daß in den Staaten des Papstes das Criminalverfahren an Kosten und Langsamkeit leidet. Man stößt hier auf unvermeidliche Zögerungen der doppelten Instanz. Ein gleichzeitiger Schriftsteller versichert, daß vor der Beendigung eines Criminalprocesses zuweilen fünf Jahre verfließen. Man kennt schnelle Entscheidungen nur bei den Urtheilssprüchen, welche die Commissionen in den Legationen fällen, und die zuweilen innerhalb 24 Stunden vollzogen werden.

Nach einer langen und unbegreiflichen Regungslosigkeit ist in den römischen Staaten die Civil- und Criminalgesetzgebung mehr umgewandelt, als verbessert worden. Diese raschen, plötzlichen und unüberlegten Veränderungen haben Verwirrung in die Interessen, in die Wissenschaft und in die Lehre gebracht. Reich durch so viele Laster, verwirft die römische Gesetzgebung jede Aufklärung; sie hat sich aus ihrer hundertjährigen Betäubung nur aufgerafft, um eine unsinnige Regsamkeit zu entwickeln, die so weit von dem Verdienst jeder guten Gesetzgebung entfernt ist, der Stetigkeit, das heißt des unter dem Lichte der moralischen und politischen Civilisation sich bewegenden Fortschritts.

Wie bei allen mißgestalteten und ungeheuerlichen Einrichtungen das Komische stets neben dem Entsetzlichen seine Stelle findet, so ist auch die Organisation der päpstlichen Armee das Gelächter für ganz Europa. Sind nicht die Soldaten des Papstes bei allen Volkstraditionen sämmtlicher Nationen ein Musterbild der Lächerlichkeit ge-

worden? Wir würden auf diese kleinliche Ironie nur ein geringes Gewicht legen, wenn nicht die Thatsachen zu allen Zeiten dafür gesorgt hätten, diesen allgemeinen Spott zu rechtfertigen.

An der Spitze der Verwaltung der Armee, welche mit der militärischen Vertheidigung des Gebietes und der Küsten beauftragt ist, steht jederzeit ein Prälat. Der gegenwärtige Kriegsminister der römischen Staaten ist Monsignor Piccolomini; ihm stehen drei Generale zur Seite. Diese Anomalie ist zunächst ärgerlich und erregt Gelächter. Ist es durchaus nothwendig, daß die Kirche, welche Abscheu vor dem Blute hegt, sich in Krieg und Schlachten mischt, weshalb stellt man dann nicht an die Spitze der Armee einen General mit dem Beistande von drei Prälaten?

Es giebt drei große Militärinspectionen, deren Hauptorte Rom, Bologna und Ancona sind. Man zählt 16 Städte mit Kasernen und einem Commandanten.

Der kriegerische Geist liegt, wie wir gesehen haben, so wenig in der Natur der Römer, welche die Abkömmlinge der stolzen Eroberer der Welt zu sein behaupten, daß der Papst gezwungen ist, seine Zuflucht zu fremden Söldnern zu nehmen. Es stehen in der päpstlichen Armee zwei Schweizerregimenter, jedes 2124 Mann stark; jedes dieser Regimenter hat 2 Compagnien Artillerie zu 8 Geschützen.

Im Jahre 1832 wurde für 20 Jahre die Capitulation zwischen dem Papste und den Schweizergeneralen Salis und Courten abgeschlossen. Es war eine der ersten Handlungen von dem Pontificate Gregor's XVI., der sich drohend gegen die Legationen erhob. Oft mußte man, um die Bewegungen in den unzufriedenen Provinzen zu unterdrücken, die Zahl dieser fremden Soldaten erhöhen. Wie wir sahen, ist dies für den römischen Schatz eine unablässige Quelle des Mangels, dem ein offenes und aufrichtiges Zugeständniß legitimer Rechte abhelfen würde. In diesen Schweizerregimentern umfaßt die Dienstpflicht der Unterofficiere und Soldaten 4 bis 6 Jahre. Man bewundert die Haltung, die Disciplin und die Genauigkeit des Dienstes dieser Truppen; aber man weiß nicht, um welchen Preis diese Verdienste erkauft werden. In Folge ihrer Capitulationen behalten die Schweizersoldaten ihre militärischen Gesetze bei. Die Todesstrafe wird darin oft ausgesprochen, und auf eine große Menge von Vergehungen angewendet. Der Proceß des Schweizersoldaten wird unter der Wölbung des Himmels geführt, in der Mitte eines Carré's, welches die beiden Bataillone des Regimentes bilden. Man stimmt durch Stäbchen ab: zerbrochen verurtheilen sie, ganz gelassen sprechen sie frei. Der Diener der Religion ist gegenwärtig. Soll der Soldat die Todesstrafe erleiden, so wird er un-

mittelbar hingerichtet und in die Grube gelegt, die man vor seinen Augen gegraben hat.

Alle Schweizerofficiere und Soldaten der päpstlichen Armee müssen katholisch sein. Diese Bemerkung ist nicht gleichgültig.

Außerdem besteht noch zum Dienste des santo padre eine Garde von Schweizerinfanterie, welche in allen ihren Einzelheiten die Nationaltracht der Schweiz im 16. Jahrhundert beibehalten hat. Diese Garde, welche die Hellebarde trägt, hat seit drei Jahrhunderten zu Führern Mitglieder der Familie Pfyffer aus Luzern. Dieses Corps ist wegen seiner treuen Ergebenheit berühmt; es wird mit großer Sorgfalt rekrutirt. Sind diese Verbindungen Roms mit Luzern und den andern katholischen Cantonen der Schweiz den letzten Begebenheiten in jenen Gegenden fremd?

Bei den Bürgerkriegen zeigen die fremden Soldaten eine Erbitterung, welche ihre Dienste für jeden Despotismus kostbar macht. 1830 schlugen die Schweizertruppen sich gegen die Pariser Bevölkerung mit unvergleichlicher Wuth. Man findet dasselbe grausame Feuer auch bei den Schweizerregimentern, welche dazu angewendet werden, die Unruhen in den Legationen zu unterdrücken.

Die römische Infanterie besteht aus Veteranen, Grenadieren, Füsilieren und Jägern; die Cavalerie hat Dragoner und Jäger; jede Compagnie Artillerie hat eine Batterie von 8 Geschützen.

Was man Polizeitruppen nennt, besteht aus Carabiniers, Gensdarmen, Sbirren, Finanzwächtern, Hülfsbataillonen und Reservebataillonen in den Provinzen, so wie aus päpstlichen Freiwilligen.

Der Effectivbestand der Nationalarmee des Papstes ist 18,748 Mann; der dritte Theil dieser Truppen wird zu der Aufsicht der Straßen und der politischen Ueberwachung verwendet. Diesen verschiedenen Corps muß man noch das der berittenen Nobelgarde hinzufügen, welche sich durch ihren Prunk und ihre prahlerische Coquetterie bemerkbar macht.

Die Rekrutirung erfolgt durch freiwillige Anwerbung; die Armee wird dadurch angesteckt von beschimpften, ausschweifenden, vagabondirenden und beschäftigungslosen Menschen. Die Verbrechen und Vergehungen sind in den Reihen dieser Soldaten zahlreicher, wie in irgend einem andern Lande. Man erkennt unter der Uniform die Gemeinheit des Italieners von Rom. Ein Reisender, dessen Zeugniß nicht verdächtigt werden kann, versichert, daß in Rom die Soldaten, wenn sie hoffen dürfen, den Blicken ihrer Vorgesetzten zu entgehen, Almosen erbetteln, selbst wenn sie Schildwach stehen.

Sieht man die Thätigkeit der religiösen Milizen und die träge Nach=

lässigkeit der militärischen Corps, so kann man sagen, daß in den Staaten des Papstes die Mönche Soldaten und die Soldaten Mönche sind.

Es besteht daher kein Verhältniß zwischen dem Hofe von Rom, der das Haupt des Staates ist, und dem Körper der Regierung; der eine ist von wunderbarem Umfang, der andere außerordentlich schwach und kränklich. Das kommt daher, weil Rom nach außen nichts zeigt, als die von Edelsteinen blitzende Tiara, und seine veraltete und abgenutzte Herrschaft unter Lumpen verbirgt. Durch diesen Betrug hofft die Stadt der Päpste die Nationen zu täuschen; aber überall erblickt man die Risse und Sprünge des Gebäudes, welches dem Einsturz nahe steht.

In einer Isolirung, welche es für Kraft ausgeben möchte, stößt das Papstthum mit ausdauernder Hartnäckigkeit Alles zurück, was Fortschritt und Civilisation ihm bieten.

Die Eisenbahnen sind selbst als Durchgangswege auf unbesieglichen Widerstand gestoßen. Ungeachtet aller Schritte, welche in Rom gethan worden sind, um die Erlaubniß zu erlangen, Eisenbahnen zu bauen, welche von Neapel nach Rom, von Toscana nach Bologna, von der Romagna nach der Lombardei gehen sollen, beharrt die römische Regierung darauf, ihre Zustimmung zu der Ausführung dieser Pläne zu verweigern. Rom, dieser ehemalige Herd der Aufklärung, verschanzt sich in dem Obscurantismus, und um das Licht zu leugnen, verschließt es demselben seine Augen.

Unlängst hat man von der päpstlichen Regierung die Erlaubniß gefordert, das neue Verfahren einführen zu dürfen, durch welches man bei der Vergoldung der Metalle die Anwendung des Mercurs vermeidet, dessen Ausdünstungen für die Gesundheit der Arbeiter so verderblich sind. Diese Entdeckung, dem Wohle der Menschheit so günstig, ist verworfen worden. Im Rom wird die Wissenschaft als die aria cattiva des menschlichen Geistes betrachtet.

In eben dem Augenblick, in welchem wir diese Zeilen schreiben, verkündet ein auffallendes und zuverlässiges Zeichen der ganzen Welt die Unfähigkeit der römischen Regierung. Hier, was die Presse aller Länder sagt:

„Man verkündet, daß eins der glänzendsten Denkmäler der katholischen Kunst, der Dom der St. Peterskirche in Rom, jenes Gebäude, welches nahe an 37 Millionen gekostet hat, den Architecten ernste Besorgnisse einflößt. Seit längerer Zeit schon ist die Kuppel, die größte, welche es in der Welt giebt, an mehreren Orten gerissen, und zehn eiserne Reifen, im Gewichte von 60,000 Kilogramm, mußten an den bedrohten Orten des Gewölbes angelegt werden, um dessen Sturz zu

verhindern. Man hat so eben bemerkt, daß der lanternino, ganz in Gold ausgeführt, und über dem das Kreuz sich erhebt, welches das Gebäude krönt, von einer Seite zur andern gesprungen sei. Die zahlreichen Blitzableiter, welche Pius VII. hat anbringen lassen, um das Gebäude zu schützen, gestatten nicht, zu glauben, daß diese Beschädigungen von der Wirkung des Blitzes herrühren. Man umgiebt in diesem Augenblicke den lanternino mit schweren eisernen Ketten, um die Erweiterung der Sprünge zu verhindern."

Die Kuppel der St. Peterskirche in Rom wird zwar durch vier Säulen gestützt, deren jede 69 Meter im Umfang hat; allein sie erduldete zu verschiedenen Zeiten Erschütterungen, welche man durch die Natur des Bodens erklärt, der häufig von Erdbeben heimgesucht wird; eine Säule ist gesprungen, ungeachtet des Stützpfeilers, den Buonarotti anlegen ließ, und anderer Mängel. Uebrigens ist der lanternino nicht von Gold, wie die römischen Zeitungen behauptet haben; es ist dies ein Geschwätz, welches von den Ciceroni herrührt.

Was besonders diese Erschütterungen veranlaßt hat, ist das ungeheure Gewicht der eisernen Reifen, welche den Dom umgeben und die Theile desselben nur mit einander verbinden, indem sie die Pfeiler überlasten, und einen neuen Druck herbeiführen. In Paris hat man dieselben Besorgnisse bei dem Panthéon gehegt, und die Wissenschaft der französischen Architecten verbannte bald jede Besorgniß in dieser Beziehung.

Der eigentliche Name der Kugel, welche die Laterne überragt, ist palla; man hat auf Marmorplatten, die in die Wände der Treppe eingelassen sind, die Namen der Herrscher und Fürsten eingegraben, welche die Ersteigung vornahmen, und dazu das Datum derselben gesetzt, mit den Worten: Sali alla cupola ed entrò nella palla. Diese Inschriften rühren von 1783 her; die erste wurde zu Ehren Joseph's II. gemacht. Die Prinzessin Christine von Neapel, welche sich 1829 nach Madrid begab, um Ferdinand VII. zu heirathen, schritt durch den engen Bronzeeingang, der zu der Treppe nach der Palla führt. Damals war sie eine schlanke, schmächtige Braut; jetzt würde der Umfang der Königin-Mutter ihr diesen Weg nicht mehr erlauben.

Seit dem Besuche eines erlauchten Verwandten, der am 15. November 1839 stattfand, ist die Formel geändert; man gräbt jetzt in die Marmortafel ein:

Onorò di sua visita la cupola Vaticana e sali nella palla.

Während man diese Etiquette ordnete, drohten die Kuppel und der Tempel einzufallen. Ein Bild von der Macht der Päpste, welche sich mit so vielem Prunke umgiebt: sie kracht auf allen Seiten und wird

unter ihren Trümmern die geistliche Macht begraben, deren unerbittlichste Feindin sie war.

Der Papst herrscht nur über 2,800,000 Unterthanen, die in den verschiedenen Staaten vertheilt sind. Rom, die Hauptstadt, zählt nicht mehr als 175,729 Einwohner; die Juden nicht mit inbegriffen.

Zu seinem ganzen politischen Einflusse besitzt der Papst nichts als List, Feinheit, Intriguen und die geheimen Verbindungen mit dem katholischen Klerus und den geistlichen Orden. Die weltliche Macht, der die Kirche und die Religion geopfert worden sind, zertrümmert in den schwachen Händen der Päpste. Die Regierung und die Kirche haben sich so einem gegenseitigen Untergange zugeschleppt, und die Thatsachen brachten die Schwäche und die Unmöglichkeit dieses Bündnisses an den Tag.

Dieser stets wachsende Verfall giebt Rom der Gnade jeder unterdrückenden Herrschaft preis; es fürchtet jeden Angriff, beugt sich unter die Herrschaft Oesterreichs, fürchtet Frankreich, wird verabscheut durch Italien, als das einzige Hinderniß zur Herstellung der italienischen Nationalität.





Einundzwanzigstes Capitel.

Rom und Paris.

Das gute Einverständniß zwischen den allerchristlichsten Königen und den Päpsten wurde im Laufe der Jahrhunderte mehr als einmal auf ernste Weise getrübt. Die Blitze Roms haben die Krone der Herrscher nicht verschont, welchen der heilige Stuhl den Titel ältester Sohn der Kirche verliehen hatte. Die Reform führte einen furchtbaren Schlag gegen die römische Herrschaft in Frankreich; durch diese dem Katholicismus zugefügte Bresche drang der Geist der Forschung in den Glauben ein, und der erste Stein des Gebäudes, das auf die Leichtgläubigkeit der Völker gestützt war, fiel.

Die Verfolgungen, die Metzeleien, die Scheiterhaufen und das Exil konnten das neue Dogma nicht ausrotten; es stärkte sich im Gegentheil und wuchs durch diese Kämpfe, bei denen man die religiösen Ueberzeugungen mit dem Leben bezahlen mußte.

Die Frömmelei Ludwig's XIV., die frommen Grausamkeiten seines fanatischen Alters, die heuchlerische Wuth der Favorite und die Raserei der jesuitischen Beichtväter, hemmten die Bewegung nicht, welche die Geister der geistigen Unabhängigkeit entgegenführte. Während die Unwissenheit des Volks gegen den abgeschmackten Aberglauben kämpfte, während die Controverse elende Spitzfindigkeiten besprach, legte um diese Zeit das französische Episcopat die ersten Grundlagen zu der gallicanischen Freiheit. Bossuet, dessen donnernde Stimme sich erhob, um die Päpste zu läutern, traf die römische Macht in das Herz, während zugleich die Krone Frankreichs den Stolz der Tiara zurückwies und die Traditionen der päpstlichen Oberhoheit verwarf.

Das folgende Jahrhundert fand Frankreich wunderbar vorbereitet zu der Zukunft, welche die philosophische Aera ihm bot. Die Ausschweifungen der Regentschaft hatten die öffentliche Meinung verderbt; aus dem Uebermaße des Zwangs, den sie abschüttelte, warf sie sich in die Zügellosigkeit des Gedankens; die Philosophie, welche die letzten Fesseln der alten Unterwerfung zertrümmert hatte, wurde gut aufgenommen und verführte alle Geister.

Von dieser Zeit rührt in Frankreich der vollständige Untergang der ultramontanen Macht her. Es geziemt uns nicht, hier zu prüfen, bis zu welchem Punkt diese Reaction des allgemeinen Gedankens getrieben wurde. Ein auf verhängnißvolle Weise berühmter Orden, die Gesellschaft Jesu, die man bei allen verderblichen Krisen der katholischen Staaten wiederfindet, versuchte es allein, gegen den Strom zu kämpfen. Die Jesuiten wurden mit allen andern Trümmern hinweggerissen.

Diese Niederlage, welche durch die herbeigeführte und vollendete intellectuelle Widergeburt eines großen Volkes erfolgte, haben Rom und die Seinigen erduldet, ohne sie anzunehmen. Seit dem Tage, an welchem sie vertrieben wurden, nicht nur durch das Geschrei des nationalen Unwillens, sondern auch durch die regelmäßige Wirksamkeit der Macht des Staats, haben Rom und seine religiöse Miliz nicht aufgehört, den Besitz alles dessen, was jene verloren haben, zu träumen und zu verfolgen.

Als nach den Acten des französischen Parlaments der Schrei des Unwillens ganz Europa's und die Stimme seines eigenen Gewissens Ganganelli im Jahre 1773 die Aufhebung der Jesuiten entrissen hatten, schwuren diese, daß die Nation, welche ihrem Orden die ganze Christenheit raubte, ihnen angehören sollte. Die Folge der Ereignisse hat bewiesen, daß, wenn die Festigkeit Clemens' XIV. es verstand, einen energischen Entschluß zu fassen und auszuführen, die römische Politik, indem sie sich diesmal von dem Willen des Papstes trennte,

nicht aufgehört hat, insgeheim die Wiedereinsetzung dessen zu versuchen, was sie abgeschafft hatte.

Unter diesen Umständen und besonders bei der Reihenfolge der Thatsachen, welche der Geschichte der gegenwärtigen Zeit näher stehen, beging der französische Klerus ein ungeheures Unrecht, und zwar das, mit Rom und mit den Jesuiten gegen die Unabhängigkeit des Nationalgefühls zu verhandeln. Diesem Umstande muß er besonders die Unglücksfälle zuschreiben, welche während der revolutionären Stürme auf ihm lasteten. In Frankreich würde der Klerus geehrt und beschützt worden sein, wenn er, statt das thätigste und mächtigste Werkzeug der Knechtung zu sein, offen die Sache der brüderlichen Gleichheit ergriffen hätte, welche Christus lehrte. Dem Einflusse der römischen Verderbtheit muß man auch die Unmoralität, die Ausschweifungen und den Stolz so vieler französischer Prälaten zuschreiben, gegen welche sich der Zorn des Volks mit solcher Heftigkeit und solchem Unwillen gerichtet hat. Die Folgen dieser Verletzungen haben dem gegenwärtigen Zeitalter ein gegründetes Mißtrauen hinterlassen, welches die Ereignisse nur allzu sehr rechtfertigen. Man muß daher Rom und dessen verderblichen Insinuationen die Uebel zuschreiben, welche seit länger als einem Jahrhundert das gallicanische Heiligthum so heftig erschütterten.

Wenn man in Gedanken und in der Erinnerung die zahlreichen und feierlichen Warnungen überblickt, welche Frankreich der römischen Macht gegeben hat, so begreift man kaum die päpstliche Hartnäckigkeit auf den Bahnen des Angriffs gegen die Freiheiten der französischen Kirche und ihren Widerstand gegen die Fortschritte der Civilisation, nach denen Frankreich mit solcher Ungeduld begierig ist.

Diese Geschichte bietet der Beobachtung so lebendige und so belebte Bilder, daß Noëmi mit allen Gefühlen einer leidenschaftlichen Neugier die Jahre, welche uns von dem Beginn des 19. Jahrhunderts trennen, in ihrem Zusammenhang zwischen Frankreich und den römischen Staaten erforschte, ein Zusammenhang, wie er durch Rom und Paris dargestellt wird, diese beiden Städte, in denen sich mit so vieler Wahrheit der Charakter der beiden Völker spiegelt.

Noëmi, die sich durch ein Gefühl der Dankbarkeit an Frankreich gefesselt fühlte, welches so viel für die sociale Berechtigung der Israeliten gethan hat, mußte übrigens bei dieser Erforschung die Erkenntniß und das Verständniß dieser französischen Ideen gewinnen, deren Licht und Gluth Rom so sehr zu fürchten schien.

Erwählt und gekrönt am 3. Juli 1799 in Venedig durch ein Conclave, welches in der Hast zusammenberufen war, zeigte Pius VII. sich anfangs gefügig gegen die Wünsche des Siegers, der in Frankreich die

katholische Religion wieder herstellen und den in den Sturz des Throns verwickelten Altar wieder aufrichten wollte. Am 3. Juli des folgenden Jahres wurde das Concordat zwischen dem Papst und dem ersten Consul, dem Oberhaupte der französischen Republik, unterzeichnet.

Im Monat December 1804 salbte der Papst in Paris den Kaiser Napoleon.

Als 1808 der Kaiser der Franzosen in dem arglistigen Benehmen der römischen Regierung ein Hinderniß gegen seinen Wunsch erblickt hatte, die italienische Nationalität zu begründen, nahm er die Staaten des Papstes in Besitz, machte aus Rom den Hauptort eines französischen Departements, des Departements der Tiber, und errichtete in dieser Stadt der Päpste französische Behörden. Diese Handlung der Unterdrückung hatte auch zum Ziele, die Ansprüche zu züchtigen, welche Pius VII. darauf machte, die französischen Bischofsstühle durch seine Ernennung zu besetzen. Der Papst protestirte gegen diese Gewaltthaten, und seiner Staaten beraubt, wurde er in Savona gefangen gehalten. Eine neue Opposition offenbarte sich in dem Augenblick, als Napoleon von dem römischen Hofe die Autorisation verlangen zu müssen glaubte, seine Scheidung von der Kaiserin Josephine auszusprechen. Die Weigerung des hartnäckigen Greises machte ihm jetzt begreiflich, welchen Fehler er begangen hatte, indem er unter dem geistlichen Joche des starrsinnigen Papstes blieb, und die Bischofssitze unerledigt ließ, für welche Pius VII. seine Genehmigung nicht hatte geben wollen.

Die Spaltung brach nun in dem Collegium der Cardinäle aus, und von 26 derselben, die in Paris gegenwärtig waren, erschienen 13 nicht bei der Trauungsfeierlichkeit Napoleon's mit Marie Louise; sie gaben dafür den Vorwand an, daß der Papst die Scheidung nicht autorisirt hätte. Dieser gefahrlose Protest war eine gewandte Art und Weise, dem alten Papste zu schmeicheln, der noch immer der einzige Spender der Gnadenbezeigungen des römischen Hofes blieb. Napoleon antwortete auf diesen Trotz, indem er dem Papste durch den Unterpräfecten von Savona sagen ließ, er hätte das Verbot zu beachten, nicht mit den Kirchen Frankreichs und den französischen Unterthanen in Verbindung zu treten, was so viel bedeutete, daß er aufhörte, das Oberhaupt der katholischen Kirche zu sein, und daß man Anstalten zu seiner Absetzung träfe. Man versichert, Napoleon hätte damals ernstlich daran gedacht, ein Nationalconcil zu versammeln, um den Papst zu richten, das Concordat von 1801 aufzuheben und die Rechte in Beziehung auf die Einsetzung der Bischöfe zu bestimmen. Der Papst, welcher durch diese Drohungen erschreckt wurde, beeilte sich, Zugeständnisse zu gewähren; er knüpfte die Verbindungen, die er ab-

gebrochen hatte, wieder an, willigte ein, das Concordat auch auf die Staaten von Toscana, Parma und Piacenza, die damals unter französischer Herrschaft standen, auszudehnen und eine Clausel zu ratificiren, welche die Einsetzung der Bischöfe durch den Metropolitan oder durch den ältesten Prälaten der Provinz genehmigen sollte.

Da dem Kaiser diese Zugeständnisse nicht genügend erschienen, berief er am 17. Juni 1811 die Bischöfe zu einem Concil. Diese Versammlung zeichnete sich zu Anfang durch ihre Opposition gegen den kaiserlichen Willen aus. Napoleon wußte nicht, wie lebendig die Hartnäckigkeit der kirchlichen Ideen bei der Unterwerfung der römischen Disciplin war. Er hob das Concil gleich nach der ersten Sitzung wieder auf, und ließ die Bischöfe von Tours, von Gent und von Tournay verhaften. Eine andere Versammlung wurde für den nächsten 5. August nach dem Palast der Erzbischofs von Paris berufen. Die Frage der bischöflichen Einsetzung wurde nach dem Verlangen der kaiserlichen Regierung entschieden. Pius VII., von dem man erwartete, daß er diesem Beschlusse widersprechen würde, hatte die Gewandtheit, das zu genehmigen, was er nicht hindern konnte; er erklärte, daß er die Ansichten der Prälaten theile, und durch ein Breve regelte er selbst die Ordnung der Dinge, indem er den Gesinnungen der Bischöfe großes Lob zollte. Er richtete an Napoleon einen Brief, in welchem er ihn seinen *sehr theuren Sohn* nannte und ihn anflehte, einer Aussöhnung nicht zu widerstreben.

Neue Streitigkeiten erhoben sich beständig in Beziehung auf das Concordat, welches Napoleon auf das ganze Gebiet des französischen Kaiserreichs ausdehnen wollte, auf das Königreich Italien, auf Holland, auf die Rheinprovinzen, endlich auf Rom selbst, welche damals in die französischen Besitzungen inbegriffen waren.

Am 20. Juni 1812 wurde der Papst Pius VII. nach Fontainebleau beschieden. Die Cardinäle waren damals in zwei Kategorien getheilt: die eine bestand aus den Mitgliedern des heiligen Collegiums, welche der Vermählung Napoleon's beigewohnt hatten, und die man die *rothen Cardinäle* nannte, weil sie den Purpur beibehalten hatten; die andern, welche sich weigerten, dieser Feier beizuwohnen, wurden die *schwarzen Cardinäle* genannt, weil der Kaiser ihnen den Purpur entzogen hatte. Die ersteren allein genossen des Rechtes, dem heiligen Vater ihren Hof zu machen.

Bei der Rückkehr von dem Zuge nach Rußland begab sich Napoleon zu dem Papst nach Fontainebleau; er stellte hier die Grundlagen eines neuen Concordats fest, welches im Wesentlichen sagte:

„Daß Pius VII. die geistlichen Functionen in Frankreich und in

Italien ausüben sollte, wie seine Vorgänger; daß die Gesandten und andere Abgeordnete bei dem heiligen Stuhle als Mitglieder des diplomatischen Corps zu betrachten wären; daß die noch nicht in Besitz genommenen päpstlichen Gebiete das Eigenthum des Papstes bleiben, und durch dessen Agenten verwaltet werden sollten; daß ihm für die entrissenen Gebiete ein Einkommen von zwei Millionen zu gewähren wäre;

„Daß der Kaiser sechs Monate Frist haben sollte, um die vacanten Bischofssitze zu besetzen; daß die Metropolitane die nothwendigen Erkundigungen einziehen sollten, um sich von dem Verdienste des Erwählten zu unterrichten; daß der Papst in den sechs nach der Ratification folgenden Monaten die Ernennung vorzunehmen hätte; daß in dem entgegengesetzten Falle das Recht der Investitur dem Metropolitan oder dem ältesten Bischofe der Provinz zufallen sollte; daß die Propaganda, das Bußgericht und die Archive an dem Orte eingerichtet werden sollten, den der Papst bewohnen würde; daß dieser auf die Oberherrschaft von Rom verzichtete und einwilligte, den heiligen Sitz nach Frankreich zu verlegen."

Dieses Actenstück wurde am 25. Januar 1813 unterzeichnet. Es fanden bei dieser Gelegenheit Feste bei Hofe statt. Pius VII. umarmte Napoleon, obgleich der Kaiser von der über ihn verhängten Excommunication noch nicht freigesprochen worden war. Die Cardinal-Minister waren in Freiheit gesetzt und hatten die Erlaubniß erhalten, sich dem Papste wieder zu nähern, und so begannen die Intriguen auf's Neue.

Die Cardinäle Pacca und Gonsalvi machten den Papst ängstlich wegen der Folgen des Concordats, das er unterzeichnet hatte, und bestimmten ihn, gegen seine eigenen Handlungen zu protestiren.

Man kennt die Erklärung, durch welche zwei Monate nach Unterzeichnung dieses Vertrags der Papst gegen Das protestirte, was derselbe enthielt, indem er behauptete, daß Satan, der Geist der Finsterniß, allein ihm denselben hätte eingeben können.

Ein kaiserliches Decret hielt das Concordat aufrecht. Ein Schisma und große Unruhen drohten in der Kirche, wenn die politischen Ereignisse die Aufmerksamkeit Europa's nicht abgeleitet hätten.

Frankreich, welches im Kampfe mit den gegen dasselbe verbündeten Mächten lag, konnte nicht ohne Gefahr in seinem Schooße einen Gegenstand der Uneinigkeit bewahren; Napoleon schickte den Papst, dessen Hartnäckigkeit und Treulosigkeit die Religion selbst so ernst gefährdet hatten, nach Rom zurück.

Hier empfing das Herz Noëmi's eine heftige Erschütterung. Einige Berichte behaupten, daß zur Unterstützung der Maßregeln der Strenge,

welche der Papst bei seiner Rückkehr ausübte, fanatische Priester einen blutigen Kreuzzug predigten. Sie vertheilten gesegnete Dolche, um die Republikaner, die Ketzer und die Juden zu ermorden, gegen welche man sich in abscheulichen Drohungen ergoß, welche der Wuth von Kannibalen würdig waren. Die Gesandten mischten sich ein, um sich diesen verabscheuungswerthen Maßregeln entgegenzustellen. Die Juden retteten ihr Leben, aber die Confiscation raubte ihnen ihre Güter und ihr Vermögen, überlastete sie mit Abgaben und verwies sie in den ungesunden Raum des Ghetto.



Die Verfolgungen begannen auf's Neue mit der Barbarei der alten Zeiten.

Rom war nur noch damit beschäftigt, die Gunst des neuen Hofes von Frankreich zu gewinnen. Der Papst, welcher Napoleon gepriesen, und den Ketzer mit solchem Pomp in Paris gesalbt hatte, verschwendete an Ludwig XVIII. Lob und Schmeichelei. Er verlieh ihm wieder den Titel eines ältesten Sohnes der Kirche, aber der alte König, dessen Ideen den Ansprüchen Roms nicht günstig waren, wußte gewandt dem Abschlusse eines Concordats auszuweichen, welches nach dem von Franz I. gebildet sein sollte, und das die religiöse Lage um drei Jahrhunderte

zurückgedrängt haben würde. Man versichert, daß der Vertrag unterzeichnet wurde, daß er aber nie obligatorisch geworden sei, und gewiß ist, daß er der Genehmigung der Kammern nicht unterbreitet wurde.

Diese Thatsachen trugen sich vor der Niederlage zu, welche die politische Laufbahn Napoleon's schloß.

Bei der Nachricht von der Rückkehr des Kaisers nach Paris flüchtete Pius VII. sich schmachvoll nach Genua. Napoleon schrieb ihm einen Brief, durch welchen er ihm seine zweite Thronbesteigung anzeigte. Dieses Actenstück, welches der Geschichte angehört, zeigt, wie viel Schwäche der Kaiser für den Papst hegte, ungeachtet der strengen Maßregeln, die er gegen das Papstthum traf.

„Heiliger Vater," sagte er ihm, „Sie haben im Laufe der letzten Monate meine Rückkehr zu den Küsten Frankreichs vernommen. Die wahre Natur dieser Ereignisse muß Ihnen jetzt bekannt sein; sie sind das Werk einer unwiderstehlichen Macht, das Werk des einstimmigen Willens einer großen Nation, welche ihre Rechte und ihre Pflichten kennt. Die Dynastie, welche durch fremde Bajonnete dem französischen Volke aufgezwungen worden, war nicht für dasselbe geschaffen. Die Bourbons wollten sich weder seinen Gefühlen noch seinen Bedürfnissen, noch seinen Sitten anschließen; das Volk mußte sich daher von ihnen trennen. Seine Stimme rief nach dem Befreier, und ich eilte herbei. Von dem Punkte, an welchem ich das Ufer berührte, hat die Liebe meiner Völker mich bis in den Schooß der Hauptstadt getragen. Das erste Bedürfniß meines Herzens ist, so viele Zuneigung durch die Aufrechthaltung einer ehrenwerthen Ruhe zu belohnen. Die Wiederherstellung des kaiserlichen Thrones ist zu dem Glück der Franzosen nothwendig; mein süßester Gedanke ist es, dieselbe zugleich für die Befestigung Europa's nützlich zu machen.

„Genug Ruhm hat wechselsweise die Fahnen der verschiedenen Nationen berühmt gemacht. Die Wechselfälle des Schicksals haben hinlänglich große Niederlagen auf große Siege folgen lassen. Ein schönerer Kampfplatz ist jetzt den Herrschern eröffnet, und ich bin der Erste, der ihn betritt. Nachdem ich der Welt das Schauspiel großer Kämpfe geboten habe, soll es für mich süßer sein, von jetzt an keine andere Nebenbuhlerschaft zu kennen, als die der Vorzüge des Friedens, keinen andern Kampf, als den heiligen Kampf für das Glück der Völker. Frankreich findet Gefallen daran, freimüthig sich zu diesem edlen Ziele aller seiner Wünsche zu bekennen; eifersüchtig auf seine Unabhängigkeit, wird das unwandelbare Princip seiner Politik die unbedingteste Achtung für die Unabhängigkeit der anderen Nationen sein. Wenn dies, wie ich das beglückende Vertrauen hege, die väterlichen Gesinnungen Ew. Heiligkeit

sind, so ist die Ruhe für lange Zeit gesichert, und die Gerechtigkeit, welche an den Grenzen der verschiedenen Staaten Wache hält, wird allein genügen, um sie zu beschützen."

Nach der Niederlage von Waterloo zog der Papst, der sich von seinem Schrecken wieder erholt hatte, nochmals trimphirend in Rom ein; er beeilte sich, einen Gesandten zu ernennen, um Ludwig XVIII. über seine Rückkehr nach Frankreich zu beglückwünschen. Was Pius VII. 1814 zu fordern nicht gewagt hatte, forderte er 1815. Der Cardinal-Legat Hercules Gonsalvi und der Bildhauer Canova, den das Kaiserreich mit Ehren und Wohlthaten überhäuft hatte, wurden damit beauftragt, von den Siegern nicht nur die eroberten Provinzen zurückzufordern, sondern auch die Gemälde, die Statuen und die Gegenstände der Kunst, die Trophäen, mit denen Napoleon die Museen in Paris bereichert hatte.

Ludwig XVIII. fühlte sich durch diese Handlung, welche die nationale Würde so antastete, in einem solchen Grade verletzt, daß er mit jenem spöttischen Geiste, der ihm eigen war, ausrief:

„Der heilige Vater nennt mich den ältesten Sohn der Kirche, aber ich finde, daß der Papst mich wie einen jüngern Sohn behandelt."

Nun wendeten sich die Schmeicheleien Roms an die Prinzen der königlichen Familie. Man beutete mit arglistiger Frömmigkeit die religiösen Gefühle aus, die den Thron umgaben, und gewann geheime, verborgene und mächtige Einflüsse. Man wußte so in der Gegenwart die Zukunft vorzubereiten.

Die Geschichte des Erscheinens und der Verbreitung der Jesuiten in Frankreich im 19. Jahrhundert geht parallel mit dem Umsichgreifen des religiösen Fanatismus, der durch die Restauration zurückgeführt wurde.

Nach dem Tode Pius' VII., der am 22. August 1823 erfolgte, bestieg Leo XII. den päpstlichen Thron am nächsten 27. September. Ein Jahr nach dieser Erhöhung folgte Karl X. in Frankreich auf Ludwig XVIII.

Eine der ersten Handlungen des neuen Papstes war, dem Cardinal von Clermont-Tonnerre, Erzbischof von Toulouse, der sich in Rom befand, einen Hirtenbrief einzugeben, der als ein Versuch dienen und Seine Heiligkeit in den Stand setzen sollte, die Stimmung der Geister zu prüfen. In dieser geistlichen Ermahnung forderte der Prälat Modificationen der Gesetzgebung, um diese in dem Königreiche mit den Gesetzen der Kirche in Uebereinstimmung zu bringen. Die Wiedereinführung der Feste, die Beobachtung frommer Feiern, die Wiederherstellung einer großen Anzahl religiöser Orden, die Unabhängigkeit des Klerus und die Wiedererstattung der Kirchengüter, bildeten die Liste der Genugthuungen, welche im Namen der Religion verlangt wurden.

Das Alles war eine rohe und alberne Rückkehr zu den Mißbräuchen des alten Regierungsverfahrens. Ludwig XVIII., der zu gewandt war, um sich zu diesen gefährlichen Excessen hinreißen zu lassen, schien dem Nationalgefühle nachzugeben, indem er eine königliche Ordonnanz erließ, welche diesen Brief für einen Mißbrauch erklärte, und ihn als den Gesetzen des Königreichs und den Vorrechten der Krone widersprechend unterdrückte.

Der Papst erkrankte gefährlich; mehrere Personen schrieben damals dieses Ereigniß dem heftigen Kummer zu, welchen der schlechte Erfolg von dem Schritte des französischen Cardinals, der unter seiner Eingebung gehandelt hatte, ihm verursachte. Die Cardinäle glaubten einem neuen Conclave nahe zu stehen, als der heilige Vater, alle Hoffnungen täuschend, sich nach einigen Monaten wieder erholte.

Um sich für den königlichen Willen zu rächen, dem er diese Niederlage verdankte, erließ Leo XII. bei Eröffnung des Jubeljahres für 1825 eine Bulle, durch welche er zum großen Nachtheile der Religion die politischen und religiösen Leidenschaften in mehreren Staaten aufzustacheln versuchte. Bald verband er sich mit den Herrschern gegen die Völker, bald regte er diese gegen die oberste Autorität auf. Man sah die finstern Zwistigkeiten in den Cantonen von Bern, Genf, Waadt, in einigen Staaten Deutschlands, z. B. in Hannover, und in Irland entstehen. Die liberale und philosophische Gesinnung wurde durch einen Circularbrief in den Bann Europa's gethan.

Besonders auf die protestantischen Gegenden richtete sich das Anathema.

Der santo padre sprach so:

„Es giebt eine Secte, meine Brüder, welche sich den Namen der Philosophen anmaßt, und aus ihrer Asche die vernichteten Phalangen der Irrthümer erweckt. Diese Secte, welche äußerlich den schmeichelhaften Schein der Frömmigkeit und der Liberalität angenommen hat, bekennt sich zur Toleranz, oder vielmehr zur Gleichgültigkeit, und erstreckt diese nicht nur über die bürgerlichen Angelegenheiten, sondern selbst über die der Religion, indem sie lehrt, daß Gott jedem Menschen eine vollkommene Freiheit verliehen hat, so daß Jeder ohne Gefahr für sein Heil, seinem eignen Urtheile folgend, die Secte oder die Lehre annehmen kann, die ihm am besten zusagt.

„Diese Lehre ist zwar verführerisch, und scheinbar sehr richtig, im Grunde aber abgeschmackt, und ich kann Euch nicht zu sehr vor der Gottlosigkeit dieser wahnsinnigen Menschen warnen.

„Was soll ich noch weiter sagen? Die empörende Ungerechtigkeit der Feinde des heiligen Stuhles hat sich so gesteigert, daß außer der

Sündfluth verderblicher Bücher, mit denen sie Europa überschwemmen, sie auch so weit gehen, die heiligen Schriften zum Nachtheile der Religion auszulegen. Ihre Gesellschaft, welche sich Bibelgesellschaft nennt, verbreitet sich verwegen über die ganze Erde, und mit Verachtung der Traditionen der heiligen Väter, widersprechend dem berühmten Decrete des Concils von Trient, welches verbietet, die heiligen Schriften dem gemeinen Volke zu übergeben, machte sie Uebersetzungen derselben in den Sprachen aller Völker der Erde bekannt. Mehrere unserer Vorgänger haben Gesetze erlassen, um diese Geißel abzuwenden, und auch wir fordern, um uns unserer apostolischen Pflicht zu entledigen, die Geistlichen auf, mit Sorgfalt ihre Heerde von dieser tödtlichen Wunde (es ist noch immer die Rede von den heiligen Schriften) zu entfernen. — Gott möge sich erheben und diese zügellose Frechheit, zu sprechen, zu schreiben und zu veröffentlichen, unterdrücken und vernichten."

Erntet man nicht nach zwanzig Jahren gegenwärtig in der Schweiz und in Deutschland durch den Bürgerkrieg und durch die krampfhaften Krisen des neuen deutschen Schisma's die blutige Ernte, zu welcher die Bulle und der päpstliche Hirtenbrief von 1825 den Samen enthielten? Die Processionen des Jubeljahrs und die des Gelübdes Ludwig's XIII. zeigten damals dem Volke von Paris den König und die königliche Familie, wie sie hinter anmaßenden und stolzen Priestern herrschten. Diese Demüthigung, welche eine ganze Nation in der Person ihres Oberhauptes herabsetzte, wurde von dem Lande lebhaft empfunden.

Zu diesem Punkte der gegenwärtigen Geschichte gelangt, sah die junge Jüdin sich gezwungen, zu einem andern Theile ihrer Forschungen den Bericht über die Nebenmittel zu verweisen, deren das Papstthum sich damals bediente, um seine Absichten allgemeiner Unterdrückung zu unterstützen, und mit einem Satze stürzte sie sich in die jüngsten Ereignisse. Hier konnte sie die Leiden betrachten, welche durch die unerbittliche Rachgier Roms gegen die Anstrengungen der Befreiung und der Civilisation hervorgerufen worden waren. Sie sah aus dieser unlautern und vergifteten Quelle die Uebel entspringen, welche ein ganzes Volk in seiner tiefsten Grundlage erschüttert und einen Thron umgestürzt haben.

Als die fromme Camarilla, welche Karl X. umgab, den unglücklichen König überredet hatte, daß es sich um sein Heil und um das Frankreichs handelte, wenn er die liberalen Gesinnungen und die philosophischen Ideen nicht zum Schweigen brächte; als Rom ihm einen politischen Gewissensfehler aus den äußersten Maßregeln gemacht hatte, zu denen man ihn fortriß; als man die Ansichten des Monarchen und des Christen irre geleitet hatte: glaubte der Klerus, daß er nach einem leicht über die nationale Meinung davon getragenen Siege Alles wieder

gewinnen würde, dessen Verlust er beklagte. Rom sollte seinen frühern Einfluß auf den Staat und die Religion in dem Königreiche des allerchristlichsten Königs wieder gewinnen.

Unter diesen trügerischen Eindrücken erschienen die freiheittödtenden Ordonnanzen. Der erste Widerstand flößte nur Geringschätzung ein. Man sagte dem alten Könige, daß es sich nur um eine Handvoll Rebellen handelte, mit denen man leicht fertig werden würde.

Die Ereignisse zeigten mit unbegreiflicher Schnelligkeit, wie unsinnig diese Vorspiegelungen gewesen waren.

Kein Sieg war reiner, als der des Volkes von Paris. Zum Herrn einer ungeheuren Stadt geworden, zeigte es sich uneigennützig und edelmüthig bis zum Heroismus. Die Religion, ihre Diener, die Kirchen und der Klerus wurden geachtet; nichts störte den Frieden und die Sammlung des Heiligthums. Ein einziger Priester wurde durch die Männer beunruhigt, welche von dem Kampfe für die beschwornen Institutionen zurückkehrten; das war der Abbé Paravey, der zu dem Kirchspiel St. Germain l'Auxerrois gehörte, und von welchem man dringend ein Gebet und einen Segensspruch für alle Die verlange, welche in dem Kampfe gefallen waren. Der Priester konnte sich dieser Forderung nicht entziehen, und nach der Beendigung dieser frommen Ceremonie wurde er nach Hause zurückgeführt, begleitet von Ehrenbezeigungen und Beweisen der Dankbarkeit. Diese Handlung, die man in dem Sinne der Edelmüthigkeit und der Kraft auslegen mußte, schrieb man der Schwäche zu, und man glaubte ungestraft einem Triumph trotzen zu können, der sich so bescheiden zeigte.

Im folgenden Jahre, am 13. Februar 1831, unternahmen Unbesonnene eine feindliche Manifestation, welcher sich der Klerus offen anschloß. Dieser Tag ist der Jahrestag von dem Tode des Herzogs von Berry, des Prinzen, der unter den Streichen eines Mörders fiel, für welchen es unmöglich gewesen war, einen Mitschuldigen zu finden; dieses Prinzen, von dem man sagte, er sei durch einen Dolch getroffen worden, dessen Klinge in einem Griffe liberaler Ideen befestigt war. Das ehemals königliche Kirchspiel duldete, daß man in der Kirche von St. Germain l'Auxerrois einen Trauergottesdienst beging. Diese Handlung war eine beleidigende Feier für die Grundsätze, die man so oft und so laut dieses Mordes angeklagt hatte. Das Volk von Paris, bis dahin so ruhig, und das die geheiligten Orte geachtet hatte, in welchen die Gläubigen nicht aufhörten, sich zu versammeln, gab plötzlich seine ruhige Haltung auf, und seine Wuth kannte keine Grenzen mehr. Es erstürmte die Kirche, stürzte den Leichenprunk um und äscherte den Altar und den Tempel ein, den es erst verließ, als er in Trümmer zu=

sammengestürzt war. Diese erste und gewaltthätige Aeußerung genügte seinem Zorne nicht; es führte seine Schläge noch höher, und um den Klerus vor den Gefahren zu warnen, denen er sich aussetzte, wendete es sich an den höchsten Metropolitan; es plünderte und zerstörte in Masse von Grund aus den erzbischöflichen Palast, und damit man sich über das Ziel dieser Handlung nicht täuschen sollte, überlieferte es das ganze Besitzthum des Prälaten dem Feuer, oder warf es in die Seine. Das Lusthaus des Erzbischofs erlitt dasselbe Schicksal.

In den Annalen von Paris hat dieser Tag des 13. Februar 1831 einen eigenthümlichen Charakter.

Die Stadt lebte herrlich und in Freuden; es war der Fastnachtsdienstag; die Reihen der Masken bildeten ihre Züge auf den Hauptpunkten der Stadt. Die Boulevards und alle großen Verbindungswege bedeckten sich mit Wagen, mit Cavalcaden, mit lustigen Gruppen und mit dem ganzen Prunk eines Carnevals, der dieses Jahr das Feuer einer Wiedergeburt zeigte. Der Contrast war auffallend: dort drängten sich die Masken zwischen den doppelten Reihen der langen Alleen der Boulevards, hier zog eine aufgeregte Menge über die Quais dem Palaste zu, den sie mit einem einzigen Striche der ungeheuren Balliste, welche man den Aufstand nennt, zertrümmern wollte. Auf der einen Seite hörte man das Geschrei der Freude, auf der andern Verwünschungen; hier die Lust, dort die Empörung; beide lärmend und fürchterlich, wie es die Volksaufstände immer sind.

Die öffentliche Macht und die Nationalgarde betrachteten, Gewehr im Arm, den Fluß, der die prachtvollen Möbeln und die kostbarsten Gegenstände mit sich hinwegführte; Niemand dachte daran, diese Wunderdinge aufzufischen, welche die Strömung forttrug.

Am nächsten Tage, so wie an den folgenden Tagen, vertilgte die Menge überall, selbst auf den Feldern der königlichen Wagen, die Embleme der gestürzten Macht, und, man muß es wohl gestehen, schlug die Kreuze nieder, nicht in einer gottlosen Wuth und in dem Hasse gegen das verehrte Zeichen der Erlösung, sondern als Symbol der katholischen Knechtschaft.

In dieser Unordnung sah man eine Ruhe herrschen, die sich nirgend verleugnete; die Ordnung schien nicht gestört zu sein, und anderwärts, als auf dem Schauplatze der Ereignisse, war die Stadt vollkommen ruhig. In dem Gefühle des Publicums lag nicht die öffentliche Billigung dieser Thatsachen, aber doch eine stillschweigende Zustimmung. Nach dieser Aufregung kehrte Alles ohne Anstrengung zu dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zurück. Durch diese Nachrichten wurde Rom bestürzt; es sah binnen einigen Stunden das Werk von 30 Jahren geheimer Be-

mühungen zusammenstürzen. Nachdem das Gebäude dem Stoße des Juli widerstanden hatte, brach es unter einem bloßen Stirnrunzeln des Volkes zusammen.

Es entstand nun eine tiefe Entmuthigung in allen frommen Unternehmungen, und man verzweifelte einen Augenblick daran, die Autorität wieder zu erobern, die den Händen der Kirche auf eine so gewaltsame Weise entrissen worden war; aber man blieb auf dem verhängnißvollen Wege nicht stehen.

Zunächst beschäftigte man sich damit, in dem Grundgesetze des Staates die constitutionelle Oberhoheit des katholischen Glaubens aufrecht zu halten. Dieser erste Punkt war wichtig, und um dies Resultat zu erlangen, wendete man sich an einen Mann, der, während er ehemals die Schriftsteller der Opposition vor den Tribunalen vertheidigte, bei denen sie der Gottlosigkeit angeklagt worden waren, bei einer Procession eine von den Schnüren des Baldachins gehalten hatte, unter dem ein ehrwürdiger Pater Jesuit amtirte. Dieser Mann, der durch ein bezahltes Amt in dem vertrauten Umgang des neuen Hofes stand, hatte die geheimen Sympathien erkannt, welche bei einigen Personen, die dem Throne nahe waren, für den Katholicismus vorhanden waren; die Ideen und Neigungen der italienischen Frömmigkeit, die mit dem Blute empfangen und mit der Milch eingesogen wird, neigten sich einer Rückkehr zu religiösen Gefälligkeiten zu. In diesen frommen, aber schwachen und wankelmüthigen Gewissen wußte man geschickt Zweifel zu erregen und den Glauben zu erwecken, daß durch den möglichst großen Widerstand gegen die Invasion der Irreligiosität Alles wieder legitim werden könnte, und zwar durch den Gebrauch, den man von einer Gewalt machte, die ungeachtet der menschlichen Leidenschaften immer den Absichten der Vorsehung in Beziehung auf einen Staat dienstbar sein müßte, welcher im Schooße der Kirche nicht aufgehört hatte, das allerchristlichste Königreich zu sein.

Dupin, der Aeltere, der ergebene Anwalt der Interessen des Palais royal, wurde daher beauftragt, in die neue Charte aufnehmen zu lassen, daß die katholisch-apostolisch-römische Kirche die sei, zu welcher die Mehrzahl der Franzosen sich bekenne. Wenn man damals gewagt hätte, was man gegenwärtig wagen würde, so wäre die alte Erklärung, welche die katholische Religion als die Staatsreligion verkündete, aufrecht erhalten worden. Was man auch thun möge, so beweisen die in dem neuen Artikel enthaltenen Worte doch nur eine Thatsache, welche aufhören kann, zu bestehen, sie stellen aber nicht ein Princip fest. Man mußte sich mit dieser Erwähnung begnügen.

Man wird in Frankreich, was man auch unternimmt, nie dahin ge-

langen, die religiösen Leidenschaften wieder aufzuregen. Von dem ungestümen Unglauben des 18. Jahrhunderts ist man zu der Gleichgültigkeit gegen die Angelegenheiten der Religion gelangt, welche Herr von Lamennais in den ersten Jahren der Restauration so beredt bekämpfte. Die Geister sind zu einem Skepticismus übergegangen, der voll Trägheit ist, und sich eben so wenig darum bekümmert, zu behaupten, wie zu leugnen. Die Funken, welche von Zeit zu Zeit aus dem politischen Herd aufsprühen, entzünden nie wieder den erloschenen Brand religiösen Feuers. Das allgemeine Gefühl entfernt sich von diesen Streitigkeiten; man will sich wohl, und selbst mit Kraft, gegen die kirchliche Bedrückung vertheidigen, aber Niemand denkt mehr an leidenschaftliche Angriffe. Wir sahen mehr als ein Mitglied des Klerus durch diese geringschätzige Thatlosigkeit betrüben, viel tiefer sogar, als durch die heftigsten Kämpfe. Mehr als einmal riefen sie über das so verlassene Heiligthum die Aufregung der Leiden herab; diesem langsamen Tode zogen sie das Leben des Märtyrerthums vor.

Diese Zelanti der gallicanischen Kirche hatten ihre Zeit schlecht begriffen, und in dem Uebermaße eines glühenden Eifers gefährdeten sie die Sache, die sie retten wollten. Man hörte sie als ungestüme Prediger sich gegen ein Jahrhundert ereifern, welches ganz den Speculationen der Materie ergeben ist, und sich nicht einmal über Die ärgert, welche es schmähen.

Für die gegenwärtige Zeit waren diese redlichen Herzen durch ihre Ueberzeugungen selbst wahre Anachronismen. Die von Rom gegebenen Beispiele waren verständiger, und lehrten den jungen französischen Klerus eine gewandtere Taktik, als all diese heilige Heftigkeit. Die Geistlichen, welche neuerdings aus dem Seminar entlassen wurden, empfingen die Weisung, sich in das Jahrhundert zu mischen; sie zogen die Welt an, indem sie deren Formen und Sitten annahmen, und darauf verzichteten, Schrecken zu erregen, wie ihre Vorgänger dies gethan hatten. Sie verstanden es, die öffentliche Meinung zu überreden, sie wären von den irdischen Dingen nicht so ganz abgerissen, daß sie Denen nicht nützlich zu sein vermöchten, welche sich der Religion zugeneigt zeigen würden. Dieser Plan war der des Klerus unter der Restauration. Er dachte damals nicht daran, die Gunst zu verbergen, deren er in den höheren Regionen genoß, und um seine Macht zu vergrößern, um zu dem Reichthum und der Höhe zu gelangen, die er erstrebte, wendete er sich mehr an die Interessen, als an die Gefühle.

Als der Klerus sich nach 1830 in die Niederlage mit inbegriffen sah, weil man ihn als den Urheber betrachtete, konnte er nicht mit hocherhobenem Kopfe einherschreiten, wie 1815. Leise mußte er in seine Po-

sitionen zurückkehren. Man gewährte ihm keine geheime Vorliebe, keine verborgene Unterstützung, als unter der Bedingung, sich dieser Gunst nicht zu rühmen. Es war ein Glück, das er errathen lassen mußte, ohne es zu zeigen, ein durchsichtiges Geheimniß, aber doch immer noch verschleiert. Als der Klerus auf den Stufen des Thrones selbst sich Schutz gesichert hatte, handelte er mit weniger Umsicht, mehr Freiheit und umfassender. Er trat überall als das Band der Versöhnung zwischen den Dingen, die so plötzlich getrennt worden waren, auf, die aber durch die Interessen der Lage wieder vereinigt werden könnten. In den letzten Zeiten waren auffallende politische Bekehrungen, das Resultat der Annäherungen, welche durch Männer vorbereitet und herbeigeführt wurden, die man nur mit religiösen Bekehrungen beschäftigt glaubte.

Diese widersprechende Macht, die in der Umgebung des Königthums sich bildete, forderte der Klerus von den Frauen und ihrer mystischen Empfindsamkeit, und von ihnen empfing er sie. Rücksichtlich der Welt verfuhr man auf dieselbe Weise; durch die Frauen suchte man die Kirchen wieder zu füllen.

In dem Augenblicke, in welchem wir in diesen Theil unseres Gegenstandes eindringen wollen, ist es nothwendig, zu erklären, daß der französische Klerus hier keineswegs der Ausschweifung und der Zügellosigkeit beschuldigt werden soll; mit wenig Ausnahmen sind seine Sitten, wie man anerkennen muß, seit einem Jahrhundert bedeutend verbessert, und weit entfernt von der Ausgelassenheit und der Gleichgültigkeit des frühern Klerus, wie von der römischen Verderbtheit.

Der katholische Klerus, wie ihn das Kaiserreich wieder eingeführt hatte, entfaltete nur in einigen reichen Hauptstädten Pracht; beinahe überall sonst war er einfach, oft sogar arm und der nothwendigsten Dinge entbehrend; diese Dürftigkeit machte sich besonders auf dem Lande fühlbar.

Unter der Restauration bemühte sich der Cultus, in den katholischen Kirchen die Pracht wieder erstehen zu lassen, welche ihn der Bewunderung der Menge empfehlen konnte. Die Freigebigkeit, deren Gegenstand er war, und die frommen Gaben, die er berechtigt wurde, von allen Seiten anzunehmen, schienen die Wünsche seiner Eitelkeit zu begünstigen; aber unter dem wiedererscheinenden Pompe verstand er es nicht, jenen Zauber, jene Reize und jene weltliche Eleganz zu erreichen, deren glückliches Geheimniß Rom ihm einige Jahre später offenbaren sollte.

Der Cultus der französischen Tempel, bisher den materiellen Verführungen fremd, wurde plötzlich sinnlich. Paris gab das Signal zu dieser Umwandlung, für welche die Kirche St. Roch die Wiege war.

Man hat oft von den gezierten Abbé's der Salons unter der frühern Regierung gesprochen, die man frisirt und moschusduftend in der Welt fand; junge Pfäfflein mit gezierten Gesichtern, mit lebhaftem Auge, feiner Hand, kleinem Fuß, wohlgeformtem Bein, weißen Zähnen, rothen Ohren und blühender Gesichtsfarbe, schlanker und biegsamer Taille und den Zeichen der Kraft, vereint mit den Reizen der Wollust; sie lebten in Trägheit unter galanten Redensarten, geschmückt mit Seide, Spitzen und Wohlgerüchen. Später fand man sie wieder thronend in dem Kloster, Oberlehnsherren großer Präbenden und reicher Pfründen, mit Kreuz und Mitra, ihr Wappenschild über dem Altare aufhängend und in fortwährenden Genüssen lebend. Diese verlorenen Musterbilder fand man mit Entzücken in dem Pfarrer von St. Roch wieder, der darauf zum Bischof erhoben wurde. Der Abbé Olivier, das Haupt eines bedeutenden Kirchspieles und zu seinen Beichtkindern Häuser zählend, die durch ihre Lage, wie durch ihr Vermögen ausgezeichnet wurden, verstand es, aus seiner Kirche einen Ort zu machen, an welchem die glänzendste Gesellschaft sich im Schooße der schönsten Wohnungen der Welt glauben konnte. Auf seine Anordnung wurde das Chor der Kirche geschmückt wie ein prachtvoller Salon; kostbare Meubles, Gold, Sammt, Marmor, reiche Teppiche, Kissen mit schweren goldenen Verzierungen, bronzene und Goldschmiedearbeiten, ciselirte Lampen und die ausgesuchteste Feinheit der Altardecken — Alles trug zu der köstlichen Harmonie dieses Chores bei. Alles Uebrige wurde mit dieser Pracht, diesen Zierrathen und dem Pompe der Ceremonien in Uebereinstimmung gebracht. St. Roch besaß die schönsten und die reichst gekleideten Schweizer, die man sehen konnte; sie trugen einen weißen Federhut und große Epaulettes wie Generale; man sah aus der Sacristei schwarz gekleidete Schweizer hervortreten und sich unter die Ceremonien mischen, welche am Halse die silberne Kette trugen, wie in den Palästen bei den Ministern und in den Räumen des gesetzgebenden Körpers. Hinter dem Chore wurde eine privilegirte Kapelle errichtet. Auf dem Altar stand eine Nachbildung von der Arche des Volkes Gottes mit goldenem Cherubim; vor ihr hingen von der Decke goldene Lampen herab. Dieser Raum war mit ausgesuchtem Geschmack ausgestattet; Alles war hier für das Wohlbehagen vorausgesehen.

Die Phantasmagorie des Calvarienberges wurde beibehalten und durch neue optische Wirkungen verschönert; man vereinigte hier Alles, was die Sammlung des Gedankens durch die Aufregung der Sinne erhöhen kann.

Die Fenster des Schiffes ließen ein zu grelles Licht durchfallen;

man verhing sie mit Musselinvorhängen, welche die Helligkeit milderten und nur eine Dämmerung hervorbrachten.

Nicht für die Menge hatte der Pfarrer von St. Roch alle diese Niedlichkeiten hier vereinigt; er ladete zu den Verfeinerungen eine auserlesene Gesellschaft ein, und an die Reichen und Großen wendete er sich in dem Hause Gottes, in welchem er ihnen die ersten Plätze anwies, die Christus den Demüthigsten und den Aermsten vorbehielt.

Zu allen Zeiten hat die Kirche sich mit der Musik vereinigt, deren Vaterland sie in gewisser Beziehung war, und die ihr in dem Laufe der Jahrhunderte so vielfach verpflichtet ist. Der Pfarrer von St. Roch wollte, daß seine Kapelle mit der der Metropole wetteifern sollte; er hatte ein Orchester und Chöre, deren Ausführungen bewundert wurden; gewandt darin, alle Berühmtheiten der Kunst aufzusuchen, hat er oft unter dem Gewölbe seiner Kirche die berühmtesten Musiker und Sänger, und die bei dem Publikum beliebtesten Künstler, vereinigt.

Diese Neuheit war in der Mode, und eine zahlreiche Menge strömte nach St. Roch, was auch immer die Ursache des allgemeinen Eifers sein mochte. Als der glückliche Pastor seine Wünsche verwirklicht sah, legte er die letzte Hand an die Anordnungen des Innern und des Aeußern. Die Façade wurde restaurirt; eine Freitreppe und ein Gitter sollten ihr ein monumentales Ansehen geben. Barrièren trennten den ganzen Raum des Schiffes von den Seitentheilen; man mußte bezahlen, um in diesen bevorrechtigten Raum zu dringen; die Stühle hatten in demselben ihren Miethpreis, dessen Ertrag für die Fabrik, welche denselben empfing, von bedeutender Höhe war. In dieser von dem übrigen Theile getrennten Abtheilung gab es noch wieder verschiedene Kasten; die Plätze zunächst der Kanzel oder des Chors waren ausschließlich für Personen von gewissem Range und gewissem Vermögen bestimmt. Nach diesem Vorzuge strebte man sehr eifrig, und der Pfarrer allein ertheilte denselben; man muß gestehen, daß Alles dazu beitrug, den Glanz des religiösen Pompes zu erhöhen.

Nichts kam der Ordnung und der anmuthigen Mannigfaltigkeit der Processionen gleich, welche von den Gewölben der Seitentheile ausgingen und majestätisch zu dem Chore zurückkehrten. Die kirchlichen Zierrathen glänzten, der Altar strahlte in Licht, die Melodien der Chöre, die Harmonie des Orchesters, und die mächtigen Modulationen der Orgel verbreiteten überall Eindrücke, die bald ernst, bald tief, bald berauschend waren.

Eins der mächtigsten Mittel, welche angewendet wurden, um die Menge nach den Kirchen zu ziehen, war die Wahl der Prediger. Man sah die Kanzel sich die berühmten Redner streitig machen, wie die dra-

matischen Unternehmungen sich die ausgezeichnetsten Schauspieler abspenstig machen; in diesem Vergleiche liegt durchaus keine Absicht der Uebertreibung, noch der Beleidigung. Man verkündete die Predigten im voraus. Der evangelische Lehrstuhl, welcher besonders durch die Bescheidenheit und die Demuth leben soll, suchte den Lärm auf, die Oeffentlichkeit, den Glanz. Man ging noch weiter; die Predigt schien auf die Formen und die Sprache, die ihr eigenthümlich sind, zu verzichten; sie nahm das Wesen, die Sitten und den Styl der Rednerbühne an, der Discussion, der Schule und der Polemik; zuweilen ließ sie sich sogar bis zu den literarischen Neuheiten der modernen Ideen hinreißen, von denen die Welt ergriffen zu sein schien. Es handelte sich nicht mehr, wie ehemals, darum, zu überzeugen und zu überreden, sondern man mußte gefallen und verführen; um diesen Preis war die Menge zu gewinnen.

Der Pfarrer von St. Roch verdankte diesen Bemühungen die öffentlichen Zeugnisse eines hohen Wohlwollens. Sobald es bekannt wurde, daß es sehr nützlich sei, sich in dieser Kirche zu zeigen, welche der Hof angenommen hatte, traf man hier die Weltleute, die Beamten und Alle, welche von ernstem Ehrgeiz ergriffen waren, und die sich hier wenigstens einmal jährlich blicken ließen.

Mit diesen Mitteln großer Verführungskunst vereinigten sich bedeutende Nebenmittel: man vervielfältigte die Brüderschaften der Männer und der Frauen, der Jünglinge und der jungen Mädchen, der Kinder beider Geschlechter; man begründete eine Menge praktischer Aemter und Frömmigkeitsübungen, die mehr zärtlich als fromm waren, und sich immer mehr an das Herz, als an den Verstand wendeten.

Man erfand den Marienmonat.

Diese Anordnungen hatten nicht nur den Zweck, dem Geräthe des Cultus eine Menge Comparsen und Acolyten, Chöre mit frischen und kräftigen Stimmen, blühende Gruppen, glänzend durch frische Unbefangenheit, zu bilden, deren keusche Haltung so viel Zauber für die Blicke der Weltlinge hatte. Diese Erwerbungen vervielfältigten die Beichtkinder; man reihte ganze Familien ein, indem man nur die Individuen zu versammeln schien, und die kirchliche Autorität erstreckte sich bald von den Kindern auf die Eltern.

Der Pfarrer von St. Roch machte aus seinem Kirchspiel etwas mehr als einen Sprengel; er leitete die Gläubigen nicht, sondern er herrschte über sie, und wenn die niedere Classe die Masse seiner Unterthanen bildete, so waren die höhern Personen als sein Hof zu betrachten. Es war schön, ihn auf dem Chore thronen zu sehen unter dem glänzenden, von Stickereien schimmernden Baldachin! Seine ganze



(S. 316)

Haltung war oberpriesterlich; ihn umgaben Huldigungen und Anbetungen, die er nicht erzwang, die er aber zu gewinnen verstand. In St. Roch hielt der Pfarrer in einer minder glänzenden und beschränktern Sphäre das Hochamt, umgeben von einem unablässig niedergeworfenen Klerus, wie dies sonst in den Domen der größten und mächtigsten Bischofssitze der Fall ist. Diese Oberherrschaft war nicht eine der mindest überraschenden Thatsachen jener Zeit. Große und Kleine hatten die Ansprüche anerkannt, welche mehr als einmal die Grenzen des Tempels zu überschreiten versuchten. St. Roch sah seine Wünsche erfüllt; die Königin ließ dort eine Tribüne errichten, welche der Kirche das Ansehen eines königlichen Kirchspiels geben sollte.

Die Pfarrer von Paris hatten einen alten Ruf der demüthigen und aufrichtigen Frömmigkeit; man erkannte gern, daß sie an die Reichen nur dachten, um sich mit den Armen zu beschäftigen. Wir behaupten nicht, zu sagen, daß es nicht mehr so sei; wir wollen nur die Veränderungen angeben, welche für sie die Ausübung der Barmherzigkeit schwieriger gemacht haben.

Ehemals hielt, wie wir sagten, der Cultus der Pariser Kirchspiele nicht auf eitlen Prunk; allein seitdem der Impuls, welchen St. Roch gegeben hatte, sich in allen Kirchen der Hauptstadt Frankreichs fühlbar machte, haben, wie wir fürchten, die Nothleidenden etwas durch den Prunk verloren, der die reichen Classen anzieht.

Unter diesen Antrieben sah man alle Fabriken, von dem Verlangen ergriffen, zu glänzen, und der Ausschmückung des Heiligthums die Mittel zuzuwenden, welche eine andere Verwendung hätten finden sollen. Von allen Seiten herrschte eine pomphafte Entwickelung, deren Gesuchtheit und Coquetterie dem Cultus die Würde raubten, welche die Verehrung einflößt, und die jetzt durch die Neugier ersetzt wurde.

St. Sulpice zeigte voll Stolz die Evolutionen seines jungen Seminars; man richtete Notre-Dame von Loretto als Oratorium her, welches einem Boudoir gleicht, und die Magdalenenkirche, deren charakteristisches Ansehen an einen mythologischen Tempel erinnert. Die französische Kirche hatte selbst, indem sie die Sinnlichkeit und den Materialismus Roms nachahmte, das religiöse Gefühl verlockt.

Die christliche Kirche verschwand.

Indeß besserten die Kirchen von Paris ihre Ruinen aus; die wundervollen Fenster, jene Wunder der Restauration, Fresken, Gemälde, ausgezeichnete Orgeln, Bildhauerarbeit, Meisterwerke des Meißels von Holz, Bronze und Marmor, geformt durch die sinnreichste Kunst, chmückten das Gebäude, und man fügte neue Schönheiten hinzu; aber

allen diesen Arbeiten, diesen Anstrengungen, diesen Verschönerungen, mangelte die Seele, der religiöse Hauch.

Die zahlreichen Restaurationen machten indeß den Fehler augenscheinlich, daß das modern Gothische einen Gegensatz zu dem Altgothischen bildete; es verstand nicht, zu dem Gebete einzuladen, es hatte nicht die Sammlung und die Melancholie der alten Kirchenschiffe; seine schreienden Töne störten die Beschauung.

Dieser falsche und unvollständige Charakter zeigte sich überall.

In keiner Zeit waren die mildthätigen Gesellschaften so zahlreich, wie in dieser; die edlen Damen strebten nach der Ehre, bei solchen Gelegenheiten zu sammeln; die Börse des Almosens zu füllen, war ihr höchstes Verlangen, die Beschäftigung aller ihrer Augenblicke, ein Gedanke, den sie in alle anderen Gedanken mischten. Es gab kein einziges Vergnügen, keine einzige Zerstreuung, die sie nicht benutzten, Gaben hervorzurufen, zu erbitten und zu sammeln; nichts war rührender, als diese hartnäckige Wohlthätigkeit, und nie wurde sie weiter getrieben, als in unseren Tagen. Die Eitelkeit Aller wurde in Contribution gesetzt; man gab viel, um sich den Schein zu geben, als hätte man etwas, und die Sammlerinnen schrieben ihren eigenen Verdiensten die Gaben zu, die sie empfingen: dieser falsche Wetteifer der Barmherzigkeit war nichts als eine Nebenbuhlerschaft der Eigenliebe. Bei alle dem waren die Armen, im Namen welcher alle Welt gehandelt zu haben schien, die, an welche man am wenigsten dachte.

Erschien der bestimmte Tag, und die glänzende Menge war in der Kirche versammelt, dann nahmen die Dinge ein Wesen des Hochmuths und der Verschwendung an, welche weit entfernt von den Gefühlen der Frömmigkeit waren, die man zu solchen Werken mitbringen sollte. Man kennt die Namen und die Titel der Sammlerinnen und wiederholt sie leise; man hält darauf, sich durch den Reichthum der Gaben bemerkbar zu machen, und es ist der Stolz, der über den Geiz triumphirt.

Vor der Predigt sind die Vorbereitungen und Anordnungen dieselben, wie bei einem Abend im Theater; man begrüßt sich, man redet sich an, man tauscht Lächeln und kleine falsche und lügnerische Complimente mit leiser Stimme; man plaudert über Das, was man hören wird, und in diesen vorbereitenden Unterhaltungen ist der Prediger immer der Gegenstand der Conversation.

„Ist er jung?"

„Sieht er gut aus?"

„Wo hat er schon gepredigt?"

„Haben Sie den Abbé R— und den Abbé C— gehört?"

Der Ton von der Hellebarde des Schweizers, der laut ertönt,



(S. 318)

wie die drei Schläge vor dem Anfang der Theatervorstellung, macht diesem weiblichen Geschwätz ein Ende. Der Prediger hat die Kanzel bestiegen. Er ist bekannt, und seine Worte gehören zu denen, welche den Ruf der Beredtsamkeit gewonnen haben.

Ein Beben des Vergnügens hat ihn empfangen; er verneigt sich mit einer liebenswürdigen Demuth und beginnt seine Rede.

Ein neues Beben durchläuft hörbar die Versammlung; der Text der Predigt ist mit ausgezeichnetem Tact gewählt worden; gewöhnlich ist es eine jener leidenschaftlichen Aspirationen, an denen die heilige Schrift so reich ist, und welche nur zu der Seele zu sprechen scheinen, um von dem Herzen gehört zu werden. Wenn der Redner seinen Text in das Französische übersetzt hat, antwortet ihm wieder ein Gemurmel der Befriedigung und tausendfältige leise Geräusche der Stühle und Rauschen der Kleider verkünden ihm, daß Jeder sich vorbereitet, ihn mit ungeduldiger und begieriger Aufmerksamkeit anzuhören.

Die Barmherzigkeit ist ein stets fruchtbarer Stoff zu zärtlichen Ergüssen, und indem der Prediger von der Liebe des Nächsten spricht, welche Gott selbst uns zur Pflicht gemacht hat, weiß er seine Rede durch Strahlen irdischer Liebe zu erhellen. Es liegt in alle Dem, was sich an die Neigung des Herzens wendet, eine mystische Beredtsamkeit, deren glühende Aspirationen sich der Sprache menschlicher Leidenschaften nähern. Durch diese Künste einer sinnlichen Rede sind in den letzten Zeiten die schönsten Erfolge der Kanzel errungen worden.

Bei solchem Ton setzt die Predigt den Roman, den man den Tag zuvor, oder das Feuilleton, das man an demselben Morgen gelesen hat, fort.

Handelt es sich um das Dogma, so sucht der heilige Redner den Ruf einer gelehrten und imposanten Beredtsamkeit zu gewinnen, und ahmt wechselsweise dem Forum, der Gerichtsschranke und dem Porticus nach; er nähert sich der politischen Debatte und den heftigen Gewohnheiten derselben.

Besonders bei dem Schluß der Predigt sieht man den Luxus der Salbung und der Paraphrase glänzen; die Beredtsamkeit des Predigers vereinigt dann alle Anstrengungen, um die Herzen zu rühren, die weibliche Eitelkeit aufzuregen, und reichliche und freigebige Almosen zu veranlassen, was stets der Hauptzweck der Ceremonie ist. Bei dem Ende der Predigt stellen die Sammlerinnen und ihre Cavaliere sich an alle Ausgänge zu beiden Seiten der Thüre; wenn ihre Anzahl nicht hinreichend ist, um alle Punkte zu besetzen, hält man die Thüren geschlossen, an welche man keine Sammlerinnen stellen kann, und die Menge wird so gezwungen, unter dem Feuer der Almosensammlerinnen in das

Freie zu gelangen. Wir können versichern, daß diese Maßregeln, die mindestens sonderbar genannt werden müssen, durchaus neu bei den Gebräuchen der Kirchen von Paris sind.

Diese Wuth der Ausbeutung überliefert, und außerhalb der Grenzen der älteren Einfachheit gedrängt, ist die französische Kirche ebenso theatralisch geworden, wie die römische; sie hat vielleicht die Menge angezogen, aber sie hat die Frömmigkeit und die Sammlung verjagt.

In Folge einer eigenthümlichen Zusammenstellung ahmte das Theater die Feierlichkeiten der Kirche nach, während der religiöse Cultus von dem Theater seine Decorationen und seinen Prunk entlehnte. In St. Roch fand man bei den Chören der heiligen Gesänge die Theatersänger wieder; in der Oper ist die religiöse Cavalcade in der Jüdin, die Messe in Robert der Teufel und das Begräbniß in Dom Sebastian ganz dem katholischen Ceremoniell nachgebildet. Die Verwirrung war nicht minder groß zwischen der Welt und der Kirche, und Abends fand man auf dem Ball als Veranstalterinnen dieselben Frauen wieder, die man Morgens als Sammlerinnen in der Kirche gesehen hatte. In der Kirche sah man sie züchtig gekleidet, wie Frau von Maintenon, in den Salons waren sie üppig geschmückt, wie die Gräfin Dubarry. Die französische Gesellschaft, wie die französische Kirche, sind so in die römische Frömmigkeit verfallen, die ganz äußerlich ist und keine Wurzel in der Seele und in den Gedanken hat. Um diese Lage zu entschuldigen und Das zu rechtfertigen, was an ihr Fremdartiges ist, hat man behauptet, die Kirchen hätten mehr Almosen empfangen. Wir glauben, daß die Einnahmen der Fabriken sich gesteigert haben können, aber wir sind überzeugt, daß die Kosten des Cultus und der neuere Glanz desselben den Antheil der Armen verminderten.

Als der Cultus der Kirchen Frankreichs einen Ernst besaß, der verloren gegangen zu sein scheint, nahmen die frommen Nebendinge nur eine Stelle ohne alle Wichtigkeit ein; man duldete sie wie gleichgültige Gebräuche, und nur dazu geeignet, in den Herzen einen Heerd frommer Neigungen und göttlicher Liebe zu erhalten. Eine verborgene Wirksamkeit vervielfältigte rings um den Altar die Brüderschaften und die theilweise kleinlichen und engherzigen Anbetungen, wie man sie bei dem römischen Aberglauben findet. Diese Kleinlichkeiten, so widersprechend gegen die Größe des katholischen Dogma's, drängten sich ein in das Heiligthum, und an der Stelle der Majestät einer der Gottheit würdigen Huldigung sieht man jetzt nichts mehr, als eitle Demonstrationen, welche außer den Mummereien der römischen Heuchelei an die Erbärmlichkeit Italiens erinnern.

Die Lobgesänge der Marienmonate, so reich an weltlichen Anziehungs-

mitteln, das kleine Hochamt des sacré coeur und tausend andere Erfindungen der Sakristei, blühten auf Kosten des hauptsächlichsten Cultus, Schmarozerpflanzen an dem Baume des Cultus.

Die Priester wurden sämmtlich sogleich ergriffen von der Wuth des Ehrgeizes und wendeten zum Vortheil ihrer Wünsche alle die Hülfsquellen an, welche ihren Plänen dienen konnten. Die Erziehung der Kinder gestattete ihnen besonders, in die Familien einzudringen, und sich in die Interessen des häuslichen Heerdes zu mischen. Hier ein auffallendes Beispiel davon:

In dem Augenblicke, als Herr von Talleyrand so ernsthaft krank war, daß es unmöglich schien, ihn zu retten, sprach der Erzbischof von Paris in den Versammlungen, welche um jene Zeit in dem erzbischöflichen Palaste häufig wurden, mit Enthusiasmus von dem Glanze, den der Klerus von Paris durch die Bekehrung eines so ungläubigen Menschen gewinnen könnte, wie der ehemalige Bischof von Autun anerkanntermaßen wäre. Der Abbé D., einer der berühmtesten Prediger jener Zeit, faßte diese Aeußerung auf. Er gehörte zu dem Kirchspiel de l'Assomption, in welchem eine Großnichte des Herrn von Talleyrand sich zu ihrer ersten Communion vorbereitete. Es war dem Abbé leicht, die Freundschaft des Kindes zu gewinnen; dies gelang ihm so gut, daß das kleine Mädchen, nach Hause zurückgekehrt, nur noch von dem Herrn Abbé sprach und mit dem besten Gedächtniß Alles wiederholte, was derselbe ihr gesagt hatte. Herr von Talleyrand, der das Geschwätz seiner Großnichte liebte, wurde ergriffen durch die Fortschritte, welche das Herz und der Verstand des Kindes bei diesen Unterhaltungen gemacht hatten, und er äußerte das Verlangen, diesen verständigen und gewandten Lehrer zu sehen. Die Großnichte führte ihm den Abbé D., den Mann von Verdienst, zu. Herr von Talleyrand, günstig gestimmt, nahm den Priester mit Güte auf, und später gewann der Abbé über ihn eine solche Herrschaft, daß er sich bei ihm Gehör verschaffte; auf seine Rathschläge gewährte der ehemalige Prälat Gott und der Kirche Das, was man in seinen letzten Augenblicken von ihm erlangt hat.

Dieser Zug wurde deshalb unter mehreren gewählt, weil er angeführt werden kann, ohne einer feindseligen Absicht verdächtigt zu werden, und weil er beweist, zu welchen unerwarteten Resultaten die Gewandtheit durch die geringsten Umstände und die scheinbar gleichgültigsten Verhältnisse führen kann.

Man hat den Lärm noch nicht vergessen, den man von der vorgeblichen Bekehrung des Herrn von Talleyrand machte, um welche ein anderer berühmter Prediger, der Abbé von Ra . . . ., den Abbé Du . . . . beneidet.

Das Aergerniß mit dem Handel der Stühle, gegen welches Stimmen sich bis in die gesetzgebende Versammlung erhoben, sowie der bezahlten Plätze in der Kirche, wie dies im Theater geschieht, erstreckte sich über alle Kirchspiele von Paris, und in der Religion, deren Grundprincip die Gleichheit ist, gab es keine noch so kleine Nebenkirche, welche nicht Anspruch darauf machte, ihre Aristokratie zu haben.

Die Lotterie von St. Eustache war das Ende dieser Einmischung der Welt in die Kirche, die man in Frankreich nicht mehr kannte. Alle die kleinen Listen, die frommen und ehrlichen Betrügereien und die üblichen Kunstgriffe bei der Lotterie der Gesellschaft waren bei dieser frommen Tombola, auf welche Rom eifersüchtig war, in Anwendung gebracht. Man hat den Werth der Gewinne übertrieben, man hat die Unterbringung der Loose durch alle Verführungsmittel erleichtert. Um einen großen Gewinn zu bewirken, hat die Kirche mit Satan und dessen Werken einen Vertrag geschlossen; man hat die Lockspeise lügnerischer Gewinne ausgeworfen, um die Menge anzuziehen. So sind List, Betrug, Lüge und alle Mittel, welche die Kirche verwerfen sollte, angewendet worden.

Darf man sich danach wohl beklagen, daß die Welt in ihrer Gleichgültigkeit nicht immer Das für Ernst nimmt, was Die, deren Sendung es ist, den Dingen Ehrerbietung zu verschaffen, die sie selbst in schmuzigem Interesse herabsetzen, mit solcher Unehrerbietigkeit behandeln?

Bei einer höhern Ordnung der Dinge und der Gedanken macht der römische Einfluß sich auf ernstere Weise fühlbar. Es ist die Macht Roms, welche die Leidenschaften der Bischöfe gegen die Autorität des Staats erhebt; es sind die Einflüsterungen des Pontificats, welche dieselben in ihrem Widerstande befestigen, dazu aufregen, und den Unwillen erwecken und unterhalten, den sie bis in die untersten Reihen des französischen Klerus verbreitet haben, dessen Haß sich endlich mit den Feindseligkeiten des Episcopats verbinden wird. Woher kommt diese Aufregung, wo nicht von Rom, dessen geistliche Autorität es versucht, die Unterthanen, welche die Kirche der Unterwerfung unter die Herrscher zu entreißen trachtet, dem nationalen Gehorsam abwendig zu machen versucht?

In Rom haben die wüthenden Prediger ihren Eifer neu belebt, welche, um die liberalen Institutionen zu verdammen und zu verfluchen, die Sprache der philosophischen Discussionen und der politischen Debatten annahmen. Und diese Mönche, die sich auf der Kanzel der Pariser Metropole in dem Gewande ihres Ordens gezeigt haben — wo kamen sie her?

Aus Rom!

Der päpstliche Hof beklagt sich, daß die französischen Ideen

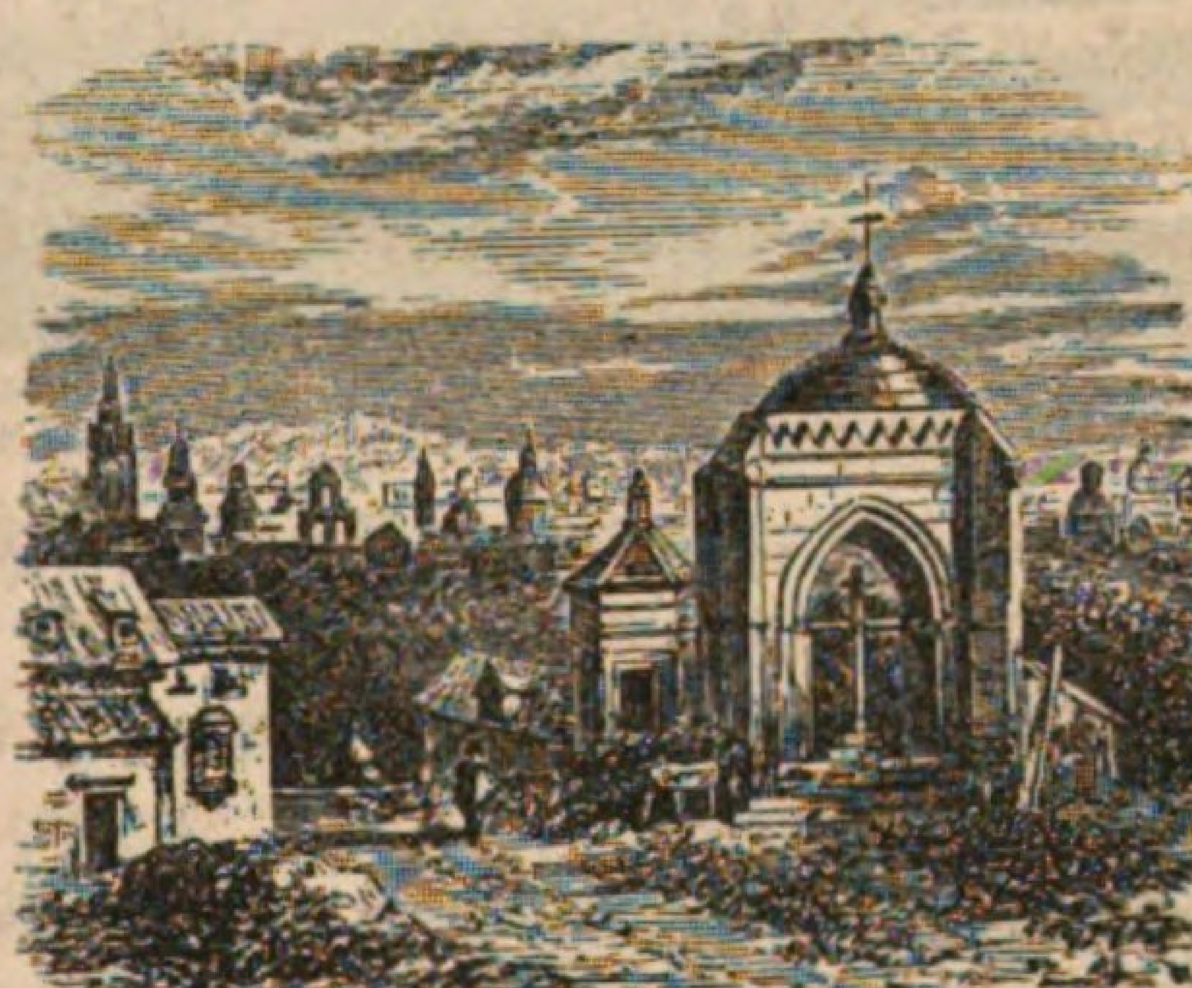
die politischen Sitten seiner Unterthanen verderben! Mit größerem Rechte könnte Frankreich sich darüber beklagen, daß die römischen Ideen seinen Cultus verändern, und ihn von seiner früheren Rechtlichkeit abwenden, indem sie ihn auf weltliche Bahnen lenken.

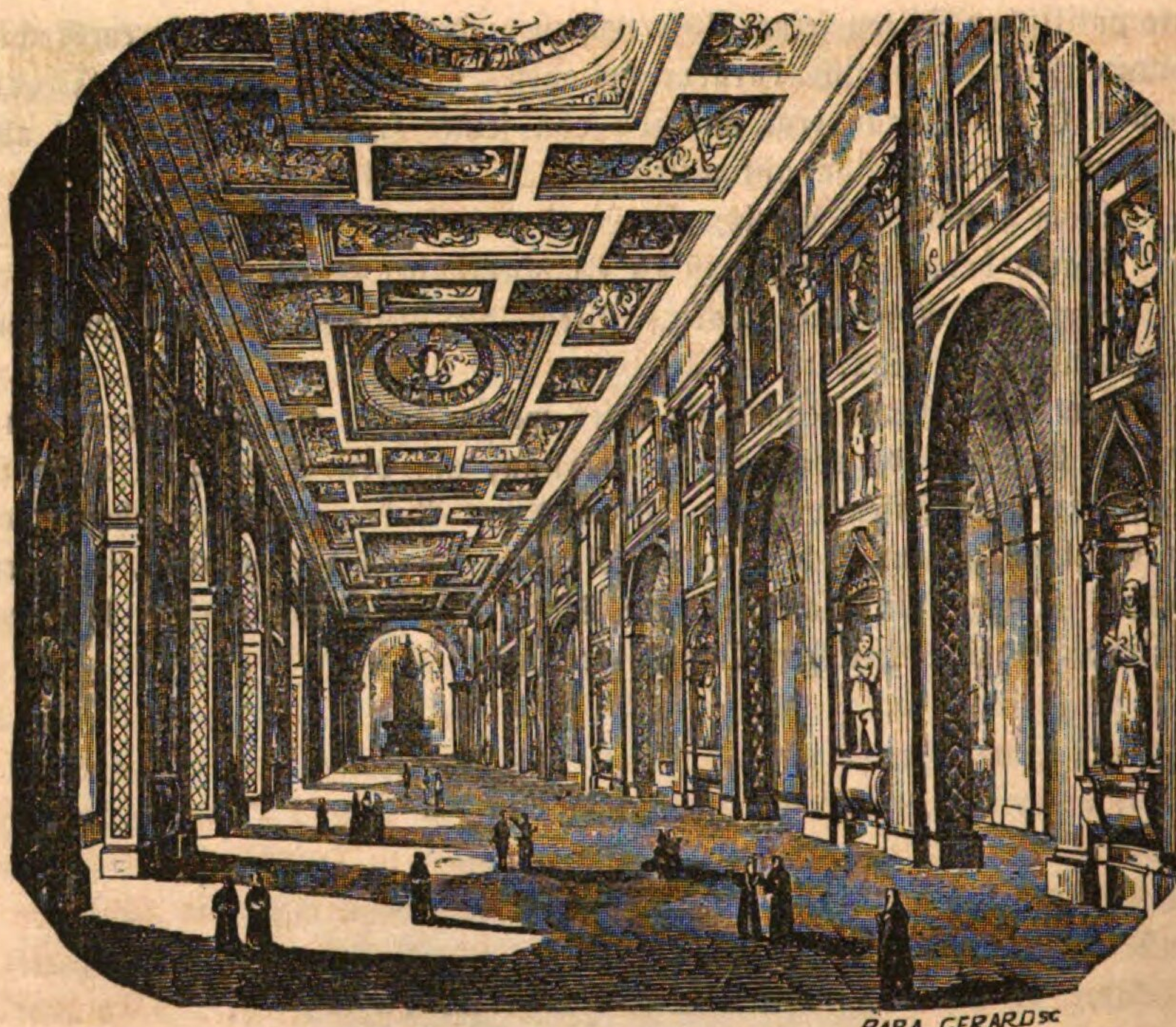
Rom beschuldigt Paris, ein Heerd der Revolutionen zu sein.

Paris beweist Rom, daß es ein Heerd der Gottlosigkeit ist.

Zwischen Rom und Paris besteht der Unterschied, wie zwischen Finsterniß und Licht.

Rom und Paris kennen einander wenig. Vor einigen Jahren war es der Gegenstand großer Verwunderung, auf der Seine zwei Dampfschiffe in dem Hafen von St. Nicolas vor Anker gehen zu sehen, die, in England gebaut, sich nach der Mündung der Tiber begaben, in ihrer weißen Flagge die Schlüssel, die Tiara und die Bilder des heiligen Petrus und des heiligen Paulus tragend.







Zweiundzwanzigstes Capitel.

Die Jesuiten.

o verfolgte Noëmi, alle Materialien, die sich ihrer Beobachtung boten, sammelnd, mit bewunderungswürdiger Ausdauer ihre schwierige Aufgabe, und bereitete den Israeliten die Mittel vor, gegen Rom die finanzielle Blokade fortzusetzen, welche den Geldmangel des Papstes steigerte.

In dem Eifer ihrer Forschungen schien das junge Mädchen Alles vergessen zu haben, was sie nicht dem doppelten Ziele zuführte, das ihre Gedanken sich gesteckt hatten: ihre Brüder, welche die Gegenwart bedrückte, zu retten, um Paolo zu retten, den die Zukunft bedrohte.

Sie erinnerte sich kaum noch aller Derer, welche ihre ersten Schritte in Rom umgeben hatten. Was war aus dem unverschämten Stutzer geworden, jenem Neffen eines Monsignore, der in dem Pinciogarten so

feig ein Weib beschimpfte? Und der arglistige Prälat Panfilio, dessen Schliche sie endlich durchschaut hatte, wo war er?

Selbst ihre Familie, mit Ausnahme ihres verehrten Vaters, schien Noëmi nicht mehr zu kennen. Ganz in Anspruch genommen durch den Wirbel der Gedanken, welche ihren Geist beschäftigten, gewährte sie eine dankbare und süße Erinnerung den Freunden, die sie gut und ergeben gefunden hatte. Treu und fest ihren Pflichten als Tochter anhängend, und eben so auch jener innigen Liebe, welche für sie wie ein zweites Leben war, erwartete sie, daß die Ereignisse selbst die Sorge übernehmen möchten, die verschiedenen Wesen, deren Geschick sie nicht kannte, ihr wieder vor Augen zu führen. Noëmi, welche nicht auf's Neue beunruhigt worden war, lebte daher in einer Ruhe und einer Heiterkeit, welche durch ihre Forschungen befruchtet und beseelt wurden, als plötzlich eine Aufregung sie dieser Ruhe entriß.

Neben der jungen Jüdin alterte ein verderbtes Weib, die Signora Naldi, welche die fürchterliche und stolze Donna Olympia ersetzt hatte, ohne sie indeß ganz verschwinden machen zu können. Wir sahen sie einen Augenblick, unterjocht durch die liebenswürdige und rührende Gefühlvollheit Noëmi's, für das junge Mädchen eine Anhänglichkeit empfinden, gegen welche sie sich nicht zu vertheidigen strebte. Ermüdet durch die ohne Unterlaß wiederholten Zögerungen, welche die Tochter Ben Saul's der Ausführung der Absichten entgegensetzte, die man auf sie stützte, glaubte die Signora zu bemerken, daß sie durch ein geschicktes System des Zögerns betrogen würde; sie erspähte die Schritte Noëmi's, und überzeugte sich bald, daß die Jüdin insgeheim Documente sammelte, welche sie nach außen übermittelte. Die Signora Naldi wußte diese Entdeckung zu benutzen; mittels jenes Spionirens, dessen Räderwerk in Rom so zahlreich ist, gelang es ihr, ein Bruchstück von dem Briefwechsel Noëmi's zu erhaschen; bewaffnet mit diesem gefährlichen Actenstück, eilte sie zu Monsignore Panfilio.

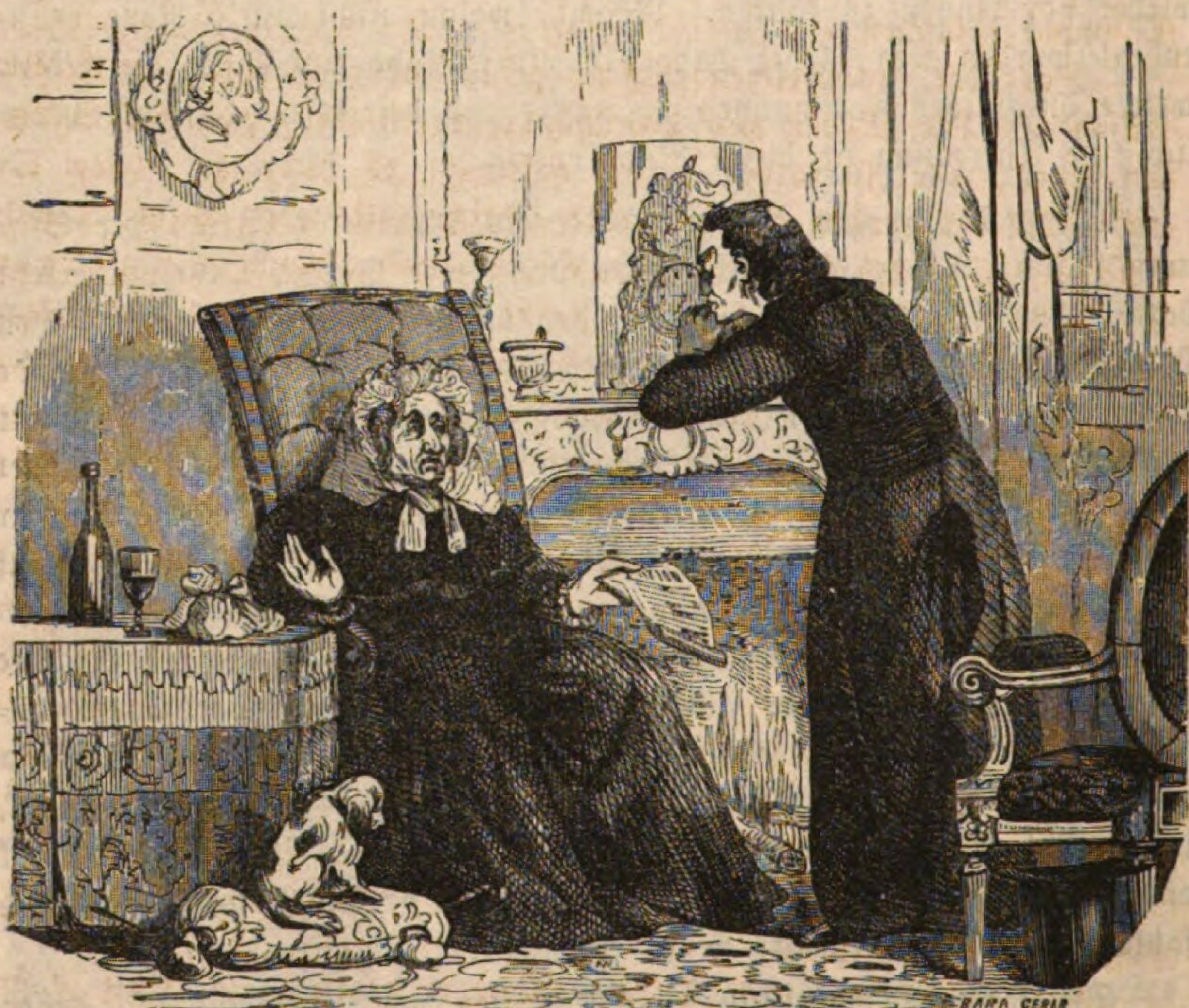
Sie fand ihn wüthend, und ergriffen von einem Anfall, dessen Heftigkeit zugleich seine Sinne und seinen Verstand trübte. Er hatte so eben erfahren, daß Stephan, sein Neffe, sich, wie man sagte, kopfüber in den Gluthofen der Legationen gestürzt habe. Einer der Kämmerlinge hatte ihm diese Neuigkeit mitgetheilt, von der man sich im Quirinal unterhielt, indem man der übermäßigen Strenge des Oheims den strafbaren Entschluß des Neffen zuschrieb.

So sah Panfilio seinen Neffen, den er endlich in die Diplomatie zu bringen gewußt hatte, noch einmal alle seine Hoffnungen vernichten, und ihn in neue Verlegenheiten stürzen. Dieser Streich Stephan's be-

drohte seine Eigenliebe, und konnte den Sturz einer bereits wankend gewordenen Gunst beschleunigen.

Die Signora Naldi ihrerseits empfand einen lebhaften Unwillen über Das, was sie die Undankbarkeit Noëmi's nannte. Sie setzte dem Monsignore die Thatsachen auseinander, die sie erspäht hatte; sie machte ihm begreiflich, daß es Zeit sei, einem System des Zuwartens, welches zu keinem Resultate führte, ein Ziel zu setzen. Sie offenbarte ihm die Wahrheit über die Geburt Noëmi's.

Bei dieser Mittheilung machte Panfilio, der durch die Gicht an seinen großen Armstuhl gefesselt war, einen heftigen Satz; er richtete an



die Signora bittere Vorwürfe darüber, daß sie so lange ein Geheimniß von solcher Wichtigkeit bewahrt hatte, von dem ihr beiderseitiges Glück abhing, besonders aber, daß sie es ihm so lange verborgen hatte.

Die Unterredung dieser beiden Personen, welche ihren Unwillen in einem gemeinschaftlichen Zorn ergossen, dauerte lange und war sehr lebhaft.

Man faßte einen doppelten Entschluß. Es wurde verabredet, dem Cardinal Ferdinand das Bruchstück von dem Briefwechsel Noëmi's zu zeigen, welches die Signora in ihrem Besitz hatte, und man hoffte,

daß der Unwille ihn dahin bringen würde, ihr Verlangen nach Rache und Züchtigung zu theilen.

Der junge Cardinal verweigerte die Theilnahme an dieser Unwürdigkeit, aber er antwortete, er würde nichts thun, um Noëmi einer Strafe zu entziehen, die sie verdient zu haben scheine; er behielt sich indeß das Recht vor, zu verhindern, daß die Dinge gegen die junge Jüdin zu weit getrieben würden. Sein Blick bestätigte so entschieden seine Worte, daß Panfilio und die Signora begriffen, Noëmi könnte ihnen entrinnen; sie entschlossen sich daher, in aller Hast zu handeln.

Am nächsten Tage nach dieser Unterredung erschien die Jüdin vor der Signora und Pamphilio, welche sich in dem Oratorium der Donna Olympia befanden.

Der Ort, an welchen Noëmi geführt wurde, hatte ein finsteres Ansehen. Die Möbel und die Wände waren mit schwarzem Sammet überzogen; alle Zierrathen waren entfernt; es blieb an diesem Orte nichts als ein großes elfenbeinernes Christusbild über einem Betpulte, welches hell gegen den schwarzen Hintergrund abstach. Zwei schwarze Armstühle, ein Sessel von derselben Farbe bildeten das ganze Meublement.

Der Tag drang nicht in diese finstern Räume ein, welche durch das schwache Licht zwei rother Wachskerzen beleuchtet wurden.

Die Signora hatte das Gewand der Seherin wieder angelegt, welches sie wählte, als sie die Rolle der Priesterin eines neuen Cultus übernahm. Es bestand aus einer langen, weißen Tunica von alterthümlichem Schnitt; ihre Arme und ihre Brust waren bloß, und als einzigen Schmuck trug sie schwere Armbänder von gebräuntem Gold, Agraffen, und ein breites, eisernes Halsband, und auf ihrem grau sich färbenden Haare ein Diadem von gleichem Metall mit scharfen Spitzen; ihre eingefallenen bleichen Wangen, ihre dünn zusammengezogenen Lippen, ihre scharf hervortretende Stirn, die Knochen, die ihre Brust eckig machten, und die Magerkeit ihrer Arme und Hände, gaben ihr ein abschreckendes Ansehen.

Wie schnell war diese Donna Olympia gealtert, die einst so stolz auf ihre Schönheit sein durfte!

Monsignore Panfilio hatte kein anderes Mittel der würdevollen Haltung gefunden, als sein so wenig imposantes Gesicht mit seinen Händen zu verdecken. Seine Haltung zeigte Niedergeschlagenheit, und er schien unter einer Last gebeugt zu werden, die zu schwer für seine Kräfte war.

In den Blicken der Donna zeigte sich Wuth und ein satanischer Ausdruck.

Als Noëmi erschien und ihre Augen sich so an die Dunkelheit ge-

wöhnt hatten, daß sie die Gegenstände unterscheiden konnte, empfand sie Mitleid mit Denen, welche sie durch diese lächerliche Phantasmagorie erschrecken zu können glaubten; und indem sie deren Verfall des Alters mit ihrer kräftigen Jugend verglich, wurde sie von tiefer Theilnahme ergriffen.

Die Signora Naldi versuchte zu sprechen, aber der Zorn schien ihre Stimme zu ersticken. Noëmi lächelte, indem sie ihre Anstrengungen sah, und sagte dann mit dem Tone der Güte:

„Erholen Sie sich, Signora!"

Der ruhige Ton, mit dem diese Worte gesprochen wurden, schien die Aufregung der Signora nur noch zu erhöhen; sie ließ jetzt den Unwillen hervorbrechen, den sie gegen Noëmi empfand, die so ruhig all dem gegenüber stand, was gethan wurde, um sie zu erschrecken.

„Sie trotzen uns!" rief die Signora, „Unbesonnene! Wissen Sie denn nicht, Jüdin, daß, wenn ich Sie verderben will, ich in meinen Händen den Beweis Ihres Einverständnisses mit den Feinden der Religion habe, und daß ich Sie dem weltlichen Arme oder der Gerechtigkeit der Inquisition überliefern kann?"

Dieses Wort, an diesem Orte ausgesprochen, den man zu einer Sitzung des heiligen Officiums vorbereitet glauben konnte, hatte einen finstern Klang.

„Ich weiß," entgegnete Noëmi mit ernster Würde, „daß ich in Ihrer Macht bin; als Dom Salvi mich zu Ihnen führte, wußte er nicht, daß Sie die ehemalige Donna Olympia waren, jene berüchtigte Gräfin von Serravalle; ich wußte dies, und gleichwohl bebte ich nicht, indem ich mich Ihnen näherte, Signora Naldi!"

„Die unverschämte Midianiterin!" rief Panfilio, der sich bisher nur durch Bewegungen den Worten der Signora angeschlossen hatte.

„Haben Sie denn meine Güte vergessen?" fügte diese hinzu, deren Ton milder geworden war.

„Ich erinnere mich an Alles, was Sie für mich thaten, aber es ist mir unmöglich, mich nicht auch zu gleicher Zeit an Das zu erinnern, was Sie mit mir thun wollten."

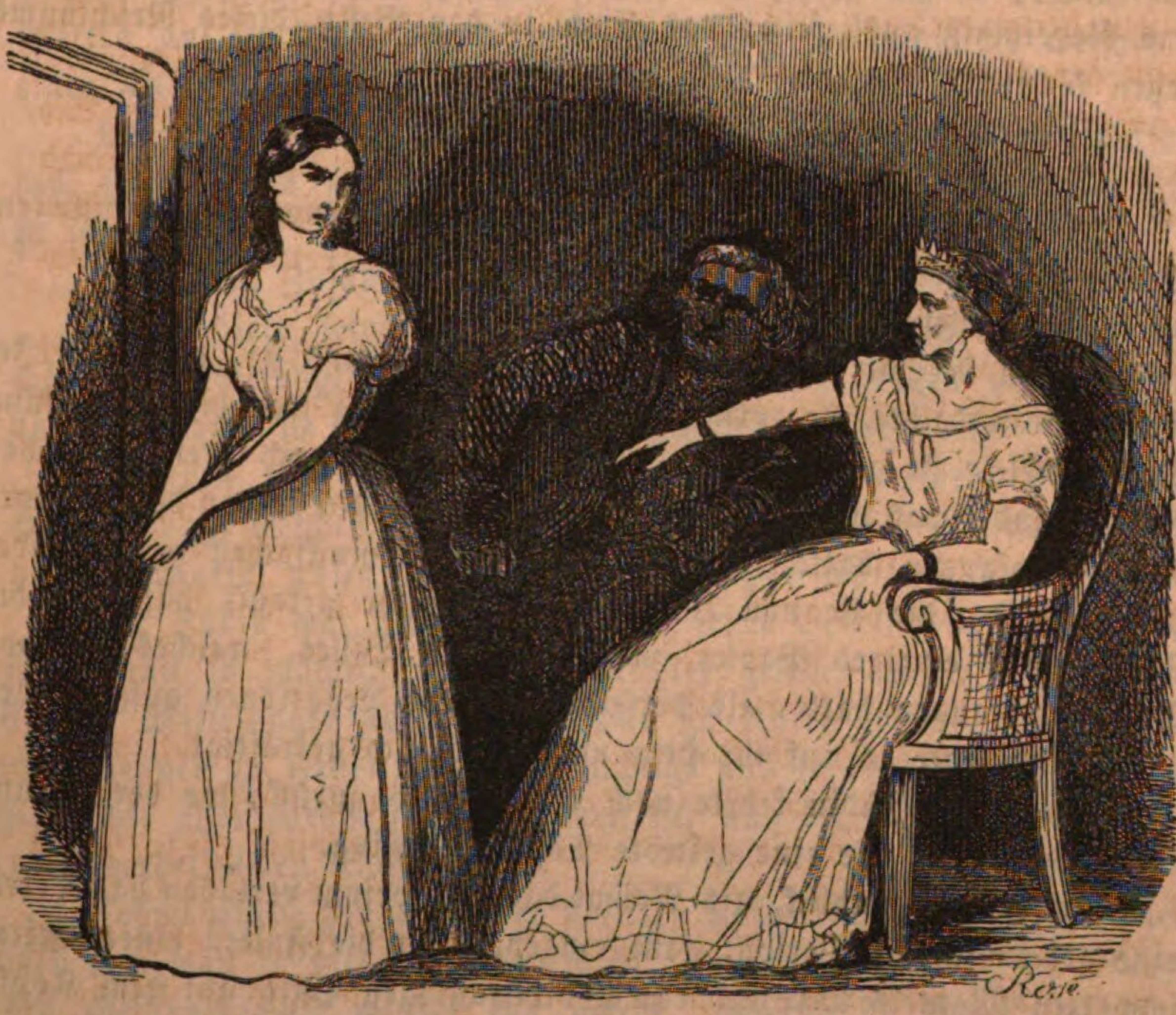
„Was bedeutet diese Sprache?"

„Signora, verlängern wir nicht eine Unterredung, die für uns Beide peinlich ist. Mir ist nichts von Dem unbekannt, was Sie gegen mich ausrichten können, die ich getrennt von meiner Familie bin, ein jüdisches Mädchen, verworfen und verflucht, schwach und alleinstehend; aber ich kenne auch etwas, das außerhalb Ihrer Macht sich befindet, und das ist mein Herz, das Sie dahin bringen möchten, alle seine Neigungen zu verrathen."

„Ein Wort, ein einziges Wort an Ihren Vater gerichtet, kann Sie retten, und Sie haben zugleich dem Hofe einen ungeheuren Dienst geleistet, für welchen Sie später herrlich belohnt werden würden. Vielleicht verdankten selbst Ihre Brüder dieser so einfachen Handlung ihr Heil und eine gesellschaftliche Lage, diese Gegenstände all ihrer Wünsche, welche sie noch durch nichts zu erreichen vermochten."

Das Gesicht Noëmi's erleuchtete sich durch einen himmlischen Strahl; ihr Blick sprühte eine Flamme, deren Glanz göttlich zu sein schien, und mit begeisterter Stimme sprach sie langsam und laut:

„Signora, ebenso wie Esther bin ich bereit, Ahasverus und Haman zu trotzen, um das Volk Gottes zu retten; gleich ihr bin ich auch bereit, eher zu sterben, als die heilige Sache zu verlassen, die in meine Hand gelegt wurde. Ich vertraue der Güte und der Macht des Gottes meiner Väter, dessen gewaltige Hände mich von den Boshaften zu erlösen wissen werden."



„Also stets die gleiche Hartnäckigkeit?"

„Die Christen sind begierig nach unseren Schätzen; es sind die Reichthümer meines Vaters, die Sie von mir fordern; was bieten Sie mir dagegen?"

Ein tiefes Schweigen folgte auf diese Frage.

„Nachdem Ihr durch Betrug oder Gewaltthat das Gold geraubt habt, welches die Söhne Abrahams, Isaaks und Jakobs besaßen, und das Euch jetzt so nothwendig ist; nachdem Ihr die Juden ausgeplündert habt, werdet Ihr sie verjagen, wie eine schmuzige Heerde, und mit den Summen, die Ihr denselben auf gemeine Art entzieht, werdet Ihr Die bezahlen, die Euch von ihren Ansprüchen befreien sollen. Die Juden, die Ihr als eine erniedrigte und einfältige Race betrachtet, kennen Eure Absichten; sie wissen, daß das Gold, der Gegenstand Eurer Habgier, ihre einzige Vertheidigung gegen Eure unersättliche Grausamkeit ist. Ihr könnt sie alle vernichten, doch Keiner von ihnen wird Euch das Geheimniß ausliefern, das Euch in den Besitz dieses Reichthums setzen könnte."

„Zittere, verfluchtes Mädchen, Du lästerst!"

„Ich rufe den allmächtigen Gott an!"

„Keine Macht kann Dich retten, wenn Du noch länger unserem Verlangen widerstrebst."

„Gott allein ist groß!"

Indem Noëmi diese Worte sprach, verschwand sie, ohne daß Jemand daran dachte, sie zurückzuhalten, so gewaltig war die Betäubung Derer, welche sie gehört hatten. Sie eilte hastig nach ihrem Gemache; ohne irgend etwas von den Gaben mitzunehmen, die sie von der Signora Naldi empfangen hatte, und ihr selbst die Schmucksachen und Kleider zurücklassend, die sie von ihrem eigenen Gelde gekauft hatte, nahm sie nur ein einziges Papier mit sich, das Billet, welches sie von Paolo empfangen hatte, als derselbe nach den Legationen aufgebrochen war. Sie legte es auf ihr Herz und fühlte sich gekräftigt.

Die junge Jüdin kehrte nach dem Ghetto zurück, wo der Freund ihres Vaters sie wie eine geliebte Tochter empfing.

In dem Augenblick, als Noëmi das Oratorium verlassen hatte, trat eine geheimnißvolle Person, ganz eingehüllt in die Falten eines weiten schwarzen Mantels und mit einem breitrandigen Hute auf dem Kopfe, durch eine Thür ein, die sich in dem Getäfel der Wand befand, an einer Stelle, welche die finstern Behänge des Gemachs nicht bedeckten.

Es fand an eben diesem Orte eine lange Unterhaltung zwischen diesem Mann, der Signora und dem Monsignore statt, und als er sie verließ, schienen Beide sich etwas von der Betäubung erholt zu haben, in welche die Rede Noëmi's sie gestürzt hatte.

Einige Tage nach dieser Unterhaltung verbreitete sich in Rom das Gerücht von der Verhaftung eines schönen Judenmädchens, dessen Schönheit so viel Aufsehen machte, und welches die Signora Naldi

überall unter dem Namen eines Griechenmädchens aus dem Archipel vorgestellt hatte. Man sprach auch von einer umfassenden Verschwörung der Juden gegen den heiligen Stuhl, und in der Forderung der Interessen, welche die ersten jüdischen Banquiers bei der letzten Anleihe gestellt hatten, erblickte die römische Bosheit einen Beweis der Mitschuld.

Im Laufe der Woche, welche auf die Flucht Noëmi's folgte, war die junge Jüdin, indem sie nach dem Ghetto zurückkehrte, von drei Männern verfolgt worden, die sie in einen Wagen gezogen hatten. Man wollte ihr die Augen verbinden und ohne Zweifel sie auch knebeln, als sie in dem Führer der Expedition den Menschen zu erkennen glaubte, den sie mit Stephan hatte sprechen sehen, als dieser sich in dem Pincio-Garten auf sie stürzte, und zugleich dasselbe Individuum, welches sie einen Brief an Ben Jakob übergeben sah.

Es war in der That der rechtschaffene Carlo, welcher die Leitung des Handstreichs übernommen hatte, um Monsignore Panfilio gefällig zu sein.

Auf jeden Zufall hin sprach Noëmi den Namen Stephan aus.

Carlo hielt seine Gefährten zurück, welche Anstalt trafen, die Hände der Gefangenen zu fesseln und ihr die Augen zu verbinden, und er befahl, sie mit der größten Rücksicht zu behandeln.

Umgeben von dieser Bande kam Noëmi zu einem Kloster der Heimsuchung, welches, wie beinahe alle Klöster mit der Benennung der heiligen Maria, unter der Leitung und der Herrschaft der Jesuiten stand.

Die Jüdin war also in die Hände jener Verbindung gefallen, die sie überall so mächtig und so gefürchtet gesehen hatte. Sie befand sich im Mittelpunkt alles dessen, was sie lehren konnte, diese Gesellschaft kennen zu lernen, die so berüchtigt und so verhängnißvoll in der Geschichte aller europäischen Nationen ist, und die selbst über die Meere ihren verderblichen Einfluß trug.

Noëmi wurde zunächst einer strengen Absperrung unterworfen, allein bald ließ man in dieser Strenge nach. An eben dem Tage, an welchem ihre Gefangenschaft minder eng wurde, empfing sie den Besuch eines französischen Priesters, eines Freundes von Dom Salvi und Julius, dessen Tugenden und Muth Beide ihr oft gerühmt hatten. Er hieß Villiers; das Alter hatte ihn überrascht, ohne ihn zu beugen. Sein Wuchs war athletisch, sein edles Gesicht und sein weißes Haar trugen den Stempel der Größe, der Einfachheit und der Schönheit. Er vereinigte in sich die Zeichen des Patriarchen, des Propheten und des Apostels. Sein ganzes Leben war unter den harten Arbeiten ferner Missionen bei den Heiden verflossen. Sein Glaube war glühend und aufrichtig, seine Werke waren rein und fruchttragend. Die Gabe einer

lebhaften, malerischen und begeisterten Sprache hatte er von dem Himmel empfangen, und sie ohne Unterlaß der Verbreitung der Lehre geweiht, ohne bei dieser evangelischen Aufgabe durch die Gefahren sich zurückhalten zu lassen, von denen sie umgeben war.

Der Abbé Villiers kam von Seiten Dom Salvi's; er überbrachte dem jungen Mädchen Worte des Trostes.

„Mein Kind," sagte er zu ihr mit unaussprechlicher Güte, „in einem Alter, in welchem Sie an dem Heerd der Familie sitzen sollten, sind Sie im Kampfe mit den Wirren der Welt. Gott, ohne dessen Willen nichts geschieht, wird Ihnen ohne Zweifel die Kraft verleihen, deren Sie zu dem Kampfe bedürfen, in den Sie mit seiner Zustimmung hineingerissen wurden. Vertrauen Sie auf ihn. Wenn die Gefahr vorübergegangen ist, werde ich mich bemühen, in Ihr Herz einen Strahl des Lichts, das Ihnen mangelt, dringen zu lassen; heute aber will ich Ihre Besorgnisse verbannen. Innige Liebe wacht über Sie; ihre Sorgfalt ist ebenso thätig, wie die der Verfolgung, durch die Sie betrübt werden. Meine Tochter, seien Sie bescheiden, geduldig und sanft bei dem Mißgeschicke."

Die Besuche und die Unterhaltungen dieses neuen Freundes, den der Himmel ihr sendete, waren eine große Erleichterung für Noëmi.

Der Abbé Villiers sprach gern von seinen Reisen und den beinahe unbekannten Gegenden, die er besucht hatte; in seinen Erzählungen kamen oft die Worte: „die Jesuiten" und „die Gesellschaft Jesu" vor. Noëmi konnte sich nicht enthalten, zu erbeben, indem sie dieselben hörte, sie erweckten in ihrem Herzen ein schmerzhaftes Echo.

Eines Tages bemühte sich der Missionär, dessen Besuche häufiger waren, wie gewöhnlich, der jungen Jüdin die erhabenen Wahrheiten der Religion Christi begreiflich zu machen; hingerissen durch seine Erinnerungen, mischte er das Beispiel mit der Vorschrift, und rief mit Wohlgefallen die Sprache zurück, die er gegen die Bevölkerung Japans geführt hatte, welche durch seine Reden zu dem Cultus des wahren Gottes bekehrt worden waren; er fügte hinzu:

„Diese plötzliche Bekehrung machte den günstigsten Eindruck, allein sie wurde nicht von den Jesuiten gebilligt —"

Noëmi unterbrach ihn, indem sie sagte:

„Mein Vater, Ihre Worte rühren mich; mir scheint, daß die Religion, welche Ihnen einen so hohen Grad der Tugend eingeflößt hat, die Sie Barmherzigkeit nennen, die wahre Religion sein muß. Wenn ich Sie höre, wenn ich Dom Salvi hörte, erblicke ich nichts als Liebe und Hoffnung in dem Dogma, das Sie mich lehrten; aber wenn ich meine Blicke anderwärts hinwende, so gewahre ich nur das Gegentheil

von Dem, was Sie mir verkünden und versprechen. O, mein Vater, nehmen Sie das nicht übel auf, was ich Ihnen sagen will, aber wenn Sie wüßten, was ich gesehen habe!"

Der Missionär antwortete nur durch einen tiefen Seufzer.

Noëmi fuhr lebhafter fort:

„Sie haben das Verbrechen an die Stelle der Tugend gestellt, das Böse an die Stelle des Guten, und überall, wo ihnen eine Pflicht auferlegt war, haben sie ein Laster, durch welches sie davon freigesprochen werden. Ich sah ein ganzes Volk herabgewürdigt durch ihre Beispiele. Ich beobachtete einen durch Stolz und Geiz verderbten Hof; die Religion war auf unwürdige Weise abgewendet von ihrem Ursprunge und ihrem Ziele, und Alles, was dazu dienen sollte, Gott zu preisen, wurde angewendet, um Die verfluchen zu lassen, die ihn auf Erden zu vertreten behaupten. In diese moralische Abscheulichkeit, in diese Verwirrung aller göttlichen und menschlichen Begriffe, in diese Trümmer der vernichteten guten Grundsätze, in den Schooß dieser unlautern Finsternisse, in dieses Chaos der Verderbtheiten, ist ein finsterer Name überall in das Unglück, in die Leiden und in die Klagen gemischt; dieser Name ist der der Jesuiten. Sagen Sie, mein Vater, was diese ewigen Feinde der Wahrheit und des Lichtes sind?"

Der Abbé Villiers ging; seine Niedergeschlagenheit war außerordentlich groß; man sah Thränen durch seine Finger perlen, indem er die Hände vor das Gesicht schlug.

„Morgen!" rief er.

Am nächsten Tage wartete Noëmi vergebens; im Laufe des Tages that man ihr kund, daß sie in Zukunft nie mehr die Besuche des Missionärs empfangen würde, und die strenge Aufsicht, in der man nachgelassen zu haben schien, wurde wieder überall sichtbar.

Aber in dem Kloster selbst gelang es ihr, Das kennen zu lernen, was zu wissen ihr von großer Wichtigkeit war. Alle Gerüchte der Welt dringen in die Klöster Roms; die religiösen Intriguen der Außenwelt sind hier der Gegenstand aller Unterhaltungen. Es giebt Schwesterschaften, welche auf die Angelegenheiten der Kirche einen geheimen Einfluß üben, und deren Beistand die geistlichen Gewalten mehr als einmal angerufen haben.

Es war in dem Augenblick, als die junge Jüdin die Geheimnisse des Jesuitismus zu erforschen begann, von nichts die Rede, als von einem Gesandten Frankreichs, der nach Rom gekommen war, um von dem heiligen Stuhle die Ausweisung der Jesuiten zu verlangen, welche sich betrügerisch in das Königreich eingeschlichen hatten, dessen Gesetze und Constitutionen ihre Anwesenheit und ihre Manöver gefährdeten.

In das Kloster, in welches Noëmi eingesperrt war, kamen täglich eine große Menge Prälaten, Monsignori, Mönche der verschiedenen Orden und Geistliche. Man versammelte sich bei der Superiorin, einer Frau von hohem Adel, deren Gemächer prachtvoll eingerichtet waren. Die Jesuiten zeigten sich hier sehr eifrig. Die schöne Jüdin, welche alle Unterhaltungen Roms beschäftigte, erregte eine allgemeine Neugier, und Jeder wollte sie sehen. Um dieses Verlangen zu befriedigen, hatte die Superiorin Noëmi bitten lassen, sich zu den Stunden dieser Versammlungen zu ihr zu begeben. Das junge Mädchen zeigte anfangs einigen Widerwillen gegen die Rolle, die man sie spielen lassen wollte; sie ließ sich geschickt durch neue Bitten ersuchen, und um sicherer das Ziel ihrer geheimsten Wünsche zu erreichen, zeigte sie Kälte und Zurückhaltung, und blieb stumm unter dem Kreuzfeuer der Unterhaltung, welches die Geheimnisse von der Physiognomie der Jesuiten in den beiden Ländern Rom und Frankreich aufdeckte, den Ländern, welche seit seiner Wiedererstehung im 19. Jahrhundert die Hauptschauplätze der finstern Operationen dieses Ordens waren.

Nach einer strengen Untersuchung, die gewissenhaft verfolgt wurde, erließ Clemens XIV. 1773 die berühmte Bulle Dominus et redemptor. Man las in diesem Actenstücke:

„Erleuchtet durch den heiligen Geist, getrieben durch die Pflicht, Einigkeit in den Schooß der Kirche zurückzuführen, überzeugt, daß die Congregation der Jesuiten die Dienste nicht leisten kann, für welche Paul III., unser Vorgänger, sie bestimmte, entschieden außerdem durch andere Beweggründe, welche die Moral uns gebietet in unserer Seele zu verschließen, heben wir, kraft unserer obersten Autorität in religiösen Angelegenheiten, für ewige Zeiten die Gesellschaft Jesu, ihre Functionen und ihre Institute auf."

Wahr ist es, daß der Papst, indem er den Ring des Fischers unter diese Bulle drückte, sagte:

„Ich unterzeichne mein Todesurtheil, aber ich gehorche meinem Gewissen!"

Diese Bulle wurde sogleich dem Profeßhause und den andern Collegien der Jesuiten durch die Deputirten der Untersuchungscommission mitgetheilt. Um jedem Widerstand zuvor zu kommen, versicherte der Papst sich der Person des Ordensgenerals Lorenzo Ricci, und ließ auch dessen Beistand, den Generalsecretair, so wie die Patres Forestier und Gautier, verhaften, und nach der Engelsburg bringen.

Man hat vermuthet, und mehrere Geschichtsschreiber haben es behauptet, daß Clemens XIV. vergiftet gestorben sei. Eine Sabinerin, die den Jesuiten ergeben war, hatte, wie man sagte, in ihrem Garten

einen Baum, der die schönsten Feigen trug, welche man in Rom sehen konnte; der Papst liebte diese Frucht sehr; das Gift Acquetta wurde in eine durch ihre Schönheit ausgezeichnete Feige geträufelt, und die Frucht unter die gelegt, die man dem santo padre reichte, der davon aß.

Seit dieser Zeit wurde der Papst, wenn man denselben Geschichtsschreibern glauben darf, ungeachtet der Zeichen der Kraft und Gesundheit, welche ihm ein langes Leben zu versprechen schienen, von einem Uebel in der Kehle ergriffen, einer heftigen Entzündung, deren Symptome tödtlich waren. Sein Todeskampf währte drei Monate; die Heftigkeit des Giftes hatte auf eine entsetzliche Weise diese kräftige Organisation untergraben, verheert und vernichtet. Er starb am 22. September 1774 um 7½ Uhr Morgens.

Die Geschichte der Päpste theilt ein Actenstück mit, die Depesche des spanischen Gesandten, in welchem die genauesten Umstände bei der Leichenöffnung Clemens' XIV. angegeben sind, und die nach dem Geschichtsschreiber die unwiderleglichen Beweise der Vergiftung bestätigen soll.

Diese Beschreibung erregt einen tiefen Ekel.

Als Clemens XIV. in der Bulle von 1773 sagte, daß er die Jesuiten für ewige Zeiten aufhob, war er berechtigt, sich dieses Ausdrucks zu bedienen. Die Jesuiten waren aus allen Staaten der Christenheit vertrieben worden, ehe Rom selbst, welches sich die Hauptstadt der katholischen Welt nannte, sie verwarf.

Venedig hatte sie 1606 vertrieben, Böhmen 1618, Neapel und die Niederlande 1622, Indien 1623, Rußland 1676, Frankreich 1764, Spanien 1767, Portugal 1769 und Rom 1773. Dieser letzte Schlag mußte sie vernichten. Pius VI., welcher auf Clemens XIV. folgte, hielt gegen die Jesuiten die Decrete seines Vorgängers aufrecht; aber er strebte nur nach ihren ungeheuren Gütern, deren er sich bemächtigte. Ludwig XVI. bestätigte und erneuerte die Edicte der Parlamente, welche die Jesuiten aus Frankreich vertrieben. Das Band, welches sie an Rom fesselte, war indeß nicht zerrissen; unter dem Pontificate Pius' VI. erhielten die Jesuiten die Erlaubniß, Niederlassungen in Rußland, in Preußen und in dem Bisthum Lüttich zu begründen.

Die Jesuiten schleichen sich stets durch den Unterricht in die Staaten ein, die sie ihrer Herrschaft unterwerfen wollen. Indem sie sich in die Gegenwart fügen, stutzen sie die Zukunft nach ihren Absichten zu, bemächtigen sie sich der Jugend, das heißt der zukünftigen Generationen der Nationen.

Als Pius VII. nach Rom zurückgekehrt war und den päpstlichen Thron wieder bestiegen hatte, rief er auch die Jesuiten zurück.

Die Gegenüberstellung der Bulle Clemens' XIV. und der Pius' VII., deren eine die Gesellschaft Jesu unterdrückte, während die andere sie wieder einsetzte, erschien Noëmi so unterhaltend, daß sie trotz des Ernstes dieses Gegenstandes dem Verlangen nicht widerstehen konnte, sie einander gegenüber zu stellen, wie in einem dialogisirten Auftritte zwischen Pasquino und Marforio.

Clemens XIV.

Erleuchtet durch den heiligen Geist, getrieben durch die Pflicht, die Einigkeit in den Schooß der Kirche zurückzuführen —

Pius VII.

Die katholische Welt verlangt einstimmig die Wiederherstellung der Jesuiten; sie erkennt die reichen Früchte an, welche diese Apostel in allen Gegenden hervorgebracht haben —

Clemens XIV.

— und aus anderen Beweggründen, welche die Moral uns in unsere Seele zu verschließen gebietet, heben wir —

Pius VII.

— würden wir uns vor Gott eines großen Verbrechens straffällig halten, wenn wir bei den ungeheuern Gefahren der christlichen Republik den Beistand vernachlässigten, den uns die besondere Vorsehung Christi gewährt, und wenn wir, eingeschifft in der Barke des heiligen Petrus, welche durch ewige Stürme bewegt und gefährdet wird, uns weigerten, die kräftigen und erfahrenen Ruderer zu verwenden, welche sich selbst uns anbieten, um die Wogen eines Meeres zu durchbrechen, die jeden Augenblick das Papstthum mit dem Schiffbruch und dem Tode bedrohen —

Clemens XIV.

Auf Grund unserer obersten Autorität in religiösen Dingen heben wir für ewige Zeiten die Gesellschaft Jesu, ihre Functionen und ihre Institute auf.

Pius VII.

Bestimmt durch so mächtige Beweggründe, haben wir mit Bewußtsein und auf Grund der vollen apostolischen Macht, die uns gewährt ist, decretirt und für alle Zeiten als gültig erklärt, daß alle Zugeständnisse, Privilegien, Befähigungen und Rechte, welche den Jesuiten des russischen Kaiserreichs und des Königreichs beider Sicilien gewährt worden sind, sich in Zukunft auch über unsere kirchlichen Staaten erstrecken sollen.

Es ist ganz gewiß schwierig, die Bejahung und die Verneinung einander entschiedener gegenüber zu stellen. Clemens sagt:

„Wir heben für ewige Zeiten auf."

Darauf antwortet Pius:

„Ich stelle für alle Zeiten her.“

„Ich handle auf Grund meiner obersten Autorität.“

„Ich entscheide mit vollem Bewußtsein und auf Grund der vollen apostolischen Macht.“

Als an demselben Abend die Superiorin von der Unfehlbarkeit des Papstes sprach, wurde Noëmi von einem solchen Anfall tollen Gelächters ergriffen, daß man ihre Lustigkeit auf Rechnung einer nervösen Krisis stellen mußte, damit dieser plötzliche Ausbruch nicht allzu unehrerbietig erschiene.

Leo XII. bewies den Jesuiten ein ganz besonderes Wohlgefallen; er überhäufte sie mit Gütern. Er trat der Gesellschaft für ewige Zeiten, und um dem General derselben, Ludwig Fortis, zu gefallen, den er an sich fesseln wollte, das römische Collegium und die Ignatiuskirche ab, das Oratorium des Pater Caravita, das Museum, die Bibliothek und alle Zubehörungen; er übertrug ihnen die Schulen und das Privilegium des öffentlichen Unterrichts.

Der beschränkte Pius VIII., welcher Großpönitentiarius und Präfect der Congregation des Index gewesen war, dieses Schweifes der Inquisition, begann mit einer antiphilosophischen Homilie, die er mit der folgenden Anrede an die Bischöfe beschloß:

„Man muß, ehrwürdige Brüder, diese gefährlichen Sophisten verfolgen; man muß deren Werke bei den Tribunalen anklagen; man muß ihre Personen den Inquisitoren überliefern, und sie durch Martern zu den Gefühlen des wahren Glaubens der Braut Christi zurückrufen!“

Bei solchen Anlagen konnte dieser Papst den Jesuiten nicht ungünstig gestimmt sein.

Gregor XVI., welcher seine Erhebung den Jesuiten verdankt, hat keine Gelegenheit vernachlässigt, seine Dankbarkeit zu beweisen; sein Benehmen gegen die Legationen ist davon ein unbestreitbarer Beweis.

Die Jesuiten haben sich daher in Rom wieder auf sichere Weise festgesetzt. Sie stehen an allen Eingängen der Gewalt und besitzen elf Kirchen, welche sämmtlich durch ihre Pracht bemerkenswerth sind.

Die Gesellschaft Jesu hat in Rom ihr Gedeihen auf einer dreifachen Basis begründet.

Sie ist der thätigste Agent der auswärtigen Politik, und der vertrauteste Rathgeber der innern; sie verfügt über alle geheimen Gunstbezeigungen, und beherrscht so die Regierung, den Hof und die Kirche. Diesem Einfluß, den die Jesuiten in den höhern Regionen erlangt, haben sie eine gewisse Popularität hinzuzufügen verstanden.

Durch den öffentlichen Unterricht sind sie in häufigem Verkehr mit

den theuersten Familieninteressen; später finden sie die Welt bevölkert mit ihren Schülern und Zöglingen.

Man kennt den theatralischen Luxus ihrer Kirchen und ihrer funzioni, der glänzendsten und anziehendsten von allen. Der Mariencultus, die santissima madonna, welche den Neigungen des Volkes so sehr zusagt, ist für sie der Gegenstand einer besondern Sorgfalt.

Reich an aufgeklärten Männern, verlangt ihr Orden von allen seinen Mitgliedern eine unbedingte Unterwerfung; in ihren Händen muß jeder Affiliirte nach dem fürchterlichen Ausdrucke ihrer Statuten gleich einer Leiche sein: perinde ac cadaver. Die Fähigkeiten, die Anlagen, der Charakter, die guten Eigenschaften und die Fehler, die Gesinnungen und die moralischen Hülfsmittel, mit einem Worte, die geistliche und materielle Organisation jedes der Gesellschaft angehörenden Individuums ist einem tiefen Studium unterworfen, welches bei Einigen mit den ersten Jahren des Lebens schon beginnt.

Ein strenger, unerbittlicher Gehorsam, eine unbeugsame Disciplin, verfügen über diese Fähigkeiten, je nach den Bedürfnissen und den Absichten der Gesellschaft. Es ist gerecht, auch anzuerkennen, daß durch eine wunderbare Gewandtheit die Jesuiten stets die Gefühle, die Begriffe, das Herz und den Verstand jedes ihrer Mitglieder zu einer grenzenlosen Ergebenheit vorzubereiten verstanden haben, so daß die Vorschrift in Uebereinstimmung mit dem Willen stand.

Durch diese Anordnungen haben die Jesuiten für alle Richtungen ausgezeichnete Männer besessen. Professoren, Schriftsteller, Theologen, Beichtväter, Kanzelredner, Verwaltungsbeamte, Diplomaten, Missionäre, Weltmänner, Kaufleute und Herrscher, alles das sind die Jesuiten gewesen, und wie man gestehen muß, nicht ohne einige Auszeichnung.

Sie haben alle Theile der Welt bewohnt und erobert; in Europa findet man sie in der Nähe aller Throne, die Geständnisse der Könige empfangend, und zu den Ohren derselben sprechend; sie dringen in alle Cabinete ein, und mischen sich in alle Angelegenheiten. Jenseit der Meere, in der neuen Welt, in Indien, in China, in Japan, wechselsweise Verfolger und Verfolgte, Verkäufer und Verkaufte, haben sie zuerst die Kenntniß dieser Gegenden 'verbreitet, die sie zugleich aufklärten und in Verzweiflung stürzten. In Paraguay haben sie geherrscht!

Die Jesuiten haben also über die ganze Welt ein weites Netz gebreitet, in welches sie, wie ihnen einen Augenblick zu glauben erlaubt war, das Weltall einschließen würden. Sie haben es verstanden, sich in alle Sitten und in alle Lehren zu fügen; sie improvisiren eine Moral, Grundsätze, Tadel oder Lob, je nach den Umständen. Bei den Götzendienern haben sie mit dem Götzendienste unterhandelt, um sich die

Geister zu versöhnen, und dieselben zu gewinnen. Dieses Verfahren haben sie auf alle Dinge des Himmels und der Erde angewendet; daher die abscheulichen und verdammenswerthen Meineide ihres moralischen und religiösen Gewissens.

Man staunt, daß die Jesuiten, so oft vertrieben und verbannt aus den Staaten, die sie mit ihren verabscheuungswerthen Lehren ansteckten, und einmal sogar durch einen Papst zum Tode verurtheilt, niemals vollständig vernichtet und aufgehoben wurden. Jeden Augenblick sieht man sie lebendiger und hartnäckiger wieder geboren werden. Diese Zähigkeit, welche sie unvernichtbar zu machen scheint, erklärt sich durch die Art und Weise ihrer Verbindung. Alle Einzelwillen schmelzen in einen einzigen zusammen; wenn man die Verbrüderung sprengt, geht ihr Lebensprincip nicht unter; die Seele überlebt den Körper, den sie verläßt, um zu dem Heerde der allgemeinen Belebung aufzusteigen.

Es ist schwer, die wunderbare Kunst nicht anzustaunen, mit welcher der Begründer des Ordens der Jesuiten das Werk seiner Begründung erfaßt und vollendet hat. Aus dieser Bewunderung selbst schöpfen wir die Gewalt unseres Hasses gegen diese Gesellschaft, die, um Böses zu thun, sich unter einen heiligen Namen geflüchtet hat, den heiligsten von allen. Zunächst hat der öffentliche Unwille das Recht, von den Jesuiten Rechenschaft für all das Gute zu fordern, das sie nicht thaten. Man denke sich die ungeheuern Hülfsmittel, über welche diese Gesellschaft zu verfügen hat, zum Dienste eines großen und nützlichen Gedankens gestellt, und man wird sogleich erkennen, daß sie zum Glück und zur Civilisation der Völker nicht der mächtigste Hebel war. Das Böse, welches die Jesuiten thaten, stand daher im unmittelbaren Gegensatz zu dem Guten, welches sie nicht thaten, und deshalb sind sie bei allen Nationen ein Gegenstand ewiger Verwünschungen. Alles, was sie Vortreffliches und Wirksames besaßen, Alles, was zum Wohle und zum Fortschritt des Menschengeschlechts dienen konnte, haben sie boshaft dazu benutzt, es zu einer Geißel und zu einer Quelle der Leiden zu machen.

Deshalb wird das Anathema der Völker gegen die Jesuiten bis zum Ende aller Zeiten währen.

Rom hat sich niemals aufrichtig von den Jesuiten abgewendet Vorübergehende Zwistigkeiten, unvorhergesehene Meinungsverschiedenheiten, haben sie wohl von einander trennen können: zwischen einem doppelten, lebhaften und ungestümen Ehrgeiz ist das gute Einverständniß schwer. Ein Papst, welcher dem Rufe Europa's und dem Aergernisse der verabscheuungswerthen Paradoxen nachgab, welche die Schriften und die Handlungen der Jesuiten aussprachen und behaupteten, konnte sie

aufheben. Dieser Schlag war im Stande, sie zu vernichten; aber mit der höllischen Klugheit, die ihnen eigenthümlich ist, haben die Jesuiten in jedes Conclave den Keim und das Pfand ihrer Dauer gelegt.

Ist deshalb Clemens XIV. einige Monate nach Unterzeichnung der Bulle der Aufhebung der Gesellschaft Jesu gestorben?

In Rom begünstigte also Alles die Rückkehr der Jesuiten; besonders zu Anfang dieses Jahrhunderts, als das Pontificat durch seine Niederlage so betrübt war, mußte es überall eine Stütze suchen, und die der Gesellschaft Jesu, welche gleich ihm selbst früher so mächtig und jetzt so gesunken, mußte seine Sympathien erwecken. Rom und der Jesuitismus waren zwei große Trümmer, welche sich gegenseitig trösteten.

Dieser Gedanke war so ganz der zur Wiederherstellung der Jesuiten, daß Pius VII. in der Bulle, welche ihnen ihre Rechte und Privilegien zurückgab, ihn ohne Beschränkung und proprio motu aussprach. Als dieser Papst gleich den durch den Sturm erschreckten Jüngern, denen Christus den Mangel des Glaubens zum Vorwurf machte, von der Barke des heiligen Petrus sprach, welche dem Scheitern nahe wäre, drückte er sich so aus: ein Meer, welches in jedem Augenblicke das Papstthum mit dem Schiffbruch und dem Tode bedroht. —

Die Religion ist bei dieser Maßregel nicht betheiligt; es war nicht die Barke des heiligen Petrus, um deren Rettung es sich handelte sondern das Schiff des weltlichen Staates.

Zwischen Rom und den Jesuiten bestehen zahlreiche Punkte der Annäherung; die Arglist des Einen begriff den Betrug der Andern; zwischen den Mitteln, welche Beide anwenden, um beinahe zu dem gleichen Ziele zu gelangen, besteht eine gegenseitige Verwandtschaft und Zuneigung. Sie gleichen zwei Auguren, welche einander nicht ansehen können, ohne zu lachen, und in diesem Zeichen ihres Einverständnisses liegt auch zugleich ein Zeichen der Einigung. Rom und die Jesuiten verstehen einander über das Hauptziel; statt sich das Weltall einander streitig zu machen, sind sie einig darin, es unter sich zu theilen.

Als die Jesuiten Rom die Beute von Unruhen werden sahen, die sich ohne Unterlaß wieder erneuerten, und von Besorgnissen, deren Tiefe sie ergründet hatten, versprachen sie dem Pontificate, ihm seine verlorne Macht zurückzugeben, und ihm alle Köngreiche der Welt zu überliefern, wie ehedem der Versucher sie des Menschen Sohn anbot. Rom, das sich stets wenig darum kümmerte, dem Heilande in seiner Demuth nachzuahmen, nahm das ihm gemachte Anerbieten an; doch für Das, was man ihm versprach, verhieß es seinen Einfluß und seine geistliche und weltliche Einmischung. Zwischen Rom und den Jesuiten ist der Vertrag

synallagmatisch, nicht nur durch die Natur des Uebereinkommens selbst, sondern auch durch die der Dinge. Das Interesse des Einen kann nicht leiden, ohne daß auch das Interesse der Anderen sinkt.

Diese bestimmten und klaren Begriffe, welche so augenscheinlich aus den Unterhaltungen hervorgingen, denen Noëmi stumm und aufmerksam beiwohnte, gaben ihr die Erklärung des Einflusses, welchen die Jesuiten auf die drei Classen der römischen Nation erlangt hatten: auf das Volk, dessen Aberglauben und frommen Neigungen sie durch den religiösen Prunk schmeichelten; den Hof, dessen ehrgeizige und habgierige Absichten und Leidenschaften sie liebkosten; und die Kirche, der



sie die Macht verhießen. Die Kanzel, der Beichtstuhl und die öffentlichen Schulen vermehrten noch ihren Einfluß auf den Geist der Massen. Ihre Reichthümer eröffneten ihnen den Eintritt in die Welt, die stets für die Reichen so wohlwollend ist.

Den Jesuiten hatte Herr von Talleyrand den Satz entlehnt:

„Vor allen Dingen muß man reich sein."

Die Jesuiten sind die Ersten gewesen, welche in ihren Kirchen Beichtstühle für alle Sprachen errichteten. Diese vertrauten Mittheilungen, welche von so verschiedenen Punkten ausgingen, liefen in einem

gemeinsamen Mittelpunkte zusammen, und das Profeßhaus, dieses Filial des Vaticans, war die Scheide, in welcher das Schwert ruhte, dessen Spitze überall ist, und dessen Griff sich in Rom befindet.

Was die Ansprüche der Jesuiten auf Frankreich betrifft, so waren sie minder leicht zu begreifen und zu erklären.

War es nicht ein unsinniges Unternehmen, zu hoffen, die Begriffe eines ganzen Volkes zum Rückschritt zu bringen? Ebenso gut hätte man einem Sturzbache befehlen können, den Abhang wieder zu erklettern, von dem er herabgefallen war, oder dem Flusse, nach seiner Quelle zurückzufließen; seit länger als einem halben Jahrhundert sind alle Versuche dieser Art gescheitert; aber von Seiten der Jesuiten ist dies eine Handlung des Wahnsinns.

Ehe wir die Thatsachen der Jetztzeit berühren, ist es nothwendig, zu bemerken, daß, wenn die Jesuiten sich von beinahe allen ihren Niederlagen erhoben haben, sie doch nie einen vollständigen Sieg zu erlangen vermochten. Dies kommt daher, daß sie ungeachtet ihrer Gewandtheit nur im Interesse ihrer Leidenschaften wirkten, und daher den Excessen und den Uebereilungen, welche dadurch hervorgerufen werden, nicht zu entgehen vermochten. Diese Menschen, so gewandt darin, zu erobern, haben es nie verstanden, zu bewahren.

Die Vorsehung hat gewollt, daß die Neigungen des Bösen wechselnd sein sollten; nur dem Guten allein verlieh sie Dauer.

Nach den moralischen Zügellosigkeiten und dem materiellen Leben der Regentschaft, nach dem Despotismus der philosophischen Schule, endlich nach den entsetzlichen Stürmen der Revolution von 1789, war die Rückkehr zur Vergangenheit in der religiösen Ordnung unmöglich. Wie kommt es nun, daß so viele Leute es versucht haben, dieses Resultat herbeizuführen? Das kommt daher, weil sie beinahe alle ihre Hoffnungen für Wirklichkeiten hielten, und, statt den öffentlichen Geist zu Rathe zu ziehen, nur bei den officiellen Absichten stehen blieben.

Indem Napoleon in Frankreich die katholische Religion wieder herstellte, ist er mehr einer augenblicklichen Eingebung als einer Ueberzeugung gefolgt; verführt durch die Größe des Werks, gab er dem wieder aufgeführten Gebäude mehr Glanz, als Festigkeit. Er hätte eine wiederkehrende Gelegenheit benutzen müssen, um auf die glatte Tafel, welche die Ereignisse geschaffen hatten, dauernde Freiheiten einzugraben, und jeder Freiheit des Gewissens volle Befriedigung zu gewähren; er durfte einen Cultus wählen, den der nationalen Tradition, aber er durfte ihn nicht über die andern erheben und mußte ihn von allen Hemmungen der römischen Macht befreien.

Der Kaiser und dessen Rathgeber wurden getäuscht durch die Arg=

list des Papstes und seiner Cardinäle. Diese waren so gewandt darin, Alles zu verwirren, das Geistliche und Weltliche, ihre Wissenschaft war so fein und so arglistig, daß die Erfahrung der französischen Theologen leicht in vollständige Niederlage und Auflösung gebracht wurde. Napoleon, siegreich, und Herr von Rom, wurde durch den besiegten und gefangenen Pius geschlagen.

Alles blieb ungewiß hinsichtlich der Lage des französischen Episcopates: daher rühren die Unsicherheiten der Zukunft und die Ansprüche Roms; indem das ultramontane Oberhaupt sich aus der Festung zurückzog, bewahrte es sich in derselben Einverständnisse.

Die Geschichte hat es gezeigt, welche Plackereien diese unbesonnene Vernachlässigung der Größe und später dem Verfall des Kaiserreichs zuzog.

Einer der Feldherren Napoleon's sprach das Unbehagen des allgemeinen Gefühls kräftig aus, als er sah, wie der Klerus mit der nach Frankreich durch alle guten Geister zurückberufenen Religion auch die Mißbräuche wieder einführte, welche dem öffentlichen Geiste widersprachen.

Der päpstliche Legat verkündete ein außerordentliches Jubeljahr bei Wiedereinführung der katholischen Religion; er fügte dieser Begünstigung die hinzu, Verzeihung für begangene Fehler zu gewinnen, die den Gläubigen durch die Erwerbung des Ablasses gewährt wurde. Als der Marschall Lannes diesen Handel sah, rief er aus:

„Bonaparte taucht sich in Weihwasser und wird darin ertrinken."

Diese Ansicht war die von ganz Frankreich.

Schon von 1804 an sah man den Jesuitismus das Haupt wieder erheben, und hier beginnen die langen und kecken Machinationen, die noch jetzt fortgesetzt werden.

Den Jesuiten ist es nicht unbekannt, daß das römisch-katholische Dogma, welches den Glauben gebietet und jede Besprechung erstickt, den Mächtigen der Erde nicht mißfällt, die stets geneigt sind, die Ausübung des freien Gedankens zu beschränken. Die Geschichte hat zu deutlich bewiesen, daß von dem Atheismus zur Anarchie nur ein Schritt ist, als daß das Schweigen nicht der Discussion und den Gefahren derselben vorgezogen werden sollte. Die Jesuiten finden daher bei den Höfen einen Beistand, den man zwar nicht eingesteht, den man aber auch nicht verweigert. Sie haben sich zu allen Zeiten und an allen Orten geheime Verbündete zu gewinnen verstanden.

Am 15. August 1804 waren in dem ehemaligen Hause der Sulpicier, rue Notre-Dame-des-Champs Nr. 28, mehrere Priester zur Feier einer frommen Einsetzung versammelt. Das Marienfest und der

Namenstag Napoleon's trafen in dem Datum dieses Tages zusammen. Man erblickte in dieser Versammlung mehrere Geistliche, welche den Schlägen der Revolution entronnen waren. Unter ihnen machten sich bemerklich: der Abbé Froment, der Mitschüler Robespierre's im Collegium Ludwig's des Großen; durch die Aushebung von 1793 betroffen, eingestellt in das Regiment Doubs und in das Seminar von St. Sulpice, 1801 zurückgekehrt, hatte er den Helm für die Kutte ergriffen, und die Kutte wieder angelegt, indem er den Helm wegwarf; — Herr Legris-Duval, der sich zum Beichtvater Ludwig's XVI. erhoben hatte; — der Abbé Augé, der ehemalige Generalvicar des Bisthums Boulogne, Mitglied der kleinen Kirche von Lyon, des ersten Schisma's, welches die Sulpicier gegen das Concordat erhoben, unter dem Namen der Väter des Glaubens; — Herr Emery, der ehemalige Lehrer der Herren Froment und Augé; — und endlich Herr Garnier, der ihn um jene Zeit vertrat, Beide Begründer des religiösen Unterrichts in dem Seminar von St. Sulpice.

Diese Geistlichen hatten sich versammelt, um in Paris den Versuch zu dem ersten jener Häuser zu machen, welche man kleine Seminare genannt hat, und die dazu bestimmt waren, die Kinder, die den geistlichen Stand ergreifen sollten, und die, welche das bürgerliche Leben verlangten, bei der Grundlage der Erziehung mit denselben Begriffen zu erfüllen. Eine Verwirrung der Gedanken, die später so verhängnißvolle Folgen haben sollte!

In dem Augenblicke, in welchem das Oberhaupt des Staats dem Klerus einige Trümmer des Nationaleigenthums überließ, um darin die Seminare unterzubringen, als der Geist des Christenthums die Frömmigkeit in die Mode gebracht und aus den Sitten die revolutionäre Gottlosigkeit verbannt hatte, richtete man nur eine mittelmäßige Aufmerksamkeit auf diese Einsetzung eines einfachen Erziehungshauses.

Es war ein unbedeutender Wasserstrahl, welcher die Quelle eines mächtigen Stromes werden sollte.

Ein junger Mann war erschienen, der davon träumte, durch die Erziehung der Jugend die bedeutende Rolle zu spielen, welche der Pater Lachaise unter Ludwig XIV. durch den Einfluß des Beichtstuhles gespielt hatte. Er hegte eine blinde Ergebenheit für die Priesterpartei; er besaß jene Starrköpfigkeit des Priesterthums, die sprüchwörtlich geworden ist; seine Kenntnisse waren umfassend, gründlich und glänzend; er besaß eine auf verständige Weise entwickelte Fähigkeit zur Intrigue, ein seltenes Talent der Organisation und Verwaltung, Weltkenntniß und Kenntniß der Gebräuche am Hofe. Alles unterstützte seine Absichten; selbst seine Geburt schien dieselben zu rechtfertigen.



(S. 345)

Der Abbé Liautard war geboren zu Versailles in den Zimmern der Marschallin von Tallard; er war ein Liebling des Prinzen von Condé. Die Aushebung von 1793 machte ihn in dem dritten Dragonerregiment zu einem von den Vertheidigern von Maubeuge. Man findet noch gegenwärtig unter den französischen Bischöfen mehrere Soldaten von den Armeen der Republik, welche damals nicht ahnete, daß sie Conscribirte für die Kirche aushöbe. Die Mitschüler des Abbé Liautard in St. Sulpice waren die Herren von Quélen und Feutrier. Damals blühten in St. Thomas d'Aquin die berüchtigten Katechismen, bei denen Herr von Sambucy den Vorsitz führte. Alles verkündete bei dem Klerus die Ideen der Renaissance und des Einflusses. Man begriff, daß die Trümmer der ehemaligen geistlichen Schulen nur mit einer vollständigen Uebereinstimmung der religiösen Traditionen und des religiösen Unterrichts wieder hergestellt werden könnten. Das Haus der Rue Notre-Dame-des-Champs, ein umfassendes Gebäude, wurde eröffnet unter der Direction der Abbé's Liautard, Sulpicier; Froment, Oratorier; und Augé, Jesuit.

Man hat gesagt, das fromme Frankreich hätte dieser Manifestation Beifall gezollt. Diese Schule wurde auch noch durch andere Stimmen günstig aufgenommen, und man begreift gegenwärtig nicht, daß man damals nicht schon bemerkte, wie dieses Institut nicht nur gegen die Universität errichtet wurde, sondern auch gegen das Kaiserreich selbst, und gegen die Grundsätze der neuen Regierung, und daß hier ein weit mehr kirchlicher als religiöser Unterricht gewährt wurde.

Man bemerkte die Falle nicht, aber von 1804 bis 1825, also 24 Jahre lang, wurde nichts vernachlässigt, um die politischen Sitten in das kirchliche Netz und die kirchliche Erziehung zu verwickeln.

Ungeachtet der Begründung der Universität im Jahre 1808 zeigte das Kaiserreich für das Institut des Herrn Liautard eine Toleranz, die zu augenscheinlich war, um nicht berechnet zu sein. Napoleon glaubte des kriegerischen Klerus zu bedürfen; er schlug den Papst und die hohen Würdenträger der Kirche, aber er schonte die Abbés und ihre einschmeichelnden Schulen, damit es scheinen sollte, als sei er von einem Geiste der Versöhnung beseelt.

Ein anderes Haus, ein Filial dessen des Herrn Liautard, begründete ein zweifaches Pensionat unter der Leitung von Bernard und Auger, das eine in Paris, rue d'Assas, das andere in Montrouge, auf der Besitzung, welche unter der Restauration das Lusthaus der Jesuiten war.

Ludwig XVIII. hatte gleich während der ersten Augenblicke seiner Regierung den Widerwillen gezeigt, den er vor jeder religiösen Reac=

tion empfand; er hatte die Revolution von 1789 geboren werden sehen und sich den ersten Arbeiten derselben angeschlossen. Ohne dem Klerus seinen Schutz und sein Wohlwollen zu versagen, willigte er dennoch nicht ein, Anforderungen nachzugeben, welche die Volksthümlichkeit der Restauration gefährden konnten. Aber ein romantisches Ereigniß störte alle diese königlichen Beschlüsse, und Ludwig XVIII. vermochte dem Drängen der religiösen Ansprüche nicht zu entgehen, deren thätigstes Werkzeug der Abbé Liautard war.

Die Geschichte streift hier so nahe an den Roman, daß man ohne die glaubwürdigsten Zeugnisse sich versucht fühlen müßte, alle die Thatsachen in Zweifel zu ziehen, welche einer der Theilnehmer des Gesprächs in einer Unterhaltung im Kloster erzählte.

Frau von Jaucourt, die Schwiegermutter der Gräfin du Cayla, hatte als Dame der Königin zu dem Hofstaate der Gräfin von Provence in der Emigration gehört; bei ihrem Tode empfahl sie ihre Schwiegertochter dem Wohlwollen Ludwig's XVIII. 1819 entstanden Streitigkeiten zwischen Herrn du Cayla und dessen Gemahlin, welche in Folge von dem Verluste eines Processes, den sie gegen ihren Mann führte, sich gezwungen sah, ihren einzigen Sohn, den jungen Ugolino du Cayla, ein schwächliches Kind von höchstens vier Jahren, aus Paris zu entfernen. Man weiß, daß die Gräfin du Cayla sehr hoch in der Gunst Ludwig's XVIII. angeschrieben stand, ohne deshalb ihre vertrauten Verbindungen mit dem Vicomte von Sosthènes und Herrn von La Rochefoucauld abgebrochen zu haben. Durch diese Vermittler schlich sich der Abbé Liautard, der den Vicomte durch den Abbé Legers-Duval, den ehemaligen Lehrer dieses Herrn, kennen gelernt hatte, bei der Favorite ein. Er war so gewandt, der Gräfin ein Asyl für ihren Sohn in dem kleinen Seminar von Terminies, bei Chatres, vorschlagen zu lassen, wo er eine Art von Commandite der Anstalt rue Notre-Dame-des-Champs begründet hatte. Konnte es dem Herrn Liautard, der unter den Personen des ehemaligen Hofes erzogen war, unbekannt sein, daß Frau von du Cayla, die Tochter des ehemaligen Generaladvocaten Talon, welcher als Mitglied des Parlaments einen so thätigen Antheil an der Angelegenheit von Favras genommen hatte, von ihrem Vater Actenstücke besaß, durch welche die Mitschuld Ludwig's XVIII., damals Monsieur, Graf von Provence, klar erwiesen wurde? Man weiß dies nicht. Wenn Herr von Liautard, den man als einen natürlichen Sohn des Prinzen von Condé betrachtete, diese Familienangelegenheiten kannte, so mußte er das Glück der Frau von du Cayla voraussehen. Ludwig XVIII., der auf dem Throne saß, mußte Alles thun, um die Spuren der revolutionären Sünden seiner Jugend zu verwischen.

Wie dem aber auch sei, so blieb doch der junge Ugolino du Cayla, der Obhut des Abbé Bernier anvertraut, den der Bischof von Chartres, Herr von Latil, auf den Wunsch des Grafen d'Artois als Erzieher bewilligte, drei Jahre in Terminies verborgen, einem Flecken in Beauce, drei Stunden von Arthenay und sechs Stunden von Orleans entfernt, ohne daß irgend Jemand seinen Zufluchtsort kannte. Ein durchaus väterlicher Briefwechsel, den Herr Liautard durch die Vermittelung des Herrn Vicomte von La Rochefoucould unterhielt, setzte die Mutter von der Gesundheit des Kindes in Kenntniß. Um diese Zeit bestand der Einfluß der schönen Madame P. aus Bordeaux bei dem König nicht mehr, auch Frau von M. ihrerseits war gescheitert. Ludwig XVIII. erinnerte sich der Wünsche der Frau von Jaucourt, wurde unterrichtet von dem Processe des Herrn Achille du Cayla, beunruhigte sich vielleicht auch über die gerichtliche Erbschaft des Generaladvocaten Talon, und wünschte dessen Tochter kennen zu lernen. Zu gleicher Zeit wurde in der Kammer der Pairs eine Annäherung zwischen der alten Rechten und der jungen Rechten bewirkt, welche einerseits die Herren von Chateaubriand und von Montmorency, und andererseits die Herren Doudeauville und Pastoret vertraten. Die Betheiligten trafen einander unbefangen in dem Hôtel La Rochefoucould, rue de Varennes, und bei Frau von Croisy. Es war stets in dem Salon der Frau von Croisy, wo Frau von du Cayla mit dem gewandten Geistlichen zusammengebracht wurde, den sie nur erst durch die Dienste kannte, welche Herr Liautard ihr in der Person ihres Sohnes leistete. Indeß hatte der Abbé in dem Geiste der Gräfin durch den Zauber einer verführerischen Correspondenz schon viel gewonnen. Frau von du Cayla gestand ihm ohne Umschweife, daß seine Briefe von Ludwig XVIII. gelesen würden. So waren die Jesuiten endlich in das Cabinet des Königs eingedrungen.

Das war ein ungeheurer Schritt, aber er kam der Favorite theuer zu stehen. Die Memoiren jener Zeit versichern, daß zur Belohnung ihres Einflusses Frau von du Cayla den dringenden Befehl Ludwig's XVIII. empfing, vor seinen Augen die Actenstücke über das Verfahren gegen Favras zu verbrennen*). Dies war ein großer Verlust für die Geschichte; aber der König konnte der Frau nichts mehr verweigern, welche ihm diesen Beweis der Ergebenheit gewährt hatte. Er interessirte sich natürlich für den Sohn einer solchen Mutter, für Herrn Liautard, von dem er sich einen Bericht über die politische Lage des Königreichs geben ließ.

*) Thomas von Mahy, Marquis von Favras, wurde auf dem Grêveplatz gehangen. Sein Tod war die erste Handlung der revolutionären Gerechtigkeit.

Die Gunst des Abbé war begründet; der erste Versuch, den er machte, um sich seinen neuen Einfluß zu sichern, war, daß er Herrn von Corbières in den Ministerrath brachte.

Der König sah regelmäßig jeden Mittwoch Frau von du Cayla, die ihrerseits in fortgesetztem Verkehr mit Herrn Liautard blieb. Nie wurde ein geheimer Einfluß genauer und unablässiger benutzt.

Es war, wie es scheint, im Sommer 1821, als Frau von du Cayla, den berühmten Favoritinnen der alten Bourbons nachahmend, sich aus den Tuilerien entfernte, unter dem Vorwande, daß man ihr kein Vertrauen gewährte, welches ihrer Ergebenheit gleich käme. Auf den Rath des Abbé schrieb die Gräfin an Ludwig XVIII. einen elf Seiten langen Brief, in der Absicht, die letzten Hindernisse zu beseitigen, welche sich der Zulassung der Herren von Villèle und von Corbières als Minister mit Portefeuille entgegen stellten. Dieser Brief sollte über alle Scrupel des Monarchen triumphiren. Indeß zögerte die Gräfin, welche über ihren eigenen Schritt erschrak, eine Antwort zu verlangen. Herr Liautard stieß sie gewissermaßen in das Cabinet des Königs, und schrieb seinerseits an Herrn von Villèle, der sich nach Toulouse zurückgezogen hatte. Vierzehn Tage nach diesen Thatsachen, am 13. December 1821, erschien die Ordonnanz, welche dem Minister der Jesuiten die Macht ertheilte.

Es war etwas ganz Außerordentliches, daß dieser Abbé aus seinem Zimmer in der rue Notre-Dame-des-Champs über die Geschicke Frankreichs durch die Vermittelung einer Frau mit einem Prinzen unterhandelte, der einen so unbeschränkten Geist und einen so feinen Charakter hatte, wie Ludwig XVIII., und von demselben erbat und erlangte, daß Herr Sosthènes de la Rochefoucauld, der geliebte Zögling der Jesuiten, die Generaldirection der schönen Künste erhielt, daß das Concordat aufgehoben wurde, daß acht geistliche Pairs durch königliche Ordonnanz vom 31. October 1822 ernannt wurden, und endlich, daß das Ministerium des Cultus errichtet, und Herrn von Frayssinous anvertraut wurde, bei welchem die Conferenzen in St. Sulpice die jesuitische Reaction begonnen hatten, und der in einer Absicht berufen wurde, die zu verhehlen man sich nicht mehr die Mühe gab.

Herr von Villèle konnte dem kühnen Einflusse nicht entgehen, dessen Tendenzen Herr Liautard personificirte; er empfing aus der Hand der Jesuiten zur Leitung seines Finanzministeriums den Herrn von Renneville, der ganz frisch aus der Jesuitenanstalt von St. Acheul gekommen war. Er sah sich gezwungen, sich den so abgefaßten Instructionen zu unterwerfen:

„Für uns sind Sie erzogen worden, und nicht für sich, den wir

nicht kennen, sondern für das Wohl des Staates, für welches wir Sie geeignet gehalten haben; nur durch Ihre Werke können Sie sich ohne Zweifel erhalten, aber glauben Sie nicht, daß es Ihnen allein und ohne Stütze möglich sein würde, sich im Amte zu erhalten und Gutes zu thun. Darauf wollen Sie sich also stützen, wenn Sie die wahren Freunde des Königs entfernen. Jedes Gefühl des Stolzes und des Ehrgeizes beuge sich vor den Interessen der Monarchie."

Dieser Brief ist buchstäblich von einem Documente abgeschrieben, dessen Autorität nicht bestritten werden kann. Dies sind die Memoiren des Abbé Liautard, von ihm selbst herausgegeben, die wir vor Augen haben.

Herr von Villèle glaubte genug gethan zu haben, indem er den Emigranten die Lockspeise der Schadloshaltung zeigte, welche man ihnen später gewähren sollte, und da er die Adligen und die Priester zur Macht emporsteigen sah, zog er die Leiter fort. Die Uebereinstimmung zwischen ihm und den Jesuiten schien gestört zu sein, als die Regierung Karl's X. begann. Während des Todeskampfes Ludwig's XVIII. steigerte sich die Gunst der Frau von du Cayla; der Abbé Liautard benutzte diese Stimmung, um den Eintritt in den königlichen Rath der Universität zu erlangen. Herr von Frayssinous, der den Mann seit langer Zeit kannte, wies eine Maßregel zurück, welche die Universität vernichtet haben würde.

Man war der Meinung, es sei zum Triumph des Klerus unter der Restauration genügend, daß 30 neue Diöcesen und ungefähr 60 geistliche Schulen begründet wurden. Der Kampf nahm nun gegen den Rath der königlichen Universität einen solchen Charakter der Gewaltthat an, daß die Verwaltung des Herrn von Villèle, ungeachtet des unwiderstehlichen Uebergewichts der Jesuiten, stillschweigend das Benehmen des Herrn von Frayssinous billigte.

Die Gräfin du Cayla, welche sich verletzt fühlte, ließ durch den König Herrn von Liautard als Erzieher des Herzogs von Bordeaux bezeichnen, während das Haus der rue Notre-Dame-des-Champs, zum Collegium erhoben, den Namen Collegium Stanislaus annahm. Dies war eine Genugthuung, welche man der gedemüthigten Eitelkeit des Priesters gewährte. Herr Liautard wurde dadurch betäubt; er wollte dem wirklichen Gedanken dieser Anstalten besondern Unterrichts mehr Glanz verleihen; er zog sich zurück, und schlug zu seinem Stellvertreter den Jesuiten Augé vor. Der Bischof von Hermopolis erkannte den Sinn und die Tragweite dieser Handlung, welche er mit der größten Bereitwilligkeit unterstützte.

Der Tod Ludwig's XVIII. wurde mit der höchsten Ungeduld er-

wartet; wie man dies sehr entschieden bemerklich gemacht hat, wurde das Drama der Le Tellier, der Malagrida und des Ignaz selbst, würdig.

Bei Gelegenheit des Krieges in Spanien, 1823, schrieb Herr Liautard an Herrn von La Rochefoucauld: „Bei jedem Regimente müssen Sie einen Schatz haben; verschwenden Sie das Gold, ohne deshalb das Pulver zu schonen; kaufen Sie! kaufen Sie!“

Er gab den Machthabern auch folgenden Rath:

„Lassen Sie ein officielles Journal in dem Tone der politischen Nachrichten des Freundes der Religion und des Königs erscheinen, ohne Galle und Gift, ohne Geist und Färbung. Hier werden Sie, wie in dem Journal de Paris, die Veränderungen des Thermometers und die Höhe des Wassers in dem Flusse bekannt machen, den Cours der öffentlichen Papiere, die Preise des Korns, des Zuckers und des Kaffees, die vorzüglichsten Ernennungen und Absetzungen, die Gesetze, welche die Allgemeinheit der Bürger interessiren, die bemerkenswerthesten Begebenheiten in Europa, damit man erfährt, daß der Sultan Mahmud nicht erwürgt wurde. Unterdrücken Sie alle anderen politischen Journale, oder beschränken Sie deren Anzahl. Die schlechten Blätter müssen bis zu deren Vernichtung verfolgt werden.

„Durch die Frayssinous, die Rauzan, halten Sie alle Classen der Gesellschaft in Ihren Händen, die Großen, die Damen, welche guten Werken ergeben sind, von den ärmsten bis hinauf zu den reichsten. Mit den Brüdern der christlichen Schulen, mit den bewundernswerthen Töchtern des heiligen Vincenz von Paula, mit den Schwestern von la sagesse und St. André werden Sie sich des Volks der Städte, der Jugend, der Dörfer, bemächtigen; Sie werden allen eine gleichmäßige Richtung verleihen; alle stehen Ihnen bei, bis in die dunkelsten Reihen der menschlichen Gesellschaft, die Ergebenheit für den König, die Unterwerfung gegen die Autorität, die Ergebung in das Unglück, und jene erhabene Philosophie zu verbreiten, welche lehrt, zufrieden in der unbekannten Lage zu leben, in welche uns zu versetzen der Vorsehung gefallen hat. — Darin liegt die größte aller gouvernementalen Fragen.“

Die erhabene Philosophie, von welcher mit einer so lebhaften Zärtlichkeit der Abbé Liautard sprach, war wenig nach dem Geschmack Derer, welche die religiösen Intriguen leiteten. Die Herren von Frayssinous und von Latil machten sich bemerklich unter den Ehrgeizigsten und Eifrigsten. Herr von Latil, der durchzudringen begann, war dem plötzlichen Wohlwollen nicht fremd, welches der Graf d'Artois der Gräfin du Cayla bewiesen hatte; in seiner Diöcese Chartres war der junge Ugolino von diesem ungestümen Prälaten aufgenommen worden. Die Jesuiten hatten sich des Bruders des Königs bemächtigt; Herr von

Latil besaß in einem hohen Grade alle Talente zur Intrigue, ausgenommen die Kunst des Gelingens. Während der letzten Augenblicke des Königs, als die Favorite gezwungen war, dem Beichtvater am Lager des sterbenden Ludwig's XVIII. den Platz zu überlassen, beschäftigte der sterbende Monarch sich noch damit, Herrn von Latil, dessen Heftigkeit ihn erschreckte, unmöglich zu machen. Der Bischof von Hermopolis, unterstützt durch Herrn von Villèle, blieb im Ministerium. Nach dem Tode des Königs verschwand Frau von Du Cayla. Herr von Latil ließ Herrn Tharin, sein Geschöpf, zum Lehrer des jungen Prinzen ernennen, und der Abbé Liautard, der nichts mehr war, selbst nicht Pfarrer, stürzte schwer darnieder, doch ohne Geräusch.

Der Klerus war sehr aufgeregt über diese Palastrevolution; man schrieb sie dem alten Groll der Jesuiten und der Oratorier zu. Die Jesuiten erwarteten die Amtseinsetzung des Herrn von Polignac, ihres Messias; der Abbé Liautard wurde zwischen Jesuiten zerquetscht, dem Abbé Augé, den er an die Spitze des Collegiums Stanislaus gebracht hatte, und dem Herrn von Latil.

Es bestanden damals zwischen den verschiedenen religiösen Congregationen Uneinigkeiten, aus denen die liberale Meinung Vortheil zog.

Herr Liautard, welchem so durch Die mitgespielt wurde, die er unterstützt hatte, hätte sich über die Ordonnanzen des Herrn Feutrier freuen können, welche alle kleinen Seminare aufhoben. Die Jesuiten hatten damals acht große Erziehungshäuser, welche das größte Gedeihen zeigten, und durch diese Maßregel getroffen wurden. Es waren Saint-Acheul, Sainte-Anne, Montmorillon, Bordeaux, Billom, Aix, Forcalquier und Dôle. Herr Liautard sah so seine Anstalten, die weder minder zahlreich noch minder blühend waren, zusammenstürzen.

Die Wuth der Jesuiten kannte keine Grenzen mehr. Das Ministerium von 1828, welches man das des Herrn von Martignac nannte, wurde in dem verderblichsten Lichte dargestellt, und man träumte die Einsetzung des Herrn von Polignac.

Kurze Zeit vor dem Sturz des Herrn von Villèle war der Abbé Liautard über die Ernennung des Herrn von Polignac und anderer Minister zu Rathe gezogen worden; er hatte darauf geantwortet:

„Es ist sehr gut, bis auf Herrn von Polignac. Dieser ist neu und wird unsere Angelegenheiten des Innern nicht kennen."

Die verhängnißvolle Hand der Jesuiten, der Agenten Roms, stieß das Königthum vorwärts. Ein Jahr darauf, am 9. August 1829, wurde der Fürst von Polignac zum Premierminister ernannt; wieder ein Jahr darauf, am 9. August 1830, bestieg Ludwig Philipp den Thron, von

welchem Karl X. herabstieg, den eine dreitägige Revolution stürzte, weil er die von den Jesuiten dictirten Ordonnanzen unterzeichnet hatte.

Die Volksbewegung trieb diese Banden auseinander, wie das Stroh, welches der Wind vor sich herjagt.

Die Jesuiten gaben alle ihre Besitzungen mit jener Leichtigkeit auf, welche ihnen ein Besitz gestattet, der nie unter ihrem Namen erlangt wird.

Das Haus von Montrouge, welches während der ganzen französischen Intrigue das Hauptquartier der Gesellschaft war, und das Profeßhaus der rue de Sèvres, bildeten ihre hauptsächlichsten Niederlassungen in der Provinz von Paris. Die Provinz Lyon, welche die zweite Abtheilung Frankreichs bildet, das durch die Jesuiten zerrissen ist, hatte ebenfalls beträchtliche Niederlassungen.

Sie lehrten unter dem Namen Väter des Glaubens; sie bildeten eine Verbrüderung unter dem Namen der Lazaristen.

Fortgefegt durch den Sturm von 1830 wichen die Jesuiten auf Rom zurück, und von hier aus sahen sie die Trümmer vorübertreiben, welche unter ihren Augen der Sturm der Revolution fortführte.

Die Ereignisse in Paris, die Einäscherung einer Kirche und eines bischöflichen Palastes, die Niederreißung der Kreuze, entmuthigten sie anfangs, bald aber fanden sie Ursachen zur Hoffnung; es handelte sich nur darum, mit Klugheit zu verfahren. Der Eifer, welchen die Juliregierung zeigte, die Zustimmung Roms zu verlangen, war ihnen ein günstiges Vorzeichen.

Sie hatten unter der älteren Linie durch Invasion gewirkt; unter der jüngeren Linie verfuhren sie mit Einschmeichelung, und während das Volk außerhalb grollte, drangen sie schon am Tage nach der Julirevolution in das Palais royal ein.

Sie thaten einen Schritt. Casimir Périer und Ancona erschreckten sie ein wenig; sie hielten ein und blieben still, ohne zurückzuweichen.

Hier beginnt eine andere Reihenfolge der Thatsachen.

Nachdem die Jesuiten sich überzeugt hatten, daß der Hof ihnen nicht ungünstig sein würde, und daß sie sogar auf gewisse fromme Sympathien rechnen durften, kehrten sie einzeln und geräuschlos zurück; sie beschäftigten sich damit, die verlorenen Positionen wieder zu gewinnen. Die wichtigste und die, nach welcher zu streben sie nie aufhören werden, ist der Unterricht; dieser ist die Grundlage der Gegenwart.

Die Hindernisse, welche sich dieser Eroberung entgegenstellten, waren zahlreich und furchtbar. Die Universität und deren mächtige Einheit erhoben sich gegen sie; die öffentliche Meinung und das allgemeine Gefühl wiesen sie zurück, und die Gesetze des Königreichs vereinigten sich mit der Universität und dem Lande. Die Jesuiten bilde-

ten sich ein, sie könnten über diesen Widerstand triumphiren, wenn sie nur durch die geheimen Sympathien unterstützt würden, welche den religiösen und den politischen Druck mit einander vereinigen; sie stützten sich auch auf einen Haß, der zwischen ihnen und der Macht gemeinsam ist.

Unter der Restauration strebten die Jesuiten nach der Mitwirkung des niedern Klerus, wie nach einem Verbündeten; auswärtige Missionen, religiöser Prunk, Predigten, nichts wurde von ihnen vernachlässigt; man nahm selbst seine Zuflucht zu Wundern, an deren Spitze sich das Kreuz von Migné stellte, welches in einem finstern Winkel von Poitou gesehen wurde. Unter der neuen Ordnung der Dinge war es anders. Die Jesuiten wendeten sich an die geistlichen Spitzen des hohen Klerus; sie überredeten die Bischöfe, daß der öffentliche Unterricht und der Koloß der Universität in ihrem Innern ein ungeheures Complot bärgen, dessen Ziel es sei, in Frankreich den katholischen Glauben zu vernichten, die Kirche zu Grunde zu richten und die Heerde der Hirten auseinander zu treiben.

Sie verleumdeten die Schulen, die Institute, die Collegien und die Akademien, die Sorbonne, die Normalschule und das französische Collegium; es gelang ihnen bei Mehreren, das Gewissen und die Sorge für die Familie zu beunruhigen, und das Episcopat aufzuregen, als stände man den Zeiten der Verwünschung und der Vernichtung nahe, welche die Propheten voraussagten. Die Bischöfe sahen die Schlinge nicht, die ihnen gelegt wurde; sie fielen hinein, wie man gestehen muß, verlockt durch die verborgenen Neigungen des Kirchenehrgeizes, und durch jenen Geist der Hartnäckigkeit und geistlichen Insubordination, durch welchen sie stets von der Gemeinschaft mit dem Staate getrennt worden sind.

Die Jesuiten hatten diese Leidenschaften richtig beurtheilt, und Rom ermuthigte die Feindseligkeiten der französischen Prälaten.

Die Regierung, welche diese Plackereien viel mehr wegen ihrer Unverschämtheit, als durch ihre Natur selbst verletzten, versuchte es, sich in einer Rolle zu erhalten, deren Neutralität sich dem Klerus zuneigte; der Hof blieb stumm. Der niedere Klerus mischte sich in diese Zwistigkeiten, welche nur die Bischöfe interessirten, indem sie für dieselben Freiheiten und einen Reichthum forderten, den sie den Priestern verweigerten.

Indeß beunruhigte sich die öffentliche Meinung, und die Instinkte derselben offenbarten ihr das Vorhandensein verderblicher Tendenzen und der Annäherung der Gefahr. Die Jesuiten kamen unter tausend Gestalten wieder zum Vorschein, und nahmen ihre früheren Namen

wieder an. Ein berüchtigter Proceß offenbarte oder bestätigte vielmehr das Vorhandensein des Profeßhauses in der rue des Postes, dessen Unternehmungen, dessen Habgier und Reichthümer; es war stets dasselbe lebendige System, das man nicht zu vernichten vermochte.

Während die Bischöfe offen die Jesuiten unterstützten, und im Fall der Ausweisung davon sprachen, sie in ihren Palästen aufzunehmen, verpestete man zugleich das flache Land mit den mystischen Schriften, welche den Verstand irre leiten und das Herz verderben, und die Pfarrer vermochten ihre Beichtkinder nicht mehr dem Aberglauben zu entreißen, der eine für das Gute so verhängnißvolle, für die bösen Absichten aber so günstige Unwissenheit erhielt. Die Welt und ihre Ausgelassenheiten veränderten die frühere Reinheit des Cultus.

Es erhoben sich Stimmen, um die Ausführung der Gesetze zu verlangen, welche Müßiggang an den Sonn= und Festtagen vorschrieben. Nichts kam der Anmaßung und Keckheit der religiösen Polemik und der Gebote der Bischöfe gleich, welche wahre Brander allgemeiner Feuersbrunst waren.

Geschah es, daß die öffentliche Macht diese Mißbräuche zu unterdrücken versuchte, so war dies nur mit schwacher und zitternder Hand der Fall; das Episcopat trotzte der Strafe.

Eine ehrgeizige Volksthümlichkeit wollte der öffentlichen Meinung schmeicheln, und stellte unter die Augen der Macht das Böse, sowie die Mittel, welche das Gesetz zu verschiedenen Zeiten zu ihrer Verfügung gestellt hatte, um es zu unterdrücken. Man bewies der Regierung, daß diese Gesetze ihre ganze Kraft bewahrt hätten.

Das Vergehen war augenscheinlich.

Das Vorhandensein ungesetzlicher Verbindungen wurde erwiesen, und Frankreich erfuhr nicht ohne Staunen, daß es nur noch eine Besitzung der Jesuiten sei, getheilt in zwei Provinzen, die von Paris und die von Lyon. Man erfuhr auch, daß die ganze französische Geistlichkeit, die Bischöfe an der Spitze, in Folge eines besondern Gehorsams, über alle wichtigen Punkte der religiösen Disciplin sich von dem allgemeinen Gehorsam trennen zu dürfen behaupteten. Nur die niedere Geistlichkeit leistete Widerstand gegen dieses strafbare Beginnen.

Uebrigens machte der ultramontane Einfluß sich bei der ganzen Leitung der Verwaltung sichtbar.

Bei dieser Gelegenheit wagte die Regierung, in Verlegenheit gesetzt durch die Hemmnisse, die sie angenommen hatte, nicht, nach ihrem eigenen Willen zu handeln, und fragte bei Rom an, wie sie die Gesetze in Paris auszuüben hätte.

Das war die Entwickelung des Schauspiels, welches die Unterhaltungen in Rom bis unter die Gewölbe des Klosters beschäftigte.

Der Abgeordnete Frankreichs kam nach der päpstlichen Stadt, ohne recht zu wissen, was er dort wollte. Zuerst verweigerte man ihm den Zutritt zum Papste, unter dem Vorwande, daß der Gegenstand seiner Mission nicht genügend erklärt sei. Er wurde wie ein Proceß der rota von Secretariat zu Secretariat geschleudert; die Verschlagenheit der päpstlichen Regierung, die Feinheit, die List und die arglistige Ironie trieben ihr Spiel mit ihm, und man wies ihn zuletzt an den General der Jesuiten, immer noch um die Ausübung der französischen Gesetze zu erlangen.

Der General versicherte, er hätte kein Hinderniß gegen die gesetzmäßige Wirksamkeit aufzustellen, und er verabschiedete den Gesandten Frankreichs, den Legaten des Herrn Guizot, in Verlegenheit gesetzt durch das Dilemma:

„Entweder haben Sie Gesetze gegen uns, oder Sie haben sie nicht; haben Sie dergleichen, wer denkt dann daran, Sie an deren Ausübung zu hindern? Haben Sie keine, so erlassen Sie solche; das kann uns nicht kümmern.“

Als Herr von Rossi von Rom aus schrieb, schrie alle Welt: Sieg!

Die Einen sagten:

„Er hat Alles erlangt.“

Darauf antworteten die Andern:

„Wir haben nichts gewährt.“

Wenn die Jesuiten auf ihrem Wege sehen, wie der Wind den Sand aufjagt, und sie darunter zu begraben droht, werfen sie sich nieder. Die todbringende Säule geht hoch über sie hinweg, ohne sie zu berühren; dann erheben sie sich wieder und setzen ihren Weg fort.

Wenn der Samum von der französischen Tribüne stürmte, ließen die Jesuiten die Geißel vorüber, und erhoben sich dann auf's Neue.

Von allen Dingen, die ihnen so feindlich zu sein schienen, bleibt nichts übrig, als die Leere und ein Räthsel, dessen Lösung Niemand kennt; das ist so wahr, daß der Pater Provinzial von Lyon nach Paris kam, um sich von der Lage zu unterrichten.

Das Haus in der rue des Postes war geräumt; man sprach von bedeutenden Summen, die in Tratten auf das Ausland verwandelt sein sollten. Es wurde den Jesuiten in Frankreich verboten, in Gemeinschaft zu leben; dadurch ist das Band der Association nicht zerrissen, sondern vielmehr ausgedehnt.

Unter alle Dem liegt ein Geheimniß; das ist das Geheimniß Roms.

Die Jesuiten kennen es; wir kennen es aber auch.

Die Jesuiten halten sich nicht für geschlagen, und um die Reichthümer augenscheinlicher zu machen, welche ihr Vermögen bilden, schien es uns nützlich, alle Documente der Art zusammenzubringen, um danach Beobachtungen über diesen Orden anzustellen.

Die verschiedenen Anstalten der Gesellschaft Jesu sind unter die folgenden Rubriken zu stellen:

Die Profeßhäuser, welche weder Grundeigenthum noch Vermögen besitzen, und in denen die Väter Jesuiten, sowie die Professen des Ordens, in Gemeinschaft leben.

Die Residenzen, welche Anstalten von geringerer Wichtigkeit sind, und das Recht besitzen, Eigenthum zu erwerben; die Häuser im eigentlichen Sinne des Worts, welche Versuche zu Niederlassungen in den Gegenden sind, in welche die Gesellschaft einzudringen bemüht war.

Die Missionen, welche nur durch einzelne Jesuiten gebildet wurden, die beauftragt waren, das Terrain zu untersuchen und den General von den günstigen Umständen, die sich bieten können, in Kenntniß zu setzen. Eine Mission bildet nach und nach durch den Zutritt neuer Mitglieder ein Collegium oder eine Bildungsschule der Gesellschaft, ein Novizhaus, oder eine Residenz.

Die Seminare sind die besonderen Anstalten, in denen die Gesellschaft ihren theologischen Unterricht ertheilt.

Was die Mitglieder der Gesellschaft selbst betrifft so kann man sie in drei große Classen theilen: 1) die Priester, zu denen sämmtliche Professen zählen; 2) die Schüler und die Novizen; 3) die Brüder, welche mit den häuslichen Diensten und den materiellen Obliegenheiten der verschiedenen Anstalten beschäftigt sind.

1626, 86 Jahre nach ihrer Begründung, unter ihrem sechsten General, Mucius Vitelleschi, zählte die Gesellschaft in Europa 29 Provinzen, und zwar: 4 in Italien, 2 in Sicilien, 1 in Sardinien, 5 in Spanien, 5 in Frankreich, 3 in den Niederlanden, 1 in Schottland, 1 in Irland, 5 in Deutschland, 2 in Polen. Außerhalb Europa hatte sie 5 Residenzen in der Türkei begründet, 2 Provinzen in Ostindien, 1 auf den Philippinen, 1 in China, 1 in Japan, 5 in Amerika.

Diese Provinzen enthielten 803 Anstalten im Jahre 1626, und 960 im Jahre 1640, und zwar von folgender Ordnung: 26 Profeßhäuser, 222 Residenzen, 51 Noviziate, 48 Seminare, 512 Collegien und 71 Missionen. Der Unterricht der Jugend war damals mit der Hülfe der Collegien beinahe überall in ihren Händen; sie hatten deren 108 in Spanien, 79 in Frankreich, 91 in Deutschland, 36 in den Niederlanden, 29 in Polen.

Die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft betrug im Jahr 1626

nicht weniger als 15493 und davon 13369 in den Provinzen Europa's. Spanien zählte in seinem Schooße 2962; Deutschland 2283; Italien 2256; Frankreich 2156; die Niederlande 1841 u. s. w.

Die außerhalb Europa's wohnenden waren so vertheilt: 510 in Ostindien, 128 auf den philippinischen Inseln, 30 in China, 140 in Japan, 1316 in Amerika, Mexico, Neu-Granada, Peru, Paraguay, Brasilien und Chili.

1710 besaßen die Jesuiten 612 Collegien, 157 Pensionate, 59 Noviziate, 340 Residenzen, 200 Missionen, 80 Profeßhäuser und Herrschaften, und 80 Universitäten.

1749 hatten sie 89 Profeßhäuser, 669 Collegien, 61 Noviziate, 176 Seminare, 335 Residenzen, 273 Missionen. Das Personal der Gesellschaft betrug 22,589, und davon waren 11,239 Priester.

Die Documente in Beziehung auf die späteren Jahre sind nicht eben so vollständig. Bei der Aufhebung des Ordens durch den Papst Clemens XIV. im Jahr 1773 ist die Mehrzahl dieser Actenstücke vernichtet worden und die, welche vielleicht noch existiren, werden sorgfältig in den Archiven des römischen Hofes aufbewahrt.

Man weiß, daß ungeachtet der päpstlichen Bulle die Gesellschaft Jesu in Rußland noch fortbesteht. Zwischen dem 18. General, Lorenz Ricci, der am 23. November 1775 starb, zwei Jahre nach der Aufhebung der Gesellschaft, und dem 19. General, Taddeus Brzozowski, gewählt am 2. September 1805 in Folge der Wiederherstellungsbulle des Papstes Pius VII., enthalten die Annalen des Ordens die Namen von vier anderen Oberhäuptern, die einander während dieser Zwischenzeit folgten, und zwar unter dem Titel Generalvicare in Weißrußland.

Es sind jetzt 40 Jahre, seitdem die Gesellschaft auf officielle Weise wieder hergestellt wurde. Ihre Fortschritte waren in der ersten Zeit langsam und verborgen; sie hat sich schweigend in die verschiedenen Staaten Europa's eingeschlichen; sie hat es versucht, in denselben unter anderen Namen, als dem der Gesellschaft Jesu, Wurzeln zu schlagen. Gegen das Ende der Restauration begann sie den Kopf zu erheben, und eine kühnere Haltung anzunehmen, als die Revolution von 1830 ihren Aufschwung hemmte. Sie ist damals noch einmal wieder verschwunden, um den grollenden Sturm vorüber zu lassen, allein sie hat bald wieder Vertrauen gefaßt, und zeigt jetzt offen den Anspruch, den Boden wieder zu gewinnen, den sie in der Zeit ihres Glanzes besaß. Die Niederlage, welche der entschieden ausgesprochene Wille des Landes ihr in Frankreich beibrachte, kann sie nicht entmuthigen, noch dahin bringen, auf ihre Pläne zu verzichten. Der Kampf wird sich unter einer anderen Gestalt verlängern. Es ist daher von Wichtigkeit, mit

Genauigkeit die numerische Kraft zu kennen, über welche die Jesuiten in diesem Augenblicke in Frankreich und in den anderen Ländern verfügen, und durch zuverlässige Zahlen ihre neuesten Fortschritte darzuthun.

Die Gesellschaft hat jetzt nicht mehr die 44 Provinzen, die 960 Anstalten und die 22,000 Mitglieder, welche sie mit Stolz im 17. und im 18. Jahrhundert aufzählen konnte. Aber ihre Macht wächst von Jahr zu Jahr; sie streut ihren Samen überall aus, und hofft, daß die Zeit ihn fruchtbringend machen wird.



In und außerhalb Europa besitzt die Gesellschaft Jesu gegenwärtig 14 Provinzen: Rom, Sicilien, Neapel, Turin, Spanien, Paris, Lyon, Belgien, England, Oesterreich, Deutschland, Irland, Maryland und Missouri.

Am 31. Januar 1838 hatte sie in diesen Provinzen 173 Anstalten und 3067 Mitglieder.

Am 1. Januar 1841 — 211 Anstalten und 3565 Mitglieder.

Am 1. Januar 1844 — 233 Anstalten und 4133 Mitglieder.

So zeigt sich also in dem Zeitraum von 6 Jahren eine Zunahme von 60 Anstalten und 1066 Mitgliedern.

Im Jahre 1844 war diese Zunahme noch schneller. In den 7

Provinzen Rom, Sicilien, Turin, Spanien, Paris, Lyon und Belgien, den einzigen, von denen die Mittheilungen bereits nach Rom gelangt sind, gewann der Orden vom 1. Januar 1844 bis zum 1. Januar 1845 — 394 neue Mitglieder. Die Aufnahmen waren sogar in dieser letztern Zeit so zahlreich geworden, daß der General des Ordens, Pater Rothaan, es für nothwendig hielt, dieses Fieber der Vergrößerung zu mäßigen, und die Gefahren derselben in einem Circular vom März 1845 allen Provinzialen bezeichnete.

Die Provinz Rom zählte am 1. Januar 1841 — 601 Jesuiten, und am 1. Januar 1845 — 702, darunter 269 Priester, 201 Novizen und 232 Brüder. In Rom residirt der General des Ordens; ebenso befinden sich in Rom die Hauptanstalten. Die Gesellschaft besitzt hier ihr bedeutendstes Profeßhaus und ein Collegium, welches besonders dazu bestimmt ist, Priester für die Bedürfnisse in Deutschland zu bilden. Sie hat außerdem hier noch ein Collegium und eine Residenz mit 49 Priestern, 69 Novizen und 42 Brüdern; ein speciell so benanntes Noviziat mit 8 Priestern, 58 Novizen und 30 Brüdern; ein Noviziat des dritten Grades; ein adeliges Pensionat; ein Seminar, in welchem die Missionäre für die Gesellschaft der Verbreitung des Glaubens vorbereitet werden.

Die andern Anstalten der Provinz Rom sind im Allgemeinen die Collegien, durch deren Hülfe die Jesuiten Herren über den Unterricht der Jugend sind. Dies sind die Collegien von Camerino, Fano, Faenza, Ferrentino, Ferrara, Fermo, Forli, Modena, Spoleto, Tivoli, Orvieto, Loretto, Verona. Seit dem Beginn von 1845 haben sie ein Collegium in Venedig errichtet, ein anderes in Parma, und stehen auf dem Punkte, die Mission Malta in ein Collegium umzuändern. Außerdem haben sie ein großes Noviziat in Verona und Residenzen in Galoro, in Brescia und in einigen Städten der römischen Staaten.

Die Provinz Sicilien, welche 1841 nur 251 Jesuiten zählte, besitzt jetzt 272. Die vorzüglichsten Anstalten der Gesellschaft in dieser Provinz sind das Profeßhaus, das Noviziat und das große Collegium in Palermo. In diesen drei Häusern wohnen 169 Jesuiten, unter denen 53 Priester, 60 Novizen und 56 Brüder sind. Außerdem besitzen sie ein adliges Collegium in Palermo und Collegien in Alcamo, Caltanisetta, Marsala, Modica, Noto, Salemi, Städten von 15- bis 20,000 Einwohnern; sie haben Residenzen in Termini, Trapani und Mazari; ein Haus auf dem Berge Albano, und Missionen in Albanien und auf der Insel Syra.

Die Provinz Neapel zählte 1841 — 258 Jesuiten und 1844 deren 279. Ihre vorzüglichsten Anstalten sind daselbst das große Colle-

gium in Neapel, das 98 Jesuiten zählt, und darunter 32 Priester, 36 Novizen und 30 Brüder; das Noviziat von Sorrento, das adlige Collegium in Neapel, das Collegium in Salerno, das in Benevent, und das in Lecce.

In der Provinz Turin ist die Zahl der Jesuiten vom 1. Januar 1841 bis 1. Januar 1845 von 379 auf 428 gewachsen. Sie haben in Turin ein adliges Collegium, ein anderes Collegium und ein Pensionat mit 81 Jesuiten, worunter 31 Priester, 31 Novizen und 19 Brüder; ein Profeßhaus in Genua, Noviziate in Chiari und in Cagliari; Collegien und Pensionate in Aosta, Chambury, Genf, Cagliari, Nizza, Novara, Sassari, San-Remo, Voghera. Seit 1845 ist ein neues Collegium in Massa eröffnet worden.

Die Anstalten in der Provinz Spanien sind durch die politischen Ereignisse, deren Schauplatz dieses Land während der letzten Jahre war, gestört worden. Am 1. Januar 1845 gab es 113 Jesuiten, die über Spanien vertheilt waren, besonders in den Diöcesen Toledo, Sevilla, Pampeluna und Valencia; darunter 50 Priester, nur 6 Novizen und 57 Brüder. Derselben Provinz gehörten 96 Jesuiten an, von denen sich 45 Priester, 32 Novizen und 19 Brüder in andere Gegenden zurückgezogen hatten. Die Provinz Spanien besitzt eine Residenz und ein Collegium in Nivelle in Belgien, und eine Residenz in Aire in Frankreich. Sie hatte 1841 in Buenos Ayres eine Mission, eine Residenz und zwei Collegien mit 24 Priestern, 12 Novizen und 14 Brüdern. Diese Anstalten sind seitdem gesprengt worden. Sie hat noch jetzt Residenzen in Südamerika, in Paraguay, Uruguay, La Plata, Brasilien, Neu-Granada und Chili. Die wichtigsten sind die Residenz in Cordova, das Collegium und das Noviziat in Bogota, welche 11 Priester, 5 Novizen und 6 Brüder enthalten.

Die Provinz Paris besteht nebst Paris aus dem nördlichen Theile von Frankreich. Am 1. Januar 1841 umschloß sie 291 Jesuiten, und am 1. Januar 1845 deren 420. In Paris selbst hatten die Jesuiten 1 Residenz und 1 Seminar, mit 23 Priestern und 10 Brüdern; in St. Acheul 1 Noviziat und 1 Residenz, mit 15 Priestern, 20 Novizen und 14 Brüdern; Residenzen in Angers mit 10 Priestern und 13 Brüdern; in Straßburg mit 6 Priestern und 2 Brüdern; in Bourges mit 6 Priestern und 3 Brüdern; in Quimper mit 6 Priestern und 4 Brüdern; in Metz mit 10 Priestern und 3 Brüdern; in Nantes mit 8 Priestern und 4 Brüdern; in Vannes mit 7 Priestern und 3 Brüdern; in Lille mit 5 Priestern und 2 Brüdern; in Liesse bei Laon mit 6 Priestern und 3 Brüdern; in Poitiers mit 6 Priestern und 2 Brüdern; in Rouen mit 6 Priestern und 2 Brüdern. Sie hatten in Laval 1 No-

viziat und 1 Seminar mit 77 Jesuiten, darunter 28 Priester, 36 Novizen und 13 Brüder. In Issenheim in dem Departement des Oberrhein 1 Residenz und ein Noviziat, die erst vor kurzer Zeit begründet waren, und am 1. Januar 1845 7 Priester, 9 Novizen und 12 Brüder zählten. Da die Collegien ihnen in Frankreich nicht geöffnet sind, haben sie ein Collegium an den Thoren des Königreichs begründet, in Brugelette in Belgien. Dieses Collegium hängt von der Provinz Frankreich ab, und es befinden sich in demselben 19 Priester, 35 Novizen und 11 Brüder. Die Provinz Frankreich hat noch 19 Jesuiten auf Missionen in Canada, 8 in China, und besitzt in Nordamerika 2 Anstalten mit 19 Priestern, 35 Novizen und 11 Brüdern; dies sind das Noviziat St. Marie und das Collegium Louisville in dem Staate Kentucky.

Die Provinz Lyon umfaßt den südlichen Theil von Frankreich. Sie zählte 290 Jesuiten im Jahre 1841, und 446 am 1. Januar 1845. Damals gab es Residenzen in Lyon mit 18 Priestern und 10 Brüdern; in Aix mit 6 Priestern und 4 Brüdern; in Bordeaux mit 8 Priestern und 5 Brüdern; in Dôle mit 13 Priestern, 13 Novizen und 9 Brüdern; in Grenoble mit 6 Priestern und 3 Brüdern; in Marseille mit 8 Priestern und 5 Brüdern. Es gab in Toulouse 1 Residenz und 1 Noviziat mit 16 Priestern, 27 Novizen und 16 Brüdern; 1 Residenz und 1 Haus dritten Grades in Lalouvesce mit 7 Priestern und 4 Brüdern; 1 Noviziat in Avignon mit 13 Priestern, 1 Novizen und 4 Brüdern; 1 Residenz und 1 Seminar in Vals mit 25 Priestern, 58 Novizen und 13 Brüdern. Die Provinz Lyon hatte noch 39 Jesuiten in Afrika, darunter 27 Priester, 4 Novizen und 18 Brüder, vertheilt in den Residenzen Algier, Oran und Constantine; 22 Missionäre in Ostindien, in Trichinapoly, in der Residenz Madras und auf der Insel Madura, nordöstlich von Java; 10 in Syrien, 6 in Madagascar.

Die Provinz Belgien ist in diesem Augenblick eine der blühendsten. Es gab dort im Jahre 1841 319 Jesuiten und im Jahre 1845 472. Das Noviziat in Tronchiennes zählt 129, darunter 13 Priester, 80 Novizen und 31 Brüder. Sie haben Collegien in Alost, Antwerpen, Gent, Brüssel, Lüttich, Löwen, Namur, Tournay, Kattwyk; Residenzen in Brügge, Courtray und Mons (Bergen); Missionen in Amsterdam, im Haag, in Nimwegen, in Düsseldorf, in dem Staate Guatimala in Amerika. Das Collegium in Brugelette gehört, wie wir bereits erwähnten, zu der Provinz Frankreich, und das Collegium in Nivelle zu der Provinz Spanien.

Die Provinz England zählte 140 Jesuiten im Jahre 1841, und 164 im Jahre 1844. Sie haben in derselben 33 Anstalten, Häuser, Collegien, Residenzen oder einfache Missionen. Sie zeigen sich in

England minder offen, wie in den andern Ländern; die Collegien und die Residenzen tragen der Mehrzahl nach nicht die Namen der Städte, in denen sie sich befinden, sondern den Namen von Heiligen. So giebt es hier die Collegien des heiligen Ignatius, der heiligen Aloysia, der heiligen Apostel, der heiligen Maria, des heiligen Michael, des heiligen Stanislaus, des heiligen Hugo, des heiligen Georg, des heiligen Johannes des Evangelisten, des heiligen Thomas von Canterbury, der unbefleckten Empfängniß u. s. w. Ihre hauptsächlichste Anstalt ist das Collegium und Seminar zu Ronyhurst in Yorkshire; es zählt 20 Priester, 26 Novizen und 14 Brüder. Die Provinz England hat 20 Missionäre in Calcutta. Die englische Regierung beschützt sie eben so, wie die protestantischen Missionäre, wenn sie im Auslande ihren mercantilen Absichten dienen können, und sie steht ihnen sogar in diesem Augenblicke bei, ein neues Collegium zu begründen, welches speciell für China bestimmt ist.

Die Provinz Oesterreich und Galizien enthielt 268 Jesuiten im Jahre 1841, und 310 im Jahre 1844. Ihre vorzüglichsten Niederlassungen sind das Collegium und Noviziat zu Starawicz, die Collegien in Linz, Innsbruck, Tarnopol, Neu-Sandeck und das adlige Collegium in Lemberg.

Die Provinz Deutschland umfaßt die Schweiz, sowie die Hoffnungen und die Versuche der Gesellschaft Jesu in den außerösterreichischen deutschen Staaten. Es gab in dieser Provinz 245 Jesuiten im Jahre 1841, und 273 im Jahre 1844. Das Collegium, das Noviziat und das Pensionat in Freiburg in der Schweiz zählte deren 140, und darunter 44 Priester, 66 Novizen und 30 Brüder. In Brieg im Canton Wallis haben sie ein Collegium, 1 Noviziat und 1 Pensionat mit 11 Priestern, 32 Novizen und 17 Brüdern; außerdem besitzen sie Collegien in Sion, Estavayel und Schwyz. Der Bürgerkrieg hat ihnen die Thore von Luzern geöffnet. 1841 gab es mehrere in Baiern; die spätern Mittheilungen scheinen unvollständig zu sein. In Dresden war der Beichtvater des letzten Königs von Sachsen ein Jesuit; er starb zu Anfang des Juni 1845. In Erwartung, auf's Neue die Eroberung Deutschlands vornehmen zu können, übt die Gesellschaft Jesu ihren Einfluß auf dieses Land durch das deutsche Collegium, welches sie in Rom begründet hat, um hier Weltpriester zu bilden, die dazu bestimmt sind, in Deutschland, Ungarn und der Schweiz vertheilt zu werden. Von 1822 bis 1842 sind 125 aus diesem Collegium hervorgegangene Priester in den deutschen Ländern untergebracht worden, und 64 in der Schweiz. Sie befinden sich hier wie treu ergebene Werkzeuge oder vorgeschobene Posten der Gesellschaft.

Die Viceprovinz Irland zählte 63 Jesuiten im Jahre 1841, und 73 im Jahre 1844. Die Jesuiten besitzen in Irland die Collegien zu Clongowes, Tullabey und Dublin. Unlängst haben sie in dieser letztern Stadt ein zweites Haus begründet.

Die Provinz Maryland umfaßt die Anstalten der Gesellschaft in Columbien, Maryland, Massachusetts und Pennsylvanien. Die wichtigsten sind das Collegium und das Consulat zu Georgetown in Columbien mit 15 Priestern, 13 Novizen und 26 Brüdern, und das Noviziat zu Fredericktown in Maryland. Seit 1840 haben sie in Fredericktown ein Collegium und eine Mission gegründet. Die anderen Anstalten sind mehr Beobachtungspunkte und Sprossen zur Vorbereitung der Zukunft. Dahin gehören in Columbien das Haus und die Mission von Alexandrien; in Maryland die Häuser und die Missionen zu St. Thomas, Newton, St. Inogoes, Bohemia, St. Joseph, White-Marsh; in Massachusetts das Collegium und das Pensionat zu Vigornot; in Pennsylvanien das Haus und die Mission zu Philadelphia, zu Goshen-Hoppen und Conewago. Die Provinz Maryland zählte 109 Jesuiten im Jahre 1841, und 121 im Jahre 1844.

Die Viceprovinz Missouri umfaßt die Anstalten in Louisiana, Missouri, Ohio, den Felsbergen und den benachbarten Gegenden. Die Gesellschaft besitzt hier das Collegium und das Pensionat von St. Louis, und das Collegium St. Charles in Louisiana, das Noviziat zu St. Stanislaus in Missouri, das Collegium und das Pensionat zu Cincinnati in Ohio. Es finden sich in diesen vier Anstalten 107 Jesuiten, darunter 29 Priester, 37 Novizen und 41 Brüder. Die anderen Anstalten sind mehrentheils Missionen von 1 oder 2 Vätern; die bedeutendste derselben ist die Mission der Felsberge, welche aus 2 Priestern und 6 Brüdern besteht. Die Zahl der Jesuiten, welche 94 im Jahre 1841 betrug, war 1844 in der Provinz Missouri schon auf 139 angewachsen.

Man sieht aus diesen Zahlangaben, daß die Erfolge der Gesellschaft Jesu während der letztern Jahre in allen Provinzen steigend waren; überall hat sie an Boden gewonnen; überall hat sie ihre Herrschaft ausgedehnt und befestigt; aber die bedeutendsten Fortschritte sind die, welche sie in den Provinzen Paris und Lyon macht, und die oben mitgetheilten Angaben gehen weit über die Geständnisse hinaus, welche der ehrwürdige Pater Ravignon in seinem Buche über die Jesuiten ablegte.

Der Hauptzweck bei den Anstrengungen der Gesellschaft ist in unsern Tagen nicht die Bekehrung der Heiden und der Ungläubigen; sie hat nicht, wie vor 200 Jahren, über 2000 Missionäre in Indien, Japan und Amerika; die Proselytenmacherei in entfernten Ländern ist

jetzt nur noch eine Handelsspeculation, eine Geldangelegenheit. Die Verbrüderung zur Verbreitung des Glaubens hat im Jahre 1844 die Summe von 326,092 Francs 32 Centimen an die Gesellschaft Jesu für ihre 134 Priester, 30 Novizen und 61 Brüder bezahlt, welche diese die Güte hatte, dem Dienste der Missionen unter den Ungläubigen zu widmen. Das Kampffeld, welches die Jesuiten sich im 19. Jahrhundert gewählt haben, ist Europa; Europa, welches das Joch der päpstlichen Herrschaft abgeschüttelt hat, und welches die Armee des Papstes, wie die Gesellschaft Jesu sich mit Stolz nennt, durch neue Ketten an den Fuß des päpstlichen Thrones schmieden möchte.

Dies ist die Lage der Gesellschaft Jesu in der Welt; es ist beinahe nichts in den Provinzen Frankreichs verändert. Die Väter sind daselbst in kleine Gruppen vertheilt; sie sind hier weder minder zahlreich, noch minder thätig, noch minder reich, und ihre scheinbare Sprengung ist für die Regierung ein Vorwand geworden, sich nur umsomehr dem Klerus zuzuneigen.

Indem die Jesuiten die Schweiz verließen, haben sie ihre Besitzungen in diesem Lande in Tratten verwandelt, die man in Basel, Zürich, St. Gallen, Neufchâtel und Genf sah. Die Jesuiten der Schweiz scheinen sich zwischen Luzern, Spanien und Portugal theilen zu wollen.

Vor seiner Ausweisung aus Spanien besaß der Orden hier ein Vermögen von 175 Millionen Francs, das er zu erhalten verstanden hatte. Spanien scheint ihm nicht ungünstig zu sein; man versichert, daß man in diesem Lande sogar so weit gehen soll, ihm den öffentlichen Unterricht anzuvertrauen, indem man ihm jedoch dabei gewisse Bedingungen auferlegte.

Das Haus in Paris in der rue des Postes wurde nicht nur von den Mitgliedern bewohnt, die zu der Oberregierung der Provinz gehörten, sondern auch von anderen Mitgliedern. Der Pater Loriquet war der Superior; man kennt die historische Berühmtheit dieses Jesuiten als Geschichtsschreiber, und man weiß, mit welchem frommen Betruge er die Zeitgeschichte entstellt hat. Der Pater Moirez war der Pater-Procurator; beide hatten einen Socius für die Geschäfte und für die Verantwortlichkeit nach außen.

Der Werth aller Besitzungen, welche die Gesellschaft Jesu in Frankreich hat, wird auf 2 Millionen geschätzt.

Ihre Einkünfte waren beträchtlich; eines ihrer Collegien trug ihnen jährlich 200,000 Francs ein. Dies war das zu Brugelette an der Grenze von Belgien, welches, wie erwähnt, zu der Provinz Frankreich gehörte.

Die Jesuiten waren Besitzer von 200,000 Francs Rente in österreichischen Metalliques.

Man schätzte den Ertrag ihrer Predigten auf 150,000 Francs jährlich; die Almosen tragen dieselbe Summe ein. Dem muß man noch Das hinzufügen, was sie durch den Handel mit den Bildern gewannen, die sie selbst fabricirten, und der ihnen einen beträchtlichen Nutzen abwarf.

Man hat auch noch andere Nebenspeculationen bezeichnet.

„Prälaten," sagte Michelet, „speculiren auf Grundbesitzungen und auf Bauten; die Lazaristen auf die Agentschaften der militärischen Rekrutirungen und anderer Unternehmungen; die Nachfolger des heiligen Vincenz von Paula und die Directoren unserer barmherzigen Schwestern, sind für ihre Mildthätigkeit von Gott so gesegnet worden, daß sie ein Capital von 20 Millionen besitzen. Ihr gegenwärtiger General, Herr Etienne, damals Procurator des Ordens der Jesuiten, ist jetzt Agent der Lazaristen in einer Destillationsgesellschaft."

Der Proceß Affenaër, welcher der Socius des Procurators war, hat die Ausdehnung der Verbindung der Jesuiten enthüllt; man weiß, daß er von den Trappisten zu la Meillerave kam, wo er längere Zeit in der Zurückgezogenheit gelebt hatte. Empfohlen durch die Jesuiten von la Trappe, gelangte er nach Paris. Es giebt daher ein gemeinsames Band unter den Affiliirten.

Die Zukunft der Jesuiten, welche Frankreich verlassen sollten, ist unbestimmt. Die Statuten des Ordens verlangen, daß wenigstens ihrer Drei zusammen leben; wenn diese Regel aufrecht erhalten werden kann, und es scheint schwierig, daß dies nicht der Fall sei, so hätten dadurch die Jesuiten erklärt, daß sie bereit wären, ihre Versammlungen jeder Zahl, die man ihnen vorschreiben würde, zu unterwerfen. Die Häuser der beiden Provinzen in Frankreich würden sich in Fractionen auflösen, ohne deshalb die ganze Zahl ihrer sich in dem Lande aufhaltenden Mitglieder zu verringern. Ist dies wohl der Sinn der hervorgerufenen Gesetze? Freilich würde durch diese Nothwendigkeit, in wenig zahlreichen Gruppen zu leben, eine große Schwierigkeit für das Noviziat begründet.

Bis jetzt hat die geringe Zahl von 15 Mitgliedern der Gesellschaft die Grenzen überschritten, und der Pater Ravignan hat öffentlich angekündigt, daß er im nächsten Winter während der Fastenzeit in Paris predigen wird.

Nur die einzige Residenz St. Acheul in der Picardie sah die Väter, welche dieselbe bewohnten, sich entfernen. Die Jesuiten besitzen einen unerschütterlichen Wahlspruch: Sint ut sunt, aut non sint (sie sollen

sein, wie sie sind, oder sie sollen nicht sein). Dem haben sie seit den Manifestationen, welche das französische Episcopat zu ihren Gunsten unternahm, hinzugefügt: Nous maintiendrons (wir werden bestehen). Die Jesuiten bitten, wie man sagt, demüthig das Ministerium, die Zahl der Väter bestimmen zu wollen, welche mit einander vereint leben dürfen. Man schiebt ihnen die Absicht unter, durch Arglist sich den Gesetzen entziehen zu wollen; sie werden zu diesem Zwecke ihren Residenzen den Schein und den Namen von Hôtels garnis geben.

Diesen Verlegenheiten gegenüber beherrscht eine Beobachtung alle andern: die französische Regierung muß durch einen hohen Einfluß sich die Hände gebunden gehabt haben, um die Dinge zu solchem Punkte gedeihen zu lassen, obwohl es sich jetzt fragt, auf welche Weise es ihr möglich sein wird, sich der Jesuiten zu entledigen.

Ungeachtet dieses Gedeihens hört die Gesellschaft Jesu nicht auf, die verlorene Macht und den eingebüßten Reichthum zu beklagen. Die ihr geraubte Gewalt umfaßte, wie man gesehen hat, die ganze Welt, welche die Jesuiten in Provinzen getheilt hatten; diese Eintheilung beherrschte alle anderen Benennungen der Völker und der Staaten, und die Gesellschaft Jesu zwang der ganzen Welt eine einzige Nationalität auf, die der Jesuiten. Es gab Länder, die ihnen unterworfen waren; ihre Schiffe segelten auf allen Meeren, und neben jeder religiösen Anstalt begründeten sie ein Handelscomptoir. Der Handel ist stets die weltliche Macht der Jesuiten gewesen.

Als 1773 die Bulle des Papstes Clemens Ganganelli sie traf, zählten die Jesuiten, in 39 Provinzen vertheilt, 24 Profeßhäuser, 669 Collegien, 61 Noviziate, 176 Seminare, 335 Residenzen und 273 Missionen. Das Personal der Gesellschaft bestand aus 22,819 Mitgliedern, von denen 11,400 Priester waren.

Unter den 23 Generälen, welche an die Spitze der Gesellschaft Jesu gestellt worden sind, inbegriffen den ersten General Loyola, der ein Spanier war, und den gegenwärtigen General, den Holländer Rothaan, befindet sich nicht ein einziger Franzose; die Italiener bilden die Majorität. Die Päpste sind Römer; die Jesuiten, welche die Prätorianer des heiligen Stuhles bilden, haben nichts von alle Dem versäumt, was sie innig mit Rom vereinigen konnte.



Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die Legationen.

Unter den Nonnen, welche eines Morgens die Messe verließen, befanden sich auch zwei Mütter, welche zu den Vertrauten des Klosters gehörten; sie traten in die Zelle Noëmi's und befahlen dieser, ihnen zu der Superiorin zu folgen; sie gehorchte mit der Ergebung, die sie sich zum Gesetz gemacht hatte. Auf dem Wege, welchen sie durch die langen Gänge zurücklegte, war sie der Gegenstand der lebhaftesten Neugier. Die Thüren öffneten sich, als sie vorüberkam, und ließen junge und hübsche Gesichter gewahren, erbleicht in dem Kloster, wie Blumen, die ohne Luft und ohne Sonne leben. Einige zeigten das Aussehen theilnahmvoller Güte, und richteten an sie Worte des Wohlwollens und des Mitleids; die Mehrzahl aber hatte für sie nur ein drohendes und wüthendes Ansehen, und schleuderte ihr Schmähungen und Verwünschungen zu. Dieser fanatische Zorn entstellte durch seinen krampfhaften Ausdruck die Anmuth der Jugend und die Schönheit.

Ohne durch diese Beweise der Aufregung bewegt zu werden, lächelte

Noëmi Denen freundlich zu, welche der Gefangenen ein Wort des Trostes nicht verweigerten.

Als sie an den Fenstern vorüberging, die nach dem großen inneren Hofe führten, bemerkte sie eine Kutsche, in welche eine Dame stieg, die sich verbergen zu wollen schien. Eben dieses Bemühen machte sie der jungen Jüdin bemerkbar, so daß sie in ihr die Signora Naldi erkannte; sie glaubte auch, in einer ungestalteten Masse, die im Hintergrunde des Wagens lag, die Züge und die umfangreiche Gestalt des Monsignore Panfilio zu erkennen, der nicht aus dem Wagen gestiegen war.

Die Signora kam von der madre, zu welcher die junge Jüdin geführt wurde.



Die Superiorin saß auf einem geräumigen Armstuhle, in den sie beinahe ganz versunken war; sie gab den beiden vertrauten Schwestern ein Zeichen, sich zurückzuziehen, und blieb allein mit Noëmi, die sie vor sich stehen ließ.

Diese Aebtissin war eine Frau, deren Alter 40 Jahr überschritten haben mußte; sie war lang, mager und knochig. In ihrer ganzen Erscheinung erblickte man den aristokratischen, trockenen und hochmüthigen Typus; die Gewohnheit hatte bei ihr den Stolz bis zur Härte gesteigert; ihren schmalen, zusammengezogenen Lippen entglitten kurze, rasche und beinahe immer kränkende Worte; es wäre schwer gewesen, zu errathen,

ob es die Kasteiungen des Klosters waren, oder das Bedauern über das Scheiden aus der Welt, was vor der Zeit diese Züge entstellt und tief gefurcht hatte.

Man nannte sie madre veneranda; unter diesem so strengen Namen verbarg sich ein reizender, welcher längere Zeit das Entzücken aller Sonnette gebildet hatte, als Die, welche ihn trug, vor ihrem Eintritt in das Kloster, den Zauber der römischen Gesellschaft ausmachte. Die Schönheit der Frau, welche gegenwärtig madre veneranda hieß, war wunderbar gewesen. Niemand verstand es besser, als sie, eine galante, religiöse oder politische Intrigue zu leiten. Donna Olympia hatte sie genauer gekannt, ehe sie sich aus der Welt zurückzog, ein Ereigniß, welches in den römischen Salons großes Aufsehen machte, und die Signora Naldi wählte sie deshalb natürlich zu der Hüterin Noëmi's. Das Kloster, welchem die madre veneranda vorstand, war keiner strengen Regel unterworfen; es hatte besonders die Bestimmung, als Noviziat der adeligen Signorinas, die man aus der Familie entfernen, und der Donne, die man von der Welt ausscheiden wollte. Um Gottergebenheit oder Reue zu erwecken, besaß die madre veneranda eine bewunderungswürdige Kunst. Sie sollte deshalb Noëmi zu dem bringen, was man von diesem edlen Herzen noch nicht hatte erlangen können, nämlich, ihren Vater und ihren Gott zu verrathen.

„Meine Tochter," sagte sie zu Noëmi, „Ihre Vergehen sind groß gegen Gott und gegen die Menschen. Es giebt nur ein Mittel, Sie der doppelten Strafe zu entziehen, die Sie verdient haben, das ist, zu bereuen und durch Ihre Unterwerfung die Aufrichtigkeit Ihrer Reue zu beweisen."

Die Aebtissin glaubte, Noëmi durch die unerwartete Heftigkeit dieses ersten Streiches erschüttert zu haben, und ließ dem jungen Mädchen nicht die Zeit, sich zu erholen; sie griff zu den kräftigsten Mitteln ihrer Arglist, um sie zu überreden; allein Alles scheiterte an einer physischen und moralischen Regungslosigkeit, deren Gewalt die Gedanken, sowie die Worte der madre veneranda, verwirrte.

Sie versuchte es, dem jungen Mädchen begreiflich zu machen, daß sie sich als Jüdin und als überführt, Verbindungen mit den Feinden des Staats in der strafbaren und gotteslästerlichen Absicht unterhalten zu haben, ihnen bei ihren Angriffen auf die katholische Religion und den heiligen Stuhl Beistand zu leisten, den fürchterlichsten Strafen ausgesetzt hätte, ohne daß irgend etwas sie denselben entziehen könnte. Sogleich, und als wollte sie dem Herzen, das sie entweder zu rühren oder mit Entsetzen zu erfüllen beabsichtigte, keine Besinnung gönnen, fügte sie hinzu, wenn sie in Das willigte, was man von ihr verlangte,

gäbe es keine Gunst, keine Gnade und kein Glück, auf das sie nicht Anspruch machen dürfte; und darauf schilderte sie ihr voll Enthusiasmus die Güter und die Glückseligkeit, mit denen sie überhäuft werden würde.

Sich selbst durch ihre eigenen Worte aufregend, rief dieses arglistige Weib mit einer erheuchelten Zärtlichkeit aus:

„Meine Tochter, weshalb widerstehen Sie so lange der Stimme des Gottes der Güte, die Sie zu sich ruft, nicht um Sie die Leiden erdulden zu lassen, welche seine Gerechtigkeit uns auferlegt hat, sondern um Sie schon auf Erden des Glückes theilhaftig zu machen, das er im Himmel seinen Erwählten vorbehält?"



Die madre veneranda war nicht ganz sie selbst; die theilnahmlose Haltung, das spöttische Lächeln und die geringschätzende Regungslosigkeit der Jüdin verwirrten sie; sie fand in dem Worte und in dem Gedanken nur jene alltäglichen und gemeinen Eingebungen, welche ohne Wirkung auf die erhabenern Seelen sind, die man durch mächtige Erschütterungen rühren muß.

Sie hielt inne; das Schweigen der Jüdin und selbst die kalte elegante und strenge Schönheit derselben, ähnlich einer antiken Marmorstatue, unterjochten sie; einen Augenblick schien sie verwirrt und besiegt

zu sein, plötzlich aber erhob sie sich wieder. Ihr hoher Wuchs, der sich einen Augenblick gebeugt hatte, richtete sich unter der Erwärmung einer inneren Flamme empor.

„Tochter Israels, die mein Glaube mir zu verfluchen gebietet, ich will Sie retten. Kehren Sie zurück in Ihre Zelle, und lesen Sie diesen Brief, der an Sie gerichtet wurde; wenn Sie ihn gelesen haben, so werden Sie mich nach einer Stunde wiedersehen; ich will Ihnen dann mittheilen, wie dieser Brief in meine Hände fiel, und Sie werden mir dagegen Ihre Beschlüsse mittheilen."

Noëmi verließ schnell das Gemach, nachdem sie einen Brief ergriffen hatte, den die Superiorin ihr darreichte, und indem sie in ihre Zelle zurückkehrte, bemerkte sie nicht die böswillige Neugier, deren Gegenstand sie wieder von Seiten ihrer Gefährtinnen war. Sie schloß sich ein. Ihre Verwirrung war außerordentlich groß; einige Zeit betrachtete sie den Brief mit Entsetzen, als ob sie begriffen hätte, daß in den Falten dieses Papiers ihr ganzes Geschick läge; dann gab sie einer unwiderstehlichen Regung der Anziehungskraft nach und entfaltete hastig den Brief, der die Aufschrift trug:

„An Noëmi, die Tochter Ben Saul's."

Man denke sich die Aufregung der jungen Jüdin, als sie in dieser Zeile die Handschrift Paolo's erkannte.

Der Brief, datirt aus Forli bei Ravenna, vom — 18—, lautete:

„Aus einem Kerker schreibe ich Ihnen zu der Stunde, in welcher meine Kerkermeister mich schlafend glauben. In einem Zusammenstoße mit den Dragonern und den Schweizersoldaten, welche das erborgte Gold der römischen Regierung bezahlt, um uns zu erwürgen, sank ich gestern verwundet zu Boden; man schleppte mich fort, um mich in ein feuchtes und ungesundes Gefängniß zu werfen, jetzt aber ziehe ich es einem Palaste vor.

„Ein anderer Gefangener lag an meiner Seite; er war jung, und Alles an ihm verkündete die Gewohnheiten eines weichlichen, üppigen und reichen Lebens.

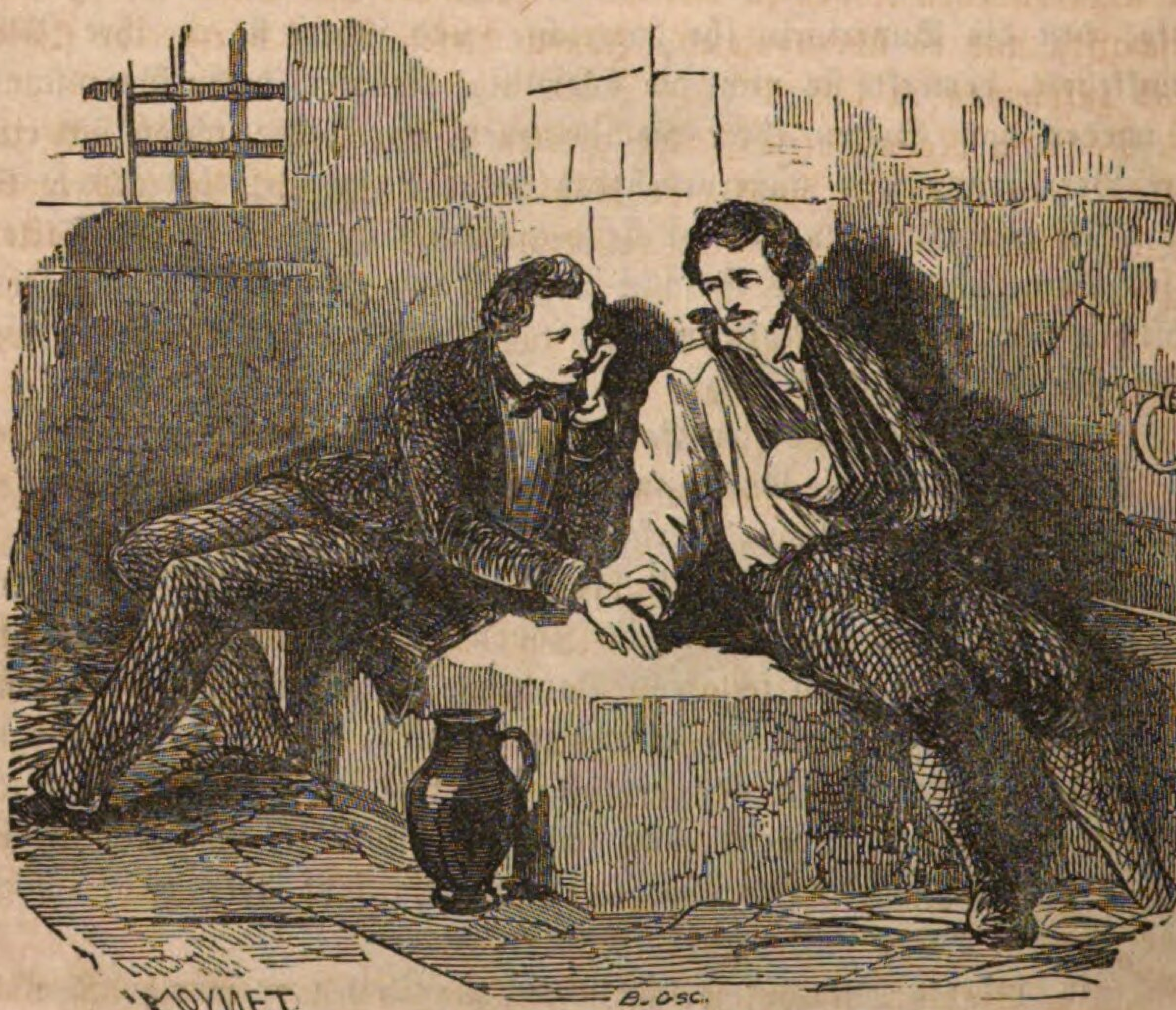
„Sein Gesicht schien mir nicht unbekannt zu sein; ich hatte eine unbestimmte Erinnerung, ihn schon gesehen zu haben. Ein Lichtstrahl aus der Laterne einer Runde, die über uns vorbeizog, beschien sein Gesicht, und ich erinnerte mich seiner Züge. Es war der junge Mann, der Sie in trunkenem Zustande in dem Pincio-Garten beleidigte.

„Gleich mir kämpfte er in den Reihen der Freunde der Freiheit, die sich gegen den päpstlichen Despotismus erhoben hatten; gleich mir war er gefallen, getroffen von dem Bajonnete eines fremden Söldners.

„Ich bezeigte ihm mein Staunen darüber, ihn unter uns zu er-

blicken, ihn, den seine Lage in der Welt anderwärts hin zu berufen schien. Er ließ sich gegen mich zu Erklärungen gehen. Er sprach Ihren Namen aus, und ich erfuhr bald, daß es der eines Mädchens sei, welches ich gegen eine Beschimpfung beschützt hatte, und das seit jener Zeit nichts aus meinen Gedanken zu verbannen vermochte. Sie waren es, Noëmi, Sie, die ich liebe, seitdem Ihr Blick mich traf, wie ein göttlicher Strahl.

„Stephan hat mir seine Liebe für Sie gestanden; und wenn Sie wüßten, welche Hoffnung er in mir erweckte!



„Bei allen seinen Worten, deren Süßigkeit ich mit Entzücken einsog, fühlte ich meine Leiden verschwinden, und ich erinnerte mich dabei an Alles.

„Weshalb errieth ich Sie nicht eher in jenem englischen Mädchen, für welches Dom Salvi, mein Vater, eine ergebungsvolle Zuneigung gefaßt hatte, und über das ich so oft wachte, ohne es zu kennen! -

„Erinnern Sie sich noch des Tages, Noëmi, an welchem wir vor dem auf dem Altare gegenwärtigen Gotte uns mit einander verlobten? Es schien mir damals, als ob Ihre Blicke mit den meinigen verschmölzen, um unsere Herzen in dieser lichtstrahlenden Extase zu vereinigen.

„Aber welch' ein Augenblick ist es, in dem ich Ihnen von Liebe spreche, zwei Schritt entfernt von der Hinrichtung, und während ich das Geräusch zu den Vorrichtungen des Tribunals höre, durch welches morgen der Urtheilsspruch über mich gefällt werden soll!

„Stephan verdanke ich diesen Augenblick, der meine Leiden unterbricht. Ein neuer Aufseher, der seit gestern aus Rom hier eintraf, Carlo, wurde hierher gesendet. Einige Stunden nach seiner Ankunft drang er in unseren Kerker und erklärte uns, daß Monsignore Panfilio, der Oheim Stephan's, ihn als Kerkermeister hierher geschickt hätte, um seinen unbesonnenen Neffen zu retten. — Carlo hat uns Tinte und Papier verschafft, und es übernommen, Ihnen diesen Brief durch eine sichere Hand zukommen zu lassen."

Nachdem Noëmi diese Zeilen gelesen hatte, stand sie auf, und ihr Gesicht erleuchtete sich durch eine plötzliche Eingebung; fest und zuversichtlich erwartete sie die madre veneranda, die auch mit ihrem Erscheinen nicht zögerte.

Die junge Jüdin blieb kräftig und unerschrocken, bis die Superiorin das Wort an sie richtete.

Da die Aebtissin sie entschlossen sah, das Schweigen, welches ihrer Ungeduld und ihrer Neugier widerstrebte, nicht zuerst zu unterbrechen, sagte sie endlich:

„Nun, was haben Sie beschlossen?"

„Ich will mich dem nicht entziehen, was man von mir verlangt; aber ich werde keinen Entschluß fassen, bevor ich nicht eine Unterredung mit Monsignore Panfilio gehabt habe."

„Aber was hat er bei dieser Angelegenheit zu thun?"

„Er hat sich schon in dieselbe gemischt. War er es nicht, madre, welcher Ihnen diesen Brief übergab?"

„Nein, es war die Signora."

„Die Signora Naldi, welche Monsignor an dem Thore des Klosters in seiner Kutsche erwartete."

Als die Superiorin sie so gut unterrichtet sah, zögerte sie nicht länger. Eine Stunde, nachdem die madre Noëmi verlassen hatte, trat Monsignore Panfilio in die Zelle der jungen Jüdin.

Diese konnte ihre Freude nicht verbergen, als sie ihren Feind in die Schlinge fallen sah, die sie seinen Schritten gelegt hatte.

Panfilio setzte sich murrend auf den einfachen Schemel ihrer Zelle, während Noëmi aufrecht und in der stolzesten Haltung vor ihm stehen blieb.

„Ungläubige Tochter," sagte der Prälat, „Sie fügen sich also endlich in unsere Wünsche?"

„Noch nicht, Monsignore; ich habe Ihnen Bedingungen zu stellen."

„Bedingungen mit einer Jüdin?"

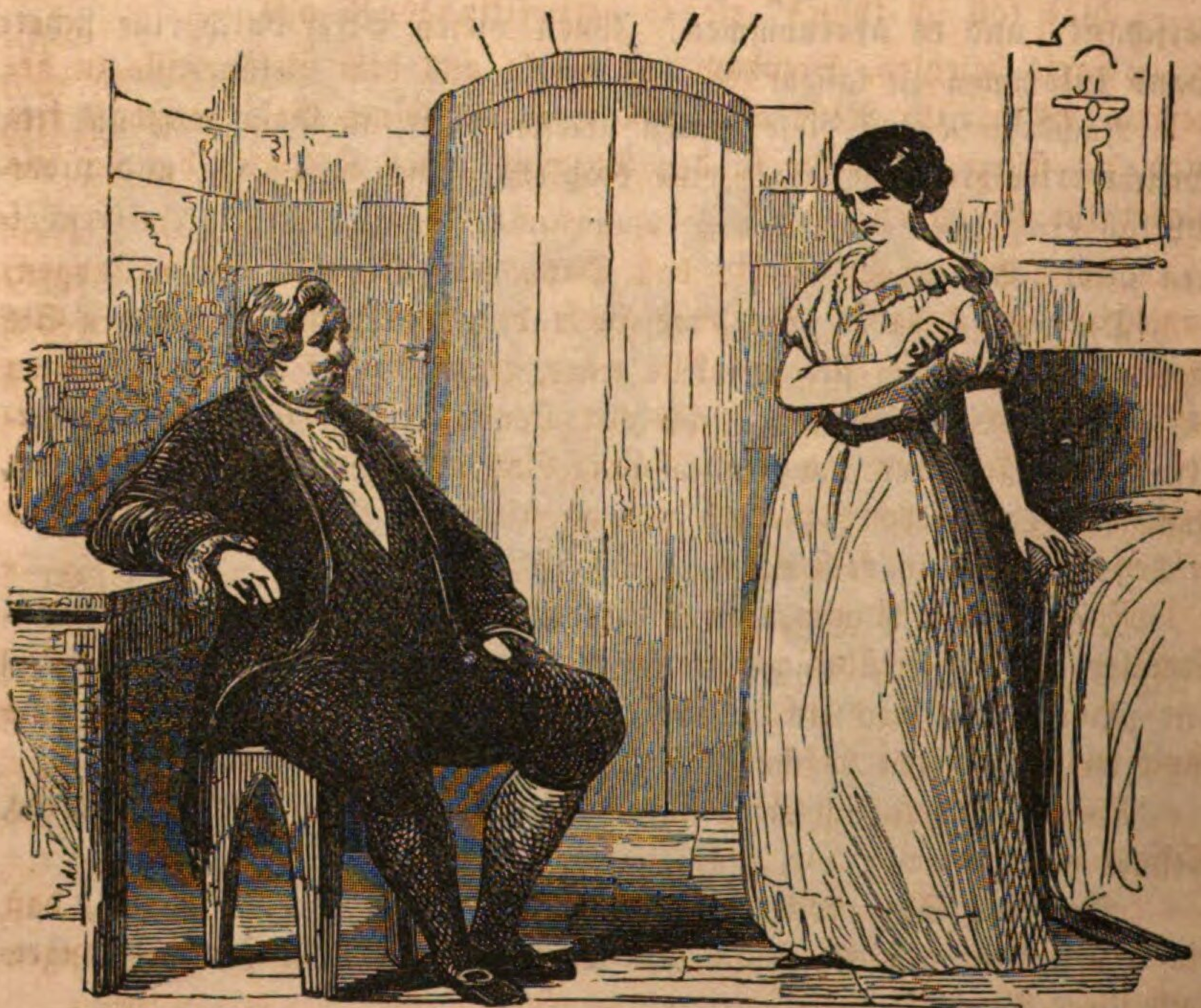
„Sprechen Sie jetzt nicht zu laut, Monsignore, um nicht später desto leiser sprechen zu müssen."

„Immer also noch dieselbe Unverschämtheit?"

„Lassen Sie uns keine Zeit verlieren, denn die Augenblicke sind kostbar. Wollen Sie Ihren Neffen retten?"

„Zuverlässig."

„Dann retten Sie Paolo, und ich werde Stephan retten."



„Paolo ist ein Rebell."

„Und Stephan ist sein Mitschuldiger."

„Ich kann nichts für Paolo thun."

„Und ich kann Alles gegen Stephan thun. Nach Ihren Rathschlägen hat die Superiorin des Klosters, indem sie über meinen Widerstand zu triumphiren hoffte, mir einen Brief mitgetheilt, den ohne Zweifel nur der Verrath Ihnen in die Hände gab. Carlo, Ihr Bote in Ravenna, kannte den Inhalt nicht; er hat Ihnen denselben verkauft. Diesen Brief hat die Unbesonnenheit der madre in meine Hände gelegt, und ich fand bereits Mittel, ihn gegen Ihre Nachsuchungen und

Ihre Gewaltthaten zu sichern, indem ich ihn einer zuverlässigen und treu ergebenen Person anvertraute."

„Verdammt! Die Tortur soll Sie dahin bringen, Alles zu gestehen."

„Wenn ich Alles sage, ist Stephan verloren!"

Diese langsamen und mit scharfer Betonung ausgesprochenen Worte trafen den Prälaten in das Herz. Mit wilder, verbissener Wuth sah er alle seine Arglist besiegt und über den Haufen geworfen durch die Feinheit eines jungen unerfahrenen Mädchens.

„Was soll ich thun?" rief er verzweiflungsvoll aus.

„Carlo befehlen, Stephan und Paolo aus dem Gefängnisse zu befreien. Wenn Ihr Neffe ohne den Genossen seiner Gefangenschaft frei wird, so stürze ich Beide in den Abgrund eines Kerkers, der sich nie wieder für sie öffnen wird."

„Aber Sie wissen nicht, daß Das, was Sie von mir verlangen, unmöglich ist! Kennten Sie diese Hölle der Legationen, so würden Sie wissen, daß es besser für uns Alle wäre, einen Kampf mit den Mächten des Abgrunds zu beginnen, als mit Denen, deren Gnade hier anzuflehen ist. Ich kann die Begnadigung Stephan's erlangen und ihn der Hinrichtung entziehen; aber ich vermag nichts für Paolo, ohne uns Alle in den Abgrund zu reißen!"

Noëmi blieb stumm, aber ihre Seufzer verriethen ihre Leiden. Panfilio, der sie gerührt zu haben glaubte, fuhr voll Eifer fort:

„Hören Sie mich an, Tochter Israels, und vielleicht werden Sie dann meinen Bitten weichen!"

Noëmi näherte sich ihm, stützte sich nachlässig auf den Arm seines Sessels und sagte:

„Sprechen Sie, doch seien Sie kurz; ich wiederhole Ihnen, daß die Augenblicke gezählt sind. Die Richter und der Henker verlangen nach ihrer Beute!"

Panfilio sammelte sich einen Augenblick, wie Jemand, der seine Erinnerungen zurückzurufen bemüht ist, und begann:

„Die Erschütterung, welche die französische Revolution von 1830 den verschiedenen Theilen Europa's versetzte, wurde nirgends so gewaltig gefühlt, wie in Italien.

„Die italienischen Verschwornen, welche in ihrer Unternehmung durch den Herzog von Modena, die französische Regierung, den Julikönig und die Sympathien der französischen Nation unterstützt und ermuthigt wurden, strebten nach nichts Geringerem, als das Ansehen des Katholicismus zu verändern, indem sie den Papst aus der Reihe der welt-

lichen Herrscher ausstrichen, und ihm nur noch den Titel als oberstes und unverletzliches Haupt der Kirche ließen."

„Das ist der Gedanke, den Napoleon gefaßt hatte, und dessen glückliches Beginnen er nicht durchzuführen vermochte," entgegnete Noëmi. — „Rom hat diese Züchtigung verdient; die verbrecherische Verbindung des römischen Hofes mit allen Tyranneien, die er anfänglich bekämpft hatte, ist die Frucht dieser weltlichen Macht der Päpste, gestützt auf den grausamen und verdammenswerthen Ehrgeiz Alexander's VI., vergrößert durch Julius II., der so oft die Tiara ablegte, um den Helm auf sein Haupt zu setzen, und fortgesetzt durch das Benehmen des Pontificates. Dem Papste seine weltliche Macht rauben, heißt, seine geistliche stärken, indem man sie läutert. Das ist ein großer und edler Gedanke!"

„Schweigen Sie, Unglückselige! — Sie stürzen uns in das Verderben! Von Modena ging das Signal des Aufstandes aus; aber die Schrecken, die der Vater eines Verschworenen empfand, der über das Loos seines Sohnes in Besorgniß gerieth, offenbarten das Complot. Menotti, das Oberhaupt der Empörung, erlag den wiederholten Angriffen, nachdem er in seinem eigenen Hause einen Sitz errichtet hatte; später wurde Menotti dem Henker überliefert.

„Der Aufstand brach in Bologna aus; von diesem Punkte aus durchlief er schnell die Romagna.

„Die dreifarbige Fahne flatterte in Perugia, in Spoletti, in Terni; der revolutionäre Brand, dessen Keim sie war, ergriff die Provinzen Umbrien und Trasimene; in Cosimo fiel ein Legat a latere in die Hände der Rebellen; Marie Louise verließ ihre Staaten, und schon wehte die verhaßte Fahne, welche die italienische Jugend aufpflanzte, auf den Höhen von Ottricoli, 15 Stunden von dem entsetzten Vatican entfernt!"

„Welch ein bewundernswerther Eifer!"

„Die Oberhäupter fehlten den Empörern; die italienischen Bevölkerungen, durch lange Knechtschaft abgestumpft, sahen die Bewegung mit mehr Staunen, als Enthusiasmus. Man zögerte und verzichtete auf den Plan, gegen Rom zu marschiren. Dieser Angriff konnte entscheidend sein. Der römische Hof, der von Entsetzen ergriffen war, traf schon Anstalten zur Flucht, als die aus Frankreich eintreffenden Nachrichten ihm den Muth zurückgaben. Man regte die Volksmassen durch Proclamationen auf, und die Trasteveriner griffen zu den Waffen."

„Gute Nachrichten," sagte der Oberst Navinelli zu den päpstlichen Truppen; „der König von Frankreich giebt durch einen besondern Boten dem heiligen Vater die Zusicherung seines Schutzes und seiner In-

tervention, um die päpstlichen Staaten unter der Regierung des heiligen Stuhles zu erhalten."

„In dem Briefe, welchen Herr von St. Aulaire, Gesandter Frankreichs in Rom, am 29. April über diesen Gegenstand schrieb, gab er seinem Herrn den Titel des allerchristlichsten Königs. Zu gleicher Zeit verkündete Oesterreich seine Intervention in Italien, und besetzte das Herzogthum Modena, indem es sich auf das Rückfallsrecht berief, welches auf dem Wiener Congresse vorbehalten worden war. Der französische Gesandte in Wien reichte eine Erklärung ein, welche den österreichischen Truppen den Eintritt in die römischen Staaten verweigerte.

„Die Oesterreicher achteten nicht auf diesen Widerspruch; die Soldaten des Kaisers drangen in Italien ein, und bemächtigten sich Bologna's, dessen Gouverneur sich nach Ancona flüchtete. Der Ort war nicht in der Lage, Widerstand zu leisten, und unter der Verwirrung mehrerer Vertheidigungspläne nahte der Feind. Eine Deputation begab sich zu dem Legaten, dem Cardinal Benvenuti, der gefangen genommen worden war; sie verhandelte mit ihm, wie mit einem diplomatischen Agenten des Papstes; man setzte eine unbedingte Amnestie fest, für welche der Kirchenfürst sein heiliges Wort verpfändete. Am nächsten Morgen kehrte Ancona unter die Autorität des Papstes zurück.

„In Rom wollte man anfangs diese Capitulation als nichtig betrachten, und ich war auch dieser Meinung; aber man griff zu andern Mitteln, und wußte geschickt unter dem Scheine der Nachsicht die Pläne der Rache zu verbergen, auf die man sann. Die Rebellen, welche durch diesen Schein getäuscht wurden, ergaben sich überall; eine ganze Colonne streckte die Waffen. Nun brach der Zorn des Vaticans aus. Die Verpflichtungen, welche der Cardinal Benvenuti eingegangen war, wurden als nicht vorhanden betrachtet. Todesverurtheilungen verbreiteten überall Schrecken; die Urtheilssprüche trafen sowohl die Personen, wie das Vermögen. Oesterreich schloß sich Rom bei der Ausübung dieser strengen Maßregeln an. Es warf in die Kerker Venedigs 18 italienische Unterthanen, welche sich mit der ausdrücklichen Zustimmung des Legaten, und mit ihren durch den Consul von Frankreich visirten Papieren eingeschifft hatten, und nach dem adriatischen Meere segelten. Der junge Napoleon Buonaparte entging einem gleichen Geschicke nur durch eine geheimnißvolle Krankheit, welcher er erlag, in eben dem Augenblick, als sein Erscheinen inmitten der politischen Ereignisse die Diplomatie beunruhigte."

„Und was that Frankreich für Die, welche es zu beschützen versprochen hatte?"

„Seine Politik ließ sie im Stich, und es schloß Verträge mit der grausamen Diplomatie der europäischen Cabinete.“

„O mein Gott!“

„Glauben Sie, daß ich, nachdem ich diese Dinge und so viele andere gesehen habe, etwas unternehmen könnte, um die beiden Gefangenen zu retten? Wenn Sie, gleich mir, wüßten, junges Mädchen, bis zu welchem Punkte die Rachegefühle der Politik Roms gegen die Unruhen in den Legationen gestiegen sind, würden Sie aufhören, wegen der Erfüllung Ihrer Wünsche in mich zu dringen.“

„Aber wenn die französische Gesandtschaft —“

„Seit der Besetzung Ancona's ist Frankreich bei Rom verhaßt!“

„Hat denn der Papst immer die Legationen besessen?“

„Nein; er erhielt sie von dem Wiener Congresse; er ließ sich in den Besitz von Ancona, Macerata und Fermo, dem Herzogthum Camerino und den Fürstenthümern Benevent und Pontecorvo setzen; er erhielt auch die Provinzen Romagna, Bologna und Ferrara, welche man die drei Legationen nennt; er nahm auch noch andere Städte, jenseits des Po, in Anspruch: Avignon und die Grafschaft Venaissin.“

„Aber mit welchem Rechte?“

„Ohne Zweifel, weil er Napoleon excommunicirt hatte.“

„Aber hat man denn vergessen, daß er ihn auch salbte? — Und wie ist der gegenwärtige Zustand der Legationen? — Ist denn nichts zu hoffen?“

„Nichts. Die Militärcommissionen sind in Permanenz; vor kurzer Zeit erst wurde die Todesstrafe gegen drei Gefangene ausgesprochen; 160 andere warten auf ihren Urtheilsspruch.“

„Aber was haben sie denn gethan?“

„Sie verlangen gefährliche Freiheiten; sie wagen es, die Freiheit der Gemeinde- und der Provinzialräthe zu fordern, und besitzen die Verwegenheit, auf die Erfüllung der Versprechungen zu dringen, die den fünf Höfen nur gemacht worden sind, um Das zu erreichen, was der römische Hof wünschte.“

„Es giebt also weder Gerechtigkeit noch Gnade bei den päpstlichen Richtern und auf dem päpstlichen Throne?“

„Seitdem die Empörung in diese unglücklichen Provinzen eingedrungen ist, verschlimmert die Lage sich täglich.“

„Muß diese verderbliche Lage nicht der Hartnäckigkeit der römischen Regierung zugeschrieben werden, die ohne Unterlaß ein System der Bedrückung aufrecht erhält, und dies nur in der Absicht thut, die Geduld der Bevölkerungen zu erschöpfen?“

„Wahr ist es allerdings, daß der Oberst Freddi, der Präsident der Militärcommission, ein wilder Feind der Unruhe ist; er hat einen Theil von den Bewohnern der Legationen gezwungen, nach Toscana auszuwandern. In diesem Augenblick sind 160 Personen in den Gefängnissen von Ravenna; der Augenblick ist nicht günstig, eine Begnadigung zu erbitten; 2000 Schweizer und 400 Carabiniers sind nach Ravenna gesendet worden, um die Gemüther zu bezwingen; Tag und Nacht durchziehen Patrouillen zu Pferde und zu Fuß die Straßen. In einem blutigen Handgemenge zwischen den Dragonern, den Schweizersoldaten und der Garnison von Forli sind Stephan und Paolo gefallen, indem sie die besiegten Truppen fliehen sahen. Die Dragoner sind nach Bologna aufgebrochen."

„Ich danke Dir, o mein Gott!"

„Diese Nachrichten, welche diesen Morgen nach dem Quirinal gelangten, haben neuen Zorn erregt. Man fügte hinzu, die Aufregung sei so gewaltig, daß die Mitglieder der Commission es nicht mehr wagten, ohne starke Escorte auszugehen. Die Urtheilssprüche, welche die vorzüglichsten Rebellen zu den Galeeren auf Lebenszeit, oder zu einer Einsperrung von 20 Jahren verdammen, werden jeden Tag von Rom aus expedirt, bestätigt durch die sacra consulta. Man versichert, zwei Gefangene wären in dem Castell San Leo in Folge der Leiden der Gefangenschaft gestorben."

„Welche Greuel! O santo padre, wie behandelst Du Deine Kinder!"

„Die ausgezeichnetsten Personen entrinnen diesen Verfolgungen nicht. Unlängst hat man in Ravenna mehr als 100 Individuen verhaftet, von denen der fünfte Theil zu den höchsten Classen der Stadt gehörte; diese Gefangenen sind zwischen San Leo und Ferrara getheilt worden."

„Stephan und Paolo sind so jung!"

„Das ist kein Grund der Milde; es wird bei verschlossenen Thüren das Urtheil gefällt."

„Bei verschlossenen Thüren?"

„Ja. Für die politischen Processe bestehen geheime und verborgene Formen; man hat daher auf solche Weise drei Angeklagte, von denen der Eine noch nicht 18 Jahre zählte, zum Tode verurtheilt; andere sind auf gleiche Weise für Lebenszeit auf die Galeeren geschickt worden. — Glauben Sie nun noch immer, daß es irgend ein Mittel giebt, Stephan und Paolo zu retten?"

„Ja!"

„Kind! Neue Maßregeln sind getroffen worden; alle Truppen der vier Legationen sind in Bologna unter den Befehlen des Cardinal-

Legaten dieser Provinz zusammengezogen worden; man will den Aufstand mit einem einzigen Schlage vernichten können. Pläne zur Ausführung eines Handstreichs im Frühling sind entdeckt worden; eine Flugschrift wurde in Italien verbreitet; in dieser Schrift benachrichtigen die Anarchisten ihre Partei, gegen die Spione der Regierung, welche sich in ihre Versammlungen mischen, auf ihrer Hut zu sein. Soll ich Ihnen Alles sagen? Von hier können Sie weder das Geräusch der Waffen, noch das Rollen der Kanonen durch die Straßen hören, die mit den Truppen dem Hafen von Civita Vecchia zuziehen. Die Legationen stehen in Feuer; die Ungeduld des Aufstandes konnte nicht gezügelt werden. — Die Empörer werden vernichtet!"

Noëmi erfuhr später, daß diese traurige und blutige Prophezeiung sich verwirklicht hatte.

„Die päpstlichen Soldaten und die Schweizer haben die Bewegung der Insurgenten erstickt, welche zum Zeichen der Reinheit ihrer Sache die weiße Fahne entfaltet hatten, die unbefleckte Fahne. Die Meisten der Besiegten haben sich in die Berge geflüchtet, um hier einen Parteigängerkrieg zu organisiren."

„Das Alles entmuthigt mich nicht, Monsignore; wenn Sie Ihren Neffen retten wollen, lassen Sie mich allein handeln. Verstehen Sie mich?"

„Was wollen Sie thun, und was hoffen Sie, die Sie beschuldigt und schon überführt sind, in strafbarem Verkehr mit den Feinden des Staates zu stehen? Sie, deren verhängnißvolle Schönheit unter die Rebellen Jene schleuderte, welche Sie jetzt der Strafe zu entziehen versuchen wollen; Sie, die Alles verdammt? Selbst dieser Brief, den Sie mir nicht zurückgeben wollen, überliefert Sie der Hinrichtung."

„Ja, aber er führt auch Stephan zu derselben!"

„Ach leider!"

„Stephan ist das Ziel Ihres Ehrgeizes; Paolo ist das höchste Gut meines Herzens. Retten Sie Den, der mir theuer ist, so werde ich Den retten, der Ihnen nützlich ist."

Monsignore, der in seine letzten Verschanzungslinien zurückgetrieben war, schien nachzugeben.

„Das Heil Stephan's ist mir so theuer," sagte er, „daß ich, um ihn gegen Ihre Rache zu sichern, Ihnen Paolo zurückgeben werde; binnen drei Tagen soll er in Rom sein; ich werde es so einrichten, daß er der Militärcommission entzogen und nach der Engelsburg gebracht wird."

Bei diesem Worte stieß Noëmi einen Schrei des Entsetzens aus.

„Elender!" rief sie aus, „willst Du ihn ermorden lassen?"

„O!“

„Werden nicht dorthin Die geschleppt, welche man in der Dunkelheit verschwinden läßt? Hast Du jenen Priester, den Mörder eines Neffen des Papstes, vergessen, welcher den Todesstreich in einem Kerker der Engelsburg empfing, unter dem Vorwande, daß man ihn nicht mit den Züchtlingen vermischen und zu den öffentlichen Arbeiten verwenden könnte?“ *)

Panfilio antwortete nicht; er war stumm vor Entsetzen; auf seinem Gesichte konnte man den Unwillen lesen, den er darüber empfand, errathen zu sein.

„Und der unterirdische Gang, welcher von dem Vatican nach der Engelsburg führt, der, welcher ehemals zum Wege der flüchtigen Päpste diente, die in der Festung Schutz suchten, wozu wird er jetzt benutzt?“

Panfilio antwortete wieder nicht.

„Alle diese geheimnißvollen Dinge, bei welchen Rom den Fremden den Zutritt und die Kenntniß verweigert, habe ich gesehen. Erinnern Sie sich, Monsignore, daß Rom für mich kein Geheimniß mehr hat; all Ihrer Arglist wird es nicht gelingen, mich zu täuschen. Hören Sie: ich will Ihnen meine Absichten nicht mittheilen; aber wenn Ihnen das Leben Stephan's theuer ist, so sorgen Sie dafür, daß ich binnen hier und einer Stunde eine Unterredung mit dem Cardinal Ferdinand haben kann.“

„Jüdin, was können Sie mit einem Kirchenfürsten gemein haben?“

„Prälat, Ihr unverbesserlicher Ehrgeiz haftet mir zu gut für Sie, als daß ich es nöthig hätte, in eine weitere Erklärung einzugehen. Ich verlange eine Unterredung mit dem Cardinal; meine Unterwerfung ist nur für diesen Preis zu erlangen.“

Monsignore Panfilio, welcher durch die lachende Hoffnung begeigeistert wurde, seinen Einfluß und seinen Neffen zurückkehren zu sehen, entfernte sich, nachdem er Noëmi mit einem wohlwollenden Lächeln gegrüßt hatte, welches er an der Stelle des geringschätzigen Zornes, der früher auf seinen Lippen herrschte, geschickt hervorzurufen verstand.

Noch war keine Stunde verflossen, als die madre veneranda in die Zelle Noëmi's zurückkehrte, begleitet von den beiden vertrauten Schwestern, welche das junge Mädchen zu der Superiorin geführt hatten; diesmal halfen sie ihr, sich zu schmücken; Noëmi wollte, daß nichts vernachlässigt werde, ihre Schönheit hervorzuheben. Die Hoffnung strahlte in ihren Zügen, als sie in die Kutsche stieg, die ihrer wartete, und sie

*) Diese Thatsache wird erzählt von Herrn Fulgiron. Reise in das südliche Italien, Band 4, S. 414.

eine der beiden Schwestern, welche sie begleiteten, den Befehl ertheilen hörte, nach dem Palaste des Cardinals Ferdinand zu fahren.

Während des ganzen Weges schien Noëmi in tiefer Sammlung zu beten, als ob sie aus dem Grunde ihrer Seele eine schweigende Anrufung zu dem höchsten Herrn emporsendete.

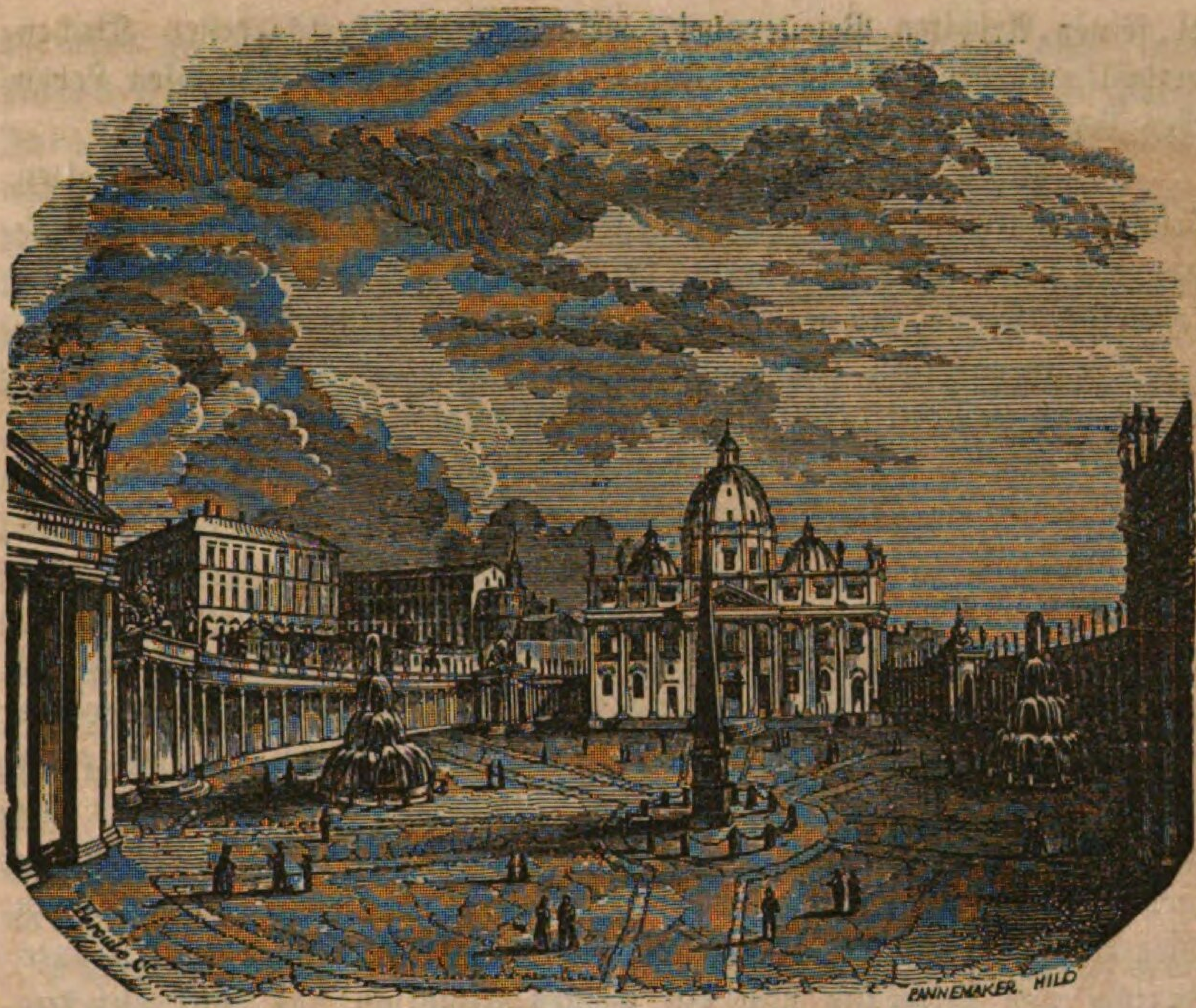
Bei ihrem Eintritte in den Palast sah sie denselben von Vorbereitungen erfüllt. Arbeiter aller Art drängten sich in den Höfen, und trugen Gewänder, Pferdegeschirr und verschiedene Zierrathen. Sie sah auch Stalldiener, welche Pferde von hohem Preise untersuchten oder probirten, und mit dem Verkäufer sich über die Zahlung stritten. Die Bedienten betrachteten die reichen neuen Livreen, die man ihnen machte, und Jeder schien beschäftigt mit wichtigen Vorbereitungen.

Noëmi erfuhr von dem Kämmerling, der sie zu dem Cardinal einführte, daß es sich für den nächsten Tag um eine Cavalcade handelte, die zu Ehren der Ankunft des Gesandten eines Königreichs unternommen werden sollte, und sie konnte durch diese Vorbereitungen des Luxus erkennen, mit welcher Pracht der Cardinal bei dieser Cermonie zu erscheinen beabsichtigte.





(S. 382)



Vierundzwanzigstes Capitel.

Die Cavalcaden.



Den Namen der Cavalcaden giebt man in Rom den öffentlichen Aufzügen, durch welche bei gewissen Veranlassungen dem Papste oder anderen ausgezeichneten Personen eine Ehre erwiesen wird. Der römische Hof entfaltet bei diesen Ceremonien seine weltliche Pracht; man hat daher auch die Cavalcaden als wahre politische Processionen betrachtet.

Die vorzüglichsten Cavalcaden finden statt, wenn der neu erwählte Papst in der Kirche St. Johannes zum Lateran Besitz von dem Oberpriesterthume ergreift, welches der Titel als Bischof von Rom verleiht.

Der Papst und die Cardinäle haben von ihrem Ursprung nur diese einzige Spur beibehalten. Der Bischof von Rom legte sich zur Hülfe

bei seinen Arbeiten Priester bei, welche an die verschiedenen Kirchen vertheilt wurden, die in der Folge gewissermaßen die religiösen Leben jedes Cardinalates wurden.

Bei diesen Besitzergreifungen entfaltet man jederzeit einen stolzen Prunk, während es im Gegentheil der Vernunft und der Logik entsprechend wäre, sich demüthig und bescheiden zu zeigen, wie in den schönen Tagen der Kirche, an welche diese Ceremonien erinnern sollen.

Die Cavalcaden feiern den Schmerz und die Freude, das heißt, sie bilden einen Theil der großen Begräbnisse und der wichtigen Ereignisse.

Wir sahen, wie vor der Eröffnung des Conclaves der Trauerzug die Leiche des im Quirinal verstorbenen Papstes nach der St. Peterskirche brachte.

Man bemerkte bei demselben, wie bei allen öffentlichen Handlungen des Hofes und der Kirche von Rom, das unzusammenhängende Wesen einander nicht entsprechender Elemente. So reitet der Kreuzträger des Papstes bei dieser Gelegenheit auf einem hohen Pferde, das mit einer Rüstung bedeckt ist, wie zu einem Schlachttage, er, der bei anderen Gelegenheiten nie anders getragen wird, als von einem demüthigen Maulthiere. Und eine andere Maskerade zeigt der Stallmeister, der auf ein schwarzes Pferd ohne Ohren gehoben wird, das statt alles Sattelzeuges Streifen von Leinwand und ein weißes Atlastuch hat, und auf dem Kopfe eine dreireihige gläserne Agraffe trägt mit Zierrathen von vergoldetem Blech. Dann folgt das bunte Gemisch von militärischen Körperschaften und der religiösen Menge, bei dem das Gold funkelt, während die dunkeln Florschleier bis zur Erde herabfallen.

Die Cavalcaden finden auf besondere Art statt zu der Ernennung der Cardinäle und dem Empfang der Gesandten.

Von allen Cavalcaden ist die glänzendste die, welche den neuen Papst nach der Kirche des heiligen Johann vom Lateran begleitet. Ihre Pracht umfaßt die aller übrigen Aufzüge. Der Dom des heiligen Johann zum Lateran ist der erste der katholischen Welt, wie dies die folgende Inschrift auf dem Porticus sagt: Sacrosancta ecclesia Lateranensis, omnium ecclesiarum mater et caput. Die Kirche und der Palast des Lateran stehen auf dem Berge Celio, dem Orte des ehemaligen Palastes des Consuls Lateranus, woher auch der Name stammt. Die Geschichte dieses Domes wird durch die Namen bezeichnet, die er zu verschiedenen Zeiten getragen hat.

Nacheinander hieß er die Basilica Fausta, weil die Prinzeß Fausta diesen Palast bewohnte; Basilica Constantin's, weil dieser Kaiser ihn gegen das Jahr 324 erbauen ließ; Basilica St Johann wegen der beiden Kapellen, die in dem schönen Baue Constantin's errichtet wurden,

die eine zu Ehren St. Johannes des Täufers, die andere unter dem Namen St. Johannes des Evangelisten; Basilica Julius, weil Papst Julius I. bedeutende Erweiterungen vornehmen ließ; goldene Basilica wegen der hier angehäuften Reichthümer; endlich Basilica des Heilandes, weil Jesus Christus hier ganz besonders verehrt wird. Der Kaiser Constantin bereicherte sie durch kostbare Verzierungen, und wies ein beträchtliches Einkommen zur Unterhaltung der Lampen und der Geistlichen an. Der Palast wurde im Jahre 1308 ein Raub der Flammen unter Clemens V., der ihn wieder aufführen ließ; auf's Neue 1361 unter Innocenz VI. niedergebrannt, wurde er unter eben diesem Papst durch die Beiträge der Gläubigen wieder erbaut. Eine Bulle Gregor's XIII. vom Jahr 1572 erklärte die Kirche des heiligen Johann zum Lateran für den ersten Dom der christlichen Welt.

Der ehemalige Palast des Lateran lag südlich von der Kirche. Die Päpste bewohnten ihn bis zur Verpflanzung des heiligen Stuhles nach Avignon; als aber Gregor XI. 1377 nach Rom zurückgekehrt war, bezog er den Vatican, weil der Palast des Lateran in Trümmer sank. Der, welchen man gegenwärtig erblickt, wurde erbaut durch Sixtus V. im Jahre 1586.

Das Capitol des heiligen Johann vom Lateran ist eins der ausgezeichnetsten und berühmtesten Roms. Heinrich IV., König von Frankreich, schenkte ihm 1608 die Abtei Clérac in der Diöcese von Bordeaux. Die dankbaren Domherren ließen ihm 1618 eine Bronzestatue errichten, die an dem äußersten Ende des Porticus steht. Am 13. December, dem Geburtstage Heinrich's IV., begeht das Capitel eine feierliche Messe.

Aus einer Loge oberhalb des Portales von St. Johann zum Lateran ertheilt der Papst der Stadt und der Welt, urbi et orbi, den Segen.

Unlängst hat der römische Hof den Hof der Tuilerien auf freundschaftliche Weise daran erinnert, daß der König der Franzosen Ludwig Philipp I. Canonicus des Capitels des heiligen Johann zum Lateran war. Man begründete diese Erbfolge dadurch, daß man den gegenwärtigen König von Heinrich IV. abstammen ließ, dessen unmittelbarer Erbe er dadurch wäre. Dieser Vorwand der Legitimität liegt in den innigsten Gesinnungen der Höflinge; aber ohne von den lebendigen Hindernissen zu reden, die ihm widersprechen, hat er auch noch andere ernste Uebelstände, und ist nur schwer in Uebereinstimmung mit dem Grundsatz des Königthums von 1830 zu bringen. Dann müßte man auch noch wissen, ob Heinrich IV. wirklich Canonicus des Lateran war, wovon Schriften einiger Autorität nicht sprechen, und endlich müßte man ergründen, ob das Canonicat überträglich sein konnte. Höflichkeiten des päpstlichen Hofes dienen dazu, Verbindungen zu erhalten, aus

denen die religiöse Intrigue, welche sich in Rom ebenso regt, wie in Paris, stets einigen Vortheil zu ziehen weiß. Ueberdies zeigt sich auch noch ein anderes Hinderniß. Die Könige von Frankreich haben seit Heinrich IV. dem Capitel des heiligen Johannes zum Lateran jährlich die Summe von 24,000 Francs gezahlt. Dieser Gebrauch gehört zu denen, deren Wiedereinführung keinen Menschen reizen wird.

Hier der Weg, den die päpstliche Cavalcade verfolgt, indem sie sich zum heiligen Johann vom Lateran begiebt.

Man bewegt sich längs dem Schlosse des heiligen Petrus bis zur Engelsbrücke; von hier schreitet der Zug vorwärts nach Banchi, Parione, Pasquin, St. André della valle, Cesarini nach dem Capitol, wo im Namen des Volkes von Rom dem Papste ein Triumphbogen errichtet ist; hier überreicht der Senator dem santo padre die Schlüssel in campo, und mit einem elfenbeinernen Scepter in der Hand hält er eine Anrede an den Papst. Darauf bewegt sich die Cavalcade nach dem Campo Vaccino; ehedem ließ der Herzog von Parma an diesem Orte einen Triumphbogen aufführen; die Juden errichteten ebenfalls einen, unter welchem sie dem Papste den Pentateuch von Moses in hebräischer Sprache überreichten, indem sie sagten:

„Heiliger Vater, dies sind die Gesetze und die Vorschriften, welche der Ewige ehemals Moses ertheilte, damit unsere Väter und deren Nachkommenschaft sie beobachten sollten; deshalb überreichen wir sie Eurer Heiligkeit, indem wir demüthig bitten, daß sie während Eures Pontificates von Punkt zu Punkt erfüllt werden mögen, damit der Allerhöchste die Regierung Eurer Heiligkeit segne und Ihnen Tage des Friedens und des Heils verleihe."

Darauf antwortete der Papst:

„Ich hege Achtung und Ehrerbietung für das Gesetz Moses, weil es von Gott stammt, aber ich will nicht die Auslegung, die ihr ihm gebet, indem ihr den Messias verleugnet, dessen Stellvertreter ich bin. Deshalb hat der Ewige euch über die Erde verstreut. Allein wenn der Allmächtige euch Alle in dem Schooße des Christenthums wieder vereinigt halten wird, dann werdet ihr Frieden und Heil finden."

Nachdem die Juden diese Worte angehört haben, ziehen sie sich zurück, ohne darauf zu antworten.

Die Cavalcade, welche das Coliseum verläßt, setzt ihren Weg durch Straßen fort, die mit Teppichen behangen und von einer großen Menge Volks angefüllt sind, und nähert sich so dem heiligen Johann vom Lateran.

12 Trompeter und 12 Chevauxlegers eröffnen den Zug in sechs Gliedern, jedes zu 4 Mann. Ihnen folgen die Mantelträger der Car-

dinäle, alle gut beritten und jeder den Mantelsack der Eminenz tragend, scharlachroth in Gold gestickt, mit Silber besetzt, mit großen Quasten von rother Seide, die zu beiden Seiten herabhängen, befestigt an mehreren Schnüren von Seide, Gold und Silber, auf die Weise gekreuzt, wie man sie an den Wappen der Prälaten sieht.

Dann folgen die Stabträger der Cardinäle auf falben Pferden und auf den Schultern den Stab mit den Wappen ihrer Herren tragend.

Die Edelleute und die Almoseniere der Cardinäle, der Haushalt der Gesandten und der Prinzen und viele römische Adelige und Barone zeigen sich mit Pracht gekleidet und beritten.

Die Capitaine außer Dienst, die man anspessados nennt, galoppiren außerhalb der Reihen, bewaffnet mit silberbesetzten Lanzen, um die Ordnung bei dem Zuge aufrecht zu erhalten.

Dann folgen 4 Stallmeister des Papstes in großen rothen Mänteln, ein Schneider und zwei Mantelträger, ebenso gekleidet, die hinter sich Mantelsäcke von rothem goldgestickten Sammet haben. Die Stallknechte des Papstes, welche nun folgen, tragen Reitröcke von rother Serge; sie führen an der Hand die Zelter, welche der spanische Gesandte jedes Jahr dem Papste als Tribut für das Königreich Neapel übergiebt, und welche seidene Satteldecken, besetzt mit goldenen Fransen und mit silbernem Blätterwerk in erhabener Stickerei, tragen, die Spitzen und Tressen ersetzend.

Mehrere andere Diener des Papstes führen am Zügel eine große Menge schöner Maulthiere mit Sattelzeug von rothem Sammet, besetzt mit goldenen Fransen. 6 Sänften von rothem Sammet, geschmückt mit Edelsteinen, folgen hierauf, und zwei Beamte zu Pferde reiten voran; hinter denselben hat der Stallmeister des Papstes seinen Platz zu Pferde und begleitet von einer großen Anzahl von Dienern.

Der römische Adel und die Titelträger nehmen ohne Ordnung ihren Platz ein, um den Streit wegen des Vorrangs zu vermeiden; sie reiten gewöhnlich ausgezeichnet schöne Pferde, deren Mähnen reich mit Bändern durchflochten sind. Eine zahlreiche Livrée-Dienerschaft begleitet sie.

Dann kommen 5 Stabträger des Papstes, gekleidet in lange Gewänder von violettem Tuch, besetzt mit schwarzem Sammet; sie tragen silberne Stäbe und Kettenhalskragen; 14 Trommelschläger zu Fuß folgen ihnen, ihre Kleidung besteht aus rothem Atlas, besetzt mit Gold, auf ihren Hüten haben sie hohe Federbüsche, und sie tragen die Wappenzeichen der 14 Quartiere Roms.

Ihnen folgt ein Trompetercorps des Papstes, roth gekleidet, mit goldenen Tressen.

Dann erblickt man die apostolischen Kammerdiener, die Camerieras außerhalb der Mauern, den Commissar und den Fiscal der apostolischen Kammer, die Consistorialadvocaten, die Capellane der Gemeinde und der Familie des Papstes, die geheimen Kämmerlinge und die Ehrenkämmerlinge; die 4 Kämmerlinge, welche die 4 carmoisinrothen Sammethüte des Papstes tragen. Alle diese Beamten sind schwarz, roth oder violett gekleidet.

40 Beamte des römischen Volkes, Magistratspersonen der Stadt in den Senatorengewändern folgen nun auf ihren Pferden mit Satteldecken von schwarzem Sammet.

Die Abbreviatoren, die Gerichtsschreiber, der Kämmerer, die Rota, der Palastmeister, die 14 Marschälle des römischen Volkes, die 14 Hauptleute der Quartiere, der Gouverneur, die Conservatoren des römischen Volkes. Die Letzteren lassen gewöhnlich zwischen sich und dem Gouverneur einen Platz leer; es ist der des Senators, der nur selten diesen Cavalcaden beiwohnt, um einen Streit des Vorrangs zwischen sich und dem Gouverneur zu vermeiden.

Die Fürsten des römischen Throns, die Verwandten des Papstes, die Gesandten der gekrönten Häupter mit ihrem Gefolge, je nach ihrem Range, zwei Ceremonienmeister des Papstes, der apostolische Unterdiakonus, welcher das dreifache Kreuz dem Papst zugewendet trägt, und neben welchem zwei Beamte schreiten, die in der Hand rothe Stäbe tragen, gehen vor dem Papste her.

Eine beträchtliche Anzahl von Dienern und Abtheilungen der Cavalerie schließen den Zug.

Der Papst wird auf einer Sänfte getragen, umgeben von prachtvoll gekleideten Edelleuten, Läufern und anderen Dienern.

Die Schweizergarde und zwei Reihen von Reitern begleiten diese Sänfte, die von rothem Sammet, mit Gold gestickt und mit goldenen Fransen besetzt ist; der Papst sitzt auf derselben, bekleidet mit einem Priesterrock von weißem Doppeltaffet mit dem Krägelchen der Stola und dem Käppchen von rothem Sammet oder Atlas, je nach der Jahreszeit, unter dem rothen Hute.

Wenn der santo padre vor dem Hauptthore des Domes angelangt ist, reicht der Erzpriester des heiligen Johann vom Lateran ihm das Kreuz zum Kusse dar; hierauf wird er zu einem Throne geführt, der unter dem Portal errichtet ist; hier bekleidet man ihn mit den päpstlichen Gewändern und setzt ihm eine kostbare Mitra auf. Die Canonici beweisen ihre Ehrerbietung und küssen ihm die Füße; der Cardinal-Erzpriester redet ihn im Namen des Capitels an, und überreicht ihm die Schlüssel der Kirche. Der eine ist von Gold, der andere von



(S. 389)

Silber; sie liegen in einem Becken von Vermeil, das mit Blumen angefüllt ist.

Nachdem diese einleitenden Förmlichkeiten erfüllt sind, kleiden die Cardinäle sich an; der Papst, der das Weihwasser empfangen und vertheilt hat, und der mit Weihrauch beräuchert ist, wird dann zu einem Throne in dem Chore getragen; er erreicht denselben unter einem Baldachin, den Canonici des heiligen Johann vom Lateran tragen; wenn die beiden Cardinal-Diakonen ihm die Mitra abgenommen haben, ertheilt er ihnen seinen Segen. Nach den Gesängen und einer Predigt, welche der erste Cardinal-Priester gehalten hat, wird der Papst nach dem Palast des heiligen Johann vom Lateran geführt, und mit der Tiara auf dem Kopfe besteigt er hier die Loge zur Ertheilung des Segens.

Nach dieser Ceremonie giebt der Papst jedem der Cardinäle eine goldene Medaille; ehedem wurde auch das Volk beschenkt.

Bei dem Ausgang ist die Zahl der Kutschen immer außerordentlich groß; sie langen von allen Seiten der Stadt an; Alle fordern die eingeladenen Personen auf, sie zu besteigen, und besonders die Cardinäle zeigen sich darin sehr eifrig, den vornehmen Fremden und der Bürgerschaft Roms, deren Gunst sie gewinnen wollen, die Honneurs ihrer zahlreichen Equipagen zu machen.

Bei mehreren Cavalcaden besteigt auch der Papst ein Pferd; er trägt dann einen weißen Anzug und einen weißen Hut. Die ehemaligen Cavalcaden der Cardinäle standen in hohem Rufe der Pracht und der Eleganz.

Alle Kirchen, vor denen eine Cavalcade vorbeikommen soll, an welcher der Papst Theil nimmt, sind geöffnet; die Glocken läuten; auf dem ganzen Wege sind die Posten der Soldaten immer sehr zahlreich.

Wenn der Papst ohne Ceremonie und in bürgerlicher Kleidung durch die Stadt geht, hat er stets einen Theil seiner Dienerschaft und seiner Garden bei sich; dieses Gefolge besteht ganz bescheiden aus:

Einer Avantgarde von Reitern, Stallmeistern, Stabträgern, Kämmerlingen, Kreuzträgern, Capellanen, den Capitänen der Schweizer und zwei Compagnien der Garden, welche den Tragsessel, die Sänfte und die Kutsche umgeben, deren der Papst sich bedient. Auf diese folgen dann Pagen, Bediente und Läufer; bei sich hat er stets Cardinäle, Minister, Gesandten und einen zahlreichen Adel.

Indem Noëmi diese Schilderung einer päpstlichen Cavalcade entwarf, wollte sie nur auf die glänzendste und pomphafteste Darlegung der weltlichen Pracht Roms aufmerksam machen. Die Widerlegung, welche dieser Stolz und diese Prahlsucht der heiligen Demuth des entstehenden Christenthums geben, zeigt sich überall. Dieser gottes-

lästerliche Widerspruch ist der Hauptzug in der römischen Physiognomie; bei den Cavalcaden aber wird seine Anmaßung bis zur Keckheit getrieben.

Nur in einer Sache zeigt sich der übermäßige Stolz des Pontificates mit noch größerer Schamlosigkeit, als bei den Cavalcaden; das sind die Processionen, bei denen sich so viel Hochmuth bei den Einen und so viel Gemeinheit bei den Anderen offenbart, die Betrügerei des römischen Klerus und die Einfalt des römischen Volkes.

Die Cavalcaden machen Anspruch darauf, die Triumphe des siegreichen Roms nachzuahmen; aber die Päpste haben weder gefangene Könige, noch besiegte Völker sich jetzt noch nachzuschleppen.





Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die römische Kirche.

Es blieb ein Geheimniß, was zwischen Noëmi und dem Cardinal Ferdinand vorgegangen war. Die Ereignisse werden es uns vielleicht mittheilen, jetzt aber wurde es durch kein Wort offenbart. Die Unterhaltung währte etwas weniger als eine Stunde. Hätte man das Gesicht der jungen Jüdin, über welches ihr Schleier herabgelassen war, beobachten können, so würde man in dem Ausdruck ihrer Züge vielleicht jene ruhige Resignation erkannt haben, die, wenn auch nicht gerade heiter ist, doch stets einem großen Opfer folgt; aber man hätte auch die Zeichen einer innern Befriedigung bemerkt, wie nach einer Handlung, durch welche die Ruhe des Lebens gesichert wird.

Der Cardinal Ferdinand konnte die Freude nicht verhehlen, die er empfand. Er bewies öffentlich dem jungen Mädchen, indem er dasselbe vor seinen Beamten verabschiedete, eine anmuthige Freundlich-

keit, und sendete seinen Almosenier ab, um von dem Papste eine besondere Audienz zu erbitten; sie wurde ihm noch denselben Tag gewährt, und alle Die, welche ihn aus dem Palast des Quirinals zurückkommen sahen, bemerkten den heitern Ausdruck seines Gesichts. Das erschien allgemein als ein gutes Zeichen für das Glück des jungen Cardinals, der sich bisher durch seine Bescheidenheit inmitten der ehrgeizigen Bestrebungen des römischen Hofes ausgezeichnet hatte.

Noëmi war in das Kloster zurückgekehrt, begleitet und bewacht durch die verschwiegenen Schwestern; das harte, mürrische Gesicht dieser letzteren ließ sie fürchten, daß sie bei der Rückkehr in das Kloster auf neue Strenge stoßen würde, und der hochmüthige, eiskalte Empfang der Aebtissin konnte sie in dieser Hinsicht nicht beruhigen.

Wenige Augenblicke nach ihrer Rückkehr in ihre Zelle suchte die Superiorin sie auf, und theilte ihr mit, daß ein Beamter des Cardinals Ferdinand Instructionen wegen ihres Aufenthaltes im Kloster überbracht hätte. Sie sollte in demselben einer vollkommenen Freiheit genießen, ohne indeß die Disciplin und die Ordnung des Hauses hemmen oder stören zu dürfen; die einzigen Orte, die ihr untersagt wurden, waren die dem Gottesdienste und dem Gebet gewidmeten Räume. Uebrigens empfahl der Cardinal auch gegen sie die größte Sanftmuth; er bestimmte für sie ein kleines einsames Gemach, und ließ dort Alles für sie einrichten. Man sprach viel und mit bösen Anspielungen über die Sorgfalt, die der Cardinal für die schöne Jüdin hegte; allein vor der unwandelbaren Reinheit Noëmi's mußten diese boshaften Aeußerungen schweigen. Die madre nahm sich nicht die Mühe, den Unwillen zu verbergen, den sie über diese Weisungen empfand; sie gab sich das Versprechen, andern Befehlen zu folgen, denen, welche sie von der Signora Naldi und dem Monsignore Panfilio empfangen hatte. Gezwungen, der Jüdin gegenüber, die sie aus Fanatismus haßte, die Schonungen zu beobachten, die der Cardinal ihr auferlegte, war sie nur damit beschäftigt, sich für diesen Zweck durch fortgesetzte kleinliche Plackereien zu rächen.

Der Aufenthaltsort, den die Eminenz für Noëmi hatte einrichten lassen, war köstlich.

Die Wohnung bestand aus einem kleinen gewölbten Zimmer, vier Meter lang und fünf bis sechs breit, ganz mit einer feinen Strohmatte von wunderschöner Zeichnung bedeckt; die Thür war schmal, hoch und spitz, und daneben befanden sich zwei Fenster in demselben Styl, mit Vorhängen von kirschrothem Atlas, besetzt mit schwarzen und blauen Fransen. Das Mobiliar bestand aus einem niedrigen Bett von antiker Form, einem Divan, mit kirschrothem Sammet überzogen, Kissen von

derselben Farbe und gestickten Tabourets; im Hintergrund stand eine kleine vergoldete Console mit weißer Marmorplatte, einen Altar darstellend. Auf die Console hatte man etruskische Vasen mit den seltensten Blumen gestellt; auch silberne Leuchter mit rosenrothen Kerzen standen darauf; in der Mitte des Gemachs befand sich ein Tisch, bedeckt mit einem türkischen Teppich, auf dem Gefäße von Porzellan, von Vermeil und zwei schöne Krystall-Caraffen zur Erfrischung standen. Vor diesem Zimmer befand sich ein einfaches Vorgemach mit Wänden von gelbem Stuck, weißen Reliefverzierungen und einem Mosaikfußboden. Die Schnelligkeit, mit welcher diese eleganten Einrichtungen getroffen worden waren, vermehrte noch das Freundliche derselben; man fand hier alle Delicatessen und Genüsse der Villa. Noëmi lächelte fein, indem sie diese Aufmerksamkeiten betrachtete; sie begriff, daß auf ein einziges Wort, welches sie in ihrer Unterredung mit dem Cardinale ausgesprochen hatte, sie ihn alle Demuth abschütteln ließ, indem es in seinen Augen das Gebäude eines Glückes errichtete, dessen Grundlage sie war.

In diesem reizenden Asyle vergaß Noëmi leicht die kleinen Widerwärtigkeiten, mit welchen die Aebtissin ihren Weg bestreute; indem sie ihre neue Wohnung betrat, fand sie drei oder vier Schränke mit den feinsten Leckereien angefüllt. Beinahe alle Schwestern, denen ihr Vermögen diese Genüsse gewährt, haben in den Klöstern Roms solche Zufluchtsörter, die man in Spanien retiro nennt; jede hat ihre Versammlungen, eine Art von Rathssitzungen, in welchen alle Gerüchte der römischen Kirche ihr geheimes Echo finden. Bei Noëmi versammelten sich die Nonnen, welche sich nicht vor den Verwünschungen fürchteten, mit denen man anderwärts mit stumpfer Grausamkeit die Jüdin überhäufte; und übrigens waren auch die Anziehungskräfte der Leckereien für einige hinreichende Veranlassung zu den Besuchen. Wie dem aber auch sei, schlich sich doch an diesen Ort eine verbotene Unterhaltung ein, die ein wenig über Alles und noch vieles Andere lachte.

Bei diesen Unterhaltungen sah Noëmi vor ihren Augen Alles vorüberziehen, was sie über den Stolz des römischen Hofes, des hohen Klerus, die Pracht und Anmaßung des Patriciates, der Cardinäle, den verdeckten Haß und die verborgenen Eifersüchteleien gehört hatte, welche die Mächtigen entzweiten. Dies ist der ewige Gegenstand der Unterhaltung für die römische Muße, und der, welcher in alles Andere gemischt wird. Die Kunst und das Vergnügen, selbst die Galanterie, die Ueppigkeit und die ausgelassensten Zerstreuungen, erliegen diesem allgemeinen Gesetze; allein auf einen Punkt gestellt, auf welchem alle religiösen Interessen zusammenliefen, sah die Jüdin so zu sagen die Kirche Roms vor ihren Blicken in Thätigkeit.

Seitdem alle Neigungen, alle Gedanken, alle Vorliebe und alle Gefälligkeit des Pontificates sich auf die weltlichen Dinge gerichtet haben, sind in Rom die geistlichen Angelegenheiten nur noch Nebensache, eine Art von Decoration und ein Mittel, um den Glanz und die Macht des heiligen Stuhles zu erhöhen; was die Grundlage hätte sein sollen, die Ursache und die Regel, ist durch eine gottlose Vernachlässigung ein eitler, prahlerischer Prunk geworden. Die Religion, deren Dogma das Uebermaß der weltlichen Eitelkeit mäßigen, unterdrücken und bessern sollte, dient gegenwärtig nur dazu, durch eine gotteslästerliche Uebertreibung die Thatsachen, Handlungen und Grundsätze der verderblichsten Art für den wahren Geist des Christenthums zu unterhalten.

Selbst bei der Ordnung einer gewissen Gewandtheit sollte die weltliche Macht das Mittel und die geistliche der Zweck sein; durch die leidenschaftliche Verwirrung der widersprechenden Begriffe sind die Rollen gewechselt worden, und zwar zum großen Nachtheil der einen wie der andern Autorität.

Es wäre mehr als Unbefangenheit, wollte man jetzt danach forschen, was in Rom aus der katholischen Wahrheit und der Moral und aus der Aufrichtigkeit der christlichen Vorschriften und der Ehrerbietung der evangelischen Lehre geworden ist; dies sind sämmtlich Dinge, um die man sich wenig kümmert. So gezwungen, die moralische und religiöse Ansicht aufzugeben, mußte die Beobachtung Nöëmi's sich auf eine materielle Betrachtung beschränken.

Wie bei dem Anblick des römischen Hofes die junge Jüdin durch den Glanz des Thrones geblendet worden war, so staunte sie im Angesicht der römischen Kirche über den Glanz des Altars; aber bei dem Altare, wie bei dem Throne, kam sie bald auf eine Wirklichkeit, welche ihr nur noch das Nichts da zeigte, wo sie Größe zu finden erwartet hatte.

Die junge Jüdin wendete auf die Kirche Roms die Methode an, welche sie befolgt hatte, um den päpstlichen Hof kennen zu lernen; sie erforschte die Dinge, die Menschen und die Thatsachen. In die Welt gemischt, hatte sie die Sitten des römischen Volkes kennen lernen, eingeweiht durch hohe Verbindungen in die Existenz, die Gewohnheiten, die Politik und die Intriguen der Mächtigen, hatte sie das Geheimniß des römischen Hofes erforscht. Das Licht, welches ihr in den untern Regionen der römischen Bevölkerung geworden war, diente ihr dazu, die Laster der Großen durch die Fehler der Kleinen zu erkennen, und jetzt wollte sie bei dem Scheine dieser Fackel die Kirche Roms erforschen, um die dreifache Aufgabe zu erfüllen, welche ihr gleich der strahlenden Säule erschien, die in der Wüste die Schritte des Volkes Israels beleuchtete und leitete, indem sie dem Befehle Gottes folgte.

Unter dem Pontificate und dem heiligen Collegium, welche das Reich und den Senat des Staates und der Kirche zu bilden behaupten, bewegt sich eine schwarze und veilchenblaue Menge, eine geistliche Masse, an deren Spitze die Prälatur und die Körperschaft der Monsignori, ein gemischtes und zweideutiges Geschlecht, stehen; von hier stürzt man hinab in die niedern Regionen der Sacristei. Diese klericale Bevölkerung bildet eine Art von Ameisenhaufen, der stets in Bewegung und ohne Unterlaß mit irgend einem Gewinn beschäftigt ist. Von Stufe zu Stufe sieht man von dem höchsten Range an bis zu den niedrigsten Classen herab die Laster, die Verderbtheit, die Bestechlichkeit, die Arglist und den Geiz heruntersteigen, welche die vorzüglichsten Charakterzüge der Fürsten, des Hofes und der Kirche von Rom sind. Ehrgeiz und Habsucht der Päpste und der Cardinäle finden sich mit derselben Begierigkeit, denselben Leidenschaften und derselben Lüsternheit unter dem Purpur sowohl wie unter der Serge, unter der Toga und unter dem Helm, unter dem Chorhemde wie unter dem bischöflichen Gewande, unter dem rothen Hute und unter der schwarzen Kappe.

Die tonsurirte Menge, deren Handlungen und Gedanken durch Intrigue, Heuchelei und falsche Frömmigkeit geleitet sind, hat nur einen einzigen Zweck, den, aus der Religion ein Geschäft, einen Gewinn, eine Waare zu machen.

Die Verwirrung ist hier vielleicht noch ärgerlicher, wie bei den hohen Aemtern; die Unruhe zeigt sich deutlicher, ununterbrochener, lebhafter; Abbés, Canonici, Vicarien, Präbendarien, Beamte des heiligen Stuhls, Schreiber bei der Civilverwaltung, bei den Tribunalen, den Secretariaten und Kanzleien, Edelleute, Almoseniere, Bediente und Knechte stellen eine furchtbare Masse dar, neben der, in der Noth und stets verhindert, sich der Haufe der armen Priester bewegt, der Greise, die in ihrem Amt grau wurden, der Veteranen des Gottesdienstes, welche Rom, berauscht durch den Luxus seines Cultus, elend in der heiligen Stadt umher irren läßt.

Dies ist eine der abschreckendsten Wunden, ein widerliches Elend der römischen Kirche.

In ihrer Intoleranz, die der Barmherzigkeit Christi so widersprechend ist, hat die katholische Kirche gesagt:

„Außer in meinem Schooße giebt es kein Heil!"

In dem Ungestüm ihrer weltlichen Habgier hat die römische Kirche ausgerufen:

„Außer in meinem Schooße giebt es keinen Reichthum!"

Verführt und fanatisirt durch diese doppelte Lockspeise des Reichthums und der Macht und dem Rufe entsprechend, der an ihren Geiz

und ihren Ehrgeiz erging, sieht man die ganze römische Bevölkerung den Zugängen des Priesterstandes entgegenströmen. Jeder bildet sich ein, daß die Kirche, indem sie ihm die Mittel giebt, seine Neigungen und seinen Geschmack und seine Zügellosigkeit zu befriedigen, ihn auch von den Unordnungen freisprechen wird, zu denen sie die Kosten lieferte.

Aus dieser verderblichen Neigung, welche viele Fähigkeiten irre leitet, die man nützlich hätte für die Gesellschaft verwenden können, entspringt ein doppelter Nachtheil.

Das Land verliert wichtige und nothwendige Dienste. Der Cultus sieht sich überhäuft, eingeengt und in Verlegenheit gebracht durch einen Schwarm, dessen Bestechungen und Nebenbuhlerschaften alle Wege und Zugänge abschneiden; diese Fluth, deren Schaum bis zu den Füßen des Altars geworfen wird, besudelt das Heiligthum, und das Uebermaß des Zulaufs bewirkt Erniedrigung, Unwürdigkeit und Unwissenheit, auf welche man so oft in der Mitte der römischen Priester stößt.

In dieses Chaos, erfüllt von Verwirrung und Finsterniß, schleichen Betrug und Intriguen sich unter der geistlichen Maske ein, ohne daß es möglich ist, das Unkraut von dem guten Korn zu unterscheiden.

Die Kirche sieht zu diesem zahlreichen Klerus sich Myriaden von Schmarotzerinsecten drängen; das heilige Bedientenpack bildet für sich allein eine zahlreiche Bevölkerung, welche in den Koth die Verderbtheit schleppt, die andere in den Palästen enthüllen. Die Kleinsten äffen die Großen nach, die Bedienten die Herren, die Sacristane parodiren die Chorherren; rings um die Kirchen und die heiligen Orte her übertönen die Bedienten der Kirche die Gesänge und die Gebete durch den Lärm ihrer schmuzigen Orgie. Die Habgier, die oben besteht, zeigt sich bei den Unteren durch eine unabläßige und begierige Zudringlichkeit, und durch den Lohn, der immer als letztes Ziel für Alles erlangt wird. Die offenbaren Widersprüche, die gehässigen Gegensätze, die unverschämten Widerlegungen, durch welche die Cardinäle, und Die, welche die Lichter der Kirche sein sollten, im Angesichte der Welt das Dogma, die Lehren und das Beispiel Christi beschimpfen, äußern sich unten durch die Unehrerbietigkeit, mit der die bigotte Dienerschaft die Gegenstände des Cultus behandelt, welche der Verirrung der Gläubigen ausgestellt werden. Es ist unmöglich, zu sagen, bis zu welchem Grade in den Sacristeien und den Officinen der Kirche dieses Vergessen alles Anstandes geht, und man muß gestehen, daß diese schmachvollen Unordnungen nicht nur der Kirche Roms eigen sind, sondern daß man sie beinahe überall in den Gewohnheiten des katholischen Klerus wiederfindet, der stets allzu bereit ist, sich mit den Dingen vertraut zu machen, die er der Anbetung darbietet. Es ist nicht leicht, das Uebel zu er-

messen, welches dieses unbegreifliche Gehenlassen der Achtung zugefügt hat, die man nie von heiligen Dingen trennen sollte.

Nach der hierarchischen Ordnung folgt natürlich die, welche die verschiedenen Mitglieder einer Aggregation durch das Alter trennt.

In Rom vegetiren die bejahrten Priester, welche die Stufenleiter der Würden und Einkünfte der Kirche nicht ersteigen wollten oder konnten, ohne Würden, und beendigen, wenn nicht in der Vergessenheit, eine Existenz, welche durch nichts der Achtung und der Ehrerbietung empfohlen wird; die gelehrten Arbeiten, ein bewährter Ruf, ein anerkanntes Verdienst, selbst die Erinnerung an ausgezeichnete Eigenschaften, bewahren nicht vor dieser Lage. Der Erfolg ist in Rom das einzige Maß der öffentlichen Ehrenbezeigungen und der Privatachtung. Das Alter erweckt die Ehrerbietung, die ihm gebührt, nur dann, wenn es die Erhöhung und die Würde erreicht, die auf so komische Weise für seine Ohnmacht bewahrt werden.

In Rom besonders begegnet man solchen Greisen, die viel mehr durch ihre Laster, ihre Unmäßigkeit und ihre Lockerheit erniedrigt sind, als durch die Jahre geweiht. Die Capitel, die Pfründen, die Kirchen, alle religiösen Anstalten, sind mit diesen alten Dämonen befleckt, welche man selbst auf dem päpstlichen Throne, in dem Cardinalat, in dem Episcopat und in der Prälatur gesehen hat.

Alle Priester eines reifen Alters werden gewaltsam in die religiösen und politischen Intriguen hineingestoßen. Die Jugend wird nicht durch das Recht der Eroberung zu den hohen Gunstbezeigungen der Kirche zugelassen; sie gewinnt dieselben durch den Nepotismus, oder durch die Geburt und überläßt sich daher auch dem Vergnügen mit einer zügellosen Heftigkeit; in einem reiferen Alter bereiten sich die Bahnen und der Zutritt zu der Macht und dem Reichthum vor, deren man in dem Alter genießen will, wenn die Wahrscheinlichkeit eines nahen Endes die Ansprüche leichter erfüllen macht. Dann begreift man, wie schlecht dieses Fieber und diese Wuth des Ehrgeizes mit dem reinen religiösen Eifer übereinstimmen.

Die Jugend der Kirche hat ihren Adel und ihren Bürgerstand; die Geistlichen von adeligem Geschlecht tragen schon früh den Titel monsignore; das ist ohne Zweifel ein Mißbrauch, vielleicht eine Usurpation ihrerseits, aber man duldet diesen Anspruch, wenn er durch Reichthum, Geburt oder durch irgend eine andere gesellschaftliche Auszeichnung unterstützt wird.

Die Geistlichen, welche nicht von adeliger Geburt oder Reichthum sind, führen den Titel Abbé's, mit welchem man übrigens im Allgemeinen die ganze Jugend der Kirche bezeichnet.

Die Marquis von ehemals, die Wüstlinge, die Stutzer und Alles, was die französische Frivolität Unverschämtes und Albernes geschaffen hat, kommen der Albernheit des römischen Adels nicht gleich. In Rom findet man oft den bewahrten Typus der antiken Courtisane; der Typus der koketten und glatten Abbé's, wie man ihn in Frankreich im 18. Jahrhundert sah, besteht hier noch; sie sind wahrhaft raffinirt im Laster, wie es ehemals Menschen gab, die raffinirt in der Ehre waren.

Der römische Abbé besitzt vielleicht nicht eine so elegante Anmuth, ein so feines und kokettes Benehmen wie der Abbé der ehemaligen französischen Salons, aber dagegen eine weibische Weichheit, die man anderwärts nicht kennt; das wollüstige Wesen herrscht bei ihm vor; er hat alle kleinen Fehler und alle kleinlichen Neigungen des Weibes, und auch dessen ganze Schwärze und Tücke; seine Kleidung, seine Haltung, seine Sprache sind geziert, wie die einer Kokette.

Diese in Seide gekleideten monsignori tragen Puder und Spitzen; sie sind blühende Cherubim, denen man überall begegnet, in der Kirche, im Theater, dessen Tyrannen sie sind, auf dem Corso, in den Salons, den Kaffeehäusern, lärmend, unruhig, spöttisch und lästig; man sah sie leckerhaft und ausschweifend, und sieht sie dann galant als Spieler, Reiter und mit Allem ein Leben der Verschwendung führend.

Die Dandies der Kirche, wie Noëmi sie nannte, bringen ihr Leben in Unthätigkeit oder in wilden Zerstreuungen zu; mehrere derselben reiten, jagen, führen den Degen, schießen mit Pistolen; öffentlich lassen sie sich die Unverschämtheit angelegen sein; bei dem weiblichen Geschlecht streuen sie mit vollen Händen confetti und Sonnets aus und tragen dann zu den Courtisanen ihre Wünsche und ihr Feuer. Die Donne romane, wie die junge Jüdin bemerkt hatte, sind eingenommen von diesen tonsurirten Stutzern; sie ziehen ihre Abbé's den glänzendsten Cavalieren vor.

So erzieht die Kirche die Erben, die sie den edlen Häusern entlehnt. In Rom giebt es keine Familie, selbst nicht in den plebejischen Classen, die nicht einen Priester unter ihren Mitgliedern haben möchte, welcher an dem häuslichen Heerde für sie eine lebende Vorsehung ist. Mitten unter dem munteren Völkchen der monsignorini begegnet man einer Menge kleiner Abbé's, eine klericale Brut, die aus armen, kränklichen Wesen besteht, zu deren Erhaltung die Familien sich aufreiben, und die ungeachtet aller Anstrengungen der Verwandten oft gezwungen sind, zu ihrem Lebensunterhalt jedes mögliche Mittel zu ergreifen.

In Italien, und besonders in Rom, besitzen mehrere Familien Pfründen, welche nur mit Geistlichen besetzt werden können; um diese



(S. 399)



Vortheile nicht einzubüßen, die man als einen Theil des väterlichen Erbes betrachtet, widmet man ein Kind dem geistlichen Stande, ohne seine Neigungen oder Anlagen zu Rathe zu ziehen; die Verpflichtungen, welche diese Pfründen auferlegen, z. B. die Messe zu lesen, werden von Händen zu Händen übertragen. Es giebt Messen, welche dem Inhaber der Pfründen 3 oder 4 Scudi eintragen und die jeden Morgen von einem Priester gelesen werden, der dafür einige Paoli empfängt.

Unbegreiflich ist der Eifer der adeligen Familien, ihre Nachkommen und Die, welche ihren Namen fortpflanzen sollen, in die heiligen Orden einzudrängen. Durch diese Verirrung besitzt der römische Adel so viel indirecte Zweige, die sich auf den Nepotismus stützen. Durch die Ehren, welche die Kirche bietet, ermuthigt sie das Patriciat zu dieser Bahn, welche zwischen den Plebejern, die sie zu ihren Würden erheben, und den adeligen Geschlechtern eine Gleichheit herstellt, die ihrem Stolze zusagt. Das, um was sich die jungen Leute und die Verwandten, die über sie verfügen, am wenigsten kümmern, wenn es sich darum handelt, den geistlichen Stand zu wählen, ist der Beruf zu demselben. Indem man sich dem Dienste des Himmels widmet, sucht man für sich und die Seinigen nur die Güter der Erde zu erlangen.

In einigen Häusern Roms, unter den edelsten, besonders aber bei dem höheren Bürgerstande, trifft man auf irgend ein Individuum, welches man den Priester nennt. Dies ist gewöhnlich eine Art von Factotum, welches über die innere Oekonomie wacht, die Aufsicht über die Küche führt, und der Vertraute der Frau, der Freund des Mannes, der Lehrer der Kinder ist; er mischt sich auch in die äußeren Interessen und beschäftigt sich mit der Sorge für das Vermögen; nichts geschieht in dem Hause, ohne ihn zu Rathe zu ziehen, und sein Wille, der stets verborgen bleibt, herrscht und leitet, ohne sich jemals zu zeigen. Seine Lage ist nicht knechtisch, aber ebenso wenig auch geehrt. Er steht zwischen dem Herrn und der Dienerschaft, und die Letztere verabscheut ihn stets. Gleichwohl ist es nicht selten, daß der Priester der Vertraute der Galanterien der Frau, der Liebschaften des Mannes, der Seufzer des jungen Fräuleins, der Verschwendung des jungen Herrn und der Betrügereien der Diener ist. Dann hat seine Macht den höchsten Grad erreicht; er hält in seinen Händen alle Fäden, an denen Die bewegt werden, deren Willen zu unterwerfen ihm von Wichtigkeit ist.

Die Kirchen Roms erreichen die Zahl von 300 für eine katholische Bevölkerung von 175789 Einwohner, denn die Juden zählen dabei nicht mit. Ein großer Theil dieser Kirchen enthält ungeheure Reichthümer der Kunst in werthvollen Gemälden, Meisterwerken der berühmtesten Maler. Die Reisenden, welche diese Wunder besichtigen, werden pein-

lich berührt durch die Vernachlässigung, die man bei ihrer Erhaltung zeigt. In Santo Onofrio, unter einem Porticus, der als Eingang zur Kirche und zu dem Kloster dient, bedecken drei schöne Fresken des Domenichino die Mauern. Dieses Werk ist von so hohem Werthe, daß man es, um es gegen den Staub zu bewahren, durch Glasscheiben geschützt hat, aber da man den Schmuz nicht beseitigt, der sich auf diese Scheiben legt, sind diese bewunderten Gemälde kaum noch für den Blick sichtbar.

Nicht selten begegnet man diesen Zeichen einer ärgerlichen Sorglosigkeit bei den Gemälden oder anderen Arbeiten der großen Meister; sie werden nie gereinigt oder gefirnißt und verschwinden zuletzt gänzlich unter der Lage von Schmuz, der sie bedeckt.

Der traurige Zustand der Kuppel der St. Peterskirche und das Krachen der Gewölbe, der Säulen und des Domes, das kürzlich bemerkt worden ist, legt Zeugniß ab für diese strafbare Gleichgültigkeit Roms gegen seine Monumente.

Der römische Stolz überschwemmt Alles; in der Stadt zeigt er sich durch die Paläste; auf dem Lande blickt er aus den Villa's hervor, und selbst in den Kirchen entwickelt er seinen Prunk. Die Patrizi, die Sforza, die Massimi und andere adelige Familien, haben in den heiligen Schiffen prachtvolle Kapellen errichten lassen, gleichsam um sich an die Seite Gottes und der Heiligen zu setzen, welche das Volk anbetet. Die beiden Familien, welche in dieser Art die meiste Pracht entwickelt haben, sind die der Cesarini und der Borghese.

In Santa Maria Maggiore, einer der fürstlichen Hauptkirchen Roms, erscheinen die von diesen beiden Familien errichteten Kapellen als Kirchen, die einer Kirche hinzugefügt sind, wenn nicht die Dimensionen des Hauptschiffes sie zu ihrer Rolle eines Anhängsels zurückführten. Die Kapelle Borghese ist mit kostbaren Materialien überfüllt; Gold, Silber, Edelsteine, orientalischer Jaspis, Lapis Lazuli und Alabaster nehmen hier tausend Formen an. Man sieht in dieser Kapelle ein Bild der heiligen Jungfrau, welches mit Edelsteinen durch Paul V. bereichert wurde, einen Borghese, der durch diese Freigebigkeit den Glauben bestätigen wollte, welcher dieses Bild dem Pinsel des heiligen Lucas zuschrieb.

Der römische Klerus nimmt ungeachtet des Prunkes und Glanzes der religiösen Ceremonien an den Functionen des Cultus nur wenig Theil; das Streben seines Ehrgeizes, die Verwaltung und die Politik, füllen alle Augenblicke aus, die er der Unthätigkeit entzieht; die Trägheit ist einer von den Hauptcharakterzügen des römischen Klerus, welcher sich nicht mehr daran erinnert, daß diese Eigenschaft zu den Todsünden gezählt wird.

Es sind die Mönche, welche in beinahe allen Kirchen die Hitze des Tages

ertragen, den Dienst des Altars versehen und die Anstrengungen des Cultus zu erdulden haben.

Was man die päpstliche Messe und die päpstliche Kapelle nennt, gehört in das Ceremoniell des römischen Hofes, und man setzt eine hochmüthige Affectation darein, sich von dem katholischen, d. h. universellen Charakter der römischen Kirche zu trennen. Wenn der Papst und die Cardinäle außerhalb der päpstlichen Kapelle das Hochamt halten, ist der Pomp, mit dem sie sich bei diesen Gelegenheiten umgeben, so groß, daß sie mehr eine Handlung der Gerichtsbarkeit, als eine Handlung der Frömmigkeit auszuüben scheinen. Beim Austritt aus den Kirchen, in denen der Papst die Messe gefeiert hat, empfängt er von dem Erzpriester eine Gratification, pro bene cantata missa (für das gelungene Singen der Messe).

Noëmi hörte über, für und gegen das Cölibat der Priester zahlreiche, lange und gründliche Besprechungen; sie erkannte mit Freuden, daß dieses Verbot nicht aus den göttlichen Vorschriften entsprang, sondern aus denen der Concilien.

Von alle Dem, was über diesen Gegenstand gesagt wurde, wollte die junge Jüdin mit jenem Takt, der ihr eigenthümlich war, nichts weiter behalten als ein einziges Wort, das Pius II. geschrieben hatte:

„Aus wichtigen Gründen hätte ich den Priestern die Ehe verboten, aber aus noch wichtigeren muß man sie ihnen erlauben."

Noëmi glaubte, es sei unmöglich, diese Frage, die so oft zu Streitigkeiten Anlaß gegeben hatte, kräftiger zu entscheiden.

Sie begriff auch, und zwar mit noch größerer Klarheit, daß die guten Sitten, die Schamhaftigkeit, die Keuschheit der Frauen, die Reinheit des häuslichen Heerdes, die gesellschaftliche Rechtschaffenheit, ohne Unterlaß durch diese Menge von Individuen gefährdet wurde, die in offenem, unvermeidlichem und fortwährendem Kampfe gegen die Pflichten der Familie waren.

Gregor XVI., der gegenwärtige Papst, hat drei Edicte erlassen, welche der vollständigste Ausdruck für den Haß des römischen Klerus gegen den Fortschritt und seine hartnäckige Intoleranz sind.

Eines dieser Edicte verbietet jeden wissenschaftlichen Congreß in den römischen Staaten.

Das andere untersagt jede Eisenbahnunternehmung auf dem Gebiete der Kirche.

An der Spitze dieser beiden Edicte steht das, welches den Aerzten verbietet, ihre Sorgfalt länger als drei Tage den Kranken zu widmen, die nicht einen Priester haben wollen.





Sechsundzwanzigstes Capitel.

Die geistliche Macht.

Erschreckt durch die Gewalt und die Ausdehnung, welche man der geistlichen Macht der Päpste gab, wollte Noëmi die Quelle kennen lernen, aus der diese Macht entsprang, welche es versucht hatte, die ganze Welt zu knechten, und die darauf Anspruch machte, den päpstlichen Thron, dessen Herrschaft so beschränkt ist, über alle andern Throne zu stellen. Die weltliche Macht der Päpste stützte sich, wie sie erfahren hatte, auf eine Schenkung Constantins, eine bestrittene Thatsache, und auf die Uebertragung einiger Staaten Italiens, welche die Prinzessin Mathilde dem Papste gemacht hatte. Den Ursprung der geistlichen Macht hat man weiter zurückgeführt; von Gott selbst soll die Einsetzung dieser Macht herrühren.

Christus hat zu den Aposteln gesagt:

„Gehet und unterrichtet alle Nationen, indem ihr sie tauft. Ich bin mit euch bis zum Ende der Jahrhunderte. Wer Den empfängt, den ich gesandt habe, empfängt mich, und wer mich empfängt, empfängt Den, der mich gesandt hat. Gehet und lehret alle Nationen, indem ihr sie tauft, und ich werde mit Euch sein."

Endlich hat auch Christus zu Petrus gesagt: „ich werde Dir die Schlüssel zum himmlischen Reiche geben, und Alles, was Du auf Erden entbindest, wird im Himmel entbunden sein."

Auf diese Texte des neuen Testamentes haben berühmte Hirten, die mit gutem Rechte als Fackeln der Kirche betrachtet werden, die ewige Fortdauer der Hirten und Diener der katholischen Kirche gestützt, die unmittelbaren Nachfolger der Priester, welche auf die Apostel folgten, wie diese auf Christus gefolgt waren. Die Fähigkeit, welche Christus seinen Nachfolgern verlieh, frei zu sprechen und zu verdammen, zu binden und zu lösen, Worte, welche die Päpste durch die übersetzten, zu schaffen und zu vernichten, indem sie sich das Recht anmaßten, die Throne und die Könige zu vernichten oder zu stürzen.

Bei solchen Argumenten, welche sich auf das Zeugniß von Büchern stützten, die sie nicht kannte, vermochte Noëmi, die jeder heiligen Controverse fremd war, nur die Unterstützung ihres Verstandes anzurufen.

Sie sah Christus, diesen Messias, den die Christen gekommen glauben, sich der irdischen Welt zeigen, ohne hier die hohe Bestimmung zu erfüllen, welche der Gott Israels durch die Propheten verkündete, die in seinem Namen sprachen. Sie sah ihn demüthig, verkannt und verfolgt, aber stark durch die Sendung Gottes, dessen Stellvertreter er unter menschlicher Gestalt war; er wählte selbst seine Schüler unter Menschen, die einfältigen Geistes und redlichen Herzens waren; als er sie durch sein Wort erleuchtet und unterrichtet hatte, verließ er sie, um zum Himmel aufzusteigen und sich zur Rechten des Vaters zu setzen; er ließ seine Jünger auf Erden zurück, um durch Demuth und Leiden das Werk der moralischen Wiedergeburt zu vollenden, für welches er selbst den Todeskampf, die Hinrichtung und den Tod erduldete. Wie ertheilte er ihnen seine letzten Weisungen? „Gehet hin und unterrichtet, gehet hin und lehret — alle Nationen, indem ihr sie tauft."

Darauf beschränkte sich in der That die Aufgabe, welche Christus den Aposteln anvertraute. Diese erfüllten sie, indem sie ihr Blut vergossen, aber sie strebten nicht nach Macht.

Was die Schlüssel des Himmelreichs betrifft, und der Freiheit, zu binden und zu entbinden, so ist diese Sprache die der Christus so vertrauten Parabel; vertrauend auf die Grundsätze der Weisheit und der

Tugend, die er seinen Jüngern eingeimpft hatte, erklärte der Sohn des Menschen, daß er den Menschen die Vorschriften des ewigen Lebens in dem Verkehre und ihren Nächsten entworfen hätte, d. h. des Zusammenhanges zwischen dem Himmel und der Erde; er stellte dem Menschengeschlechte die Apostel, die er unterrichtet und gelehrt hatte, als die Bewahrer der himmlischen Lehre dar, die er hienieden gebracht hatte.

Unterrichten und lehren, darauf beschränkt sich das Amt der Oberhäupter der Kirche, in der aufrichtigen Reihenfolge ihrer Nachfolger Christi und der Apostel.

Nach dem Verschwinden der Apostel, als die Kirche, d. h. die Vereinigung der Gläubigen, begründet wurde, entäußerte sich da das Volk aller seiner Rechte, um seinen Hirten eine unumschränkte Macht anzuvertrauen?

Das Gegentheil ist erwiesen.

Die Namen selbst dieser Priester sind der Beweis für die Falschheit dieser Behauptung. Die Bischöfe waren Inspectoren, damit beauftragt, die Beobachtung des Dogmas und der Disciplin zu überwachen; die Priester waren die Alten, welche ihr Alter und ihre Erfahrung mit dem allgemeinen Vertrauen bekleideten; die Diaconen Beamte, wie die Apostel Abgesandte waren. Nirgends, weder in der Tradition Christi, noch bei der Aufführung der ersten Christen und der Begründung der ursprünglichen Kirche, findet man Spuren einer höchsten Macht und einer päpstlichen Autorität. Das ist selbst, wie der Scharfsinn der jungen Jüdin dies bemerkte, eben Das, wodurch sich das neue Gesetz von dem alten unterscheidet.

„Gott selbst,“ sagte sie, „gab dem jüdischen Volke ein Oberhaupt, das zugleich Herrscher und Gesetzgeber war: Moses, dessen Nachfolger er selbst bezeichnete; er schickte ihnen Richter, Könige und Propheten; den Christen gab er, wie diese es glauben, seinen Sohn; aber er bezeichnete ihnen keine Oberhäupter.“

Man will behaupten, daß die Priester schon vor den Gläubigen bestanden, wie das Dogma vor den Glaubensgesetzen besteht; diese Angabe ist nicht ernst gemeint. Die Körperschaft der Priester war aus Christus hervorgegangen und hat von diesem nur die Vollmacht empfangen, zu unterrichten und zu belehren, nicht aber auch die, zu herrschen. Die Religion Christi befreite die Nation und klärte sie auf; es hätte die göttliche Vorschrift verkennen heißen, hätte man es versucht, die Völker zu unterdrücken!

Der Unterricht ist göttlichen Ursprungs, wie das Licht; aber die Gewalt und die ungerechte Macht, welche es versucht haben, aus ihm ein Joch für den Geist und den Verstand zu machen, sind menschlichen Ursprungs.

Wurde nicht die Wahl der Priester, welche an die Stelle der Apostel treten sollten, durch das Volk selbst ausgeübt? Geschah es nicht in Folge einer Reihe von ungerechten Usurpationen, daß dieses Recht in die Hände Derer fiel, welche es gegenwärtig besitzen? Bewiesen nicht die Annalen der Concilien, jener großen Versammlungen der Kirche, welche durch die Eifersucht der Päpste abgeschafft wurden, daß diese Wahl der Hirten durch das Volk erfolgte?

Die wahren Nachfolger Christi und der Apostel bestehen in der unangetasteten Erhaltung des christlichen Dogmas, aus welchem die katholische Einheit entspringen mußte.

Diese Pflicht war schön genug, um durch die Bischöfe erfüllt zu werden, welche auf den Stuhl erhoben wurden, von welchem aus der heilige Petrus den Völkern den Unterricht und die Lehre ertheilte, welche Christus geboten hatte; die glorreiche und allgemeine Kirche hatte damals nicht die Erniedrigung und die Betrübniß zu erdulden, welche ihr durch die unseligen Versuche der geistlichen Gewalt der Päpste auferlegt worden sind.

Ein Heiliger hat, sagt man, gefragt, ob es wohl geschehen könne, daß irgend Jemand gotteslästerliche Verwegenheit und Geistesverirrung genug besitze, um zu glauben, daß der Bischof ohne das Urtheil Gottes eingesetzt sei.

So bringt Rom alle Betrügereien unter den göttlichen Schutz.

Als die Päpste die geistliche Macht usurpiren wollten, begingen sie eine große Unbesonnenheit. Geblendet durch den Stolz, haben sie den Wahnsinn dieser unsinnigen Wuth nicht erkannt.

Die Last dieser himmlischen Macht ist zu schwer für die schwachen Schultern der Menschen. Kann die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur die höchste Vollkommenheit erreichen?

Wie groß war daher auch die Verwirrung dieser Anstrengungen!

Jene Unfehlbarkeit, welche die römischen Päpste so oft über jede menschliche Vernunft gestellt haben, als sei sie das gewisse Zeichen von dem Willen Gottes selbst, wie vielen Irrthümern, Betrügereien und Lügen ist sie durch Die ausgesetzt worden, deren gotteslästerliche Verwegenheit die menschlichen Thorheiten unter den Schutz der göttlichen Weisheit stellte?

Als die Ursache so vieler blutiger Zwistigkeiten ist die Unfehlbarkeit des Papstes für die Religion und für die Kirche die verderblichste Geißel gewesen; sie hat das Heiligthum umgestürzt und den Haß der Könige und der Völker gegen den Altar aufgeregt; sie hat die Concilien, die Versammlungen der Kirche, welche selbst dem Stolze und dem Ehrgeize der Päpste im Wege standen, wenn sie den Leidenschaften derselben

nicht nachgaben, irre geleitet, geknechtet, verderbt, verkehrt und gestürzt. Sobald die Oberhäupter der Kirche sich von den heiligen Dingen abgewendet hatten, um nach irdischem Besitz zu streben, ist in dem Glauben Alles Unruhe und Verwirrung geworden. Die geistliche Macht, welche die Gemeinde der Gläubigen den Bischöfen von Rom übertragen hatte, sollte dazu dienen, die Einheit der katholischen Vereinigung aufrecht zu erhalten; in den Händen des Papstthums ist die Unfehlbarkeit, ein Werkzeug des päpstlichen Stolzes, nur eine Quelle fortwährender unerbittlicher Spaltungen gewesen; überall hat sie Verwünschung und Verzweiflung hervorgerufen.

Man werfe die Augen auf die Lehren der Vergangenheit, so sieht man die Kirche, in welcher Christus die Vorschrift der Einigkeit und der Barmherzigkeit hinterlassen hatte, in den rührenden Worten enthalten: „liebet euch unter einander aus Liebe zu mir," zerrissen durch tiefe und wiederholte Zwistigkeiten. Es sind nicht die Feinde, welche ihr diese Schmerzen bereitet haben, sondern es sind Die, welche im Namen Jesu unabläßig von ihrer väterlichen Zärtlichkeit für die in ihrem Schooße vereinigten Kinder sprachen.

Abgesehen von den Ketzereien und den Schismen, die aus dem Widerspruche gegen den katholischen Glauben und die katholischen Regeln entsprangen, muß man in dem Herzen der Kirche selbst, an dem Hofe und in dem Rathe der Päpste, die Pestkeime suchen, um richtig zu erkennen, bis zu welchem Grade die geistliche Macht, die sie usurpirt hatten, in den Händen der Päpste erniedrigt, entwürdigt, beschimpft und entehrt worden ist.

Während der drei ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche sah man gegen sie zwei furchtbare Feinde sich erheben. Die Ketzereien entstanden blühend und vielfach in einer Zeit, wo jeder Neuerer eine Religion nach seinem Geschmacke zur Annahme bringen wollte. Die Verfolgung der Christen verdoppelte ihre Wuth. Dennoch schritt unter diesen so zahlreichen und so fürchterlichen Hindernissen der christliche Glaube, aufrecht erhalten durch die Bischöfe, vorwärts zu der Eroberung der Welt. Diese so glorreich durchlaufene Bahn war benetzt von dem Blute der Märtyrer.

Von dem dritten bis zum sechsten Jahrhundert findet man auf der einen Seite den Arianismus Pelagius, Dioscorus und Laurentius, Gegenpäpste um 530; auf der andern Julian, die Gothen, nach Italien geführt durch Alarich und Herren von Rom unter dem Befehl Totila's. Diese Zeit ist ungeachtet ihrer Betrübniß nicht minder günstig für den Glanz des christlichen Glaubens. Constantin, Augustin, Paul der erste Eremit, tauft Chlodwig im Jahre 496. Dies sind die Männer

und die Thatsachen, welche die Größe des Christenthums verkündeten. Die Päpste waren dieser Bewegung nicht fremd; zu gleicher Zeit, als der Patriarch von Constantinopel den Titel als ökumenischer Patriarch annahm, legte Gregor I., der, welchen die Geschichte den Großen genannt hat und aus dem die Kirche einen Heiligen machte, sich in seinen Briefen den Titel Knecht der Kirche Gottes bei.

Bis zum zehnten Jahrhundert sah die Kirche, ungeachtet der Einfälle der Saracenen in Europa, glänzende Bekehrungen, die Oberhäupter der barbarischen Völker sich ihr zuwenden; die Concilien ordneten das Dogma und die Disciplin, und ungeachtet der ehrgeizigen Neigungen, welche sich bereits zeigten, war es erlaubt, für die Religion heitere und glückliche Tage zu hoffen.

Die Invasion der Barbaren hatte Spuren der Unwissenheit und der Verderbtheit in den Geistern und in den Sitten hinterlassen, durch welche das zehnte Jahrhundert mit Verbrechen und Schmach besudelt wurde. Die Wahrheit des Glaubens und die Einheit der Kirche wurden angegriffen und erschüttert, und die geistliche Macht, getheilt und verwirrt, konnte die Unordnungen nicht unterdrücken, welche die Existenz der Kirche selbst in Frage zu stellen schienen. Seit dieser verhängnißvollen Zeit wurde der heilige Stuhl, wechselsweise durch wüthende oder zügellose Leidenschaften eingenommen, mit Blut befleckt; der Mord, die Usurpation, unerbittliche Kämpfe der Wuth der Parteien, und Alles, was die Habgier und der Ehrgeiz Abscheuliches einflößen können, verpesteten dieses Jahrhundert, welches zu gleicher Zeit die Schmach der römischen Kirche und die Schande ihrer Oberhäupter ist. In diesem Wirbel verschwand Alles, was von der ursprünglichen Kirche noch übrig geblieben war; die Tugenden der ersten Priester wurden verjagt; die Frömmigkeit verbannt, die Demuth und die Barmherzigkeit wurden beschimpft und machten der Schamlosigkeit der Verbrechen und der Laster Platz; in Folge davon nahmen Ausschweifung und Zügellosigkeit, Gottlosigkeit und Gotteslästerung, die päpstlichen Wohnungen ein, und der Geist des Bösen begründete hier sein Reich und seine Herrschaft. Es gab nun bestrittene, erwürgte, ermordete, eingekerkerte Päpste, welche die Tiara kauften oder verkauften; ein- und abgesetzte Päpste; Eisen und Feuer, überall Tod und Mord verbreitend; die weltlichen Reichthümer der Kirche der Plünderung preisgegeben; die letzten geistlichen Gnadenbezeigungen unwürdig profanirt; man kann behaupten, daß es in der Geschichte keines Volkes entsetzlichere Annalen giebt, als die dieser päpstlichen Aera. Statt der heiligen Bescheidenheit, von welcher Gregor I. der Christenheit das Beispiel gegeben hatte, betrachtete jetzt die Welt die Anmaßung, sitzend auf dem Stuhle der Demuth. Schon

konnte das Murren, welches der Unwille des Volkes ausstieß, dem heiligen Stuhle die finsteren Ereignisse wahrsagen, welche die Zukunft ihm vorbehielt; drei ganze Jahrhunderte sind erfüllt mit diesen Abscheulichkeiten.

Die Kreuzzüge, deren Charakter hier nicht beurtheilt werden soll, hatten für Rom und für Italien ein nützliches Resultat; sie führten in die Ferne, nach dem Orient, das ungestüme Element und die entfesselte Gluth, welche die Religionen des Occidents in Brand gesteckt hatten. Ohne die Kreuzzüge wäre es um die Aufklärung und die Civilisation Europa's geschehen gewesen. Die Gewandtheit der Päpste wußte diesen religiösen Aufschwung und den edlen Enthusiasmus der Kreuzzüge zu benutzen, aber nicht zum Ruhme, zur Erhebung und zum Gedeihen der Kirche zu verwenden, durch deren Einfluß Rom die Geister wieder erobert hatte. Diese geistliche Gewalt benutzte Rom zu den materiellen Interessen des Thrones und der römischen Gewalt.

Jetzt schien der Stolz und die Anmaßung der Päpste keine Grenzen mehr zu kennen. Die Kirche beschleunigte selbst ihr Verderben.

Durch diese inneren Zwistigkeiten der Kirche, die Streitigkeiten der Päpste mit den Kaisern, die Kämpfe Roms gegen die Krone, die ungeheuren Mißbräuche und die entsetzlichen Excesse der geistlichen Gewalt, gelangt man zu dem großen Schisma, welches den heiligen Stuhl nach Avignon trieb, Zeiten der Demüthigung und der Angst, welchen die Italiener, dem Unglück des Volkes Gottes eine klägliche Erinnerung entlehnend, noch jetzt den Namen der zweiten babylonischen Gefangenschaft geben. Dieses Schisma, welches so häufig zwei oder drei Päpste und zwei oder drei Stellvertreter eines einzigen Gottes einander gegenüberstellte, dauerte 40 Jahre; es brachte das Papstthum zwei Finger breit von seinem Verderben und versetzte dem katholischen Glauben einen Schlag, dessen Wunde man noch nach fünfhundert Jahren fühlt. Es wurde hervorgebracht durch die dünkelvolle Hartnäckigkeit der Päpste, welche Anspruch auf die unfehlbare Oberherrschaft machten.

Die Finsternisse, welche damals die Kirche bedeckten, waren so dicht, daß die gelehrtesten Geschichtsschreiber nicht wissen, welchem Papste sie sich in diesem Chaos widmen sollen.

Das funfzehnte Jahrhundert wurde durch zwei Ereignisse bezeichnet, welche unter die Nationen ein neues Licht ergossen. Christoph Columbus entdeckte eine neue Welt, deren Existenz das unfehlbare Rom geleugnet hatte, und die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche Rom für unmöglich erklärt hatte, eröffnete dem Geiste neue Regionen. Dieser Vereinigung ungeachtet erblickte Rom in der ersten dieser Thatsachen nur

eine Eroberung, über welche es sich die Verfügung anmaßte, im Stolze des göttlichen Rechtes, welches ihm die ganze Welt verlieh; in der zweiten dieser Thatsachen bezeichnete seine Arglist ihm einen gefährlichen Feind, und zugleich beschloß es, diese Fackel auszulöschen. Seine Grausamkeit wuchs durch diesen Zorn; die Hinrichtung Savonarola's war nur das Vorspiel der Wuthausbrüche, deren Schauplatz Frankreich und Spanien sein sollten.

Endlich erhob Luther die Fahne der Reformation.

Als Noëmi auf ihrer Wanderung durch die verflossenen Jahrhunderte bis zu diesem Punkte gelangt war, rief sie mit dem Tone einer Bewunderung, deren glühender Heerd in ihrem eigenen Herzen lag:

„O mein Gott, diese Menschen haben zu sagen gewagt, daß sie von dir diese Macht empfingen, deren sie sich nur bedienten, um Böses zu thun. Wenn du dieselbe Menschen anvertraut hättest, wie du es bei Moses thatest, hättest du dann, o mein Gott, den verabscheuenswerthen Mißbrauch geduldet, den sie damit trieben? Hättest du diese lange Reihe von Missethaten ungerächt gestattet? Mitten in deiner höchsten Weisheit hast du also diese Handlungen nur geduldet, um zu beweisen, daß du allein groß bist und daß vor dir alle Uebrigen klein sind. Diese stolzen Menschen lügen, wenn sie sagen, daß du in sie den heiligen Geist gegossen hast; sie wollten in der unerforschlichen Ordnung deiner Absichten nur das Nichtige ihrer Eitelkeit enthüllen.

„O mein Gott, ich, eine von den Töchtern deines geliebten Volkes, die ich gegen ihre abscheulichen Verfolgungen zu kämpfen habe, ich beschwöre dich, ihnen zu verzeihen, wenn sie der ganzen Welt diese unsinnige Macht und diese verwegene Unfehlbarkeit, die sie nicht von dir erhielten, zum Gelächter gemacht haben. Deine Worte sind nie Lügen gestraft worden; ihre Beschlüsse und ihre Reden tragen den Stempel der Unklugheit und des Irrthums.

„Diese Einheit der Kirche, diese katholische Einheit und das Bündniß, das sie aufrecht erhalten sollte, was haben sie damit gemacht, o mein Gott? Sie haben als ungetreue Hirten die Heerde sich zerstreuen lassen, welche die Apostel vereinigt hatten.“



Siebenundzwanzigstes Capitel.

Rom und das 19. Jahrhundert.

Leichten Fußes schritten die Zeiten und die Ereignisse über das katholische Rom dahin, ohne irgend etwas an den Grundsätzen und an den Thatsachen zu ändern, welche dessen Verfall vorbereiteten und herbeiführten. Das Pontificat bildet sich ein, daß die betrogene Welt unter dieser Regungslosigkeit die Erfüllung jener ewigen Dauer erblicken wird, welche die Kirche so vielfach vorausgesagt hat; aber der Hellsehende erblickt darin nur einen Beweis der Untüchtigkeit und der Hartnäckigkeit.

Rom hat eine Congregation des heiligen Officiums oder die Inquisition bewahrt; aber es ist nicht mehr jenes mächtige und furchtbare Tribunal, welches Paul IV., der 1555 gewählt

wurde, begründete und Sixtus V. vergrößerte, von welchem die Italiener ganz offen sagen: Il sommo pontifice Sixto non perdònarebbe al Christo (der Papst Sixtus würde Christus selbst nicht verzeihen). Jetzt ist es nur noch ein eitles Spiel.

Es giebt hier auch ein Collegium der Verbreitung des Glaubens, welches Gregor XV., der 1621 erwählt wurde, begründete; diese Anstalt ist der Obhut einer Congregation anvertraut worden. Das Amt dieser Körperschaft besteht hauptsächlich darin, die Mittel aufzusuchen, zur römischen Kirche alle Die herbeizuziehen, welche irgend einem anderen Bekenntnisse angehören. Diese Congregation beräth über die Mittel, die man zu diesem Zwecke anwenden kann, und über die Vorschläge der Missionäre und der Agenten der Propaganda in allen Theilen der Welt; sie sendet Commissäre ab, um die Zwistigkeiten zu schlichten und, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet, bei den Völkern die Religion des Papstes einzuführen. Von Rom gehen die Missionäre aus, die, ehe sie Rom verlassen, dem Papste ihre Huldigung darbringen und seinen Segen empfangen. Diese Miliz ist dem römischen Hofe ganz ergeben und verbreitet in der Welt die unbedingte Ergebenheit für den heiligen Stuhl.

Diese Congregation hat einen Palast von bewundernswerther Schönheit und Größe in einem der angenehmsten Theile Roms erbauen lassen, auf dem Platze, welcher am Fuß des Dreieinigkeitsberges liegt. In den Zimmern dieses umfassenden Gebäudes beherbergt man Die, welche aus fernen Ländern kommen, um die römische Religion anzunehmen und sich in dieser Hauptstadt öffentlich zu derselben zu bekennen. Die Neophyten und die Proselyten, von welcher Gegend sie auch kommen und von welchem Stande sie sein mögen, werden hier Alle auf Kosten der Kirche erhalten. Sie werden auf solche Weise unterrichtet und erzogen, daß sie der Religion wichtige Dienste leisten können. Die Geistlichen, vom Bischof bis zu den einfachen Vicaren, welche gezwungen sind, ihren Sitz oder ihre Anstalt wegen irgend einer Ursache zu verlassen, werden hier, vorausgesetzt, daß keine Schuld sie dabei trifft, aufgenommen, unterrichtet und mildthätig nach ihrem Range unterhalten, bis sie wieder in ihre Lage eingeführt werden oder eine neue Stellung gewinnen.

Der Palast der Propagation hat eine Druckerei, in welcher für die Bedürfnisse der Unternehmung Bücher in allen Sprachen gedruckt werden.

Was man zu allen Zeiten in Rom am meisten gefürchtet hat, ist, daß bei den reformirten Secten irgend Etwas entstehen möchte, was dem Collegium zur Verbreitung des Glaubens ähnlich ist. Man schreibt

der Sorgfalt dieser Art die Verbreitung des Islamismus in den orientalischen Gegenden zu.

Die Congregation, welche zur Auslegung der Handlungen des Conciliums von Trient begründet worden ist, darf nun als ein Geständniß der Dunkelheit betrachtet werden, an welcher die Entscheidungen dieser Versammlung leiden. Man täuscht sich im Allgemeinen, indem man glaubt, daß der Index das Verzeichniß der durch die römische Autorität verbotenen Bücher ist; der Index ist die Liste der von dem Concilium von Trient verbotenen Bücher. Man bewahrt in den Archiven dieser Congregation diese bändereiche Arbeit, welche zu dem Buche Fenelon's über die göttliche Liebe Veranlassung gab.

Dieses Concilium wurde am 16. Juli 1546 eröffnet und zwar auf eine komische Weise. Der Bischof von Bitonto hielt eine Eröffnungsrede. Um die Nothwendigkeit des Conciliums zu beweisen, führte er eigenthümliche Gründe an.

„Mehrere Concilien," sagte er, „haben Könige und Kaiser abgesetzt, und man liest in der Aeneïde, daß Jupiter den Rath der Götter versammelte."

Er fügte hinzu:

„Bei der Schöpfung des Menschen und der Erbauung des Thurmes zu Babel wählte Gott die Gestalt des Conciliums, und alle Prälaten müssen sich nach Trient begeben, wie in das trojanische Pferd."

Endlich sagte er auch noch, daß die Pforte des Conciliums und die des Paradieses eine und dieselbe seien; seiner Behauptung nach entfloß derselben das Lebenswasser und die Väter sollten damit ihre Herzen befeuchten wie trocknes Land. Sonst würde der heilige Geist ihnen den Mund öffnen wie Bileam oder Caiphas. Dieser Bischof von Bitonto war ein mailändischer Mönch, Namens Fra Cornelio Musso.

Auf dem Concilium von Trient befanden sich Theologen und wenige Prälaten; alle diese Gelehrten gehörten zum Orden des heiligen Franziscus oder des heiligen Dominicus. Der gelehrte Peter Danès wohnte dieser Versammlung in der Eigenschaft als Gesandter Frankreichs bei. Eines Tages, als Nicolaus Psaume, Bischof von Verdun, sehr kräftig gegen die Mißbräuche des römischen Hofes sprach, sah der Bischof von Orvieto den Franzosen an und sagte mit bitterem Lächeln:

„Gallus cantat" (der Hahn kräht).

Danès antwortete ihm: „Wollte Gott, daß bei diesem Hahnenschrei Petrus bereuete!"

Es war auf eben diesem Concilium, wo Bartholomäus der Märtyrer, Primas von Portugal, indem er von der Nothwendigkeit einer Reformation sprach, sagte:

„Die drei erlauchten Cardinäle müssen erleuchtet werden."

Dies sind die Erinnerungen, welche Rom aufbewahrt.

Die Congregation zur Prüfung der Bischöfe und die, welche damit beauftragt ist, die Sitten des Episcopats zu überwachen, haben bisher noch keine fühlbare Verbesserung in der Fähigkeit und in der Aufführung der Bischöfe herbeigeführt.

Wenn der Titel als Erzbischof von Rom der Eitelkeit der Päpste nicht widerspräche, würde der Papst die Functionen desselben versehen; sie verpflichten zu dem Hirtenbesuche der sechs Bisthümer Ostia außerhalb Rom, Porto, Sabina, dessen Sitz in Magliano ist; Palestrina, Frascati und Albano, die sämmtlich zu dem Patrimonium des heiligen Petrus gehören. Unter dem Vorwande der wichtigen Beschäftigungen, zu denen die Staatsangelegenheiten ihn zwingen, vernachlässigt und verschmäht er diese Pflicht der apostolischen Besichtigungen, für welche er Commissare absendet, die die Kirchen, die Klöster beider Geschlechter in der Stadt und auf dem Lande visitiren; bei ihrer Rückkehr erstatten diese Abgeordneten einen Bericht über die von ihnen inspicirten Orte.

Ist die Aufrechthaltung dieser Anordnungen nicht der augenscheinliche Beweis für die römische Regungslosigkeit?

Es ist für Rom nicht genug, in seinem Schooße diese unfruchtbaren Traditionen der Vergangenheit zu bewahren. Bei all seinem Verkehr mit den Regierungen und den Völkern Europas handelt der römische Hof nur nach einem einzigen Gedanken, dem, Alles zur Regungslosigkeit zurückzuführen, die für ihn selbst zu einer zweiten Natur geworden ist.

Seine religiöse Gesetzgebung über alle Erzbisthümer und Bisthümer der Christenheit ausdehnend, ist der römische Hof in geistiger Beziehung der höchste Herrscher über alle Theile der Bevölkerung der katholischen Staaten. Unter den Inspirationen, welche von dem Oberhaupte der Kirche ausgehen, hat der Klerus nur einen Wunsch, den, sich in die Staatsangelegenheiten zu mischen, um Rom den Einfluß zu gewinnen, den es durch seine Manöver über die Geschicke des Landes erlangen kann.

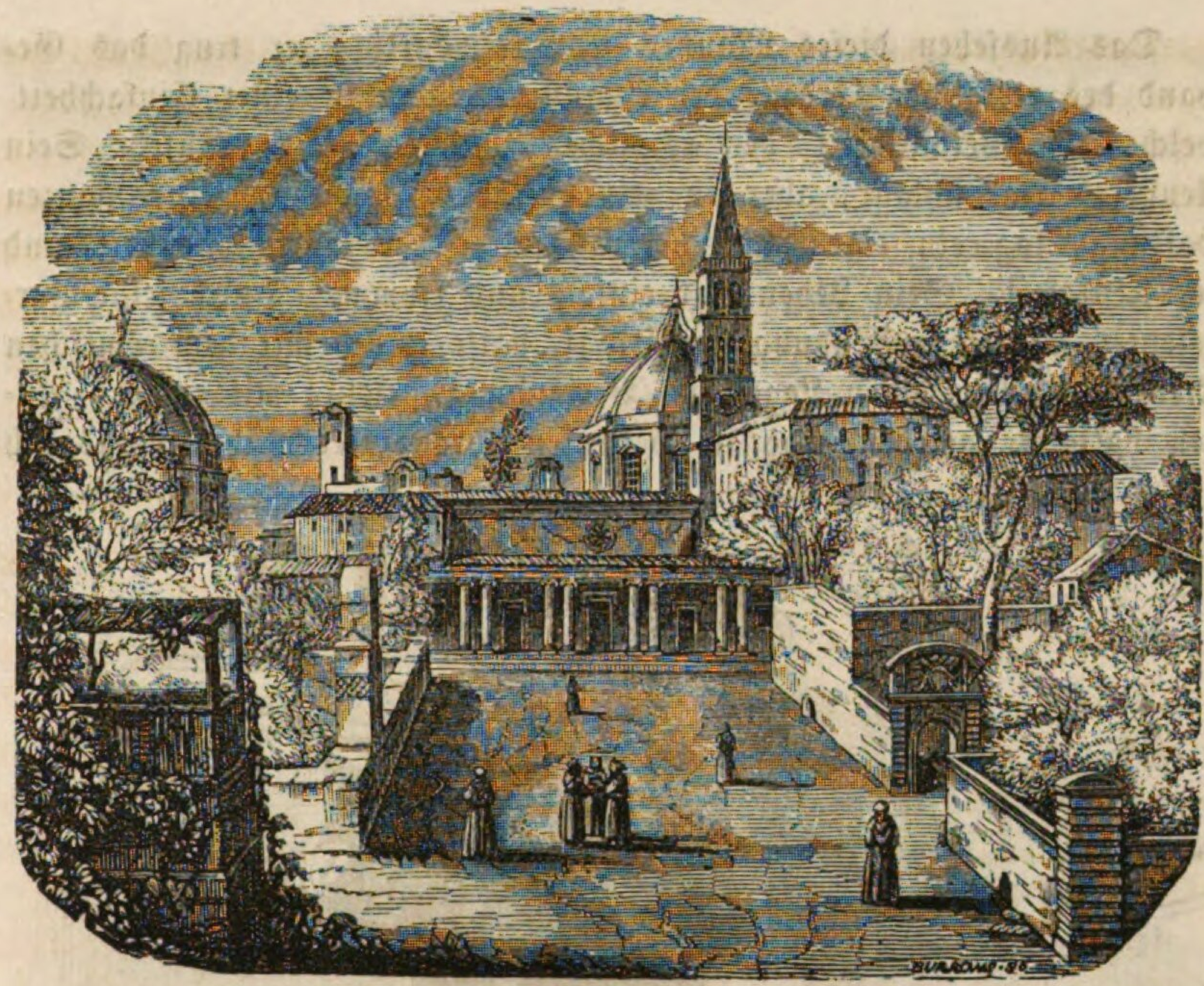
In Frankreich ist der Kampf augenscheinlich; das Episcopat denkt nicht einmal daran, seinen ultramontanen Widerspruch zu verhehlen, und wenn eine Association als den Gesetzen des Königreiches widersprechend erklärt wird, sieht man die Bischöfe als Anwälte der Association vortreten, die Mitglieder derselben beschützen und von ihrem Bischofssitze aus laut rufen:

„Die anzugreifen, welche wir vertheidigen, heißt uns selbst angreifen; uns angreifen heißt die Kirche angreifen!"

Die Blitze Roms, welche ehemals so viel Schrecken einflößten, sind

gegenwärtig kalt und abgestumpft. Rom schleudert von dem Gipfel des Vaticans nur noch Anathema's, über die man lacht, aber es giebt unterirdische Minen unter den Ideen und dem Fortschritte, welche seinen Absichten im Wege sind; sein geheimer Weg läuft parallel dem, welchen die Civilisation im Angesicht des Himmels verfolgt. Das sind verspätete Versuche, welche die Trümmer der weltlichen sowie der geistlichen Macht, die sich gegenseitig einander zerstört haben, nicht wieder herstellen kann.







Achtundzwanzigstes Capitel.

Der heilige Fiscus.

Mit den Bewegungen der Vergangenheit müssen wir uns jetzt beschäftigen, um die Bewegungen der Gegenwart aufzufinden. An einem jener heißen Tage, an denen ganz Italien die Siesta hält, in jenen heißen Stunden, in denen die Straßen aller italienischen Städte verödet sind, stand ein Mann, der Gluth trotzend, allein vor dem Dome des heiligen Petrus. Er schien in die Betrachtung des Gebäudes versunken zu sein.

Es war im Jahre 1510 unter dem kriegerischen Pontificate Julius' II. Das Denkmal hatte noch nicht die bewundernswürdigen und riesigen Verhältnisse, welche es gegenwärtig besitzt; man sah nur noch unvollendete Bauten. Allein an der Art und Weise, wie der Mann die neuesten Arbeiten betrachtete, konnte man erkennen, daß er im Geiste schon die zukünftige Majestät und Größe dieses Bauwerkes erkannte, dessen gewaltige Kosten er zu berechnen schien.

Das Aussehen dieses Mannes war fremdartig; er trug das Gewand des religiösen Ordens der Augustiner, aber in einer Einfachheit welche die Weichlichkeit der römischen Mönche nicht kannte. Sein Aeußeres war schlank, aber in seinen Zügen, sowie in seiner ganzen Haltung, lag ein eigenthümlicher Charakter der Entschlossenheit und der Festigkeit. Sein Leben war einfach und fromm. Durch seine Vorgesetzten mit einer Sendung beauftragt, hatte er sich mit dem römischen Klerus in allen seinen Lagen in Verbindung gesetzt; mit eigenen Augen hatte er gesehen, was in Gedanken vorauszusehen ihm unmöglich



gewesen war. Nach Rom gekommen mit einem innigen Gefühl der Verehrung für den heiligen Stuhl kehrte er in sein Vaterland gereizt, von Unwillen ergriffen und erbittert gegen die Demoralisation der Kirche Roms, zurück. Eine Binde schien sich, wie er selbst gesagt hat, von seinen Augen zu lösen, und die Wahrheit erschien ihm abscheulich und abstoßend. Von diesem Augenblick an war die Herrschaft der Päpste für ihn nur noch ein Werk der Lüge und des Betruges, würdig der Verachtung und des Zornes.

Rom schlief, träge gestützt auf seine doppelte Macht, gegen welche Der

sich aufgelehnt hat, der so mächtig die Ruhe der Stadt der Päpste erschüttern sollte.

Dieser Mann war Martin Luther.

Geboren von armen Eltern in Eisleben in Sachsen, am 10. November 1483, war Luther damals 27 Jahr alt.

Sein Vater, Hans Luther, der als Bergmann arbeitete, prägte ihm früh schon die Grundsätze einer reinen Moral und einer aufrichtigen Frömmigkeit ein; da er glaubte, an ihm glückliche Anlagen zum Studium bemerkt zu haben, schickte er ihn nach Eisenach in dem Fürstenthum Sachsen-Weimar, im Jahre 1498, um das Collegium jener Stadt zu besuchen. Der Schüler machte schnelle Fortschritte in der lateinischen Sprache und in den anderen Zweigen des Unterrichts. Dem, welcher zwanzig Jahre später die Macht der Päpste unter die Füße treten sollte, fehlte es oft an dem Nothwendigsten des Lebens, und gleich seinen armen Genossen war er gezwungen, von Thür zu Thür zu singen. Er erwarb den Grad als Licentiat der Universität Erfurt und lehrte hier die Philosophie des Aristoteles. Um diese Zeit fand er eine lateinische Bibel in der Universitätsbibliothek, und er bemerkte mit Staunen, daß sie etwas Anderes enthielt, als die gewöhnlichen Bibeln. Von diesem Augenblicke an ergab er sich mit Eifer dem Studium der heiligen Schriften in den Urtexten und erwarb in diesen kitzlichen Dingen Kenntnisse, welche die meisten Geistlichen seiner Zeit nicht einmal ahnten. Sein leidenschaftlicher Geschmack an dergleichen gelehrten Forschungen ließ ihn wünschen, den klösterlichen Stand zu ergreifen. Sein Vater hätte gewünscht, er möchte die Laufbahn der Rechtsgelehrsamkeit wählen. Luther war unentschieden, als ein fürchterliches Ereigniß ihn in ein Kloster brachte.

Der Blitz traf vor seinen Augen tödtlich einen seiner Freunde, Namens Alexius, auf einer Reise, die sie gemeinschaftlich von Mannsfeld nach Erfurt machten; dieser Tod ergriff ihn so gewaltig, daß er sich auf der Stelle in das Augustinerkloster dieses Ortes zurückzog; dies war im Jahre 1505.

Luther zeichnete sich bald durch sein Verdienst aus; sein Superior sprach ihn von den Handarbeiten, zu denen man in diesem Kloster verpflichtet war, frei, um ihm die Muße zur Fortsetzung seiner theologischen Studien zu gewähren.

Im Jahre 1507 zum Priester geweiht, erlangte er eine Professur an der Universität Wittenberg, die unlängst durch Friedrich, Kurfürst von Sachsen, gegründet worden war. Hier offenbarte sich sein Genie; die Fesseln der scholastischen Philosophie wurden ihm unerträglich, und er unternahm es, den menschlichen Geist, der zu lange gefangen ge-

halten worden war, von denselben zu befreien. Die Neuheit und Kühnheit seiner Ansichten riß die Mehrzahl der Studenten mit sich fort und gewann ihm auf der Universität eine große Anzahl enthusiastischer Anhänger.

Bei seiner Rückkehr nach Wittenberg nahm er die Anstellung als Prediger an und wurde 1512 zum Doctor ernannt. Zu diesem Grade gelangt, widmete er sich ganz der Vertheidigung der heiligen Schriften; er besaß ein vollkommnes Verständniß der Schriftsteller des Alterthums und der Kirchenväter; er war vertraut mit der griechischen und der hebräischen Sprache; er predigte mit hinreißender Beredsamkeit und machte bald seinen Namen berühmt unter den Gelehrten und populär durch die Liebe der Menge.

Um diese Zeit, 1517, führte der Ablaßkram in die Gegend von Wittenberg einen Dominikanermönch, Namens Tetzel; Luther, der durch seinen Eifer für die Freiheit angefeuert wurde, griff mit Heftigkeit diesen verabscheuungswerthen Handel mit heiligen Dingen an; der Ablaßverkäufer, welcher auch der erste Commissar zu dieser Verkündigung war, antwortete ihm mit vieler Bitterkeit und Heftigkeit. Der Streit artete in Zank aus, aber Luther triumphirte. Kühn gemacht durch diesen ernsten Erfolg, ließ er an das Thor der Hauptkirche von Wittenberg 95 Thesen anschlagen, in denen seine Ansichten ausgesprochen und entwickelt wurden. Der Dominikaner Hogstraaten, Prior des Dominikanerklosters zu Köln, und der Doctor Eck, von Ingolstadt, schrieben gegen ihn. Sie wendeten kein neues Argument an und rechtfertigten den Ablaß nur durch die Unfehlbarkeit des Papstes.

Statt, wie er es bisher gethan hatte, den Mißbrauch des Ablasses anzugreifen, griff Luther nun den Ablaß selbst an.

Leo X., der durch die Fortschritte der neuen Lehre erschreckt wurde, berief Luther nach Rom. Die Erinnerung an Johann Huß und den Scheiterhaufen, auf welchem dieser endete, hielt den jungen Professor ab, dieser Aufforderung zu folgen.

Der Cardinal Cajetan, Legat des Papstes, wurde 1518 nach Augsburg geschickt, um Luther zu einem Widerrufe zu bewegen, der Alles geändert haben würde; die zu diesem Zwecke eröffneten Conferenzen waren sehr lebhaft. Luther, der Arglist fürchtete, verließ heimlich Augsburg, nachdem er eine Berufung von dem schlecht unterrichteten an den besser zu unterrichtenden Papst veröffentlicht hatte. Im nächsten Jahre knüpfte er andere Conferenzen mit Miltitz, dem päpstlichen Nuntius in Augsburg, an. Dieser wendete große Gewandtheit und Mäßigung auf, um Luther dahin zu bringen, sich dem heiligen Stuhl zu unterwerfen. Luther blieb indeß fest bei der Lehre,

die er verbreitete. Indeß richtete er an den Papst einen Brief, in welchem er, während er seine Ehrfurcht betheuerte, ihm rieth, selbst die Reform der Kirche, die so allgemein gewünscht würde, zu unternehmen.

Im Jahre 1520 erschien die Excommunications-Bulle, welche durch den heiligen Stuhl gegen Luther und dessen Anhänger geschleudert wurde; in Rom, in Köln und in Löwen waren die Schriften Luther's verbrannt worden; er verbrannte dagegen am 10. December 1520 in Wittenberg die Bulle Leo's X. mit allen päpstlichen Decretalen in



Gegenwart der Schüler und Professoren der Universität und einer großen Menge von Zuschauern. Er erklärte laut, der Papst sei der Mann der Sünde oder der Antichrist, dessen Erscheinen in dem alten Testamente vorausgesehen wäre; er ermahnte die christlichen Fürsten, das schmachvolle Joch abzuwerfen; er wünschte sich Glück dazu, den Zorn Roms verdient zu haben, indem er die Freiheit des Menschengeschlechts vertheidigte.

Von diesem Tage an war die protestantische Reformation begonnen.

Der deutsche Adel bot Luther das Asyl seiner Schlösser; aber er erhob sich über jede Furcht. Am 4. April 1521 ging er ungeachtet alles dessen,

was man that, um ihn abzuschrecken, nach Worms und betrat die Stadt, begleitet von einer zahlreichen Menge zu Fuß und zu Pferde.

Auf dem Reichstage am 17. April vertheidigte er mit Kraft seine Lehre in Gegenwart Kaiser Karl's V., welchem 6 Kurfürsten, 24 Herzöge, 7 Markgrafen, 30 Prälaten, Herren, Grafen und Gesandte zur Seite standen. Er erlangte freies Geleit, aber wenige Tage nach seiner Entfernung wurde er durch ein kaiserliches Decret, dem der Reichstag sich angeschlossen hatte geächtet.

Der Kurfürst von Sachsen, der eifrigste seiner Beschützer, rettete Luther und dessen Lehre, indem er ihn nach seinem Schlosse Wartburg führen ließ. Luther nannte diesen Aufenthaltsort sein Patmos, indem er auf die Insel anspielte, nach welcher der Apostel Sanct Johannes verbannt wurde. An diesem Orte schrieb er mehrere wichtige Werke; er verließ ihn nur, um den wilden Ungestüm einiger seiner Anhänger, welche den Erfolg seines Werkes gefährden konnten, zu mäßigen.

Sein Plan der Reform war vollendet und er ging nach Wittenberg, um ihn in Ausführung zu bringen. 1523 bewirkte er die Umwandlung der Liturgie und unterdrückte alle kirchlichen Ceremonien, die ihm überflüssig erschienen. Er veröffentlichte seine Abhandlung über den gemeinen Fiscus, durch welchen er einen öffentlichen Schatz gründete, in welchen alle Einkünfte der Klöster, der Bisthümer, der Abteien und aller Arten von Pfründen fließen sollten. Die deutschen Fürsten wurden durch diese reiche Beute verführt und nahmen die Lehre Luther's an. Die Säcularisation der Klöster vervollständigte diese Maßregel; am 11. Juni schwur Luther sein mönchisches Gelübde ab und heirathete eine Nonne, Namens Katharina von Bora.

Die Reform befestigte sich nach der Form, welche Luther selbst ihr gegeben hatte, und man könnte ihm nicht ohne Ungerechtigkeit die Unordnungen und blutigen Ausschweifungen der Wiedertäufer unter der Leitung von Storch, Münzer und Johann von Leyden zur Last legen.

Mit einem großen Talente und einer wunderbaren Organisation vereinigte Luther eine unbegreifliche Thätigkeit; er hat gewaltige Arbeiten in einem Zeitraume, der den Gedanken zum Staunen bringt, vollbracht. Sein Charakter blieb unter so vielfältigen Beschäftigungen ruhig und selbst heiter; er fand Gefallen an den einfachsten Zerstreuungen, und unter den fürchterlichsten Kämpfen hörte er nicht auf, Musik zu treiben; er spielte die Flöte und die Lyra; er componirte, und der berühmte Händel gestand, daß er die musikalischen Werke Luther's studirt hätte.

Seine Gesundheit wurde durch diese Erschütterungen untergraben; er starb 63 Jahr alt in Eisleben, seinem Geburtsorte, am 18. Februar 1546.

Niemand ist mehr als Luther ein Ziel der Verleumdung gewesen. Man hat ihm seine Gewaltthätigkeit gegen Zwingli zum Vorwurf gemacht. Luther vertheidigte die wirkliche Anwesenheit Christi in dem Abendmahl; Zwingli verwarf sie mit wüthenden Aeußerungen. Luther zeigte gegen ihn dieselbe Heftigkeit, wie gegen den Papst und gegen Heinrich VIII., König von England. Man behauptet, Luther hätte an den Teufel geglaubt, weil er in seinen Schriften oft von demselben sprach; man muß dies auf Rechnung der Ansichten des Glaubens und der Gewohnheiten seiner Zeit schreiben. Dieser Ursache muß man auch die Derbheit und Trivialität seiner Sprache bei seinen meisten Angriffen und Antworten beimessen.

Die abgeschmacktesten Erzählungen haben das Andenken Luther's verfolgt. Entsprungen aus dem höllischen Verkehr eines Dämons mit seiner Mutter sollte er den Schrei seines Gewissens unterdrückt haben und Atheist geworden sein. Er hätte auch seinen Theil an dem Paradiese gegen zehn Jahre eines angenehmen Lebens hingegeben. Es gab Menschen, welche behaupteten, Luther hätte die Unsterblichkeit der Seele geleugnet, und sei von gemeinen und fleischlichen Ansichten über das andere Leben ergriffen gewesen; er hätte deßhalb zu Ehren der Trunkenheit gedichtet; er hätte die heilige Schrift gelästert und insbesondere Moses; er sollte sogar gesagt haben, er glaubte nicht, was er predigte.

Es ist so leicht, die Quelle dieser Unwürdigkeiten zu erkennen, daß es nutzlos erscheint, dieselbe anzudeuten. Dieser Schmutz der Verleumdung ist so häufig den Canälen Roms entflossen!

Bayle, dieser hohe Gerichtsvollstrecker der Geschichte, hat in seinem Dictionaire dem berühmten Reformator eine Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche ihn gegen solche Beschimpfungen rächt. Hier die Art und Weise, wie sich eine Ode des Poeten Cramer, dessen Unbefangenheit jeden Gedanken an Schmeichelei entfernt, über Luther ausspricht:

„Nie war er Heuchler; nie schmeichelte er den Fürsten, um von ihnen beschützt zu werden; er vertheidigte beständig die Rechte der Menschheit, erfüllte seine Pflichten als Vater und Gatte, als Freund und Unterthan, war der Tröster der Armen und ging festen Schrittes auf der glänzenden Bahn voran, welche der Himmel ihm vorgezeichnet hatte. Sein Glück auf dieser Erde unter tausend Nattern des Vorurtheils, die er zu bekämpfen hatte, war ein tugendhaftes Leben und seine Güte!"

Die Werke Luther's sind in Jena 1556 gedruckt worden und bilden vier Bände in Folio.

Bei dem Werke der Reformation waren die vorzüglichsten Reformatoren mit Luther: Philipp Melanchthon; er hieß Schwarzerd und änderte seinen Namen in Melanchthon um, der aus zwei griechischen

Worten gebildet wird, welche schwarze Erde bedeuten; er wurde geboren in Bretten, in der Rheinpfalz und war der berühmteste unter allen Schülern Luther's; ferner Carlstadt; er war einer der ersten Schüler Luther's; Zwingli, Schweizer Reformator im Canton Sanct Gallen; er griff die Autorität des Papstes an, das Sacrament der Büßung, das Verdienst des Glaubens und die Erbsünde, die Wirkung der guten Werke, die Anrufung der Heiligen, das Meßopfer, die kirchlichen Gesetze, die Gelübde, das Cölibat der Priester und das Fasten durch Enthaltung des Fleisches; Oecolampadius, er war der thätigste Mitwirker Zwingli's; Bucer, ein Dominikaner, war der erste Geistliche der reformirten Kirche in Straßburg; Johann Calvin von Genf, das Oberhaupt einer der zahlreichsten protestantischen Gemeinden und dessen Lehren besonders in Frankreich befolgt werden.

Luther begründete das Augsburger Bekenntniß, Calvin das Genfer.

Die Reformation der Kirche war im 15. Jahrhundert bei ihrem Oberhaupt, wie bei ihren Mitgliedern, der Gedanke jedes moralischen und religiösen Geistes. Luther und seine Lehre konnten keinen günstigern Augenblick wählen, um sich Gehör zu verschaffen. Niemand dachte daran, die Wohlthaten zu leugnen, welche der Civilisation der Völker durch die ursprüngliche Kirche geleistet worden waren, deren Aufklärung und Tugend die Finsterniß verbannt und das Licht zurückgeführt hatte; aber man erkannte allgemein an, daß die katholische Kirche, von Christus dazu bestimmt, das Glück des Menschengeschlechtes zu begründen, indem sie den Gedanken und das Herz der Menschen erhob, sich von diesem Ziele in eben dem Maße entfernt hatte, in welchem sie weiter in die Staaten eindrang und sich in alle Handlungen des politischen und socialen Lebens mischen wollte.

Im 14. Jahrhundert war die Autorität der Päpste noch mächtig genug, um das Geschrei zu ersticken, welches auf verschiedenen Punkten der Christenheit die gewaltigen Zügellosigkeiten erweckten, die den heiligen Stuhl in Verzweiflung stürzten, sowie das über den unerträglichen Stolz der Päpste. Indeß sah man den Augenblick sich nahen, wo jeder Widerstand gegen diese allgemeine Verwirrung unmöglich werden würde.

Die Schriften Wiclef's regten England auf; Huß erhob sich in Böhmen. Die griechische Emigration klärte die Welt auf, indem sie ihr die Wunder des Alterthums enthüllte. Ueberall wurden Schulen eröffnet und unterstützten die geistige Entwickelung. Mächtige Stimmen, unter denen man die des heiligen Bernhard fand, hatten die Reformation der Kirche verlangt. Die Zeichen der moralischen Unabhängigkeit traten überall hervor; der Widerstand gegen die Macht Roms äußerte sich

schon bei mehreren Nationen, und man sah im Occident die Spaltung sich verbreiten, die im Orient begonnen war.

Bald brach das Licht durch, die Bahnen waren für die Wahrheit geebnet; man gestatte uns einen Vergleich: es war eine Pulverleitung, welche nur den Funken erwartete, um das Feuer bis in die Mine zu leiten und eine Explosion hervorzubringen.

Europa war daher in seinen nördlichen und mittleren Theilen wunderbar geneigt zu großen Veränderungen.

Leo X., Johann von Medicis, welcher seinen Namen dem 16. Jahrhundert verlieh, wurde am 11. März 1513 zum Papst gewählt, und war Einer von den Päpsten, welche die Tiara mit dem größten Glanze versahen. Er rief die Traditionen des Pericles und des Augustus durch die hohen Belohnungen und die prachtvollen Ermuthigungen, die er den Werken der Kunst und des Verstandes gewährte, wieder in das Leben; aber er vermochte es nicht, sich der verhängnißvollen Rathschläge des Stolzes zu erwehren. Er wollte seinem schon so glorreichen Namen noch eins der prachtvollsten Monumente der wiedererwachenden Architectur hinzufügen, und beschloß, den durch Julius II. begonnenen Bau des Sanct Petersdomes zu vollenden. Diese Unternehmung gehörte zu denen, welche hinreichten, um eine ganze Regierung berühmt zu machen; aber das Geld mangelte für die Wünsche des Papstes. Der Schatz, welcher durch die ehrgeizigen Freigebigkeiten Alexander's VI. und Julius' II. erschöpft war, bot keine Hülfsmittel. Leo X. ließ sich durch diese Hindernisse nicht zurückhalten; er nahm seine Zuflucht zu der unerschöpflichen Fiscalität des Altars, deren schon seine Vorgänger sich so häufig bedient hatten. Vor den glänzenden Thaten seines Pontificates war der Papst unbekannt geblieben mit dem neuen Zustande der Christen, und glaubte, daß der Verkauf des Ablasses ebenso wenig wie in der Vergangenheit auf Hindernisse stoßen würde. Leo X. hatte selbst durch unüberlegte Verschwendung zu den Geldverlegenheiten beigetragen.

1517 ließ er vollständigen Ablaß verkünden, der in der ganzen Christenheit verkauft werden sollte. Man sagt, er hätte damals einen neuen Kreuzzug gegen die Türken vorgeschützt, welche unter Selim I. furchtbar geworden waren; aber nichts bestätigt diese Behauptung. Beinahe allgemein stimmt man darin überein, den Verkauf des Ablasses dem Verlangen zuzuschreiben, den Sanct Petersdom zu beendigen. Und gleichwohl fügen mehrere Geschichtsschreiber hinzu, daß Leo X. schon im Voraus einen Theil von dem Erträgnisse des Ablaßverkaufes seiner Schwester zugesichert hätte, die er sehr liebte.

Was aber auch der Beweggrund dieser Verkündigung sein mochte, so fand sie doch statt. Albert, Kurfürst von Mainz und Erzbischof von

Magdeburg, wurde mit der Leitung dieser Finanzangelegenheit beauftragt. Er betraute den Dominikaner Tetzel, einen Mann von schlechten Sitten, aber von thätigem Geiste und volksthümlicher Beredsamkeit, mit dem Einzelverkauf des Ablasses in Sachsen. Dieser Mönch erfüllte seine Sendung mit dem größten Eifer und dem ausgezeichnetsten Erfolge. Er errichtete überall Bureaux zum Verkauf des Ablasses, welchen man ohne Unterschied allen Denen ertheilte, die am besten bezahlten. Der Verkauf gedieh; man drängte sich hinzu, um Verzeihung für die Sünden zu erlangen, und der Handel dehnte sich aus und wurde immer einträglicher und einträglicher; aber Tetzel und die Mönche, die seine Agenten waren, trieben die Unverschämtheit und die Verwegenheit so weit, die Ueberspanntheit ihrer Reden und die Schamlosigkeit ihrer Aufführung waren so übermäßig, daß sie den allgemeinen Unwillen gegen sich erweckten. Man wagt kaum, nach authentischen Zeugnissen die Ausdrücke wieder zu geben, in denen sie die verkauften Gnadenbezeigungen empfahlen; man kann kaum einer solchen Entwürdigung Glauben schenken.

„Wer," so sagten sie, „Ablaßbriefe kauft, der kann über das Heil seiner Seele beruhigt sein; die Seelen, welche in dem Fegefeuer schmachten und für deren Erlösung man den Ablaß erstebt, entrinnen dem Orte der Marter und schwingen sich auf zum Himmel, sobald das Geld in der Casse klingt. (Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt)."

Sie fügen etwas Ungeheures hinzu. Ihrer Versicherung nach war die Wirksamkeit dieser Ablaßbriefe so groß, daß sie die ungeheuersten Verbrechen verwischen konnten, selbst, wenn es möglich gewesen wäre, die Nothzüchtigung der heiligen Jungfrau (Chemnitz: Examen concilii Tridentini apud Herm. van der Hardt: Hist. litt. reform., pars IV.).

Da erhob sich Luther.

Die Rohheit dieser durch die Trunkenheit eingegebenen Reden hatte den Unwillen der Aufgeklärten erweckt, die überdies darüber empört waren, einen Theil des Geldes, welches man aus diesem gotteslästerlichen Handel gewann, durch Trunkenheit und Ausschweifungen vergeuden zu sehen.

Die Fürsten und Herren sahen mit Kummer diese Erpressungen, welche ihre Vasallen zu Grunde richteten, um die Weichlichkeit, die Ueppigkeit und den Prunk der Päpste zu befördern. Die aufrichtigen Freunde der Religion seufzten über die Unwissenheit und die Leichtgläubigkeit der Völker, welche auf den Glauben einer Vergebung hin, die durch Ablaß gewährt wurde, sich von allen Pflichten entbunden, von jeder Moral befreit und von der Ausübung der christlichen Tugend freigesprochen glaubten; die redlichen und edlen Herzen fürchteten die

Gefahr so verderblicher Lehren. Selbst die, deren Einfalt den Ablaß gesucht hatte, wurden empört über das ärgerliche Leben der Geistlichen, die damit Handel trieben.

Der Sturm hatte sich seit längerer Zeit angesammelt; auf die Stimme Luther's brach er los.

Von Deutschland aus verbreitete die Reform sich über alle Staaten Europa's; seit jener Zeit machte der Widerstand gegen das katholische Dogma täglich rasche Fortschritte, und das Band der römischen Einheit ward immer lockerer und lockerer.

Die Wissenschaft hatte durch ihre Wiedergeburt und der Verstand durch neue Aufklärung den Sieg der Reform beschleunigt; diese unterstützte in gerechter Gegenseitigkeit die geistigen Fortschritte, indem sie die Gedanken von den Banden befreite, in denen sie zurückgehalten wurden.

Luther leistete der religiösen Forschung einen ungeheuren Dienst, indem er eine Uebersetzung der Bibel in gewöhnlicher Sprache herausgab, während das ängstliche Verbot des römischen Klerus daraus ein Arcanum für die Gläubigen gemacht hatte und noch macht, denen das Lesen der Bibel noch untersagt ist. Man sollte glauben, Rom fürchtete, man möchte in der Weisheit und der Wahrheit der heiligen Schrift den Beweis seiner Irrthümer und seiner Täuschungen finden.

Durch diesen Beistand, den sich brüderlich die Wissenschaft und die Reform leisteten, dehnten sie ihre Fortschritte und ihre Eroberungen über alle Gegenden aus und vertrieben aus so vielen Ländern die römische Gottesverehrung mit ihrem Aberglauben und ihrer entwürdigenden Bedrückung.

1524 versuchte Adrian VI., der ehemalige Erzieher Karl's V., der auf Leo X. gefolgt war, die Fortschritte der Religion zu hemmen. Es war nicht mehr ein einfacher Mönch, der dem Papste antwortete. Der deutsche Reichstag, der in Nürnberg versammelt war, entwarf die berühmte Liste der 100 Beschwerdepunkte, in welcher hundert Gegenstände der Klagen gegen den römischen Hof angeführt wurden.

Man beschwerte sich damals:

„Ueber die Summen, welche für die Dispense, die Absolutionen und den Ablaß verlangt wurden; über die Kosten, welche die in Rom geführten Processe nach sich zogen; über die zahllosen Mißbräuche der Vorbehalte; die Pfründen der Weltgeistlichen und die Annalen (Abgabe von den Einkünften des ersten Pfründenjahres an den Papst); das dem Klerus gebotene Vorrecht, sich der weltlichen Gerichtsbarkeit zu entziehen; über die Arglist, welche die geistlichen Richter anwendeten, um die Aburtheilung über die Civilprocesse an sich zu reißen; über die un-

anständigen und ärgerlichen Sitten einer großen Anzahl von Priestern und mehrere besondere Ausschreitungen."

Diese gerechten Klagen über die Vergangenheit haben wir deshalb wieder erwähnt, weil sie auch noch auf die gegenwärtige Zeit anwendbar sind; der heilige Fiscus, die richterliche Käuflichkeit, die Habgier der Kirche, die Befreiung von Abgaben, die Arglist, die Zügellosigkeit der Sitten — das waren die Ursachen, welche im 16. Jahrhundert Deutschland von der Vereinigung mit Rom trennten. Dieselben Beweggründe scheiden im 19. Jahrhundert alle aufgeklärten und redlichen Christen von Rom.

Diese Liste der hundert Beschwerdepunkte wurde dem Papste übersendet; die Fürsten des Reichstages schloßen damit, daß sie erklärten, wenn der heilige Stuhl sich nicht beeilen würde, sie von diesen unerträglichen Lasten zu befreien, so wären sie entschlossen, sich denselben nicht mehr zu unterwerfen und Alles zu thun, um dieselben abzuschütteln.

Der Papst Adrian hatte kurze Zeit zuvor an den Reichstag ein Breve gerichtet, in welchem er die Ansichten Luther's verdammte und mit einer staunenerregenden Unbefangenheit und in den entschiedensten Ausdrücken, zugestand, daß die Zügellosigkeiten des römischen Hofes die Quelle all der Leiden wären, welche die Kirche träfen oder bedrohten.

Diese offene Erklärung des Papstes wurde in den Händen der Reformatoren eine mächtige Waffe. Auf dem Reichstage von Nürnberg waren die Fürsten, die dem katholischen Dogma treu geblieben waren, in der Mehrzahl; aber Luther und seine Schüler beriefen sich fortwährend auf das förmliche Geständniß des Papstes über die Liste der hundert Beschwerdepunkte. Um die Reform zu hemmen, verlangte Karl V. auf dem Reichstage zu Speyer am 25. Juni 1526, daß man zur Ordnung der religiösen Fragen einwilligte, die Haltung und Entscheidung eines nahe bevorstehenden Generalconcils zu erwarten, welches der Papst verlangt hatte. Man gewährte diese Verzögerung; aber der Kaiser hatte selbst so leichtfertig die Autorität des Papstes behandelt, daß die Deutschen sich auf sein Beispiel stützten, um sich gegenseitig in ihrem Widerstande gegen die Kirche Roms zu ermuthigen. Man verbreitete zahlreich die lange Antwort, welche Karl V. auf ein Breve Clemens' VII. ertheilte. Die Heftigkeit des Styles stand nicht gegen den in der Sprache Luther's zurück. Dieses Actenstück raubte den Anstrengungen des Kaisers gegen die Reform alle Autorität.

Ein neuer Reichstag wurde in Speyer am 15. März 1529 gehalten. Im Namen Karl's V. wurde den Ständen geboten, die gegen Luther erlassenen Decrete zu beobachten, keine Neuerung in der katholischen Re-

ligion vorzunehmen und besonders, die Messe nicht vor der Berufung eines Generalconcils abzuschaffen. Diese Decrete wurden nach einem lebhaften Widerspruche angenommen. Der Kurfürst von Sachsen, der Markgraf von Brandenburg, der Landgraf von Hessen, die Herzöge von Lüneburg, der Fürst von Anhalt, und die Deputirten von 14 freien kaiserlichen Reichsstädten protestirten feierlich gegen diese Entscheidung. Diese Handlung verlieh ihnen den Namen der Protestanten, welcher später auf alle Sekten ausgedehnt wurde, die sich durch die Reform von Rom getrennt hatten.

Am 15. Juni des folgenden Jahres wurde in Augsburg der Reichstag eröffnet, auf welchem die denkwürdige Augsburger Confession überreicht wurde, das älteste von allen Glaubensbekenntnissen der Protestanten. Melanchthon wurde damit beauftragt, es mit Aufrichtigkeit, aber in den mindest verletzenden Ausdrücken, für die römischen Katholiken aufzusetzen. Der Kurfürst von Sachsen wollte nicht, daß Luther auf diesem Reichstage erscheinen sollte, und zwar aus Furcht, Karl V. möchte glauben, man wollte ihm trotzen. Die Augsburger Confession wurde vor dem Reichstage vorgelesen und von den Theologen beider Parteien mit Feuer berathen. Man gelangte zu keiner Verständigung; nachdem der Kaiser Alles erschöpft hatte, um eine Aussöhnung herbeizuführen, machte er seine Autorität geltend. Er ließ durch den Reichstag ein Decret verkünden, welches beinahe all die Ansichten verdammte, die von den Protestanten vertheidigt wurden, die Lehre derselben zu beschützen verbot und für die Zukunft jede Neuerung untersagte. Dieses Decret bestimmte noch außerdem, daß alle Behörden verpflichtet wären, zu dessen Vollstreckung beizutragen, unter Vermeidung der Strafe, für unfähig erklärt zu werden, das Amt von Richtern zu üben oder als Theil der kaiserlichen Kammer, welche der höchste Gerichtshof des Kaiserreichs war, zu erscheinen.

Die Strenge dieses Decretes verbreitete Unruhe unter den Protestanten; sie betrachteten diese Maßregel als das Signal zu gewaltigen Verfolgungen. Luther allein verlor den Muth nicht. Seine Festigkeit belebte die Thatkraft seiner niedergeschlagenen Jünger aufs Neue. Die Fürsten, begeistert durch seine Idee, faßten einen kühnen Entschluß. Man hatte erfahren, daß die katholischen Fürsten zur Aufrechthaltung der römischen Religion eine Ligue gebildet hätten, an deren Spitze der Kaiser selbst stände.

Bei dieser Nachricht fühlten die protestantischen Fürsten, daß ihr Schicksal von ihrer Einigkeit abhänge. Sie versammelten sich in Schmalkalden und begründeten hier am 22. December 1530 ein Defensivbündniß gegen jeden Angriff, nach welchem alle protestantischen Staaten des

Kaiserreichs nur eine einzige Körperschaft bilden sollten. Die Freiheit mischte sich bei dieser feierlichen Manifestation in die Religion und drängte die Macht des Kaisers in engere Grenzen zusammen. So wurde der Schmalkaldische Bund begründet, welcher das Gebäude der Reform befestigte, nachdem er dasselbe mit seinem eigenen Blute und dem seiner Feinde zusammengekittet hatte.

Die Augsburger Confession und der Schmalkaldische Bund gaben dem Werke der Reformation eine feste Grundlage.

Diese großen Ereignisse entschieden über die religiöse und politische Zukunft Deutschlands. Nach blutigen Kriegen, an denen ganz Europa Theil nahm, nach den verschiedensten Wechselfällen, brach der 30jährige Krieg aus, welcher die Befreiung Deutschlands entscheiden und dasselbe der unbedingten Herrschaft des Kaiserreichs unterwerfen sollte. Ganz Europa wurde in Brand gesteckt. Den Protestantismus, der dem Erliegen nahe war, rettete Gustav Adolph, der als Sieger bei Lützen fiel. In diesem Kriege sah man die Franzosen, die Schweden und die Dänen mit einander oder getrennt zu Gunsten der Evangelischen kämpfen, ein Name, den das Bündniß der protestantischen Fürsten annahm. Zuletzt wurde dieser Kampf, begonnen unter Karl V. im Jahr 1520, unter Ferdinand III. durch den westphälischen Frieden beendigt, der in Münster und Osnabrück am 14. October 1648 unterzeichnet wurde.

Die allgemeinen Artikel des Vertrages wurden verabredet und anerkannt als ein ewiges Grundgesetz, dazu bestimmt, als Grundlage der kaiserlichen Capitulationen zu dienen. Durch dieses Gesetz wurde die Gewissensfreiheit in Deutschland begründet und dieses Land eine große Aristokratie, gebildet aus einem Herrscher, regierenden Fürsten und kaiserlichen Städten.

Die Trennung zwischen Rom und dem größeren Theile von Deutschland war entscheidend; sie ist in unseren Tagen durch unlängst stattgefundene Ereignisse noch tiefer geworden als im 17. Jahrhundert.

Von Deutschland aus, welches der Mittelpunkt ihrer Wirksamkeit war, verbreitete sich die Reform in die nördlichen Gegenden. Hier, wie sie in Dänemark begründet wurde.

Christian II., mit dem Beinamen der Nero des Nordens, färbte den Thron mit Blut und bedrückte Dänemark und Schweden. Er hatte zum Mitschuldigen seiner Grausamkeiten Troll, Erzbischof von Upsala; beide ladeten den allgemeinen Fluch auf sich, aber sie genossen die Zuneigung Roms. Sie benutzten dieses Wohlwollen, um die Excommunication als Regierungsmittel anzuwenden. Eine Bulle, die aus Rom kam, und gegen den Senat von Stockholm geschleudert wurde, strafte diese Körperschaft dafür, daß sie sich den Verschwendungen und Grausam-

keiten Christian's und seines Ministers widersetzt hatte. Der Senat versuchte es, den ihm drohenden Streich abzulenken; man schien sich über gegenseitige Zugeständnisse zu einigen; der Herrscher und der Erzbischof leisteten auf eine geweihte Hostie den Eid, Alles zu vergessen. Christian machte den Vorschlag, diese Aussöhnung durch ein Banket zu feiern, zu welchem der ganze Senat geladen wurde; 94 Herren und 2 Bischöfe folgten dieser Einladung. Alle Gäste glaubten in der vollsten Sicherheit zu sein, als der König und Troll in den Festsaal traten, begleitet von einem Haufen Mörder, und die Niedermetzelung geboten, welche sogleich begann. Der Erzbischof führte dabei den Vorsitz, mit der Bulle des Papstes in der Hand, und indem er dieselbe mit lauter Stimme vorlas. Mehr als 600 Bürger, die zur Vertheidigung des Senats herbeieilten, wurden ermordet. Nie hatte Troll sich blutdürstiger gezeigt, als während dieser Metzelei. Er ließ in seiner Gegenwart dem Großprior des Ordens von Jerusalem den Bauch öffnen und ihm die Eingeweide herausreißen, ehe er noch die Seele ausgehaucht hatte.

Schweden hatte sich auf die Stimme Gustav Wasa's erhoben. Christian, der sich nach Dänemark geflüchtet hatte, wurde durch das erbitterte Volk vom Throne gestürzt. Diese Thatsachen trugen sich 1523 zu.

Vier Jahre nach diesen Ereignissen führte der Oheim Christian's, Friedrich, Herzog von Holstein, in den dänischen Staaten die protestantische Religion ein, welche übrigens daselbst erst zwölf Jahre später unter der Regierung Christian's III. Wurzel schlug. Schweden nahm die Reform zu gleicher Zeit mit Dänemark an. Das Lutherthum wurde daselbst durch Gustav Wasa, den Befreier des Landes, begründet. Dalecarlien, eine Gegend, welcher von einem rauhen, wilden Volksstamme bewohnt wird, wies die neue Lehre zurück; aber die Gewandtheit Gustav's verstand es, sie dennoch zur Annahme zu bringen.

Wie in Deutschland, so hatte die Reform sich auch in der Schweiz durch den Widerstand gegen den Ablaßkram begründet. Zwingli war der Vertreter derselben; er hatte mehrere Züge der Aehnlichkeit mit Luther; gleich diesem war er muthig und heftig; er kannte beinahe alle Sprachen des Alterthums und pflegte mit Eifer die Wissenschaften. Hier das Urtheil, welches Bossuet über Zwingli gefällt hat:

„Es lag viele Sauberkeit in seinen Reden, und keiner der vorgeblichen Reformatoren hat seine Gedanken auf eine bestimmtere, gleichmäßigere und folgerichtigere Weise ausgesprochen; keiner aber hat sie weiter getrieben und mit größerer Kühnheit."

In dem Canton Schwyz machte Zwingli sich bemerklich, indem er sich mit Gewalt dem öffentlichen Ablaßverkaufe widersetzte. 1518 ver-

öffentlichte Zwingli als Prediger seine religiösen Ansichten. Der Klerus griff ihn mit Wuth an.

Der Bischof von Constanz machte einen Erlaß gegen ihn bekannt. Zwingli antwortete auf dieses Actenstück durch eine Berufung an die Cantone. Er erhob sich gegen das Cölibat der Priester, bezeichnete die Ausschweifungen, welche die Folge desselben wären, und sprach mit Inbrunst von der Nothwendigkeit, die evangelische Lehre anzunehmen.

Er erbot sich gegen den obersten Rath von Zürich, eine Lehre in Gegenwart der Deputirten des Bischofs von Constanz und aller Personen, die dieser Discussion beiwohnen wollten, zu vertheidigen, indem er versprach, zu widerrufen, wenn es gelänge, ihn des Irrthums zu überführen. Dabei verlangte er aber, daß im entgegengesetzten Falle man ihn bei der Lehre der Wahrheit unterstützen sollte. Der oberste Rath ging darauf ein und bezeichnete den 29. Januar 1523 zu dem Tage der Versammlung; die Discussion fand statt, und der Sieg blieb Zwingli. Der Senat von Zürich sprach sich zu seinen Gunsten aus. Das Volk wartete außerhalb auf das Resultat der Conferenz. Als der Gerichtsschreiber den Triumph Zwingli's verkündet hatte, stieß man Freudengeschrei aus. Zürich war protestantisch.

Dieselbe Thatsache erneuerte sich in Bern; noch eine feierliche Discussion wurde über den Streit entschieden und der siegreiche Protestantismus mit Jubel aufgenommen. Basel und Schaffhausen nahmen ebenfalls die Lehre Zwingli's an, Glarus und Appenzell sahen damals ihre Bevölkerung, wie dies noch jetzt der Fall ist, zwischen beiden Lehren getheilt. Die kleinsten und ärmsten Cantone, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg, Solothurn, blieben der römischen Kirche zugethan.

Die Schweiz wurde nun durch den Bürgerkrieg zerrissen, der zwischen den Katholiken und den Protestanten ausbrach. Diese Feindschaft ist nie vollständig verschwunden von dem Boden Helvetiens, von dem man sagt, daß die Reform ihn gespalten hätte. Alle europäischen Mächte nahmen öffentlich oder heimlich Theil an diesen Zwistigkeiten, je nach den Interessen oder den Leidenschaften ihrer Regierungen.

Genf wurde der Hauptsitz des Calvinismus. Nach dem Beispiele der Magistrate von Zürich und von Bern ließ auch der Magistrat von Genf öffentlich die Thesen zwischen den Katholiken und den Protestanten besprechen. Diese Conferenzen füllten den ganzen Monat Juni 1535 aus; man ladete zu denselben die Doctoren der beiden Dogmen aus allen Ländern ein.

Der Rath verwendete zwei Monate auf die Prüfung des Resultates

dieser Discussionen, und nach reiflicher Erwägung wurde die Aufhebung des römischen Cultus ausgesprochen.

Eine eherne Tafel wurde in dem Stadthause angebracht, um die Erinnerung an dieses Ereigniß zu erhalten; sie trug die Inschrift:

„Zum Gedächtniß der Gnade, welche Gott uns erwiesen hat, das Joch des Antichrist abzuschütteln, den Aberglauben zu vernichten und unsere Freiheit wieder zu gewinnen."

Die Freiheit war in Genf, wie in so vielen andern Ländern, der Segen zu der Reform. Der Bischof dieser Stadt und der Herzog von Savoyen machten einander das Recht streitig, Genf zu bedrücken. Die Bevölkerung endigte die Streitigkeit, indem sie den Prälaten verjagte und sich für frei erklärte.

Diese Stadt war in zwei Factionen getheilt, die der Katholiken und die der Protestanten, die man eynots nannte, von dem Worte Eidgenossen, durch einen Eid Verbundene, daher der Name Hugenotten, welcher den französischen Calvinisten beigelegt wurde.

Diese That war vollbracht, noch ehe Calvin in Genf erschien; er kam 1536 dorthin, um zu predigen, und die Theologie zu lehren. Man verbannte ihn, weil seine Lehre nicht in allen Punkten mit der herrschenden Meinung übereinstimmte; aber nach einem Aufenthalt von drei Jahren in Straßburg rief man ihn nach Genf zurück, das nun die Hauptstadt des Calvinismus wurde.

Calvin war für Genf nicht blos ein religiöser Reformator, er war auch ein Gesetzgeber. Er ordnete zunächst die Disciplin und die Ordnung des Cultus in allen seinen Theilen; er brachte bei dem Volke am 20. November 1541 ein bürgerliches und kirchliches Gesetz zur Annahme und errichtete eine Art von Inquisitions- oder Consistorialkammer mit dem Rechte des Tadels und der Excommunication.

Nichts kam der Strenge dieser Institutionen gleich. Das Spiel, der Tanz, das Schauspiel, wurden von dem Interdict betroffen. Gleichwohl wurden diese Anordnungen mit einem beinahe allgemeinen Enthusiasmus aufgenommen, so wahr ist es, daß die Freiheit, wie groß auch ihre Strenge sein möge, dem Menschen immer viel theurer ist, als die Sklaverei, vereinigt mit Genüssen.

Was die Sitten Calvin's ebenso, wie die Luther's, auszeichnete, das waren die beiden Eigenschaften, welche am meisten dem Oberhaupte der römischen Kirche mangelten: Einfachheit und Uneigennützigkeit. Beide wurden in den Stand gesetzt, große Reichthümer zu erwerben, und nach einem bescheidenen Leben starben sie arm. Rom dagegen war nicht zufrieden mit den ungeheuren Reichthümern, die es besaß, sondern wollte sich auch noch aller Reichthümer der ganzen Erde bemächtigen.

Protestantische Unterhändler, welche Antwerpen und Amsterdam besuchten, brachten nach den Niederlanden die ersten Elemente der Reform; schon 1523 waren die Bücher Luther's, in das Holländische übersetzt, in dieser letzteren Stadt gedruckt worden. Die deutschen und schweizer Soldaten, welche Karl V. in diese Gegend folgten, die Franzosen, die Deutschen und die Engländer, deren zahlreiche Emigrationen Zuflucht in Flandern suchten, brachten dorthin die neuen religiösen Ansichten. Die Universitäten der Niederlande waren noch nicht blühend, und in Genf studirte die Jugend Brabants und Hollands. Alle diese so verschiedenartigen und so wirksamen Ursachen mußten die Reform herbeiführen. Die Müßiggängerei der Mönche reizte diese thätigen und arbeitsamen Bevölkerungen, für welche die Arbeit die erste Tugend und die Bettelei das erste Laster war. Die Reformation, welche die mönchische Geißel angriff, mußte daher lebhafte Sympathien erwecken.

Hier zeigte sich eine Thatsache, welche man bei den Sitten aller europäischen Nationen wiederfindet. Die Satyren, deren Verbreitung der Buchdruck erleichterte, Erasmus und seine kurzweiligen Schriften, die wandernden Gesellschaften, die Seiltänzer von Rodoryke, Poesien, Bücher, Gesänge und theatralische Vorstellungen, verspotteten die Mißbräuche der Zeit und machten sie lächerlich und trugen so mächtig dazu bei, die römische Kirche in der Meinung und in den Gefühlen des Volkes zu Grunde zu richten.

Rom behauptete, dieser allgemeine Spott sei die Wirkung einer allgemeinen Uebereinkunft gewesen und eines Befehles, welcher allen boshaften Geistern durch die Gottlosigkeit ertheilt wurde.

Wir haben vor Augen eine literarische Arbeit über die Satyre, ein Werk der Gewissenhaftigkeit und der Aufklärung, entworfen und ausgeführt, weit entfernt von religiösen Controversen. Indem der Verfasser mit Ausdauer in allen europäischen Literaturen nach dem Ursprunge der Satyre forscht, hat er überall, selbst in der Kindheit und der Barbarei der Völker, einen ersten Keim derselben entdeckt, welcher originell zu sein scheint, so allgemein ist er verbreitet: das ist die Ironie gegen die Mönche, die Ueppigkeit und die Leckerhaftigkeit der Leute der Kirche. Spanien und Italien, diese beiden Länder der Frömmigkeit, sind diesem gemeinsamen Gesetze nicht entgangen.

Die Schnelligkeit der Fortschritte des Protestantismus in den Niederlanden war überraschend; die Menge der Menschen, welche die neuen Lehren annahmen, überstieg jede Hoffnung; es ist wahr, daß Ausländer, welche sich in diese Gegenden geflüchtet hatten, eine größere Menge Proselyten lieferten, als die Eingeborenen. Die grausamen und

vielfältigen Verfolgungen dienten ebenfalls dazu, das reformirte Dogma zu verbreiten, das man so unbarmherzig mit Feuer und Schwert verfolgte.

Das Lesen der Evangelien, alle die theils öffentlichen, theils geheimen Versammlungen, zu denen die Religion der Vorwand sein konnte, alle Unterhaltungen über religiöse Stoffe, selbst in dem Innersten der Häuser, waren unter Vermeidung der strengsten Strafen verboten. Besondere Tribunale wurden in allen Provinzen errichtet; wer heterodoxe Meinungen hatte, wurde ohne Rücksicht auf seinen Rang seines Amtes entsetzt; wer überführt war, die ketzerischen Meinungen verbreitet oder den Versammlungen der Neuerer beigewohnt zu haben, wurde mit dem Tode bestraft; die Männer wurden enthauptet und die Weiber lebendig begraben. Rückfällige wurden ohne Barmherzigkeit zum Scheiterhaufen geführt; kein Widerruf konnte sie retten. Indem sie abschwuren, erlangten sie nur eine geringe Milderung bei ihrer Hinrichtung.

Die Güter eines Verurtheilten gehörten dem Fiscus, ungeachtet aller Gesetze des Landes, welche dem Erben das Recht gewährten, sie gegen eine geringe Summe zurückzukaufen. Mit Verachtung des ebenso werthvollen als entschieden ausgesprochenen Rechtes, welches jeder batavische Bürger hatte, nirgends anders als in seiner Provinz gerichtet zu werden, entzog man die Angeklagten ihren natürlichen Richtern und schleppte sie vor fremde Tribunale.

Diese abscheulichen Handlungen werden bestätigt durch Thou und Grotius, zwei Geschichtsschreiber, deren Zeugniß eine Autorität ist.

Ein Priester, Johann von Baillet, war der erste Märtyrer der reformirten Secte. Er wurde erwürgt und sein Körper in die Flammen geworfen. Die Gefängnisse waren angefüllt mit Protestanten, die man zur Hinrichtung bestimmt hatte.

Margarethe, die Tante Karl's V., Regentin der Niederlande während der Minderjährigkeit dieses Monarchen, begann die grausamen Verfolgungen.

Unter Philipp II. brachte der Bischof von Arras, der verabscheuenswerthe Cardinal von Granvella, durch seine Grausamkeit den ganzen Adel der Niederlande zum Aufstand, und an dessen Spitze stellten sich der Prinz von Oranien und die Grafen von Egmont und von Horn.

Es giebt in der Geschichte der Religion keine finsterern Blätter, als die jener Zeit, da die grausamen Gewaltthaten des Königs, den man den Dämon des Südens genannt hat, die Niederlande der Tyrannei des Herzogs von Alba überlieferten, welcher einen der schönsten militärischen Rufe seines Jahrhunderts in Blut ertränkt hat.

Karl V., und das war die Schmach seiner Größe, hatte die spanische

Inquisition in den Niederlanden eingeführt; sie führte hier den Namen geistliches Tribunal. Er suchte den Glauben zu erwecken, daß dieser Name ein Pfand der Milderung sei. Unter seiner Regierung hat man die Zahl der Personen, welche wegen der Religion dem Henker überliefert wurden, auf 50,000 geschätzt, eine übertriebene Zahl, welche Grotius herabsetzt.

Eine Aeußerung, die an dem Hofe ein Höfling machte, welcher Margarethe von Parma, die Regentin der Niederlande, aufforderte, indem er auf den Adel zeigte, sich durch diesen Haufen von Bettlern nicht einschüchtern zu lassen, flößte dem Adel einen komischen Entschluß ein; Jeder derselben nahm einen Bettelsack und ein Gewand, welches dem der Pilger und der Bettler ähnlich war. Dieser Gedanke griff auf allen Seiten immer weiter um sich. Die Regentin empfing Bittschriften und Vorstellungen von dieser neuen Verbrüderung der gueux (Bettler, woraus das historische Wort Geusen geworden ist), welche alle vereinigten Provinzen umfaßte.

Mit diesen tollen Demonstrationen vereinigte sich eine wilde Wuth. Die Eifersucht der Protestanten gegen die Katholiken, welche die prachtvollsten Kirchen besaßen, während sie selbst keine anderen Tempel hatten, als die Wälder und die Gehölze, zertrümmerte die Bilder, verheerte die Kirchen und erneuerte die verabscheuenswerthen Excesse der Bilderstürmer.

Von beiden Seiten erreichte die Wuth den höchsten Gipfel.

Der Herzog von Alba, der neue Gouverneur, welchen Philipp II. abgesendet hatte, um in den Niederlanden diese Excesse zu unterdrücken, erreichte das Land 1567 mit einer Elite der spanischen Banden, die er commandirt hatte. Er verkündete sich durch die Einsetzung des Aufruhrrathes, dem man später den Namen Blutrath beilegte, ein in der That verabscheuenswerthes Tribunal, eine grausame Jurisdiction, welche dem Tode ohne alles Rechtsverfahren nicht nur die calvinistischen Prediger und ihre Anhänger überlieferte, sondern auch alle Die, welche sich gegen die päpstliche Inquisition erhoben, die Lieder der Geusen gesungen, den protestantischen Beerdigungen beigewohnt oder gesagt hatten, daß die Reform auch nach Spanien dringen würde, und daß es besser wäre, Gott zu gehorchen, als den Menschen.

Der Tod der Grafen von Egmont und von Horn, der von achtzehn Edelleuten des höchsten Adels, welche 1568 auf dem Schaffot endeten, war das Vorspiel der zahlreichen Hinrichtungen, welche die Niederlande mit Blut färbten. Im Laufe von drei Jahren verurtheilte das Bluttribunal mehr als 18000 Menschen zum Tode. Die Refor-

mirten zögerten daher auch nicht länger, sich gegen die spanische Regierung aufzulehnen.

Wilhelm von Oranien, der vor das Bluttribunal gefordert war, nahm öffentlich die protestantische Religion an, hob mit dem Beistande der Calvinisten Frankreichs und der Lutheraner Deutschlands Truppen aus und drang in Brabant ein. Erzürnt über Das, was er eine Revolte nannte, versprach Philipp II. 25,000 Thaler Jedem, der ihm den Prinzen lebendig oder todt überliefern würde. Der Reiz dieser Belohnung lockte mehrere Mörder. Ein Franzose, Namens Selcide, unternahm es, ihn zu vergiften; ein anderer Mörder verwundete ihn 1582 in Antwerpen durch einen Pistolenschuß; ein dritter endlich tödtete den Prinzen in Antwerpen 1584. Dieses Ungeheuer war ein Zögling der Jesuiten; er hieß Balthasar Gérard. Philipp II. schickte seiner Familie einen Adelsbrief.

Montesquieu sagt in seinem Geist der Gesetze, Buch XXIX. Cap. 16. über diesen Gegenstand: „Bei der Proscription Wilhelm's von Oranien verspricht Philipp II. Dem, der ihn tödten wird, für sich oder seine Erben 25,000 Thaler und den Adel, und das auf das Wort eines Königs und als Diener Gottes. Der Adel für eine solche Handlung versprochen! Eine solche Handlung befohlen in der Eigenschaft eines Dieners Gottes! Alles das stürzt die Begriffe von Ehre, Moral und Religion über den Haufen!"

Und zu solcher Wuth trieb Rom Die an, welche das Pontificat damit beauftragte, die Sache der Kirche zu vertheidigen!

Holland erkaufte durch seine Leiden die politische Unabhängigkeit und die Freiheit, denen dieses Land sein Gedeihen und seinen Reichthum verdankt. Voltaire, welcher nie ein Enthusiast der Reform war, spricht sich in Beziehung auf die vereinigten Provinzen so aus:

„Die reformirte Religion diente durch ihre Herrschaft in Holland zu dessen Macht. Dieses Land, damals so arm, hätte weder der Pracht der Prälaten genügen, noch die geistlichen Orden ernähren können, und dieses Land, welches der Männer bedurfte, konnte Die nicht zulassen, welche sich durch einen Eid verpflichteten, das Menschengeschlecht untergehen zu lassen."

In England war die Reform nur ein gewissermaßen persönlicher Streit zwischen dem Papst und dem Könige von Großbritannien.

Heinrich VIII., der durch den Cardinal Wolsey beherrscht wurde, war von heftiger Leidenschaft für Anna von Boleyn, die Tochter eines Edelmanns, ergriffen worden; er beschloß, sie zu heirathen und verlangte von dem Papst Clemens VII., das Band zu zerreißen, welches ihn

mit Katharina von Spanien, Tochter Ferdinands und Isabellens und Tante Karl V., vereinigte. Dies geschah 1529.

Der Papst, welcher, wie die Geschichtsschreiber sagten, zwischen Hammer und Ambos gestellt wurde, wollte zu gleicher Zeit den König von England schonen, dessen theologische Heftigkeit er fürchtete, und Karl V. Er unterhandelte deßhalb, machte Ausflüchte, hielt den König hin und setzte alle Arglist in Bewegung, welche der römischen Politik eigen ist. Aber nach zwei Jahren der Ausflüchte und Spitzfindigkeiten erklärte er sich für Karl V. und verweigerte die Zustimmung, welche der König von England von ihm verlangte.

Heinrich VIII. war wüthend, wendete sich an ein Tribunal, um Das zu erlangen, was Rom ihm verweigerte, und nach einem Spruche, welchen Cranmer, Erzbischof von Canterbury, erließ, unterstützt durch die Universitäten, die Doctoren und die Rabbiner, heirathete er Anna von Boleyn, die als Königin von England proclamirt wurde.

Die Blitze des Vaticans wurden geschleudert und Heinrich VIII. excommunicirt. Die Bulle, welche die Autorität Karl's V. von dem Papste erzwang, zerriß für immer das Band der religiösen Gerichtsbarkeit zwischen England und dem heiligen Stuhl.

Heinrich VIII. ließ durch eine Parlamentsacte die Gewalt des heiligen Stuhles in seinen Staaten aufheben; er ließ sich zum Oberhaupte der anglicanischen Kirche erklären und bekleidete sich mit der ganzen Autorität, deren er den Papst beraubte. Rom verlor eine seiner schönsten Besitzungen, eine Gegend, über welche seine Erpressungen sich auf die fruchtbarste Weise erstreckt hatten und wo sein Einfluß stets sehr beträchtlich gewesen war.

Die Irländer, seit längerer Zeit durch die Engländer unterdrückt, blieben hartnäckig der katholischen Religion zugethan und weigerten sich, den Protestantismus anzunehmen, weil er die Religion ihrer Unterdrücker war.

Die Predigten Luther's hatten kein Echo in Frankreich. Aber Calvin hörte man mit solchem Eifer, daß es schien, als sollte die ganze Nation seine Lehre annehmen und auf die römische Religion verzichten. Der Hof Franz I. brachte den Calvinismus in die Mode, der durch Margarethe, Königin von Navarra und Lieblingsschwester des Königs, beschützt wurde. Franz I. schien dieser Bewegung Anfangs nicht entgegen zu sein; später veränderten sich seine Gesinnungen, so daß er die Calvinisten mit Wuth verfolgte. Man hatte ihm Furcht eingeflößt, und Brantôme erzählt, daß der König eines Tages sagte:

„Diese Neuheiten streben nach nichts Geringerem, als nach dem Sturz der göttlichen und menschlichen Monarchie!“

Die fürchterlichen Verfolgungen dieser Regierung, welche die Scheiterhaufen der Inquisition anzündeten, entfernten aus Frankreich eine große Menge Reformirter und schwächten das Königreich. Franz I. gewann später Verzeihung für diese Verfolgungen durch seine Grausamkeit gegen die Katholiken. Eine feige, unredliche, unsinnige Politik!

Unter der Herrschaft Heinrich's II. begannen die Reformirten sich als eine Faction in dem Königreiche festzusetzen. Das Parlament von Paris, den Ansprüchen Roms feindlich gesinnt, begünstigte den Calvinismus, Anne du Bourg, Neffe des Kanzlers, wurde seinem Rathsitze entrissen und der Hinrichtung überliefert. Er sagte zu seinen Richtern:

„Löscht Eure Feuer aus, verzichtet auf Eure Laster und bekehrt Euch!"

Er legte während seiner Gefangenschaft in der Bastille ein Glaubensbekenntniß ab, welches mit den Lehren Luther's und Calvin's übereinstimmte. Die ungerechte Hinrichtung dieses rechtschaffenen Mannes gewann der Reform eine große Anzahl von Proselyten.

Während der Minderjährigkeit Karl's IX. berief Katharina von Medici das Colloquium von Poissy; man besprach hier die Einheit der Kirche und das Abendmahl. Der General der Jesuiten, Lainez, der nur Italienisch sprach, unterhielt die Versammlung durch seine Kindereien; er sagte unter anderen Dingen:

„In dem heiligen Abendmahl sei Gott an der Stelle des Brodes und des Weines, wie ein König, der sich zu seinem eigenen Gesandten macht."

Von diesen Discussionen, die in ihrem Ernste so frivol waren, kam man zu Handlungen. Der Bürgerkrieg entzündete sich. Unter dem Schutze eines trügerischen Friedens bereitete man dann nach dem Tode Coligny's die Metzeleien der Bartholomäusnacht vor und führte sie aus

Der Jesuit Daniel hatte es möglich gemacht, diese verabscheuenswürdige That zu loben; Rom hat Karl IX. darüber beglückwünscht, und unter der Restauration im 19. Jahrhundert gab es Geschichtsschreiber, welche die Gräuel dieser Blutnacht heilsame Strenge nannten.

„Als die Nachricht der Bartholomäusnacht nach Rom gelangte," sagte Voltaire, „war der Cardinal von Lothringen in Rom. Der Hof sendete einen Edelmann an ihn ab, um ihm die Neuigkeit zu überbringen. Der Cardinal schenkte ihm auf der Stelle 1000 Goldthaler. Der Papst Gregor XIII. ließ sofort die Kanonen der Engelsburg lösen, und am Abend zündete man in der ganzen Stadt Rom Freudenfeuer an. Am nächsten Tage brachte der Papst, begleitet von allen Cardinälen, in der Kirche San Marcus und in der Sanct Ludwigskirche der Franzosen Gott

seinen Dank dar; er ging zu Fuß und in Procession; der Gesandte des Kaisers trug ihm die Schleppe; der Cardinal von Lothringen las die Messe; man schlug Medaillen zum Andenken dieses Ereignisses (ich habe eine derselben in Händen); man ließ ein Gemälde verfertigen, auf welchem die Metzeleien der Bartholomäusnacht dargestellt waren. Auf einem Bande über dem Bilde liest man die Worte: Pontifex Colinii necem probat.

Unter der Regierung Heinrich's IV., nach der Ligue, einer Zeit des lächerlichen Fanatismus, nach der Ermordung Heinrich's III. durch Jacob Clement, einen Seïden der Sacristei, nahmen die Protestanten ihre Stellung wieder ein, welche sie gegen neue Verfolgungen schützen mußte; das Edict von Nantes im Jahre 1598 bestätigte ihnen alle Privilegien, welche sie unter den vorhergehenden Regierungen erlangt hatten.

Richelieu wollte diese Macht vernichten, die ihm im Wege war und seine umfassenden Pläne nationaler Einheit hinderte; er führte gegen sie Krieg, nahm ihnen die Städte ab, die sie besaßen, und die Eroberung von Rochelle vollendete seinen Triumph. Bei allen Maßregeln, welche dieser Minister gegen die Reformirten ergriff, erblickt man das Verlangen, sie zu vermindern, nicht aber, sie gänzlich zu vernichten. Er hatte, wie man sagt, den Plan und die Hoffnung, die Protestanten zu der römischen Kirche zurückzuführen.

Während der Fronde mischten die Protestanten sich nicht in die Unruhen; Mazarin sagte von ihnen:

„Ich habe mich über die kleine Heerde nicht zu beklagen; wenn sie Unkraut weidet, so verirrt sie sich wenigstens nicht."

Ludwig XIV. war persönlich den Calvinisten nicht entgegen; in den Memoiren, welche er 1671 zum Unterricht des Dauphins, seines Sohnes, schrieb, beklagt er sich über alle Welt, den Klerus, die Jansenisten, den Adel, die Höflinge, die Magistrate, die Finanzmänner; die Calvinisten sind die Einzigen, über die er keine Klage ausspricht; er legt das Schisma, welches die Kirche zerriß, den Lastern der Geistlichen des vorhergehenden Jahrhunderts zur Last, ihrem Luxus, ihren Ausschweifungen, ihren schlechten Beispielen und den Mißbräuchen, die sie einschleichen ließen. Seiner Meinung nach „sagten die neuen Reformatoren sämmtlich bei vielen Dingen der Art, die sie mit so vieler Gerechtigkeit als Erbitterung unterdrückten, die Wahrheit."

Indem er diese Gedanken in Beziehung auf die Hugenotten ausspricht, verkündet er den Willen, ihnen nichts zu entziehen, aber ihnen auch nichts über Das hinaus, was sie schon erlangt haben, zu gewähren; er hoffte, sie allmälig zu vermindern; er spricht

davon, sie durch Belohnungen anzulocken und den Eifer der Bischöfe zu ihrer Bekehrung anzuspornen; er will die ersten Stellen der Kirche nur Personen anvertrauen, welche fromm, eifrig und gelehrt sind, um, wie er sagt, das Aergerniß zu verbannen, welches von uns die Reformirten entfernt, und will Leute haben, die fähig sind, die Uebel zu verhüten, welche ihre Vorgänger durch ein ganz entgegengesetztes Benehmen der Kirche verursacht haben.

Es ist daher erlaubt, zu glauben, daß Ludwig XIV., seinen eigenen Gesinnungen überlassen, dem Ende seiner Regierung und seinem Alter die Handlungen der Intoleranz erspart haben würde, die seinen Ruhm befleckten.

Man organisirte die Bekehrungen. Rulhière sagt: „Der Preis der Bekehrungen war 6 Livres für den bekehrten Kopf. Es gab auch welche zu niedrigeren Preisen. Der höchste, den ich für eine zahlreiche Familie fand, war 42 Livres."

Man bemerkte bald Betrügereien, die unter diesem Handel mit dem Gewissen begangen wurden, die man verkaufte, ohne sie auszuliefern.

Der alte König erlag unter dem Gewicht der Jahre und dem Joche des Triumvirates, welches Amt Frau von Maintenon, Louvois und den Jesuiten Lachaise, Beichtvater des Königs, vereinigte. Nie wurde eine Zeit durch zahlreichere Beweise des Verfalles bezeichnet; die Abgeschmacktheit und Grausamkeit wirkten in Uebereinstimmung gegen die Vernunft und die Menschlichkeit. Es war die Zeit der theologischen Streitigkeiten, der äußersten Drohungen, der verkauften Bekehrungen, der Dragonnaden und des Widerrufs des Edicts von Nantes; eine unsinnige Handlung, welche die Arbeit und die Industrie durch die gezwungene Emigration einer thätigen, verständigen und arbeitsamen Bevölkerung zu Grunde richtete. Die Weisheit Colbert's konnte Frankreich nicht vor dieser verhängnißvollen Maßregel bewahren und dem Alter Ludwig's XIV. einen unauslöschlichen Flecken ersparen. Die verderblichen Folgen von dem Widerrufe des Edictes von Nantes haben sich bis zu uns erstreckt; voriges Jahr, bei der Ausstellung der preußischen Industrie in Berlin, las man mit peinlichem Staunen mehrere französische Namen, welche den Abkömmlingen Derer angehörten, die durch den Widerruf des Edictes von Nantes Frankreich entrissen worden waren.

Die Zügellosigkeiten der Regentschaft ließen die religiösen Zwistigkeiten vergessen; später, unter Ludwig XV. und dessen Nachfolger, zeigte sich der religiöse Fanatismus wieder in dem Processe von Calas. Bischöfe versuchten es, gegen die Calvinisten das Feuer der Verfolgung wieder zu entzünden; die Intoleranz erhob ihren abscheulichen Kopf und erwürgte im Namen der Religion einen Sohn, der es versucht hatte,

seinen Vater zu retten. Fabre, ein heldenmüthiges Muster der kindlichen Ergebenheit und Frömmigkeit, büßte seine Tugend auf den Galeeren, während ein unglücklicher Edelmann, der Chevalier von la Barre, auf dem Rade endete, der Unehrerbietigkeit gegen die heilige Jungfrau angeklagt. Aber schon erleuchtete das Licht der Discussion die Geister, und der Augenblick ist nahe, wo die Kirche, in den Abgrund gestürzt, den sie selbst gegraben hatte, zugleich das Dogma und das Heiligthum zusammenstürzen sehen sollte.

Die Lehre Luther's war zu streng und zu einfach; sie verlangt zu viel Tugenden und besonders zu viel Uneigennützigkeit, um der Trägheit, der Ausschweifung, dem Stolze und der Habgier der Italiener sehr zu gefallen. Sie war zu gerade und rein für die Arglist und Heuchelei der Römer; sie fand in Italien keine Aufnahme. Ueberdies hatte diese Kirche zu viel durch den katholischen Aberglauben zu gewinnen, um sich gern von demselben zu trennen; man sah die italienischen Stämme um den Scheiterhaufen Savonarola's unter dem Geschrei tanzen: „Es lebe der Papst Borgia."

Macchiavel, der sein Land so gut kannte, schrieb 1551:

„Das größte Prognosticon von dem nahen Untergange des Christenthumes ist, zu sehen, daß die Völker, je näher sie Rom, der Hauptstadt des Christenthums, sind, um so weniger Frömmigkeit besitzen. Das ärgerliche Beispiel und die Verbrechen des Hofes von Rom sind die Ursache gewesen, daß Italien vollkommen alle Grundsätze der Frömmigkeit und jedes Gefühl der Religion verloren hat; die Italiener sind daher der Kirche und den Priestern zunächst dafür verpflichtet, daß wir Gottlose und Ungeheuer geworden sind."

Dem katholischen Fanatismus, geschürt durch die Jesuiten, muß man die religiösen Zwistigkeiten zuschreiben, welche die verschiedenen Theilungen Polens 1772, 1793 und 1795 und endlich den politischen Tod dieser Nation herbeiführten.

Seit dem 11. Jahrhundert hing Rußland dem Katholicismus an, aber nach dem Ritus der griechischen Kirche; die russische Kirche hing von dem Patriarchen von Constantinopel ab, wie die des römischen Ritus von dem Papste. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts wurde die russische Kirche unabhängig, wie das Reich der Czaaren; der Patriarch von Rußland wurde damals gesalbt durch die Bischöfe des Landes und nicht durch den Patriarchen von Constantinopel; er nahm in der griechischen Kirche seinen Rang nach dem Patriarchen von Jerusalem ein und war der einzige freie und mächtige Patriarch; die Patriarchen von Jerusalem, von Constantinopel, von Antiochien, von Aquila und von Alexandrien waren nur die Sclaven der Türken.

Während seines Aufenthaltes in Paris machte man Peter dem Großen den Vorschlag, die russische Kirche mit der lateinischen Kirche zu vereinigen. Dieser Vorschlag hatte keine Folgen. Peter äußerte für Rom und für den Papst die höchste Verachtung; er machte den Papst selbst zur Hauptperson eines komischen Festes. Schon seit vielen Jahren hatte er sich über das Oberhaupt der russischen Kirche in seinen Ausschweifungen oft lustig gemacht. Im Jahre 1718 hatte der Czaar den Einfall, auf den Papst die Lächerlichkeit zurückzuschleudern, die derselbe dem Patriarchen angethan. Er hatte an seinem Hofe einen Narren, Namens Zotof, der sein Schreiblehrer gewesen war, und ernannte ihn zum Fürstpapst. Als der Papst Zotof mit großer Ceremonie durch betrunkene Spaßmacher inthronisirt war, redeten vier Stotterer ihn an; er ernannte Cardinäle und ging in Procession an ihrer Spitze einher. Die Russen sahen mit Freuden den Papst durch die Spiele ihres Herrschers erniedrigt. Aber diese Lustbarkeiten verstimmten die katholischen Höfe, und besonders den Wiener Hof.

Unter Peter dem Großen gab es wenig Katholiken in Rußland; nach ihm nahm ihre Zahl zu. Die Jesuiten wollten Häuser in seinen Staaten begründen, er trieb sie aber durch einen Ukas vom Monat April 1718 aus.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts führte Pius VII. die Jesuiten in Rußland wieder ein.

Von allen Ländern ist Rußland das, welches den religiösen Streitigkeiten am meisten fremd geblieben ist; es wurde durch dieselben zwar beunruhigt, aber nie mit Blut gefärbt.

Man spricht jetzt von einer Reise des Czaaren nach Rom, um zu irgend einem geheimen Zwecke eine Zusammenkunft mit dem Papste zu haben. Wir glauben, daß die moskowitische Derbheit Alles von der päpstlichen Feinheit zu fürchten hat.

Die Reform drang in Spanien ein; aber Philipp II. hatte die Vernichtung der Protestanten geschworen. Man verbrannte bei langsamem Feuer in Valladolid einige vierzig Personen, welche verdächtig waren, der neuen Ketzerei anzuhängen. Der König betrachtete dieses abscheuliche Schauspiel ohne Rührung. Philipp ließ in die Kerker des heiligen Officiums auch Carranza werfen, den Erzbischof von Toledo, und Constantin Ponce, den ehemaligen Prediger Karl's V., beide der Ketzerei verdächtig. Constantin Ponce wurde nach seinem Tode in effigie verbrannt.

Hinter diesem doppelten Walle von Scheiterhaufen und Henkern trieb Spanien die Reform zurück. Dennoch blieb es nicht ganz gegen die Angriffe derselben gesichert. Die Begründung der vereinigten Provinzen,

die Errichtung der englischen Marine, vereinigt mit der von Holland, vernichtete seine so prachtvollen und so stolzen Flotten. Der Verlust Portugals steigerte die Schmerzen; dies war die Züchtigung für die Grausamkeit Philipp's, dessen Glück dadurch beeinträchtigt wurde. Das Land empfing eine ungehoffte Wohlthat, die, die Inquisition, gezwungen durch die Reform, endlich vor dem allgemeinen Abscheu, den sie einflößte, zurückweichen zu sehen.

Nach diesem fürchterlichen Ueberblick auf den Zustand Europa's im 16. Jahrhundert und unter dem Einflusse der Reform, ist es von einigem Interesse, die gegenwärtige Lage aus dem Gesichtspunkte der Verbindungen Roms mit der Christenheit zu prüfen.

Deutschland hat den Protestantismus befestigen sehen; Wien, wo die Jesuiten Anstalten und Autorität zu bewahren wußten, ist der Heerd der katholischen ohne Unterlaß gegen Protestantismus aufgeregten Intriguen. Rom und seine Agenten haben auf ihre Ansprüche auf Deutschland nicht verzichtet. Die ohne Unterlaß erhobenen Schwierigkeiten, um jede Annäherung zwischen der katholischen Bevölkerung und den Protestanten zu hindern, haben die Brücke dieser geheimen Manöver bewiesen. Gegenwärtig erhebt sich in Deutschland ein neues Schisma mit Wuth; der Schrecken, welchen es einflößt, ist viel lebhafter bei den Katholiken als bei den Protestanten. Die neue Lehre ist in ihren Excessen selbst ein Schrei der Freiheit, welcher die alten Throne beunruhigt und den römischen Altar wanken macht. Rom hat die katholischen Herrscher zur Unterdrückung dieses Schismas gewinnen wollen. Der Papst hat auch demüthig selbst durch seine Anhänger das ketzerische Preußen angefleht, die neue Ketzerei zu vertilgen. Das Cabinet von Berlin, stolz auf die Autorität, die es in Deutschland erlangt hat, antwortete, das rührte von der Hartnäckigkeit her, mit welcher Rom die gemischten Ehen und die Einführung der Civilehe verweigerte, welche ganz Deutschland forderte. Deutschland hat nicht vergessen, mit welcher verderblichen Ausdauer Rom den politischen und religiösen Widerstand ermuthigt. Man täusche sich nicht: ganz Deutschland wird bewegt durch ein geheimes Verlangen der Nationalität und der Freiheit. Die kleinen Tyrannen, welche auf seinem Gebiet lasten, reizen oder bedrücken es. Dieser Gedanke liegt im Hintergrunde aller Agitationen, sowohl in dem Zollverein wie in dem Neu-Christianismus Ronge's und Tzerski's. Das blutige Scharmützel in Leipzig beweist, daß die katholischen Fürsten am besten dazu geneigt sind, den Aufschwung der religiösen Freiheit zurückzuhalten; Alles, was den Gedanken und den Verstand befreit, erschreckt ihre Herrschaft. Rom nährt diese Unruhen, ohne auf unsinnige Hoffnungen zu verzichten und ohne sich dem

unerbittlichen Willen der Thatsachen unterwerfen zu wollen, die seit zwei Jahrhunderten vollbracht sind.

Das Schisma dehnt sich in Deutschland aus; seine Fortschritte sind schnell und brechen oder lösen das katholische Band. Man glaubt, daß die Reise des Kaisers von Rußland nach Rom den Zweck haben soll, Maßregeln der Unterdrückung gegen diese religiöse Revolution zu treffen, durch welche Rom sich sehr beunruhigt zeigt.

Die Exaltation und der Mysticismus der deutschen Ideen beschränken sich nicht auf die Grenzen Deutschlands; sie durchlaufen den ganzen Norden Europa's und säen überall Keime der politischen Freiheit. Rom, dessen schwächliche und kränkliche Unterdrückung noch den Weltscepter träumt, brütet mit seiner arglistigen Gewandtheit die Schrecken der Throne aus und stellt sich den Königen mit seiner religiösen Miliz als der einzige Damm gegen den Volksstrom dar. Der römischen Thätigkeit gelingt es, einige Unruhen zu erregen, einige officielle Strenge hervorzurufen; aber sie ist ohne Kraft. In der ganzen nördlichen Religion Europa's hat der Katholicismus nichts mehr zu verlieren; er hat bereits Alles verloren. Die ultramontane Wuth scheint sich durch ihre Ohnmacht selbst zu steigern, und geheime Manöver unterhalten die ehrgeizigen Leidenschaften der Höfe und des Klerus. Die Lehre, welche das Deutschland des 16. Jahrhunderts dem Stolze der Päpste gegeben hat, ist vergebens für das Rom des 19. Jahrhunderts.

Die Schweiz war stets für die katholische Propaganda ein wichtiger Posten; zwischen Deutschland, Frankreich und Italien gelegen mußte Helvetien einer von den Mittelpunkten religiöser Operationen sein, welche von jenseits der Alpen kamen und die benachbarten Staaten der römischen Herrschaft unterwerfen oder sie unter dieselbe zurückführen wollten.

Die Jesuiten, diese päpstliche Soldateska, welche Rom zur Eroberung der Welt aussendet, hat aus der Schweiz eine Art von Hauptquartier gemacht. Seitdem die Reform die Cantone in zwei ungefähr gleiche Theile gesondert hat, haben Rom und dessen Emissare, verschanzt in den katholischen Zufluchtsstätten, nicht aufgehört, einen Heerd zu unterhalten, der stets bereit ist, den Brand zu entzünden: das Haus in Freiburg, eines der prächtigsten des Ordens, zieht die Kinder des Elsaß und der ganzen deutschen Grenze an sich; es erhält in der katholischen Schweiz den glühenden und ungestümen Fanatismus, dessen heftige Erschütterungen die Gesellschaft Jesu stets ihren Plänen günstig gefunden hat. Die letzten Ereignisse in der Schweiz haben Europa auf die Gefahren dieses katholischen Ungestüms aufmerksam gemacht, dessen Haupt-

urheber die Jesuiten sind. Die schlimmsten Zeiten der religiösen Zwistigkeiten haben keine Wuth gezeigt, welche der des Bürgerkrieges gleich käme, welchen die Anwesenheit der Jesuiten in der Schweiz des 19. Jahrhunderts entzündete. Die gehässigen Leidenschaften, mit denen Luzern an der Spitze der katholischen Cantone sich brüstet, sagen laut genug, bis zu welchem Punkte der Exaltation die von Rom ausgesendeten Prädicanten den religiösen Haß gesteigert haben. Der traurige Sieg Luzerns wurde in Rom durch Freudengeschrei begrüßt; nur allein die Intervention Frankreichs und Oesterreichs hat die Banden der Jesuiten gehindert, sich von Rom nach der Schweiz zu begeben.

In Belgien haben die Jesuiten den katholischen Klerus unterjocht, dessen Einfluß sich ganz dem Dienste der Wiederherstellungspläne widmete, die sie mit allen ihren Wünschen in diesem Lande herbeirufen, welches einst durch die Grausamkeiten Roms und Philipp's II., durch das Eisen der spanischen Soldaten und das Feuer der Scheiterhaufen der Inquisition so verheert wurde. Der Bischof von Lüttich hat während seines Aufenthaltes in Rom von dem Papst für alle Bischöfe Belgiens die ungeheure Machtvollkommenheit erlangt, die Pfarrer abzusetzen, die ehemals unabsetzbar waren. Der niedere Klerus hat daher kein Interesse an der nationalen Unabhängigkeit.

In Frankreich hat das Episcopat sich im Namen Roms in offenen Widerstand und augenscheinliche Revolution gegen die Gesetze des Staates gesetzt, um den Jesuiten den öffentlichen Unterricht wieder zu verleihen, der ihren verderbten Händen durch den öffentlichen Unwillen entrissen worden war. Die neuen Dogmen, welche man versucht hat, auf ihren Altären aufzurichten, haben den französischen Boden nur berührt, ohne Spuren darauf zurückzulassen.

In Spanien sucht Rom in den Ruinen der Revolutionen, welche den Boden so gewaltig erschüttern, seine alten Ansprüche wieder zu gewinnen; in den Trümmern der spanischen Monarchie und den Ueberbleibseln dieses unter den Streichen Roms zerschmetterten Landes will Rom die verabscheuenswerthe Macht wieder gewinnen, die es einst über die iberische Halbinsel ausübte. Die Wiedererstattung der Kirchengüter, die Wiedereinführung der unverschämten Ehrenbezeigungen, die der kirchlichen Eitelkeit geleistet wurden; die geistliche Gerichtsbarkeit, der politische Einfluß, die Privilegien und Freiheiten des Klerus, die Wiedergeburt der mönchischen Armee, eines verzehrenden Schwarmes, welchen der Wind der Revolutionen vertrieben hatte — das sind die Bedingungen, welche Rom Spanien auferlegt, um die neue Regierung anzuerkennen, als ob die Willkür der Päpste über die Welt herrschte und die Geschicke der Reiche ordnete.

In England sind die Katholiken Irlands mehr damit beschäftigt, sich gegen die Insinuationen des römischen Klerus zu vertheidigen, als die Rechte wieder zu gewinnen, welche die britische Regierung ihnen bestreitet und verweigert. Die Kinder der reichen Familien Irlands werden sämmtlich nach Frankreich geschickt; erzogen in den Erziehungshäusern der Jesuiten bringen sie nach Irland einen Fanatismus, eine Intoleranz und eine Aufregung zurück, welche eine gerechte Sache vergiften und gegenseitiges Mißtrauen erwecken. Gegen diese geheimen Stimmungen kämpft seit so vielen Jahren das kräftige und edle Wort O'Connell's. Die Feinde der Befreiung Irlands sind in dem Schooße der irländischen Nation selbst. Die Uebertreibung der katholischen Ideen nährt auf der einen Seite übermäßige Ansprüche und verhindert auf der anderen vernünftige Zugeständnisse, und die Bill, welche den Antrag stellt, die Lage der Lehrer in Irland zu verbessern, ist nur unter dem britischen Mißtrauen durchgegangen.

So versuchen das Pontificat und dessen Gehülfen durch List und Betrug Das wieder zu gewinnen, was jede europäische Gegend bei dem Lichte des Himmels, im Angesicht der Welt, durch das Recht, durch den Muth und durch die Vernunft Rom abgenommen hat. Der große Kampf des 16. Jahrhunderts gegen die römische Usurpation ist jetzt auf kleinliche Verhältnisse herabgesunken, allein der Sieg wird nichts destoweniger der Aufklärung und der Civilisation bleiben, gegen welche die Finsternisse und die Barbarei nicht aufkommen können.

Durch den Geiz also sank Rom unter den Schlägen der Reformatoren.

Noëmi fühlte sich aufgeregt, indem sie vor ihren Augen dieses ungeheure Bild sich entrollen sah, welches mit so vieler Energie die Klagen zusammenfaßt, welche die ganze Menschheit gegen die Unwürdigkeiten des Pontificates zu erheben hat, und ihre Ideen führten sie zu den Tagen des Triumphes des Verstandes zurück.

Tiefer in die Mysterien des heiligen Fiscus eindringend sah die junge Jüdin die Verkäuflichkeit alle Zugänge zu dem religiösen Glauben verpesten. Es ist nicht genug für Rom, die Verzeihung zu verkaufen, welche die Barmherzigkeit Christi mit seinem Blute für das Menschengeschlecht bezahlen wollte; Rom treibt auch Handel mit der Moral, mit der Disciplin und mit den Vorschriften der Kirche; es verkauft die Verdienste des Blutes des Gerechten; unter dem Namen der Dispense verkauft es das Recht, die Regeln zu verletzen, die es nur aufgestellt hat, um daraus eine Waare zu machen; es verkauft die Gerechtigkeit Gottes, dessen ewige Billigkeit es verkündete; es verkauft das Königreich der Himmel durch die Heilig- und Seligsprechung, es öffnet dem Golde das

Königreich der Himmel, welches Christus der Verderbtheit der Reichen verschloß, und durch einen verabscheuenswerthen Mißbrauch hat es aus den Schlüsseln des Himmels, welche dem heiligen Petrus durch seinen göttlichen Meister übergeben wurden, die Schlüssel gemacht, welche allen Lastern, die die Hölle ausspeit, die Thür öffnen. Man sollte beinahe glauben, die katholische Kirche hätte ihre Gebote nur erlassen, um das Recht, dieselben zu verletzen, verkaufen zu können.

Die taxirten Breves haben ihre Mysterien; sie verkaufen in den Kapellen, in denen wenigstens sieben Messen täglich gelesen werden,



privilegirte Altäre, deren Inhaber große Abgaben bezahlen. Die Verbrechen der verletzten göttlichen Majestät haben ihre Tarife der Indulgenzen; man berechnet und schätzt hier die Zahl und die Art der Sünden ab, für welche man die Verzeihung verkauft und die Befreiung der Seele aus dem Fegefeuer, welches in mehreren dieser Breves die Vorstadt der Hölle genannt wird. Mit einer Betrügerei, welche der römischen Arglist eigenthümlich ist, zeigen diese Acten in großen Buchstaben die Worte: gratis pro Deo, welche zu Eingang des Textes stehen. Man hofft durch diesen Betrug dem Aergernisse zu entgehen, welches die Kenntniß des ungeheuren Preises verursacht, den Die bezahlen

müssen, welche dergleichen erlangen. Rom, welches Anspruch darauf macht, die Welt zu beherrschen, hat dem Einfluß nicht zu entgehen vermocht, den es bekämpfen will. Hier das letzte Billet, welches Paolo an Noëmi richtete; es war datirt von Ravenna:

„Die Verzweiflung hat ihren Gipfel erreicht; die Militair-Commission unter dem Vorsitz des Obersten Freddi, Commandanten der Carabiniers, ist in Permanenz, um über uns zu richten; wir sind unserer Siebenundsechszig, beinahe sämmtlich aus Rachgier verhaftet.

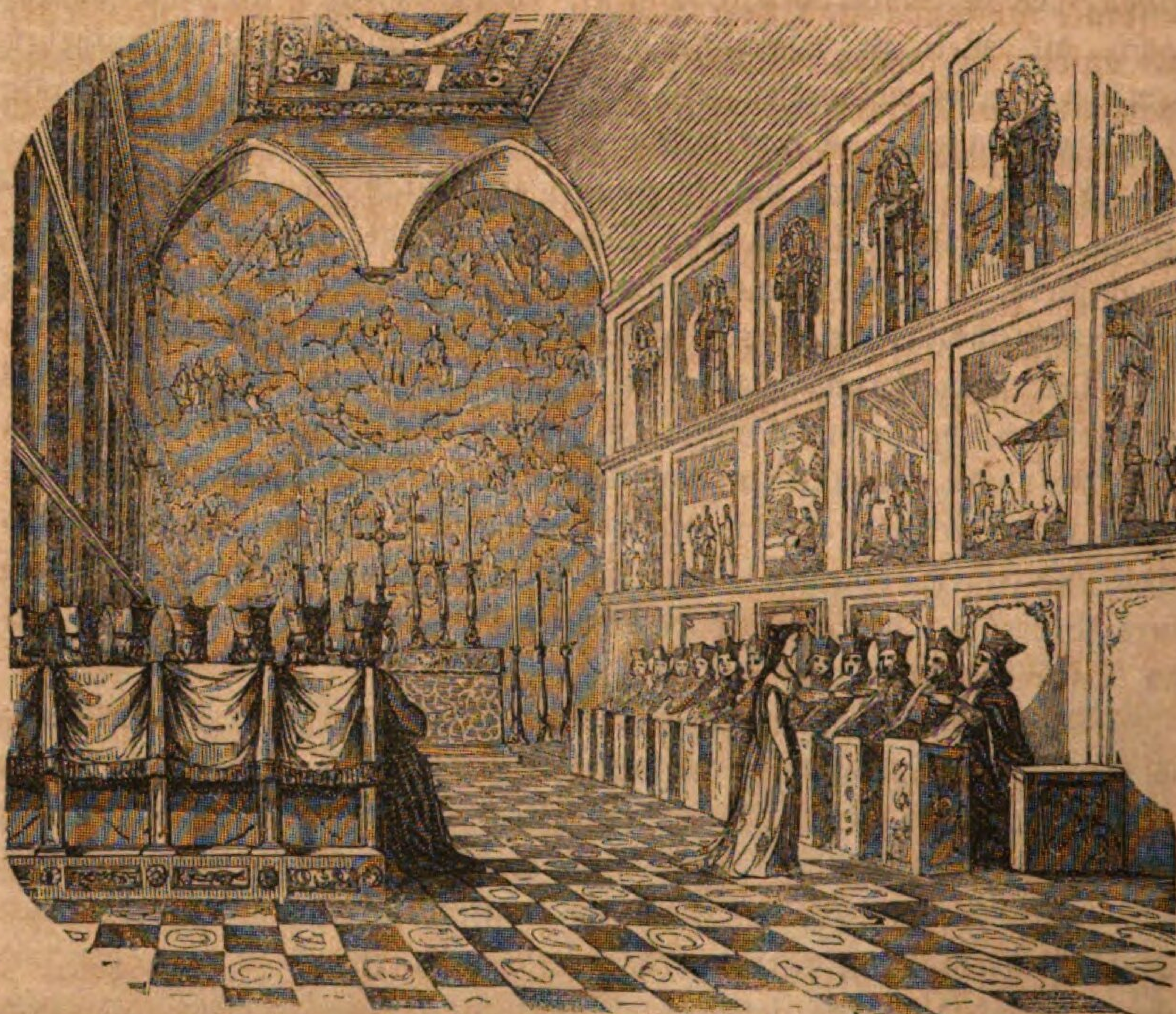
„Die Bevölkerung hat dem Papste einen Protest gegen dieses außergewöhnliche Tribunal überreicht und verlangt, daß die Gefangenen durch die sacra consulta in Rom gerichtet werden, deren Sprüche gerechter sein würden, als die dieser Commission, welche aus drei Militairs und einem einzigen bürgerlichen Richter besteht, und in Folge eines Processes, der auf die verdächtigste Weise geführt wurde, endete das Document mit den Worten:

„Ganz Europa hat einen Schrei des Unwillens gegen die Militair-„Commission und die Unrechtmäßigkeit ihrer Urtheile ausgestoßen. Ew. „Heiligkeit, welche das Beispiel der Gerechtigkeit geben müssen, können „nicht gestatten, daß das Leben und die Güter von siebenundsechszig „Personen der Gnade eines außergewöhnlichen Tribunals preisgegeben „werden; sie sind betrogen worden und unser junger Legat, der uns „Ew. Heiligkeit als Missethäter schildert, ist ebenfalls betrogen worden. „Das Volk von Ravenna verlangt nur, was recht ist; wehe Denen, „welche Rom rathen, bei einem System der Unordnung und der Ungesetzmäßigkeit zu beharren, welches von aller Welt getadelt wird!"

Paolo fügte hinzu:

„Freunde, verliert keinen Augenblick; der Urtheilsspruch schwebt über unsern Häuptern!"

Außer sich und verwirrt eilte Noëmi sogleich zu der madre veneranda, um sie zu bitten, sie zu dem Cardinal Ferdinand gehen zu lassen oder Se. Eminenz zu ihr zu berufen. Nach den Befehlen, welche für die junge Jüdin ertheilt worden waren, ließ die Superiorin sie zu dem jungen Cardinal führen.





Neunundzwanzigstes Capitel.

Die Klöster.

In einer engen finsteren Zelle saß ein junges Mädchen. Ihre Haltung war traurig, ohne niedergeschlagen zu sein; sie kniete nicht auf dem Betpult; ihre Augen erhoben sich auf den Christus und den Todtenkopf: finstere Gegenstände, welche aus der sichtbaren Finsterniß hervorleuchteten; ihr Blick ruhte zuweilen darauf, aber ohne Aufregung und beinahe ohne es zu wollen. Die ganze Einrichtung dieses Ortes war streng, nicht so wie die eines Ortes der Zurückgezogenheit, sondern finster wie die eines Gefängnisses. Die Haltung des jungen Mädchens verrieth ein Nachdenken, welches zu unruhig war, um der Sammlung zu gleichen; auf ihren Zügen lag eine sanfte Melancholie, allein

es sprach Hoffnung aus dem Lächeln, welches ihre Lippen umspielte, und unter den langen Wimpern, welche ihre Augenlider beschatteten, sah man einen Strahl der Hoffnung und beinahe der Freude leuchten.

Dieses junge Mädchen war Noëmi.

Wie hatte sie den religiösen Zufluchtsort verlassen, der ihr durch die Sorgfalt des Cardinals bereitet war? Wie kam es, daß sie sich an diesem elenden Orte befand, an welchem Alles drohend aussah und Strafe, Rache, Zorn verkündete?

Sie wußte selbst nicht, was vorgegangen war.



Eines Morgens war sie schweigend aus ihrer theuern Zelle abgeholt worden, um nach einem anderen Hause geführt und hier lebendig in das Grab geworfen zu werden, welches ein fernes und zweifelhaftes Licht kaum erhellte. Eine der Frauen, welche zu dieser Expedition dienten, während welcher kein Wort gesprochen wurde, übergab der jungen Jüdin ein Billet. Nachdem Noëmi's Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, las sie die Schrift. Sie enthielt nichts als die wenigen Worte: „Ich habe mein Versprechen erfüllt; bereiten Sie sich darauf vor, das Ihrige ebenfalls zu erfüllen."

Unter diesen Zeilen stand als heimliche Unterschrift ein F.

Bei dem Lesen dieser Worte empfand Noëmi ein lebhaftes Gefühl

des Glückes; Paolo und Stephan waren gerettet, wie dies der Cardinal verkündete, dessen Name der Anfangsbuchstabe andeutete. Er hatte sein Wort gehalten; er war nicht ein Verräther, wie der nichtswürdige Panfilio, der Paolo in eine grausame Schlinge hatte locken wollen.

Jetzt hatte auch sie eine eingegangene Verpflichtung zu erfüllen.

Als die Jüdin zu dem Cardinal kam, dessen Schutz zu erflehen, begriff er sogleich den Vortheil, den er aus diesem Umstande für sein Glück und die Politik des heiligen Stuhles ziehen konnte. Wenn man Mitglied des heiligen Collegiums ist, verschwindet Alles vor dem Interesse Roms und des Pontificats; in der bittenden Noëmi erblickte er, ungeachtet der Zuneigung, die er für sie hegte, nichts mehr, als die unterwürfige Jüdin, durch die Nothwendigkeit dahin gebracht, sich den Bedingungen zu fügen, die er ihr auferlegen würde.

Er wollte sie zuerst zwingen, in den Schooß der christlichen Religion einzutreten, und zwar in die katholische Kirche; aber er fand sie so fest in dem Glauben ihrer Väter, sie wies mit solchem Unwillen diese sie empörende Forderung zurück, daß er auf diese Bedingung verzichtete; aber das Bedauern, welches er darüber aussprach, glich Drohungen.

Er erlangte von Noëmi, daß sie ihrem Vater schrieb, um ihn aufzufordern, den Wünschen der römischen Regierung nachzugeben und seine Brüder auf den Weg zu führen, daß das Anlehen günstig wäre, zumal der Schatzmeister den Antrag gestellt hatte. Dieser Brief, den der Cardinal in italienischer Sprache und in den verabredeten Worten dictirt hatte, war seinem Eifer anvertraut worden, um so schnell als möglich übersendet zu werden.

Es war außerdem bestimmt worden, daß die junge Jüdin als Geißel und unter strenger Aufsicht in einem Kloster bleiben sollte, bis man eine Antwort erhalten haben würde. Diese Zeit der Clausur sollte dazu verwendet werden, mit Sanftmuth die Lehren anzuwenden, welche dazu bestimmt waren, dem Herzen der Tochter Israels die ewigen Wahrheiten des Christenthums einzuprägen.

Noëmi hatte in Alles gewilligt, aber die Gewaltthätigkeit, mit der man gegen sie verfuhr, schien ihr eine List zu rechtfertigen, durch welche sie die Absichten ihrer Feinde vereitelte. Sobald der Cardinal sie verlassen hatte, gelang es ihr, durch eine Frau, deren Treue sie um schweres Geld erkauft hatte und die das Kloster verlassen durfte, Ben Jakob eine geheime Mahnung zukommen zu lassen, durch welche sie ihm mittheilte, daß es sich um das Heil Israels handelte, wenn er nicht an Ben Saul den förmlichen Rath gelangen ließe, Zeit über den Ge-

genstand eines Briefes zu gewinnen, dessen geheimnißvollen Beweggrund sie ihm erklärte.

Diese Mahnung wurde durch einen jener schnellen und unsichtbaren Boten überbracht, welche vorüberfliegen und ankommen, ohne bemerkt zu werden, und deren die Juden Italiens sich zu den Mittheilungen bedienen, deren Geheimniß für ihre Interessen von Wichtigkeit ist.

Was die traurige Gefangenschaft betrifft, deren Gegenstand Noëmi war, so hatte sie auf diese Steigerung ihrer Leiden nicht gerechnet. Der strenge Zwang verletzte sie, aber ohne sie unterwürfig zu machen. Diese Vermehrung ihrer Leiden schien sie übrigens wegen der Arglist freizusprechen, deren sie sich bedient hatte, um ihre Verfolger zu täuschen. Nachdem sie den Gott ihrer Väter wegen dieses Betruges um Verzeihung gebeten hatte, waffnete sie sich mit Ergebung, und ihre Gedanken waren ernst und ruhig.

Ohne Unterlaß damit beschäftigt, das Ziel zu erreichen, dem ihre Gedanken zustrebten, triumphirte Noëmi bald über eine erste Regung der Ungeduld; was sie in ihrer neuen Lage am meisten gefürchtet hatte, war, sich plötzlich ihren Plänen entrissen und zur Unthätigkeit verurtheilt zu sehen. Dieser Gedanke bedrückte sie. Allein gegen alle anderen Hindernisse fühlte sie sich stark.

Bald bemerkte sie, daß in Rom das Klosterleben nicht so ganz von der Welt getrennt ist, daß nicht das Geräusch, die Interessen und die Leidenschaften der Gesellschaft Zutritt in die Einsamkeit fänden, welche so viele Leute für unzugänglich halten. Ueber diesen Punkt beruhigt und überzeugt, daß sie fortfahren könnte, das begonnene Werk zu vollenden, empfand sie eine Befriedigung, welche ihre Kraft vermehrte und ihre Hoffnung steigerte.

In Rom ist eine Bekehrung eine glänzende That; sie ist für Den, der sie erlangt, ein großer Triumph; nach diesem Erfolge strebt ein Jeder.

Die Signora Naldi, Monsignore Panfilio und der Cardinal Ferdinand hatten sich bis dahin die Ehre streitig gemacht, die schöne Jüdin zu der katholischen Religion zu bekehren; sie war ein leckerer Bissen, welcher den Appetit ihres Ehrgeizes reizte. Mit jener Gewandtheit, welche die Natur den Frauen verliehen hat, nährte Noëmi alle diese Hoffnungen, indem sie Jeden gewandt Neigungen blicken ließ, welche dem von ihnen entworfenen Plane günstig waren. Durch diese Taktik hatte sie sich aller Derer bedient, welche auf sie die Hoffnung ihres Glückes stützten. Sie hatte so die Gefahr abgewendet; Alle fürchteten, sie zu verderben, und wollten sie für ihre Absichten erhalten. Diesen Combinationen dankte Noëmi die Ruhe, mit welcher sie als junges

allein stehendes Mädchen ohne allen Schutz durch eine Lage gelangen konnte, die mit Gefahren umgeben war.

Die madre veneranda hatte ungeachtet des dreifachen Schutzes des Monsignor, der Signora und des Cardinals, Noëmi verloren, welche ein anderes religiöses Haus ihres eigenen Ordens, eifersüchtig auf das ihrige, ihr entführte; sie konnte sich nicht darüber trösten, ihren Wünschen eine Bekehrung entschlüpfen zu sehen, welche für sie und ihre Gemeinde so glorreich sein mußte.

Das Kloster, in welches Noëmi neuerdings gebracht wurde, war entzückt über dieses Glück, und von der Superiorin bis zu dem geringsten Mitgliede der Gemeinde wetteiferten Alle darin, das Herz der Tochter Israels zu rühren. Sie war so jung! Sie war so edel! Ihre Schönheit war so vollkommen, daß sie eine würdige Braut des Herrn gewesen wäre! Welche Gnade durfte man nicht von dem Himmel und von der Kirche erwarten, wenn es gelang, ihnen dieses schöne Geschenk zu machen! Die Jüdin zur Taufe zu führen — welche Ehre für das Kloster!

Noëmi bemerkte bald die weiblichen Schliche, von denen sie umgeben war, und treu dem Plane, den sie sich entworfen hatte, gab sie sich das Versprechen, die eigennützigen Schliche, deren Gegenstand sie war, zu ihrem Vortheil zu benutzen; sie verstand es so gut, die geheimen Hoffnungen jeder der Nonnen zu nähren, daß sie die ganze Gemeinde verführte und daß bald das Kloster kein Geheimniß mehr für sie hatte.

In den römischen Staaten sind beinahe alle religiösen Anstalten nach gleichem Muster eingerichtet. Das Kloster lehnt sich gewöhnlich an die Kirche; die Hauptthür des Klosters liegt häufig neben der des Tempels. Ein erster Hof, umgeben von Arcaden, ist zu den Gebäuden bestimmt, in denen sich die Gegenstände befinden, die zu den Gebräuchen, dem Verkehr und dem Dienste mit außen dienen; hinter diesem ersten Hofe liegt ein zweiter und auf diesem das Kloster, die Wohnung der Gemeinde. Dieser Theil des Gebäudes besteht ebenfalls aus Arcaden und Portiken. Es giebt mehrere Klöster, deren Bau von berühmten Architekten herrührt; man zeigt mit Stolz die Klöster, deren Arcaden Michel Angelo gebaut hat.

Die römischen Klöster mildern die Strenge ihrer Architektur durch oft sehr elegante Verzierungen. Es giebt im Innern dieser geheiligten Räume köstliche Wohnungen; die Höfe werden erfrischt und geschmückt durch Springbrunnen, durch Blumenbeete, durch Gebüsche von Orangen, durch Gesträuche und immergrüne Blumen; die Gemächer

des inneren Dienstes führen unter Colonnaden; es liegt Größe und Verständniß in diesen Gebäuden.

Man zählt in Rom 89 Frauenklöster, wie wir dies bereits erwähnten, als wir von den religiösen Organisationen sprachen.

Als Noëmi geprüft hatte, was um sie her vorging, fragte die junge Jüdin sich in ihrer Unbefangenheit, ob die Klöster für den Staat und für die Kirche irgend eine wirkliche Nützlichkeit hätten. Der Staat verlor bei ihnen Das, was die unfruchtbare Unthätigkeit und die eingesperrte Bevölkerung ihm raubte. Gewann die Kirche Etwas bei diesem Uebermaße gewöhnlicher und maschinenmäßiger Gottesverehrung, bei dem die wahre Frömmigkeit und das religiöse Gefühl so fremd sind? Die Kasteiungen und die Büßungen, die strenge Auferlegung von Leiden ohne Ursache und Zweck, sind keine Beweise der Reue und Demuth. Dem natürlichen Verstande widersprechend, bessern diese Uebungen von keinem Fehler, wohl aber unterhalten sie bei Denen, die sich ihnen überlassen, einen Stolz und einen Fanatismus, welcher die Barmherzigkeit verletzt. Es ist nicht Christus, welcher die Klöster begründete; die Apostel sprechen weder von Nonnen noch von Mönchen. Es sind die Priester gewesen, welche die Klöster erfanden, um von der Welt Leidenschaften zu trennen, die sie nach ihrem Gefallen beherrschen wollten, und die Familien zu berauben. Man hat von der Ruhe gesprochen, welche in der Einsamkeit die bekümmerten und aufgeregten Seelen genießen, die durch die Welt beunruhigt würden und deren Unruhe dann für die Gesellschaft verderblich sein könnte. Das Kloster eröffnet, sagt man auch, ein Asyl für die Verzweiflung, welche die Täuschungen der Welt in so vielen Herzen erwecken. Durch die häufige Wiederholung dieser Dinge hätte Noëmi dergleichen Umstände als wahr angenommen, wenn nicht die Stimme der Thatsachen sie von deren Falschheit unterrichtet hätte.

Statt dieser so viel gerühmten Entzückungen fand sie nichts als verstörte Geister und verzweifelte Herzen; bis zum Wahnsinn verschrobenen Verstand, falsche Reue, unsinnige Gelübde, empörte Naturen, durch den Zwang der Unthätigkeit und der Einsamkeit überspannte Leidenschaften, die bis zur Raserei gingen; Thorheit bei der größten Menge, eine durch die Phantome des Aberglaubens oder durch die Gespenster der Unsauberkeit gestörte Einbildungskraft; das Zerreißen jedes Bandes, eine einfältige Gottesverehrung und den abscheulichsten Egoismus, alle Neigungen ersetzend: das war es, was Noëmi in dem Kloster fand. Indem sie die vertrauten Mittheilungen der jüngsten Nonnen empfing, erfuhr sie, daß beinahe Alle gegen ihren Willen in dem Kloster waren. Die

Einen waren durch unwürdige Ueberrumpelungen hingebracht, die Anderen durch die Tyrannei ihrer Familien; Mehrere durch die geheimen Andeutungen der Priester und der Lehrerinnen. Die Habgier der Klöster, welche stets danach streben, sich zu bereichern, hat eine große Menge angelockt; die Meisten aber waren durch die Grausamkeit des Stolzes der Patricierhäuser geopfert, welche Rom durch die Ungerechtigkeit in Beziehung auf die Frauen ermuthigt, die von den Rechten der Familie und der Erbschaft ausgeschlossen sind.

Bei den Nonnen beherrscht ein gewaltiger und verborgener Feind alle Zerstreuungen, die sie aufsuchen und die man sich ihnen zu bieten anstrengt. Bei den alten Schwestern wurde die Frömmigkeit bis zur Wildheit getrieben und die Liebe zu Gott bis zum Hasse des Nächsten. In Frauenklöstern ist es nicht selten, daß diese innere Wunde durch eine gewisse Eleganz und jene lächerliche Geziertheit verschleiert wird, über welche die Satyren sich mit so vielem Geschmack und Geist lustig gemacht haben. Auch das Kloster hat seine Koketterie, die Haltung, der Blick, die Stimme, der Schleier, die Hände, die Arme, der Kopf haben ihren Schmuck und ihre Zierde; Alles wird bei diesen Frauen, die so sehr von der weltlichen Eitelkeit fern zu sein scheinen, darauf berechnet, zu gefallen.

Die Frauenklöster sind angefüllt mit Kindern, welche der Mangel an Glaube und der Betrug, beschützt durch ungerechte Gesetze, aus der Familie vertrieben und ihrer Güter beraubt haben.

Die Männerklöster fand Noëmi so richtig beurtheilt durch die Ansichten eines französischen Schriftstellers des 18. Jahrhunderts, daß sie dieser Meinung, die sie in einem großen theologischen Buche gedruckt fand, welches ausdrücklich diese Zeilen widerlegen sollte, nichts hinzuzufügen wußte.

„Das Gelübde der Armuth ablegen, heißt sich durch Eid verpflichten, träge und diebisch zu sein; das Gelübde der Keuschheit thun, heißt Gott die beständige Verletzung des weisesten und wichtigsten seiner Gesetze versprechen; das Gelübde des Gehorsams ist die Verzichtung auf das unveräußerliche Vorrecht des Menschen, die Freiheit. Wenn man diese Gelübde beobachtet, ist man verbrecherisch; wenn man sie nicht beobachtet, ist man meineidig. Das Klosterleben ist das eines Fanatikers oder eines Heuchlers."

Was die Unordnungen betrifft, welche in den Klöstern herrschen, so ist es Niemand unbekannt, bis zu welchem Punkte sie getrieben wurden, besonders in den Frauenklöstern, wo die Ausschweifung sich unter tausend abscheulichen und verschrobenen Formen zeigt, und die Scham

losigkeit der Mönche und die Ueppigkeit der Nonnen haben das erste Geschrei des Unwillens erregt, welches bei allen Völkern gegen diese schmachvollen Excesse ausgestoßen worden ist. Diese Ausschweifungen waren die erste Ursache der Spöttereien, welche gegen die Religion geschleudert wurden. Die Mönche vereinigten die Wollust mit der Völlerei. Die Nonnen zeigten eine verfeinerte Wollust. Die Aebte und Aebtissinnen der religiösen Gemeinschaften autorisirten oft zu dieser Ausschweifung, an der sie mit dem schmachvollsten Eifer Theil nahmen. Das Innere der Klöster hat Besudelungen erfahren, von denen die ungestümste Ausgelassenheit sich nicht einmal einen Begriff machen kann.

Es gab in Rom zwischen den religiösen Häusern der Männer und der Frauen häufigen Verkehr, den das Vergnügen auszunutzen verstand; die Intriguen wurden durch den Beichtstuhl gesponnen. In den Klöstern kannte man die Schönheit der Mönche und der Nonnen und verabredete oft durch geheime Botschafter Zusammenkünfte. Eine neue Nonne erzählte Noëmi, daß sie in einer jener sternhellen Nächte, welche in Italien so häufig sind, zu den höheren Theilen des Gebäudes hinaufgestiegen sei und dort auf den obersten Gallerien der Kirchthürme und den hohen flachen Dächern gleich nächtlichen Erscheinungen Mönche und Nonnen erblickt hätte, deren Klöster benachbart wären und die unter sich leidenschaftliche Zeichen austauschten, an welche sie sich nicht ohne Erröthen erinnern könnte. Es scheint gewiß, daß einzelne Frauenorden mit Männerorden in Verkehr standen und daß diese ärgerlichen Uebereinstimmungen gegenseitig gebilligt wurden.

Ist es noch jetzt so? Noëmi sah ihre Schamhaftigkeit vor dieser Frage stehen bleiben, welche ihr Gewissen ihr stellte; ihre Zurückhaltung und ihre Verlegenheit zeigten sich hier durch einen Gedanken, den sie mit den folgenden Worten aussprach: „Es giebt keinen Ort, an welchem die Unwandelbarkeit der Sitten und der Gewohnheiten hartnäckiger und ausdauernder ist, als in den Klöstern Roms."

Der Despotismus und die Tyrannei der Vorgesetzten dieser Häuser übersteigen jeden Glauben. Die Bestimmungen des Ordens unter die Füße tretend, setzen sie ihren Willen an die Stelle der Regeln und der Disciplin. Daher entspringt jenes Günstlingsthum, mit welchem der niedere, gemeine und erniedrigende Knechtssinn in Rom die religiösen Häuser erfüllt, elende Bestechungen, kleinliche Schlechtigkeiten, nichtswürdige Verräthereien, Hinterhalt und abscheuliche Arglist erweckend. Wenn man bei den Wahlen des Frauenklosters die Verschlagenheit, den Betrug und das Benehmen des Conclave wiederfindet, so zeigen sich bei

der Leitung der Mönchsklöster die Heuchelei und die geheimen Schliche des Hofes von Rom.

Diderot läßt in einem Buche, welches in dieser Einsamkeit einen wahren Sturm erregt hat, die Superiorin eines Klosters, indem sie einer Novize ihre frommen, demüthigen und unterwürfigen Nonnen zeigt, sagen:

„Unter allen diesen Geschöpfen, die Sie rings um mich her so folgsam und so sanft sehen, mein Kind, giebt es nicht eines, aus dem ich nicht ein wildes Thier machen könnte. Eine eigenthümliche Metamorphose, zu welcher die Neigung um so größer ist, je jünger man in eine Zelle trat und je weniger man das Leben der Gesellschaft kennt. Diese Worte setzen Sie in Verwunderung? Gott möge Sie davor bewahren, die Wahrheit derselben zu erkennen, meine Schwester! Die gute Nonne ist die, welche in das Kloster irgend einen großen zu büßenden Fehler mitbringt."

Noëmi erkannte, daß die wahre Sammlung, die einzige, welche der Einsamkeit geziemt, nur bei den Seelen zu finden ist, welche innig von der Reue ergriffen sind; sie fühlte sich auch überzeugt, daß man in dem Kloster nur die Ruhe findet, die man mit hineinbringt.

Aus dieser unerbittlichen Beherrschung entspringen Martern, Leiden, eine entsetzliche Gefangenschaft und die geheimnißvollen Gräuel, welche sich in der Finsterniß der Gräber verbergen, in denen die Opfer dieser Wuth lebend eingeschlossen sind.

Neben den finsteren Verfolgungen zeigen sich die trügerischen Verführungen. Die Novizen, welche man dahin bringen will, den Schleier zu nehmen, sind ganz besonders der Gegenstand von Liebkosungen, die ihren Augen die Strenge des Klosters verbergen.

In den Frauenklöstern ist man sehr gewandt darin, Nutzen aus den Talenten oder Fähigkeiten der jungen Nonnen zu ziehen; für gewisse Gemeinden ist eine schöne Stimme eine mächtige Empfehlung.

Bei den Mönchen findet man dieselben Laster und dieselben Mißbräuche, nur haben alle Leidenschaften hier einen strengeren, heftigeren und gewaltsameren Charakter. Die Bevölkerung des Klosters wird, wie wir bereits bemerkten, in drei bestimmte Theile gesondert: die Jugend ist ungestüm, das reifere Alter ehrgeizig, das Greisenthum grausam und fanatisch. Man findet Demuth nur bei Denen, welche erst spät sich der Religion widmeten.

Man hat vielfach die gelehrten Arbeiten der Mönche bewundert, die sich der Wissenschaft widmen, die Einfachheit Derer, welche die Blumen pflegen, was in den Klöstern Roms vielfach geschieht, und die Frömmigkeit Derer, welche die Stunden des Tages und der Nacht auf dem

Chor und bei Uebungen strenger Gottesfurcht zubringen; man hat nicht begriffen, daß alle durch diese Beschäftigungen sich nur von der Reue und dem Widerwillen, von dem sie bestürmt wurden, zu zerstreuen suchen.

Die italienischen Mönche besitzen eine eigenthümliche Arglist; Niemand versteht es besser, als diese Bettler, das Almosen zu erpressen, eine Erbschaft zu erschleichen und den Klöstern das reiche Erbe und das Vermögen der Familien zuzuführen; sie wissen geschickt ein Testament zu rathen und zu dictiren. In dieser Beziehung haben die Jesuiten Kraftstücke von wunderbarem Erfolge vollbracht. Sie sind stets bereit,



durch scheinbare Schenkungen, durch Verträge, Stipulationen und Fideicommisse, kurz durch alle betrügerische Mittel die Actenstücke zu entstellen und sich gegen jede Art der Reclamation zu sichern.

Durch den Beichtstuhl und durch die Predigten bemächtigen sie sich eines Einflusses, welcher zugleich auf die Massen und auf jedes einzelne Gewissen wirkt. Die Eroberungen, nach denen sie durch dieses doppelte Verfahren streben, sind die beständigen Gegenstände des Hasses und der Eifersucht zwischen den verschiedenen Orden, und man hat fälschlich behauptet, daß Luther, ein Augustinermönch, sich nur aus einem

Gefühl der Eifersucht gegen die Kirche erhoben hätte, weil die ungeheuren Vortheile, die durch den Verkauf des Ablasses gewonnen wurden, den Augustinern genommen worden wären, um die Dominikaner zu bereichern. Diese Behauptung hat nicht einmal den Schein der Wahrheit für sich. Der Ablaßverkauf wurde niemals den Augustinern anvertraut, die übrigens auch keinen Anspruch darauf machten.

Das Geheimniß der Beichte, welches die Kirche gebietet, ist durch die möncbischen Statuten aufgehoben, welche den Mönchen befehlen, nichts zu verschweigen, was den Vortheil der Gemeinde betrifft.

Die Jesuiten sind die Ersten, welche den Gebrauch des Beichtstuhles in Rom eingeführt haben, dessen Mundstück auf der Seite der Nonnen und dessen Gehör nur auf der Seite der Geistlichen ist, die so die Beichte empfangen, ohne die Beichtende zu sehen. Dieses Mittel begünstigt ebenfalls die Verletzung eines Geheimnisses, welches die Kirche für heilig erklärt hat.

Die Jesuiten haben unter ihrer Herrschaft eine große Menge von Klöstern, von denen die Mehrzahl Frauenklöster sind.

Man hat viel von der Barmherzigkeit und der Wohlthätigkeit der Klöster Italiens und Spaniens gesprochen; Noëmi erkannte durch ihre eigene Erfahrung Alles, was in diesem Rufe liegt. Die Mönche kümmern sich besonders in den beiden erwähnten Ländern um die Angelegenheiten der Armen nur, um damit ihre eigenen zu betreiben.

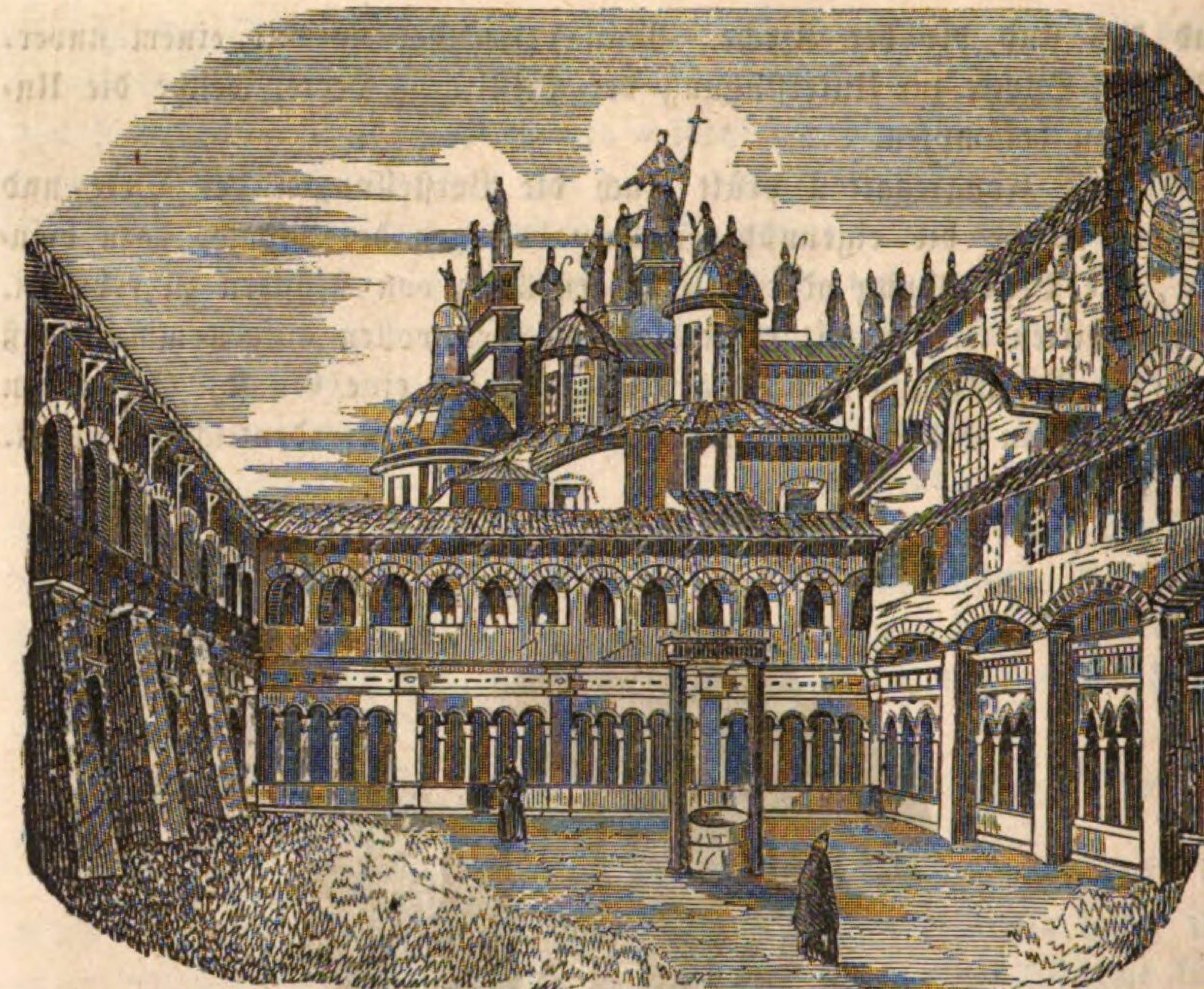
In dieser Beziehung berühren die Philanthropie und die Kirche einander.

Es giebt in Rom eine Congregation, welche den Titel führt: Congregation der zu unterdrückenden Klöster. Sie ist scheinbar dazu begründet, die Aufhebung der Gemeinden zu befehlen, welche durch weltliches Mißgeschick zu arm geworden sind, um sechs Mitglieder zu erhalten, die in diesem Falle in einem anderen Kloster desselben Ordens ihren Unterhalt empfangen. Der wirkliche Zweck dieser Congregation aber wird durch die Natur der dieselbe bildenden Mitglieder bezeichnet. Acht Cardinäle sitzen in derselben, unterstützt durch Geistliche, welche zu den Orden abgeordnet werden, deren Interesse dabei in Frage kommt. Diese Versammlung ist damit beauftragt, die Ansprüche der Begründer und der Wohlthäter zu regeln, sowie die ihrer Erben, welche die Güter, die den religiösen Anstalten verliehen worden sind, zurückverlangen, da die Ursache dieser Gaben nicht mehr besteht. Diese Congregation läßt nur selten diese Güter den Nachfolgern und Legatoren zurückerstatten, denn sie behauptet, es sei dazu keine Ursache vorhanden, da die aufgehobenen Klöster wieder aufgebaut werden könnten. Die Trümmer dieser Güter werden zu wichtigeren Bedürfnissen bestimmt,

und das sind die der Kirche. Man verwendet sie mit einem unverschämten Spotte zur Unterstützung der christlichen Heere, welche die Ungläubigen bekämpfen.

Diese Congregation prüft auch die Vorstellungen der Orte und Städte, welche die eigennützigen Ermahnungen der Mönche dazu bringen, die Begründung oder Wiederherstellung von Klöstern zu erbitten. Diese Bitten werden mit einem solchen Wohlwollen aufgenommen, daß man die Bewilligungen unentgeltlich ertheilt; eine Gunst, die in den Gewohnheiten des Staates und der Kirche so außerordentlich selten ist.





Dreißigstes Capitel.

Die Prediger.



ndem Noëmi die Redner der apostolischen Kanzel in Rom hörte, wurde sie durch die lärmenden Aeußerungen der zuhörenden Menge zerstreut und konnte daher die Natur ihrer Beredsamkeit nicht würdigen; als sie aber bei der langen Muße ihrer klösterlichen Gefangenschaft gezwungen war, diese heiligen Reden anzuhören, da erkannte sie bald die Leere derselben.

Die römischen Prediger steigern die Emphase des Gedankens, den Ausdruck und den Ton bis zu der komischsten Uebertreibung; sie stehen auf einer geräumigen Kanzel, welche ihren Bewegungen die freieste Entwickelung gestattet. Sie gehen hin und her, vorwärts, rückwärts, springen empor und nehmen tausend komische, phantastische und verdrehte Stellungen an. Zuweilen stehen sie auch auf einer Estrade, welche

ihnen dann noch mehr Freiheit gewährt, und sie benutzen dieselbe, um ihre Verdrehungen und Sprünge zu vervielfältigen.

In der Regel sind die römischen Prediger die heftigsten in ganz Italien; sie gleichen zuweilen Besessenen und Rasenden; man erblickt unter dem Redner den Schauspieler; sie umgeben sich gern mit einem theatralischen Pompe, welcher die Aehnlichkeit vollständig macht.

Die Einen zeigen die Glückseligkeit der anderen Welt, die Seligkeit des Paradieses und die Entzückungen des himmlischen Aufenthaltes mit einer schleppenden kläglichen Stimme, welche ergreifen will und danach strebt, Rührung zu erwecken; sie rollen die Augen unter den Augenlidern, erheben ihre Blicke zum Himmel, strecken auch die Hände zu demselben empor und stoßen klägliche Seufzer aus. Die Freuden, die sie in diesen Aeußerungen schildern, sind so grobsinnlich, daß die Seele sich voll Widerwillen davon abwendet; aber die römische Bevölkerung wird ergriffen durch diese Versprechungen, welche viel mehr auf ihre Leidenschaften als auf ihre Gefühle berechnet sind.

Die Anderen führen ihre Zuhörer in die Mitte der höllischen Räume, in die Finsterniß, in die Stadt des Jammers, wo sie das Heulen und Zähneklappern hören. Sie umgeben sie mit glühenden Oefen, mit spitzigen Gabeln und verzehrenden Scheiterhaufen. Diese Marterer finden Vergnügen an den entsetzlichsten Schilderungen, und man sagt in Rom, wenn Satan selbst mit höllischen Erfindungen zu Ende wäre, so könnte er die Priester zu Rathe ziehen, welche in die siedenden Kessel eingetaucht sind.

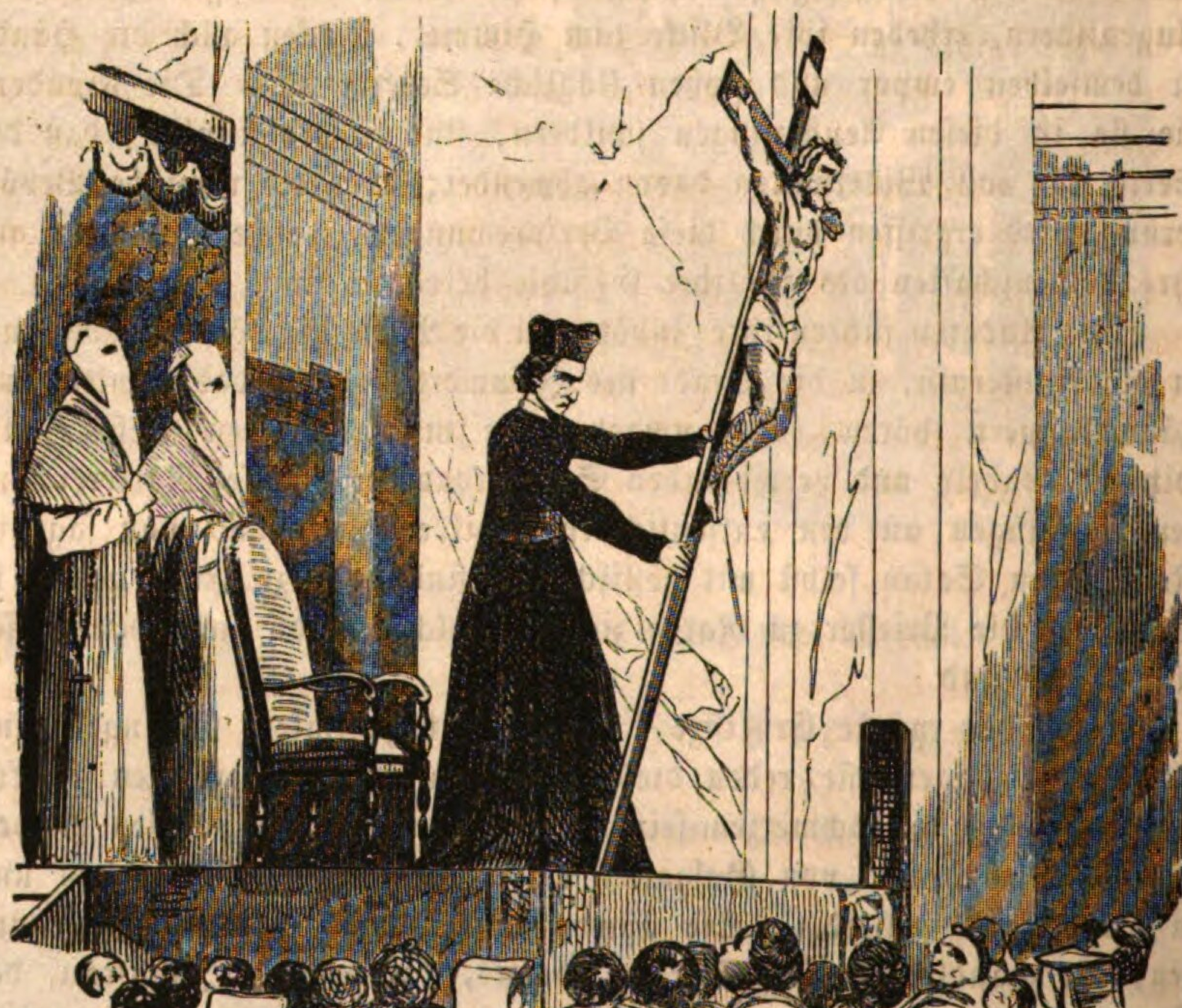
Sie haben große Crucifixe, die sie mit Heftigkeit schwingen und der Menge zeigen, sie reden diese Figur an und oft erzählen sie für Christus selbst die Schmerzen seiner Leidensgeschichte. Zuweilen machen sie aus dem Drama von Golgatha malerische Wechselfälle, belebt und in Dialogform gekleidet. Sie ahmen die Stimme und die Bewegungen, die Handlungen, die Sprache Gottes, der heiligen Jungfrau, der Engel und der Dämonen, der Heiligen, die Laster und die Tugenden in der Hölle und dem Paradiese, bei dem Tode und bei der Sünde nach; ihre lebhafte Einbildungskraft verkörpert Alles und macht den Gedanken materiell.

Diesen Predigten fehlt es weder an Kraft noch an Gewalt; sie entlehnen einer gewissen Macht eine kräftige Originalität; aber sie wenden sich beinahe immer dem Komischen und der Posse zu. Die römischen Prediger kennen keine Mäßigung, weder in dem Gedanken, noch in dem Ausdruck; ihre italienische Lebhaftigkeit überläßt sich den ungestümsten Hingebungen; sie sinken oft bis zur Gemeinheit herab oder bis zu kindischen Unterscheidungen und elenden Spitzfindigkeiten.

Nicht blos in den Kirchen lassen diese Redner sich hören, man begegnet ihnen auch auf den Straßen, den Plätzen und auf den Kreuzwegen; sie kämpfen gegen die Seiltänzer, denen sie die Menge streitig machen; es liegt ein Zug italienischen Charakters in der Anekdote von einem Priester, der, als er das Volk zu den burattini eilen sah, es zurückrief, indem er auf sein Crucifix deutete und sagte:

„Ecco il vero pulcinella!" (hier ist der wahre Polichinelle!)

In dem Colosseum werden religiöse Abendvorstellungen von großer Wirkung gegeben. Wir haben Fromme gesehen, die während der Ausge-



lassenheit des Carnevals fromm den Kreuzesweg wandelten, schwarze und weiße Büßerinnen, irländische rothgekleidete Priester, welche hier heilige Gesänge psalmodirten. An den Freitagen versammelt sich hier die Menge, malerisch gekleidet in glänzende Gewänder und auf dem alterthümlichen Raum gruppirt, um die Prediger anzuhören. 1841 hat ein junger Franzose hier einen großen Ruf der Beredsamkeit gewonnen. Diese Versammlungen finden oft statt bei dem Scheine von Harzfackeln, deren röthliches Licht tausendfältig unter den Gewölben spielt.

Die römischen Prediger haben noch alle üblen Gewohnheiten der Vergangenheit, was man auch in dieser Beziehung hat behaupten mögen;

ihr Organ ist falsch, kreischend, und ihre Sprache schwülstig und mit Gesichterschneidereien gepaart, erfüllt von abergläubischen, niedrigen, ausschweifenden und unvernünftigen Ideen, voll Unehrerbietung und unschicklicher Vertraulichkeit gegen die heiligen Dinge, und stets fehlt es ihren Reden an Adel, an Geschmack, an Kenntnissen, Salbung und Erhebung. Nicht selten gelingt es ihnen gleichwohl, ihre Zuhörer zu rühren, denn sie wenden sich an die Sinne, die Leidenschaften und die rohen Neigungen eines eindrucksfähigen Volkes.

In Rom machen Die, welche von der Kanzel herab die Wahrheit sprechen, sich kein Gewissen daraus, schamlos zu lügen; sie beschäftigen sich weder damit, zu überreden noch aufzuklären, sondern wollen erschrecken oder Herz und Gedanken erschlaffen; oft führen sie kräftige Streiche, nie richtige.

Man findet unter den römischen Rednern eine große Menge Mönche; sie sind es, deren Wort am häufigsten die Grenzen des Geschmackes, des Anstandes und der Wahrheit überschreitet. Ihre Sprache ist fruchtbar an Uebertreibungen, welche zugleich den Verstand und die Schicklichkeit verletzen. Es geschieht öfters, daß diese Wüthenden die Straßen durchlaufen und sich wie Missionaire des Glaubens darstellen, während sie nur Betrug, Uneinigkeit und Haß säen; von den Städten verbreiten sie sich über das flache Land, das sie verderben und verpesten.

Die Predigten haben in Rom mehr einen weltlichen als einen geistlichen Zweck. Gewöhnlich macht der Redner zwischen den beiden Punkten — dies ist der Name, den man den Abtheilungen einer Predigt giebt — einige Zeit Halt und wendet sich mit gemildertem, honigsüßem Tone an sein Auditorium, um es zu einer Sammlung zu ermahnen, zu welcher ihm die Almosenbüchse gereicht wird; er fordert die Gläubigen auf, das Almosen generoso ed abondante zu geben.

Noëmi hatte die Erinnerung von zwei Beispielen der Zügellosigkeit der römischen Kanzel bewahrt.

Einmal, zu Anfang der Fastenzeit, wendete der Prediger sich rechts, dann links, dann gerade aus, indem er die Bewegungen eines Menschen nachahmte, der ein Gewehr an die Schulter setzt, und dann den Ton eines Schusses; darauf rief er aus:

„Der Carneval ist todt; sprechen wir von der Fastenzeit.“

Ein anderer Redner schilderte die Freuden, welche die Seelen des Fegefeuers empfinden, wenn Die, welche sich ihrer erinnern, Almosen sammeln, um sie aus ihren Leiden zu erlösen.

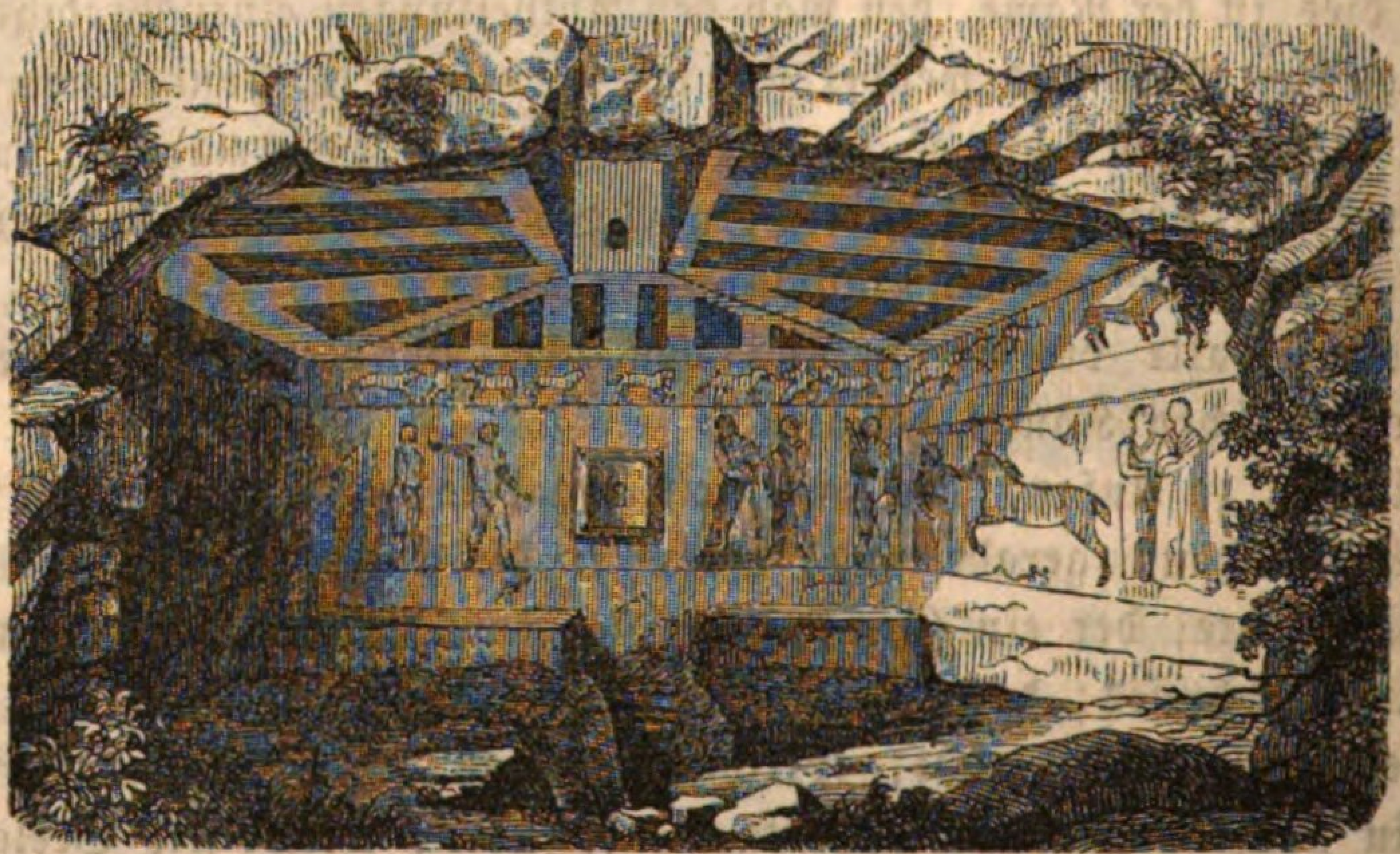
„Stellt Euch vor,“ sagte er, „daß die arme Seele ihre Augen auf Euch gerichtet hält und mit Angst erwartet, ob Ihr geben oder verweigern werdet. Bemerkt sie, daß Ihr die Hände in die Taschen steckt,

so empfindet sie ein Wohlbehagen, welches sich in dem Grade steigert, als die Gabe sich der Büchse nähert; wenn das Geld erhoben wird, steigt die Seele aus den Flammen empor, und wenn das Geldstück vollends ertönt, hüpft die befriedigte Seele vollends in die Höhe und kennt sich vor Entzücken nicht. O, um denen, welche Ihr geliebt habt, einen so süßen Augenblick zu verschaffen, um sie diese Entzückungen genießen zu lassen, borget Geld von Eurem Nachbar, wenn Ihr selbst keins habt, und wenn er es Euch verweigerte, würde er strafbarer sein, als Ihr."

Durch solche Kunststücke des Wortes ist die Nahrung der Seele, welche Christus seinen Jüngern zu ertheilen gebietet, in dem Munde der Priester der römischen Kirche zu einem verkäuflichen Gegenstande geworden.

In Rom schließen die Predigten sich allen gehässigen Gefühlen der Kirche und des Staates an, und dienen ihnen blindlings; es sind dann nicht mehr Kerzen, welche Licht verbreiten, sondern Fackeln, welche einen Brand entzünden.

Es giebt einen Prediger des Papstes, welcher während der Fastenzeit und des Advents einmal wöchentlich in dem Zimmer des heiligen Vaters selbst predigt. Der Papst befindet sich dann auf der Tribüne, wo er von Niemand gesehen wird, und die Cardinäle sitzen in seinem Zimmer umher, wie im Consistorium.





Einunddreißigstes Capitel.

Aberglaube der Kirche Roms.

Die junge Jüdin konnte sich auch überzeugen, daß der Aberglaube der Kirche Roms, dem sich grob die Päpste und Cardinäle anschließen, oft nicht weniger abgeschmackt ist, als der, welcher der Leichtgläubigkeit des Volkes aufgedrungen wird, dessen Verstand und Gedanken dadurch erniedrigt werden.

Sie hatte von einem goldenen Degen, von einem Hute und der goldenen Rose sprechen hören, welche der Papst jedes Jahr segnete und als Geschenk an königliche oder sonst hochberühmte Personen sendete. Diese Ceremonie findet statt, bevor der Gottesdienst der Weihnachtsnacht begonnen wird. Der Degen hat einen goldenen Griff und seine Scheide ist mit Edelsteinen geschmückt; der Hut ist von veilchenblauer Seide, besetzt mit Hermelin und umgeben von einer Schnur in Gestalt einer Krone, geschmückt mit Edelsteinen.

Der Hut wird auf die Spitze des Degens gesetzt und gewöhnlich durch den Papst an irgend einen Fürsten geschickt. Diese Gegenstände sind häufig auch den großen Feldherren geboten worden, welche für den Glauben bewaffnet gegen die Ketzer und die Ungläubigen kämpften. Ein alter Mönch, der den Auftrag hatte, Noëmi in der katholischen Religion zu unterrichten, sagte ihr, daß Pius II. den Degen und den Hut an Ludwig XI., König von Frankreich, sendete, begleitet von vier lateinischen Versen, durch welche er den Herrscher ermahnte, alle seine Kräfte gegen die Türken aufzubieten, und ihm seinen Beistand versprach, um das Reich Mohameds zu vernichten und das Blut der Christen zu rächen, und darauf, versicherte er, sei dieser Monarch bald mit Lorbeeren zurückgekehrt.

Der Papst schickte einen mit Perlen verzierten Degen an Philipp den Guten, Herzog von Burgund, und man las darüber in dem römischen Ceremoniell, daß der Degen die oberste Herrschaft bedeutete, welche Gott dem römischen Oberpriester und Denen, welche für das Recht der Völker, besonders zur Vertheidigung der Kirche und Religion kämpften, verliehen hätte.

Die Päpste stützten diesen Gebrauch auf Das, was man in dem zweiten Buche der Maccabäer Cap. 15. findet, daß Judas Maccabäus, als er bereit gewesen wäre, gegen Nicanor, den Feldherrn des Antiochus, König von Syrien, zu kämpfen, eine Vision gehabt hätte, in welcher er den Oberpriester Onias zu sehen glaubte, der, obgleich gestorben, zu Gott für das jüdische Volk betete, und den Propheten Jeremias, der zu gleicher Zeit Judas ein vergoldetes Schwert überreichte, indem er sagte: empfange dieses heilige Schwert, das Gott Dir verleiht und mit dem Du die Widersacher meines Volkes Israel vernichten wirst.

Am vierten Fastensonntag und am dritten Adventsonntag segnet der Papst die mit Edelsteinen besetzte goldene Rose, die er an irgend eine Königin, Fürstin oder große Dame sendet, oder auch an eine Kirche zum Zeichen des Gedeihens.

Die goldene Rose ist eine Galanterie, deren die Päpste sich bedienen, um die Gunst der Mächtigen an den Höfen zu gewinnen. Leo XII. schickte, wie man sah, den Hut und den Degen dem Herzog von Angoulème. Gregor XVI. bot dies Jahr die goldene Rose der Königin der Belgier, Tochter des Königs von Frankreich. Es ist stets dasselbe Benehmen zu demselben Zwecke.

Die Geschichtsschreiber des römischen Hofes zeigen sich in der Regel verschwiegen über diese so häufig profanirte goldene Rose. Indeß hat Theophile Renaud in seinem Buche Pontificalia ausführlich von dem

Degen und der goldenen Rose gesprochen, denen er einen mystischen Sinn beilegt.

Das erste Jahr seines Pontificates segnet der Papst die Agnus Dei. Diese Ceremonie wird von dem Papste in dem siebenten Jahre seiner Regierung erneuert und mit vieler Pracht und Feierlichkeit vollzogen.

Hier vereinigen sich der heidnische Aberglaube, der hebräische Text und der katholische Aberglaube mit einander. Wir geben hierüber Das an, was die Schriftsteller des Papstthums uns überliefert haben.

Die alten Römer hatten die Gewohnheit, bei den Festen des Saturn an ihre Clienten kleine Geschenke von Wachs zu senden; dies geschah nach den Decreten des Volkstribun Publicius, und in Folge dessen, was Hercules eingeführt hatte, der die Italiener lehrte, kleine Wachsfiguren an der Stelle der Menschen zu opfern, die sie grausam dem Saturn darbrachten.

Die Zeugnisse zur Unterstützung dieser Behauptung sind zahlreich, ernst und zuverlässig.

Diese Wachsfiguren werden um den Hals getragen, wie man dies bei den Autoren sehen kann, und besonders die von runder Gestalt, die man bullae nannte, d. h. Halsbänder, welche ein Symbol der Freiheit waren, weil die Sclaven diesen Zierrath nicht tragen durften.

Man schrieb diesen Figuren viele abergläubische Kräfte zu, die sie natürlich nicht haben konnten. Eine Art dieser falschen Schutzmittel nannten die Lateiner amuleta und fascini, Siegel und Zaubermittel, bei den Griechen hießen sie phileuteria, Schutzmittel, die Araber nannten sie Talisman, die Juden bezeichneten sie mit den Namen teloïm und teraphim, kleine Figuren, von denen im 31. Capitel der Genesis Vers 19, im 17. Capitel der Richter Vers 5, im 18. Capitel Vers 14, und in dem Propheten Hosea 2. Capitel Vers 4, wo er sagt:

„Die Kinder Israels sollen bleiben ohne König, ohne Statthalter, ohne Opfer, ohne Statue, ohne ephod und ohne teraphim."

Nach dieser gegen die Israeliten ausgesprochenen Drohung haben die Theologen behauptet, daß die teraphim dasselbe gewesen wären, wie die urim und die tummim, die Moses auf den Befehl Gottes auf das Brustschild des Hohenpriesters setzen sollte, welches auf dem Herzen des Hohenpriesters Aaron lag, wenn er vor die Bundeslade trat, um den Ewigen zu Rathe zu ziehen, wie dies in dem zweiten Buche Moses gesagt wird. Da es in der heiligen Schrift nirgends gesagt ist, daß die Arbeiter, welche die Zierrathen machten, die urim und die tummim anfertigten, hat man angenommen, daß Gott selbst diese Gegenstände an Moses übergab. Wie dem auch sei, ist es doch gewiß, daß die obersten Opferer Figuren hatten, welche teraphim hießen

und deren sie sich bei ihren feierlichsten Functionen bedienten, sowohl für den Cultus des wahren Gottes unter den Israeliten, wie bei dem Dienste der falschen Götter unter den Ungläubigen, wie dies die heilige Schrift sagt.

Die Päpste geben in Beziehung auf das Agnus Dei an, daß ihre Vorgänger, daran verzweifelnd, Gebräuche zu beseitigen, welche das Heidenthum den Christen überliefert hatte, es für nothwendig erachteten, den Gebrauch zu heiligen, indem sie dem Beispiele von Moses nachahmten, der begeistert durch Gott sein Volk die Gebräuche und Ceremonien der Aegypter annehmen ließ. So wurde das Reinigungswesen des Heidenthums zu dem Wegweiser des katholischen Cultus. Statt der kleinen Figuren der teraphim, welche die Opferer trugen und welche in dem alten Gesetze den Messias darstellten, hielten die christlichen Oberpriester es für angemessen, die Gläubigen der katholischen Gemeinschaft das Bild Jesu Christi unter der Gestalt eines Lammes tragen zu lassen, weil nach der Sprache Johannes des Täufers Jesus Christus das Lamm Gottes ist, welches die Sünden dieser Welt trägt.

Franz Scortius sagt in seinem Latium christianum daß die Päpste Roms nach der Vernichtung des Heidenthums das Agnus Dei segneten, d. h. kleine Wachskugeln, auf welchen in halberhabener Arbeit das Bild des Lammes Gottes eingedrückt war, daß sie es am Tage der Taufe um den Hals der Katechumenen hingen, zum Zeichen der Freiheit, welche Gott ihnen verliehen hatte, indem er sie von ihren Sünden erlöste, und daß sie es am Ostertage unter die Gläubigen vertheilten, zum Andenken an den Sieg Jesu Christi über die Sünde, den Tod und alle Höllenmächte durch seine Auferstehung.

Wenn man alle historischen Angaben sammelt, so führt man den Gebrauch des Agnus Dei in der römischen Kirche bis zum 4. Jahrhundert zurück.

Die Päpste ertheilen es jetzt nicht mehr blos den Herrschern, den Cardinälen, Gesandten, Fürsten und Prälaten, sondern es ward auch den Geistlichen aller Orden, den Gemeindevorstehern und den Personen ertheilt, welche ihre Angelegenheiten oder ihre Frömmigkeit nach Rom führen; denn es besteht der Gebrauch, das Agnus Dei nur ganz ausgezeichneten Personen in das Ausland zu schicken.

Das weiße Wachs und die anderen Zuthaten, aus denen das Agnus Dei besteht, haben eine mystische Bedeutung. Man liest in dem römischen Ceremoniell die lateinischen Verse, welche Urban V., der 1360 erwählt wurde, mit dem Agnus Dei an den griechischen Kaiser schickte. Hier die Uebersetzung davon:

„Der Balsam des reinen Wachses, das heilige Wasser und das geweihte Oel bilden dieses Lamm, das ich in Deine Hand lege, groß und geboren aus einer geheimnißvollen gereinigten Quelle. Es wendet die Blitze von oben ab, es vernichtet und vertreibt jede verderbliche Geißel, wie dies das Blut Christi thut. Es erlöst die Frau von den Schmerzen und den Folgen des Gebärens; es besitzt Gaben für Die, welche derselben würdig sind; es löscht das Feuer aus; hineingetragen rettet es von den Fluthen; der geringste Theil desselben hat die gleiche Macht, wie das Ganze."

Die Agnus Dei sind kleine Platten von weißem Wachs, theils rund, theils oval, in Gestalt von Medaillen; auf der einen Seite zeigen sie die Gestalt des wiederauferstehenden Christus unter der Erscheinung eines Lammes, welches die Glaubensfahne hält. Auf der anderen Seite ist in Relief das Bild irgend eines Heiligen, gewöhnlich des besonderen Schutzpatrons des regierenden Papstes, d. h. des Heiligen, dessen Namen er in der Taufe empfangen hat, oder des Heiligen, dem er die meiste Anbetung zollt und dessen Vermittelung bei Gott er für die wirksamste hält.

Nach der Sprache, die am Hofe von Rom üblich ist, wird das Agnus Dei nicht eingesegnet, sondern getauft.

Den Feuillants des St. Bernhardsberges ist die Sorge anvertraut, die Agnus Dei zu gießen, welche der Sacristan des Papstes für die Taufceremonie bereit hält. Das Wachs, aus dem sie geformt sind, wird von den Ueberbleibseln der Osterkerzen der vorhergehenden Jahre genommen, und wenn die Menge nicht hinreichend ist, so fügt man für eine beträchtliche Summe weißes Wachs hinzu.

Am Osterdienstag, bei dem Ende der päpstlichen Messe, segnet der Papst, gekleidet mit dem geweihten Tuche, im Chorhemd, einer Stola von weißem Damast, besetzt mit Silberspitzen, und auf dem Kopfe eine Mitra von Silberstoff, gestickt mit Perlen, zunächst das Wasser ein, welches in dem großen silbernen Becken bereit gehalten wird; nach den gewöhnlichen Altarreden hält er eine eigene Predigt; dann nimmt er das geweihte Oel, zu dem mit dem Safte der Oliven ein Balsam gemischt wird, den man im Norden macht, sowie der natürliche Balsam von Gilead und Judäa. Dieses Oel gießt er in Form eines Kreuzes auf das Wasser, hält dabei Reden zur Weihe und spricht Gebete über die Agnus Dei, die man ihm in einem Dutzend Becken von Vermeil bietet.

Auf einem Armstuhl sitzend, die Mitra auf dem Kopfe, empfängt der Papst von seinen Camerieres die Agnus Dei, die er in verschiedenen Stückchen in das Becken mit Weihwasser taucht. Die Cardinäle,

mit dem feinsten Leinen bekleidet, ziehen diese Agnus Dei aus dem Wasser und trocknen sie mit einer Serviette ab, die sie um den Leib wie eine Schürze befestigt haben; sie übergeben sie den anwesenden Prälaten, welche sie auf Tische legen, die mit sehr weißen Tüchern bedeckt sind und auf denen sie bleiben, bis sie vollkommen trocken werden.

Darauf erhebt sich der Papst und zieht sich zurück, nachdem er Sprüche über die Agnus Dei geredet hat, die man endlich in ihre ersten Gefäße legt.

Diese eigenthümliche Ceremonie wird an den folgenden Tagen wieder vorgenommen, so lange noch Agnus Dei zur Taufe vorhanden sind; dies dauert bis zum Freitag, dem letzten Tauftage.

Die Funzione der Agnus Dei findet in Gegenwart der Gesandten und ihres Gefolges statt, und es kommen auch viele Fremde durch die Neugier herbeigezogen zu derselben; aber die Wachen des Papstes lassen nur Personen von Auszeichnung in die Kapelle treten. Es sind in derselben Tribünen errichtet, auf welchen die Fürsten, die Damen von Stand und deren Gefolge, Platz nehmen.

Coulanges erzählt, daß er der Taufe der Agnus Dei beiwohnte, welche auf die Erhebung Alexander's VIII. folgte; durch eine besondere Gunst genoß er die Ehre, dieser Ceremonie auf der vorbehaltenen Seite der Balustrade beizuwohnen, auf welcher sich der Fürst von Turenne, der Herzog Albert und der Fürst von Polignac befanden. Der Cardinal von Bouillon, den Ludwig XIV. dazu bezeichnet hatte, in dem Conclave die Interessen der Krone Frankreichs zu vertreten, befand sich hier mit der Schürze und dem Trockentuche und zog die Wachsplättchen aus dem Becken. Coulanges hielt ihm seinen Hut hin, und der boshafte Cardinal schüttete mehr Wasser als Agnus Dei hinein. Diese Neckerei unterhielt die Cardinäle sehr, und das Gelächter theilte sich von einem zum andern bis zum Papst mit. Wir erwähnen dieses Zuges hier als eines neuen Beweises der Geringschätzung Roms gegen Alles, was es der öffentlichen Verehrung darbietet. Nach eben dieser Ceremonie sah man den neuen Papst sich mit der Mitra und dem Meßgewande zurückziehen, wobei seine Schleppe von dem Herzog von Chaulnes getragen wurde, dem Gesandten des Königs von Frankreich am römischen Hofe, der diese Demüthigung erduldete, um dem Papste eine geheime Mittheilung zu machen.

Diese Dinge trugen sich Ende des 17. Jahrhunderts zu. Ist es wahr, daß länger als anderthalb Jahrhunderte darauf, 1845, der Commandeur Rossi, der außerordentliche Gesandte des Königs von Frankreich, die Wagenthür des Papstes öffnete, um die Gnade Sr. Heiligkeit zu gewinnen?

Am darauf folgenden Sonnabend ist päpstliche Kapelle; bei diesem Gottesdienste findet die Vertheilung der Agnus Dei statt; auf's Neue eingesegnet, werden sie in chinesische Baumwolle eingewickelt, welche von Natur verschiedenfarbig ist. Der Sacristan des Papstes bietet sie knieend an der Thür der Kapelle dar, indem er das Becken hoch hält und auf lateinisch sagt:

„Heiliger Vater, hier sind die neuen Lämmer, die Ihnen durch das Hallelujah verkündet werden. Sie kamen soeben von einem Brunnen; sie sind erfüllt von Licht und Schönheit, Hallelujah!"

Die Cardinäle treten zuerst hervor, beugen ein Knie und empfangen mit abgelegter Mitra aus der Hand des Papstes die Agnus Dei; nach ihnen folgen die Prälaten, der ganze Klerus, die Gesandten, die Fürsten, der Adel und andere höhere Personen; beinahe Alle bieten dem Papste frische und elegante weiße Toiletten, in welche der santo padre die Agnus Dei legt.

Was von der großen Menge der Agnus Dei übrig bleibt, die man bei dieser Ceremonie getauft hat, wird von dem Prälaten aufbewahrt, welcher Ober-Garderobemeister des Papstes ist; er hat das Amt, sie jeden Tag zu einer gewissen Stunde den Pilgern und Fremden zu ertheilen, die ihn darum zu bitten kommen.

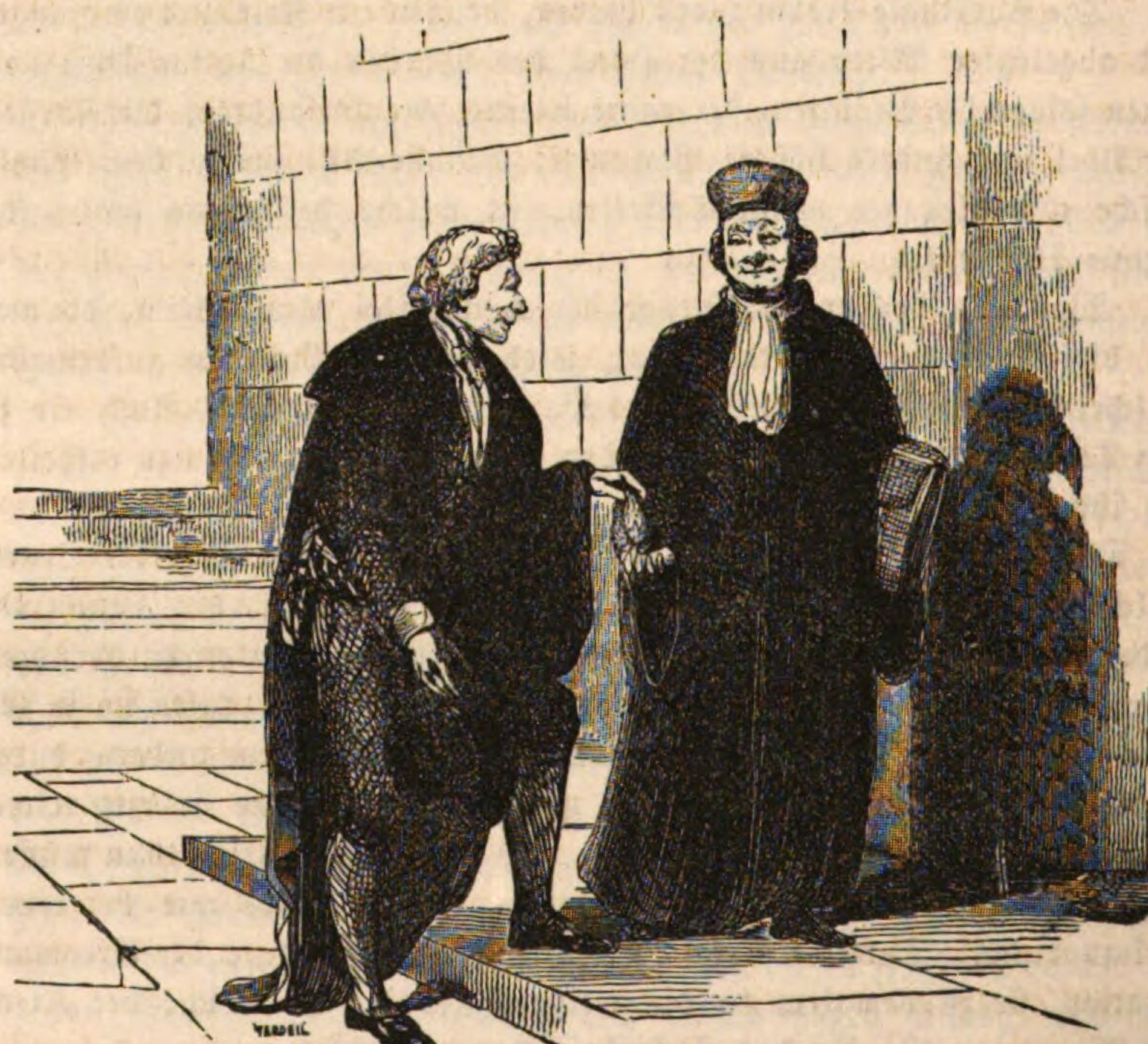
Durch einen Erlaß von 1572 hat der Papst Gregor XIII. Denen, welche nicht die geweihten Grade empfingen, verboten, die Agnus Dei anders, als bei gewissen außergewöhnlichen Gelegenheiten zu berühren. Der Papst hat zu größerer Vorsicht geboten, daß die Laien sie in Gefäßen von Glas, Krystall, Talkstein oder irgend einem andern durchsichtigen Stoffe aufbewahren sollen, und daß Die, welche sie mit reichen Stoffen zu umgeben vermögen, dies auf eine solche Weise thun müssen, daß die Agnus Dei von beiden Seiten sichtbar sind, wie bei einem Reliquarium. Derselbe Erlaß verbietet auch bei Strafe der Excommunication, sie zu bemalen, da die weiße Farbe die ist, welche der Kirche als die geeignetste für das fleckenlose Lamm erschien.

So oft von diesen Agnus Dei die Rede war, sind es die besonderen Worte, deren die Päpste sich seit Gregor XIII. bis zu unseren Tagen bedienten. Diesen getauften Bildern schreibt der römische Hof Tugenden zu, welche weit über die gehen, die die Astrologie den Talismanen beilegte, deren Verkauf für die heiligen Amulette eine Concurrenz bildete. Man behauptete, diese wächsernen Medaillen löschten das Feuer aus, in dasselbe geworfen, wendeten den Blitz ab, hielten die verderblichen Wirkungen der anderen Elemente, sowie alle Geißeln der Natur, zurück, um das Leben der Menschen zu erhalten.

Dieser Aberglaube besteht noch; die päpstliche Autorität und der

Papst in eigener Person empfiehlt ihn, und stellt ihn der Kirche, dem Volke und der ganzen Christenheit vor. Er selbst ist der erste Urheber desselben.

Noëmi fühlte ihren ganzen Verstand gegen diese entsetzlichen Täuschungen und diese empörenden Kindereien sich auflehnen. Besonders war sie empört darüber, daß die römische Kirche diese abgeschmackten und komischen Abnormitäten auf das Dogma von dem Gesetze Moses stützte, dessen Anhänger sie verfolgte, indem sie sich des Zeugnisses ihrer eigenen Bücher bediente. Unter diesen Eindrücken, welche zugleich ihre Gedan-



ken, ihren Glauben und ihre Gefühle verletzten, flüchtete sie sich zu dem Dogma ihrer Väter, weinte bitterlich über diese Lügen, welche sie von einer Religion der Liebe, des Glaubens, der Hoffnung und der Barmherzigkeit, entfernten, der, ungeachtet des Widerspruches ihres Verstandes, so häufig die Instinkte ihres Herzens zustrebten.

Dieser schon so lebhafte Unwille wurde auf den Gipfel getrieben, als die junge Jüdin bemerkte, daß um die päpstlichen Wohnungen und deren Umkreise, selbst am Fuße des päpstlichen Thrones, der Ablaßhandel stattfand, mit welchem sich das ganze Bedientenpack des päpstlichen Haushaltes beschäftigte; sie sah diesen gotteslästerlichen Handel bis in

die religiösen Zufluchtsstätten dringen, und für gewisse Klöster ein Gegenstand der Speculation und des Gewinnes werden. So hat durch den Ehrgeiz der Einen und die Habgier und Arglist der Anderen der Gottesdienst das katholische Heiligthum erfüllt. Diese Wachsbilder, die dem Heidenthume entlehnt und durch eine einfältige und eigennützige Toleranz in der Kirche zugelassen wurden — was sind sie anderes, als Götzenbilder, denen der Papst mit eigener Hand durch eine empörende Ceremonie die erste Weihe des Christen verleiht? Welche abscheuliche und verabscheuenswerthe Profanation!

Ohne sich länger dabei aufzuhalten, die Tiefe dieser Quelle der Mißbräuche und der gotteslästerlichen Religionsspötterei zu ergründen, schritt Noëmi jenen Regionen zu, in denen durch andere Irrthümer die irdischen Interessen, von Stolz aufgeblasen, den Himmel zu erklettern sich bemühen.

In der ursprünglichen Kirche sprach man ehedem nur die Märtyrer heilig; diese Handlung fand statt in dem Glauben an die Worte Christi, welche die ewige Glückseligkeit allen Denen verheißen hatten, die ihr Blut für ihn vergießen würden. In dem Grade, in welchem man sich von den evangelischen Zeiten entfernte, nahm man unter die Zahl der Glückseligen auch die Personen auf, deren Leben, Handlungen und Tugenden musterhaft gewesen waren. Um diese Rechte darzuthun, hatte die christliche Kirche den Griechen das Bild der sogenannten Diptychontafeln entlehnt, eine Art von Registern oder Verzeichnissen, in welche man ohne viele Umstände, wie die unbefangene Sprache jener Zeiten sagte, die Namen der lebenden Personen einschrieb, welche sich durch ihren Rang, ihr Verdienst und ihre Tugenden auszeichneten, sowie auch die Namen Derer, die im Geruche der Heiligkeit gestorben waren; die Bekenner, d. h. die, welche feierlich und oft auf Gefahr ihres Lebens den Glauben Christi bekannt hatten, wurden von Rechts wegen in diese Listen eingetragen.

Der Klerus, der sich mit dem Volke unter der Autorität des Papstes oder eines Präsidenten der Versammlung der Gläubigen, vereinigte, erklärte für heilig Die, welche man nach ihrem Tode als der ewigen Glückseligkeit theilhaftig betrachtete; die ganze Kirche stimmte diesen Entscheidungen bei. In der Folge gab man diese Aufrichtigkeit und diesen vollen Glauben auf; die Prüfungen wurden minder streng; man handelte sogar so leichtfertig und mit solcher Unbedachtsamkeit, die Mißbräuche wurden so zahlreich und erweckten solche Aergernisse, daß die Bischöfe der lateinischen Kirche mit voller Uebereinstimmung dem Papste das Recht übertrugen, die Heiligsprechungen nach einer strengen und gewissenhaften Prüfung vorzunehmen.

Der Papst Leo III. war der erste, welcher von diesem Vorrechte Gebrauch machte, indem er öffentlich zu Anfang des 9. Jahrhunderts die Heiligsprechung Suriberts vornahm. Alle seine Nachfolger haben seit jener Zeit dieses Vorrechtes der Heiligsprechung mit Ausschluß aller Bischöfe und des ganzen Klerus der lateinischen und abendländischen Kirche genossen, welche den Namen der römischen Kirche angenommen hat.

Außer den Schwierigkeiten, mit welchen die Erkundigungen und Nachforschungen umgeben sind, die der Heiligsprechung vorangehen müssen, sind auch die Kosten derselben ungeheuer hoch; man schätzt sie nicht geringer als auf mehrere Millionen. Die Heiligkeitssprechungsdecrete sind nur dem Reichthum der Könige oder dem der reichsten Häuser der Christenheit zugänglich. Auf solche Weise hat Rom aufgefaßt und ausgelegt, was Christus von dem Königreiche der Himmel sagt, das besonders den Armen geöffnet sein soll, den besten Freunden seines Vaters.

Diese Summen werden hauptsächlich dazu verwendet, die Agenten und politischen und diplomatischen Missionen bei den fremden Höfen zu bezahlen, um zu einer vorläufigen Seligkeitssprechung zu gelangen, Worte, welche eine Erklärung des Papstes andeuten, der verkündet, daß mehrere Gründe stattfinden, den Seligen heilig zu sprechen, obgleich seine Seligkeit noch nicht ganz bestimmt erwiesen ist. Das Geld wird auf die Protonotarien vertheilt und die Prälaten, welche beauftragt sind, die Zeugen zu vernehmen, und die Beweise für die Heiligkeit des Lebens und die Wunder zu sammeln, die Der vollbracht hat, welchen man als glückselig darstellt.

Gewöhnlich wird die Glückseligkeit mehr durch die Wunder als durch die guten Werke bewiesen; jene sind leichter zu finden, als diese. Die falschen Wunder, in der Art, wie die Magier Aegyptens sie in ihrem Kampfe gegen Moses bewährten, sind überdies zahlreich. Die vielen natürlichen Phänomene, mußten sie nicht überraschend erscheinen, als die Unwissenheit sie noch nicht zu erklären wußte? Christoph Columbus, der durch zuverlässige Zeugen unterrichtet war, rettete sein Leben vor der Wuth einer meuterischen Mannschaft, indem er ihr versprach, daß sie in drei Tagen die neue Welt, die vor ihnen zu entfliehen schien, erreichen würden; die Sonnenfinsterniß, die er den Uferbevölkerungen, deren Gebiet er in Besitz genommen hatte, voraussagte, unterwarf sie seinem Willen. Indem man die Geschichte der Wunder erforscht, wird man eine große Menge finden, welche die gegenwärtige Wissenschaft durch die Gesetze der Natur erklären könnte. Gewiß ist es, daß die Wunder minder zahlreich geworden sind in dem Grade, in welchem die Aufklärung den Geist der Völker erleuchtete und die

Finsterniß zerstreute, welche die Geheimnisse der Natur umgab, aber lange Zeit war es leicht, der himmlischen Macht oder der Gewalt des Abgrundes Das zuzuschreiben, was man nicht zu erklären oder zu begreifen vermochte. Die Dunkelheit und Unwissenheit der Wunder hat alle Täuschungen der Canonisation begünstigt. Eine andere Thatsache herrscht übrigens gegenwärtig über alle anderen; die Wissenschaft, und die Zuverlässigkeit ihrer Berechnungen und Beobachtungen, haben selbst die Wunder, welche durch die Schrift bezeugt werden, auffallend widerlegt. Josua konnte nicht vor Gibeon die Sonne still stehen machen, um von dem guten und gnädigen Gott die Zeit zur Vernichtung seiner Feinde zu erlangen. Die Sonne steht fest, und es ist der Erdplanet, welcher seine Umdrehung um die Sonne bewirkt. Es ist für alle aufgeklärten und freien Geister erwiesen, daß die Mehrzahl der berühmten Wunder nicht hätte bewirkt werden können, ohne einen Umsturz der Ordnung des Weltalls nach sich zu ziehen. Haben nicht alle Religionen und selbst das Heidenthum, ihre eigenen Wunder?

Diese so mächtigen Erwägungen sind der Grund des Hasses Roms gegen die Aufklärung, welche die Grundlage des Gebäudes unterwühlt, das es auf die Leichtgläubigkeit der Nationen stützte.

Das Verfahren der Canonisation hat Förmlichkeiten, welche kennen zu lernen von Wichtigkeit ist.

Die Zeugnisse der überall angestellten Forschungen werden den apostolischen Protonotarien und den anderen Beamten der Congregation der Riten vorgelegt, welche der Papst zur Untersuchung des Processes bestimmt. Dieser Name ist das richtige Wort; es giebt Richter und Advocaten, welche gegen einander streiten. Der, welcher gegen die Beweise kämpft, wird von dem Volke der Advocat des Teufels genannt. Die Sache wird vor vier Consistorien geführt, die der Papst hält. In dem ersten Consistorium antwortet der Papst auf den Antrag der Seligsprechung und bestimmt die drei Auditoren der Rota dazu, aufmerksam den Proceß durchzusehen, und drei Cardinäle, dies nach ihnen wieder zu thun.

In dem zweiten Consistorium sprechen die Cardinäle ihre Ansichten über die Heiligkeit der Proben aus.

War ihre Meinung den Zeugnissen günstig, so spricht in einem dritten Consistorium, welches öffentlich in dem Königssaale gehalten wird, ein Consistorial-Advocat vor dem Papste und dem heiligen Collegium zum Lobe des Heiligen, dessen Heiligsprechung beantragt ist.

Das vierte Consistorium, welches in dem Herzogssaale gehalten wird, hat nur eine halbe Oeffentlichkeit; der Papst erscheint in demselben ohne Ceremoniell; das extra omnes verweist aus dem Saale alle Die,

welche nicht zu dem heiligen Collegium gehören, und der Papst sammelt, nachdem er mit den Cardinälen allein geblieben ist, ihre schriftlichen Ansichten ein; findet Einstimmigkeit statt, so spricht er die Canonisation aus und bestimmt den Tag zu der Ceremonie.

Ist dieser Tag erschienen, dann wird die Peterskirche glänzend geschmückt; sie ist beleuchtet durch Tausende von Kerzen; das Bild des Heiligen zeigt sich überall in der Pracht dieser Ausschmückung. Der weltliche und Ordens-Klerus, der Hof, die Cardinäle und die Prälaten ziehen in Procession ein, vor dem Papste her, an dessen Seite, oder ihm folgend, bei Tönen von Orchestern und Chören von Musikern. Die Messe wird je nach der Classe, zu welcher der neue Heilige gehört, nach dem Amte der Märtyrer, der Bekenner oder der Jungfrauen gelesen; die geheime Rede der Collecte allein wird besonders dazu gehalten, um die Vermittelung des neuen Heiligen zu erbitten.

Diese Messe wird mit derselben Feierlichkeit begangen, wie die bei der Krönung des Papstes; sie zeichnet sich auch vor den anderen Messen noch durch einen eigenthümlichen Umstand aus. Bei dem Meßopfer überreicht der älteste Cardinal, oder einer der ältesten anwesenden Cardinal-Bischöfe, dem Papste, der auf seinem Throne sitzt, zwei Brode, ein kleines Gefäß mit Wein, drei Wachskerzen, zwei Turteltauben und einige andere Vögel, die in Käfigen von Silberdraht eingesperrt sind, welche der Papst nimmt, um einen der Vögel herauszunehmen, dem er dann die Freiheit giebt, während die anderen Gefangenen in ihren Käfigen zurückbleiben.

Diese Ceremonie ist symbolisch; die beiden Käfige stellen die Flammen und das Fegefeuer dar, aus welchen der Papst die Seelen zu befreien behauptet, die er in den Himmel einlassen will.

Die Congregation der Reliquien besteht aus sechs Cardinälen und vier Priestern. Sie zählt in ihrem Schooße den Cardinal-Vicarius und den Präfecten der Sacristei des Papstes; zu ihren Attributen gehört die Prüfung der Reliquien der älteren Märtyrer, die man oft in den Katakomben und anderen unterirdischen Orten Roms findet. Die Mitglieder dieser Congregation untersuchen die Reliquienkästchen, die Knochen und die Gräber und sondern die heiligen Ueberbleibsel von den profanen Gebeinen.

Die gewissen Zeichen des Märtyrerthums, welches Die erlitten haben, deren Ueberbleibsel sich in den Gräbern finden, sind zunächst kleine gläserne Gefäße, welche Ueberbleibsel oder Spuren von Blut enthalten, die Beweise ihrer Hinrichtung, die mit ihrem Körper begraben wurden; einige Ueberbleibsel von dem Werkzeuge ihrer Qualen, Dolch, Lanze, Schwert, Beil oder Messer; endlich die Inschriften auf den Ziegelsteinen,

Kieseln oder behauenen Steinen. Die Katakomben Roms sind nie vollständig erforscht worden; man schreibt ihnen eine Ausdehnung von sechs Miglien zu; die Zahl der Todten, die in dieser Metropole begraben liegt, schätzt man auf 170,000.

Findet kein Widerspruch gegen diese Zeugnisse statt, so werden die Reliquien für wahr erklärt, und man classificirt je nach ihren Verdiensten die verschiedenen ohne Namensbezeichnung beerdigten Gebeine nach der allgemeinen Andeutung: „An demselben Tage wurden mit diesen auch mehrere Gläubige, welche den Tod aus demselben Grunde erlitten, als Märtyrer getödtet und begraben."

Wenn das Urtheil über die Reliquien gesprochen ist, verleiht man ihnen Namen nach dem Wunsche Derer, welche sie vorgelegt haben, und welche gewissermaßen die Pathen dieser Ueberbleibsel sind. Die Zeugnisse werden entweder unentgeltlich oder nach einem willkürlichen Preise ertheilt. Aber die Besitzer der Reliquien zogen stets einige Stücke der unschätzbaren Ueberbleibsel ab.

In Rom ist der Handel mit Reliquien einer der wichtigsten und erneuert sich aus einer unerschöpflichen Quelle; man macht hier Reliquien und deren Titel nach, wie man Alterthümer nachmacht. Die Wissenschaft der Anatomie hat mehr als einmal die Entscheidungen der Congregation der Reliquien auf eine auffallende Weise widerlegt.

Die Congregation der Riten, begründet durch Sixtus V., ist eingeführt worden, um die Ceremonien und die Riten der neuen Gebete für die Heiligen zu bestimmen, welche jede Canonisation dem römischen Kalender hinzufügt. Diese Versammlung erkennt auch über die Heiligsprechung, sowie über alle Aktenstücke, welche dieselbe vorbereiten.

Die Ausdrücke des Decretes, welches zu der Canonisation in lateinischer Sprache erlassen wird, können ungefähr so übersetzt werden:

„Zu Ehren Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, zum Ruhme des katholischen Glaubens, zur Vermehrung der Religion und zu dem Troste von N— (hier nennt man Die, welche die Canonisation betrieben und die Kosten derselben tragen), wie auf Grund der Autorität unseres Herrn Jesu Christi, der seiner Apostel Petrus und Paulus und der Uebrigen, wie auch in Folge des Rathes und der besonderen Zustimmung unserer Brüder decretiren und bestimmen wir, daß N— gegenwärtig in dem himmlischen Jerusalem ist, unter den Chören der Glückseligen, und daß er Theil nimmt an dem ewigen Leben und in das Verzeichniß der Glücklichen aufgenommen werden soll, sowie daß wir selbst seinen Namen in Gegenwart unserer Brüder in dasselbe eingetragen haben. Deshalb erklären und befehlen

wir, daß er religiös als ein Heiliger sowohl öffentlich, als im Stillen, geehrt werden soll. Wir befehlen auch, daß ein Fest alljährlich an dem Tage — gefeiert wird und daß man ihm alle Ehren erweist, welche den anderen Heiligen gebühren, deren Namen in dieses Verzeichniß eingetragen sind, und deren Vermittelung die Gläubigen ansprechen können."

Ein anderer Aberglaube, der den ganzen Beifall der römischen Kirche hat und für welchen der römische Cultus einen großen Pomp entwickelt, ist das allgemeine Jubiläum des heiligen Jahres, welches ebenso wie das Agnus Dei dem jüdischen Ritus entlehnt wurde.

Im Hebräischen bedeutet das Wort Jubiläum Erlassung, Ruhe, Posaune, weil dieser Name einem Jahre gegeben wurde, das in sich den Erlaß aller Schulden und Verpflichtungen enthielt, eine unbedingte Ruhe, und weil diese glückliche Zeit dem Volke durch den Ton der Posaune verkündet wurde.

Es giebt in der römischen Kirche drei Arten von Ablaß: den besondern Ablaß, der bei Disciplinarstrafen angewendet wird; den vollen Ablaß, welcher einer Nation oder Individuen zur Vergebung aller ihrer Fehler gewährt wird; und endlich den allgemeinen Ablaß, welcher der ganzen Welt ertheilt wird. Dies ist das Jubeljahr. Man hat behauptet, daß Bonifacius VIII., der gegen das Ende des 13. Jahrhunderts erwählt wurde, zuerst das Jubeljahr von Jahrhundert zu Jahrhundert aus Gründen bestimmte, über welche die Autoren, die diesen Stoff behandelten, nicht übereinstimmen. Deshalb ist es nicht minder wahr, daß das erste Jubeljahr der römischen Kirche im Jahre 1300 gefeiert wurde.

Clemens VI., der seinen Sitz in Avignon hatte, bestimmte, in Erwägung, daß die gewöhnliche Dauer des menschlichen Lebens diesen Zeitraum nicht erreicht, daß die Jubelzeit auf fünfzig Jahre herabgesetzt ward, wie dies bei den Juden der Fall war. Er ließ es in Rom durch seine Legaten, die Cardinäle Annibal Ceccano und Guy von Saint Cecile, im Jahre 1350 feiern, indem er sie absendete, um die heiligen Thüren zu öffnen. Der Papst Urban VI. erließ 1389 ein Breve, durch welches er das Jubeljahr auf 33 Jahre, die Zahl der Jahre von dem Leben Jesu Christi, herabsetzte, ungeachtet der Chronologen, welche behaupten, daß er länger lebte. In Folge dieses Breve feierte Bonifacius IX. das Jubeljahr 1390, und Martin V. im Jahre 1423. Nicolaus V. kürzte diese Frist um sechs Jahre ab und ließ 1450 ein Jubeljahr verkünden. Paul II. und Sixtus IV. beschränkten die Frist auf 25 Jahre, und der letztgenannte Papst feierte es 1475. Seit dieser Zeit hat man die Frist weder verlängert noch verkürzt, allein die Päpste, welche

nach dieser Zeit regierten, haben den Gebrauch eingeführt, ein Jubeljahr für das Jahr ihrer Gelangung auf den päpstlichen Thron zu verkünden, sowie auch bei anderen außergewöhnlichen Gelegenheiten, um dadurch den himmlischen Beistand anzurufen; die heiligen Thüren werden indeß nur nach einer Frist von 25 Jahren geöffnet.

Die Bulle des Jubeljahres wird an dem Himmelfahrtstage des vorhergehenden Jahres verkündet, wenn der Papst seinen feierlichen Segen ertheilt.

Ein apostolischer Unter-Diaconus liest vor dem römischen Hofe die Bulle in lateinischer Sprache vor; ein anderer liest sie dem Volke auf italienisch. Die zwölf gewöhnlichen Trompeter des Papstes blasen dabei Fanfaren, die zwölf Jagdhornisten begleiten sie mit ihren silbernen Hörnern, und die Artillerie der Engelsburg antwortet durch Salutschüsse.

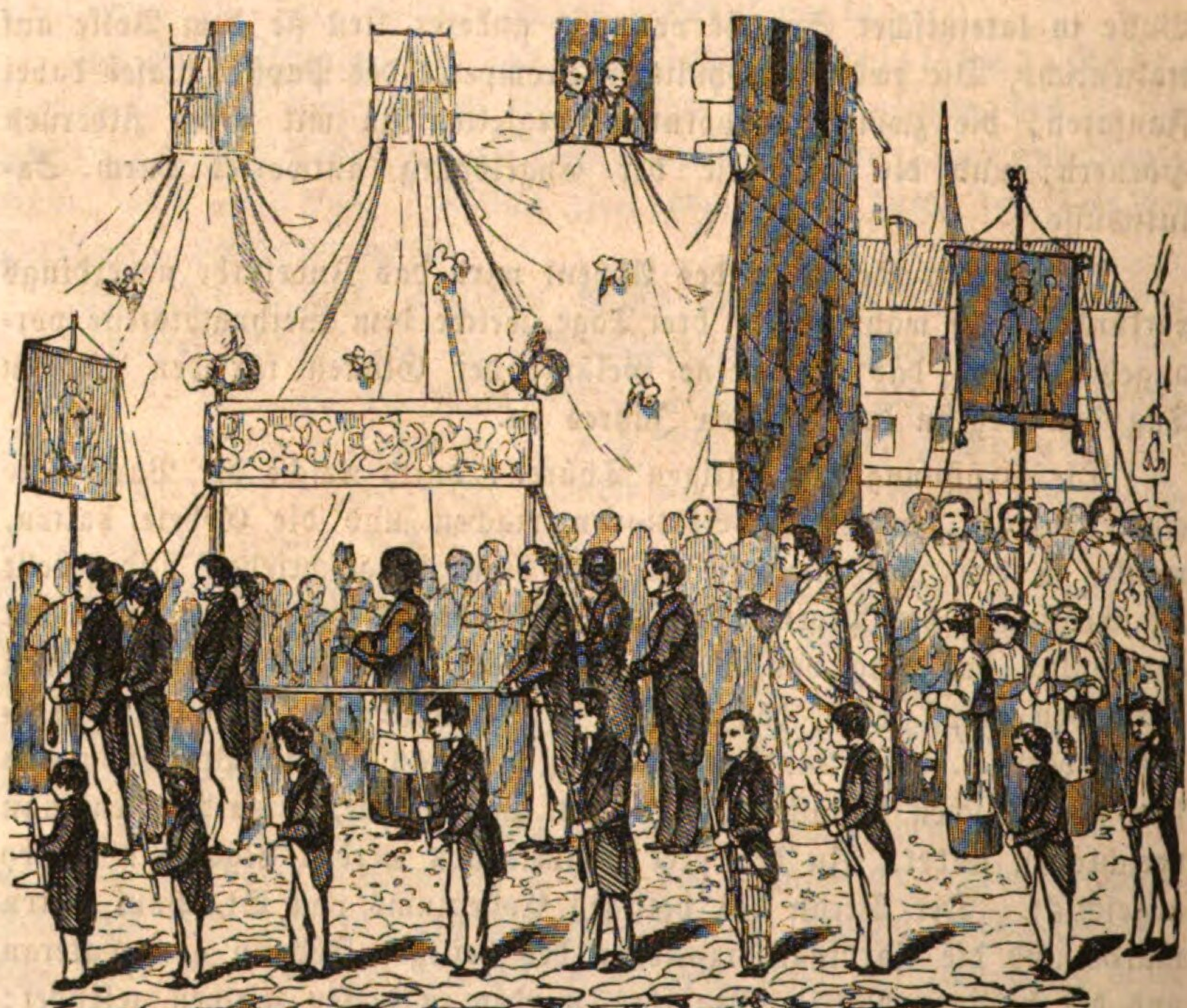
Am vierten Sonntage des Advent wird das Jubeljahr neuerdings verkündet, und während der drei Tage, welche dem Weihnachtsfeste vorangehen, zeigt das allgemeine Geläute der Glocken für den nächsten Tag den Beginn des heiligen Jahres an.

Die Eröffnung der heiligen Thüren, durch welche der Papst Die eintreten läßt, welche die Stationen machen und die Gebete halten, welche in den vier Hauptkirchen von Rom vorgeschrieben sind, stellt die Eröffnung der Pforten des Himmels vor. Diese Ceremonie findet gewöhnlich den Tag vor Weihnachten statt. Sie wird vorgenommen durch den Papst selbst, den im Fall der Verhinderung der älteste Cardinal vertritt. Am 24. December begiebt man sich in Procession aus dem apostolischen Palaste nach der St. Peterskirche, deren Pforten man verschlossen findet. Zu den drei Hauptkirchen werden Legaten a latere abgeschickt. Der Decan des heiligen Collegiums von St. Paul extra muros und die Cardinal-Erzpriester des heiligen Johann vom Lateran und der heiligen Maria Maggiore, werden zu diesen Kirchen gesendet; aber sie verlassen die Peterskirche, wenn die päpstliche funzione beendigt ist.

Der Papst setzt sich auf einen Thron, der vor dem Hauptthore der Peterskirche unter der Mitte des Porticus errichtet ist; er ruht sich hier einige Zeit aus; dann reicht ihm der erste Fürst des Thrones einen goldenen Hammer, den er mit der rechten Hand ergreift; er steigt gegen die heilige Pforte hinab, die vermauert ist; er führt mit dem Hammer drei Schläge dagegen, einen oben, einen in der Mitte und einen unten, indem er dabei sagt: „Aperite portas justitiae (Oeffnet die Pforten der Gerechtigkeit).“ Die Maurer der Innung des heiligen Petrus werfen dann die Mauer nieder, welche die heiligen Pforten verschließt,

und vertheilen die Materialien an die Anwesenden, die sich beeilen, sie zu empfangen, und sie als kostbare Reliquien bewahren.

Sobald diese Thür geöffnet ist, waschen die Pönitentiarien St. Peters mit Weihwasser die Schwelle, die Pfosten und die Simse der heiligen Thür. Die Ceremonie wird unter Gesängen beendigt. Nachdem der Papst die feierlichen Gebete gesprochen hat, kniet er nieder und betet mit dem Kreuze in der Hand still vor der heiligen Thür; man tritt dann in die Kirche ein und spricht die Vesper, welche in der päpstlichen Kapelle gehalten wird. Darauf begleiten die Cardinäle



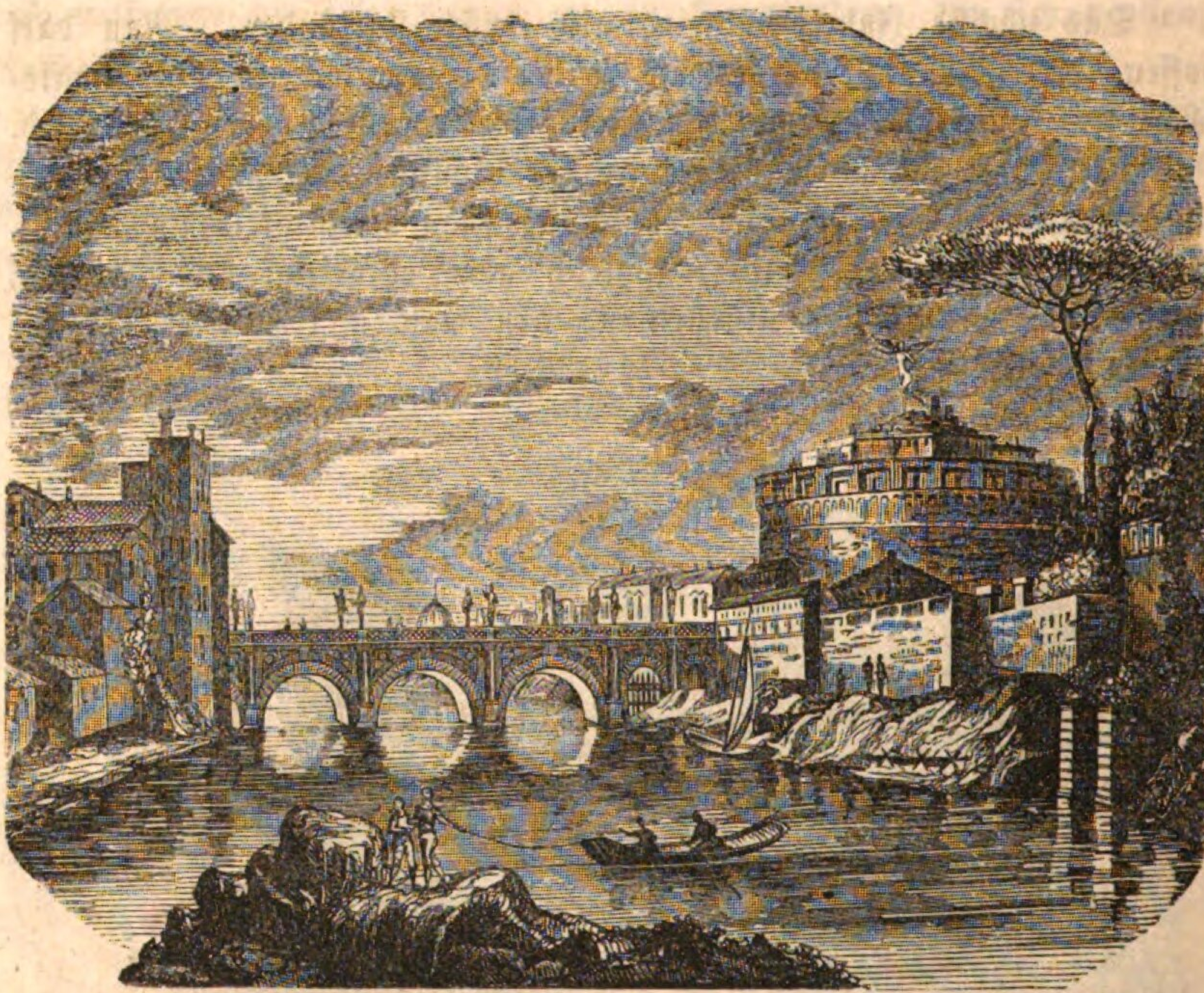
in rothen Kappen den Papst bis zu der Thür seiner Gemächer und steigen darauf wieder in den Wagen. Während die Cardinal-Legaten zu der Eröffnung der heiligen Thüren dieselben Ceremonien in den Hauptkirchen vornehmen, welche die Bulle zu besuchen gebietet, müssen die Bewohner Roms dreißig Mal hingehen und die Fremden fünfzehn Mal. Das Jahr darauf schließt man die heiligen Thüren abermals mit demselben Ceremoniell.

Das letzte Jubeljahr war das Jahr 1826. Der Papst Leo XII. schickte der Herzogin von Angoulême den Hammer, mit welchem er die porta santa geöffnet hatte.

Das nächste Jubeljahr wird also 1851 stattfinden. Man darf hoffen, daß man nicht wieder wie früher die Könige und die Staatskörper auf den Straßen hinter dem Klerus in Procession gehen sehen wird.

Diese abergläubischen Gebräuche der römischen Kirche tragen einen eigenthümlichen Stempel von Täuschung, von Niedrigkeit und Stolz, von Albernheit und Arglist; zugleich aber ehrgeizig und kleinlich, gottlos und prunkvoll, entstellen sie den wahren Charakter der römischen Kirche.





Zweiunddreißigstes Capitel.

Die Processionen.



Die heilige Woche naht; in Rom nennt man sie la santa. Die Beschäftigungen, welche in diesem Augenblicke der Gegenstand für die ganze religiöse Bevölkerung Roms waren, befreiten für einige Zeit die junge Jüdin von den lästigen Zudringlichkeiten, mit denen man sie bestürmte. Die Nonnenklöster waren sämmtlich in einer heftigen Aufregung; jedes wollte sich vor den anderen durch die Ordnung und den Prunk, durch die Verdienste des Gesanges auszeichnen, auf welche die Bevölkerung Roms so neugierig ist, durch den Glanz und die Zahl der Lichter, und auch durch die Pracht der Verzierungen. Alle weiblichen Gemeinden waren bei diesen Arbeiten beschäftigt; Sticken, Plätten, Nähen, Bleichen der Altartücher, der Chorhemden, der Meßgewänder und der Ueberwürfe der Priester und der Leviten: dies waren die Werke, welche an die Stelle jeder anderen

Sorge traten, und die Alte und Junge, Novize und Schwester, und die Aebtissin selbst, welche bei der ganzen Bewegung den Vorsitz führte, eifrig und begierig fanden; es war ein beständig in Bewegung begriffener Bienenkorb.

Man begreift, daß bei dieser weiblichen Aufregung die Zunge ebenso wenig ruht, wie die Hände, und daß das Geklätsch des Klosters Alles die Revue passiren ließ.

Zunächst waren es lange und prunkvolle Berichte über die Pracht in der Peterskirche, über den großen Dom und die Kapellen des Vaticans während der funzione der Santa. Es liegt in dieser Pracht etwas Majestätisches und Erhabenes, was man nicht bestreiten kann. Das Staunen und die Ueberraschung, welche alle Sinne, die zugleich erregt werden, empfinden, überliefert widerstandslos den Geist, die Seele, das Herz und die Einbildungskraft diesen mächtigen Eindrücken. Die römische Kirche und ihr Oberhaupt erscheinen dann mit alledem, was sie der Verehrung und dem Enthusiasmus der Völker empfehlen könnte. Je mehr man durch dieses prachtvolle Schauspiel ergriffen wird, je mehr beklagt man es, daß der heilsame Einfluß und die moralische Autorität, welche von so hoher Stelle herab auf die Völker wirken sollten, auf so unwürdige Weise verkehrt worden sind, und daß diese beinahe göttliche Macht auf so elende Weise unter den menschlichen Leidenschaften Derer erlag, welche sie an sich gerissen haben.

La santa ist, wie man gestehen muß, weit entfernt, die frommen Regungen einzuflößen, die man von dieser geheiligten Prunkentfaltung erwarten sollte. Es ist selbst nicht selten, daß der Gedanke, welchen dieses Schauspiel erweckt, dem religiösen Gefühle entgegengesetzt ist, wenn man in Gedanken, so wie Noëmi es that, das evangelische Drama der Leidensgeschichte überblickt, welche Christus in dem Laufe von sieben Tagen vollbrachte, wie die Schöpfung der Welt, von dem Triumpheinzug des Menschensohnes in Jerusalem bis zu dem Gipfel des Schmerzensberges, und von dem letzten Seufzer an dem Kreuze auf Golgatha bis zu dem ersten Strahle der glorreichen Wiederauferstehung.

In dem Evangelium findet man überall, selbst unter der Freude des Triumphes, Demuth und Unterwerfung; überall fliehen die Thränen, die Seufzer und die Klagen den Luxus und den Glanz, und erst neben dem geöffneten Grabe ertönen die Freudengesänge und die Danksagungen. Um diese göttliche Erinnerung auf eine ihrer Größe würdige Weise zu ehren, müßte man die Lehren hören, die sie jedes Jahr erneuert, und den demüthigen Vorschriften folgen, welche Christus und seine Lehren uns in diesem höchsten Augenblick hinterlassen haben.

Während dieser heiligen Woche, in welcher Christus unter Todes-

qual am Oelberge die schmerzliche Nachtwache zubrachte, gebadet in seinem Schweiß und in seinem Blut, inmitten des Verrathes des Jüngers, der ihn seinen Feinden überlieferte, der Beschimpfungen, der Beleidigungen, der Qualen, der Ungerechtigkeit und der Wuth der Anderen, und aller der Martern, die auf dem Wege einander folgten, welcher ihn unter der Last des Kreuzes erliegen sah, an das er geschlagen werden sollte, zeigt der römische Prälat sich der katholischen Welt mit einer Verdoppelung des Stolzes und des Prunkes, die römische Kirche hält auf dem Altare des gekreuzigten Christus selbst ihren päpstlichen Hofstaat!

Man hat behauptet, wenn die Santa für die katholische Kirche die Zeit der höchsten Schmerzen sei, so wäre sie zugleich auch die der größten Freuden. Das Mysterium der Auferstehung wird in derselben vollbracht, und das Abendmahl, welches den Menschen so innig mit der Gottheit verbindet, wurde in ihr gegründet; dies sind die beiden Grundlagen, auf welchen der durch Christus verkündete Glaube bis zum Ende der Jahrhunderte ruht. Welche größere Veranlassung zur Freude kann die Kirche haben? Und muß sie nicht für solche Erinnerungen den prachtvollsten Schmuck aufbewahren?

Ohne Zweifel ist diese Freude des Heiligthums gerechtfertigt; aber heißt es nicht Den, welchen man verehren will, verletzen, wenn man die Güter seiner Kirche mehr zurückfleht und zu der Prunksucht eines Menschen verschwendet, als zum Ruhme Gottes, der dieses Luxus nicht bedarf, welcher so weit von seiner Größe entfernt ist?

In der Santa sind besonders zwei Tage den Ceremonien von rührender Bedeutung geweiht; es ist dies der heilige Donnerstag und der Charfreitag, an welchem Christus starb, indem er seinen Vater bat, Denen zu verzeihen, die seinen Tod veranlaßten. Am heiligen Donnerstag begiebt der Papst sich in die Loge der Peterskirche und in Gegenwart des auf dem Platze versammelten Volkes läßt er die Bulle In coena domini verkünden, durch welche er alle Ketzer und alle Die, welche Kirchengüter besitzen, excommunicirt; er wirft von der Loge herab eine große angezündete Fackel, indem er das Anathema der Excommunication ausspricht. Eigenthümliche Auslegung der Güte Christi, welcher bei dem letzten Mahle, das er mit seinen Jüngern hielt, dem unter ihnen verzieh, der ihn verrathen sollte.

Was die Fußwaschung betrifft, diese Handlung der Demuth, durch welche Christus mit einer letzten Lehre in das Herz seiner Jünger die einfache und bescheidene Resignation seiner Lehre einprägen und ihnen auf eine auffallende Weise zurückrufen wollte, was er von Denen gesagt hatte, deren Herz sanft und demüthig ist, so hat das Ceremoniell der

römischen Kirche in Uebereinstimmung mit der Etiquette des römischen Hofes den erhabenen und heiligen Charakter derselben verändert.

Der Papst, der ohne Cardinalsrock ist und eine Schürze um hat, wäscht dreizehn armen fremden Priestern die Füße; dieselben sitzen auf einer erhabenen Bank und sind mit einem weißen Kamelotgewande bekleidet, dessen Kapuze ihnen bis auf den halben Arm herabhängt. Diese Kleidung gilt für apostolisch. Diese Priester entkleiden den rechten Fuß und seifen ihn gut ein, bevor sie ihn hinreichen. Der Papst wäscht hierauf den Fuß und läßt durch den Schatzmeister jedem der Priester zwei Medaillen, eine von Gold und eine von Silber, geben, welche das Gewicht einer Unze haben. Der major domo übergiebt ihnen eine Serviette, mit welcher der älteste Cardinal, oder einer der ältesten Bischöfe des apostolischen Collegiums, ihnen die Füße abtrocknet. Der Papst kehrt darauf zu seinem Sessel zurück, nimmt seine Schürze ab, wäscht sich die Hände in dem Weihwasser, welches ihm durch den Vornehmsten der anwesenden Laien geboten wird, und trocknet sie mit einem Handtuche, welches ihm der erste Cardinal-Bischof reicht. Darauf zieht der heilige Vater sich in seine Gemächer zurück, begleitet von den Cardinälen.

Ist es möglich, bei dieser stolzen Vorstellung die geringste Spur von der evangelischen Tradition zu erkennen?

Die dreizehn Priester, welche man während dieses ganzen Tages die Apostel nennt, werden in einen Saal geführt, in welchem ein reichliches Mahl bereitet steht; der Papst ist gegenwärtig und sieht sie an dieser Tafel Platz nehmen, er bietet ihnen die erste Schüssel und gießt ihnen das erste Glas Wein ein; bei dieser Gelegenheit ertheilt er ihnen Gnadenbezeigungen und Privilegien.

Zu gleicher Zeit haben die Cardinäle Platz genommen zu einem prachtvollen Mahl, welches leckerer ist, als das der Apostel. Sie sitzen an den Seiten eines langen Tisches, der ganz bedeckt ist mit Pyramiden, Statuen, Palästen, Thieren und anderen Figuren von Zuckerwerk, bemalt mit den verschiedensten Farben und auf großen Schüsseln angerichtet. Es sind die Verwandten des Papstes, welche bei dieser Tafel die Honneurs machen. Die Almoseniere der Cardinäle befestigen ihnen unter dem Kinn eine kleine Serviette; die Bedienten reichen ihnen die Suppe und jedem von ihnen die Schüssel in abgetheilten Portionen. Von hier aus begeben die Cardinäle sich in einen großen eleganten und bequemen Saal, wo sie sich ausruhen, die Stunde der Nachtmette erwartend, die in der Sixtinischen Kapelle gesungen wird. Zu diesem Gottesdienst haben die Cardinäle, welche ihre Stimme in

den allgemeinen Gesang mischen, die finsterste Psalmodie angenommen, die man sich denken kann.

Wenn der Papst die Fußwaschung nicht selbst vornehmen kann, wird diese Function dem ältesten Cardinal übertragen.

Man hat die Vortrefflichkeit der religiösen Musik in der Santa sehr gerühmt; die Klagen des Propheten und die Reueseufzer des büßenden Königs stimmen schlecht mit diesen weltlichen Genüssen und Verfeinerungen überein; mehr als ein Papst hat das begriffen, und einige haben es versucht, in den Cultus den edlen Ernst des Gregorianischen Gesanges wieder einzuführen.

Dringt man in die zahlreichen Orchester und in die Chöre ein, welche in der Peterskirche am Charfreitag vereinigt sind, um hier die Schmerzenshymnen zu singen, so ist die Ueberraschung groß; man erblickt eine Menge von Geistlichen, welche den Chorrock und den kleinen Kragen tragen, dabei aber ausgelassen und muthwillig sind. Unter ihnen findet man auch Opfer einer grausamen nichtswürdigen Verstümmelung, welche die Moral und die Religion verwerfen. Erst seit drei Jahren ist der heilige Gesang, wie man sagt, von dieser Besudelung und der Berührung der profanen Verfeinerungen der Bühne geläutert worden.

Die Zahl oder vielmehr die Menge der Geistlichen jeden Ranges, welche in violette Seide und Spitzenkragen gekleidet sind, und die Masse ihrer Akoluthen, erfüllt eine dreifache Reihe von Logen. Dieser Prunk und dieser Zusammenfluß von Menschen sind ebenso viele lebendige Zeugnisse für den Ehrgeiz und die Habgier des römischen Klerus.

In Rom erwecken die Ceremonien der Santa keine wahre Sammlung. Nichts ist weiter entfernt von der innigen Frömmigkeit, als die römische Gottesverehrung, ihr Ungestüm und ihre Ekstase. Die überspannten und wilden Auftritte, welche man anderwärts sah, wiederholen sich bei den päpstlichen Ceremonien der Santa; die Zuschauer und die Geistlichkeit jeden Ranges sind in einem beständigen Austausch von Zerstreuungen begriffen.

In Rom selbst spottet man daher auch häufig über diese prunkvollen Lügen. Hat nicht Pasquino ehemals gesagt, die Santa sei der Carneval der römischen Kirche? Und hat nicht Marphorio diesen Prunk auf den Ruinen der Kirche mit dem Begräbnißprunk verglichen, den die Erben dem Verstorbenen widmen, dessen Güter sie empfangen? Diese Aeußerungen wiederholt man sich noch jetzt, wenn auch nur ganz leise.

Der römische Klerus versammelt sich fünf Mal jährlich zu den allgemeinen Processionen. Die Ordnung zu allen diesen Processionen ist auf die folgende Weise bestimmt, wobei man nicht vergessen darf, daß

nach dem Ceremoniell der katholischen Kirche die Ersten die Letzten sind. Alle Bettelmönche und die Orden, welche Einkünfte besitzen und einen regelmäßigen Klerus bilden, eröffnen den Zug nach der Reihenfolge ihrer Einführung in Rom.

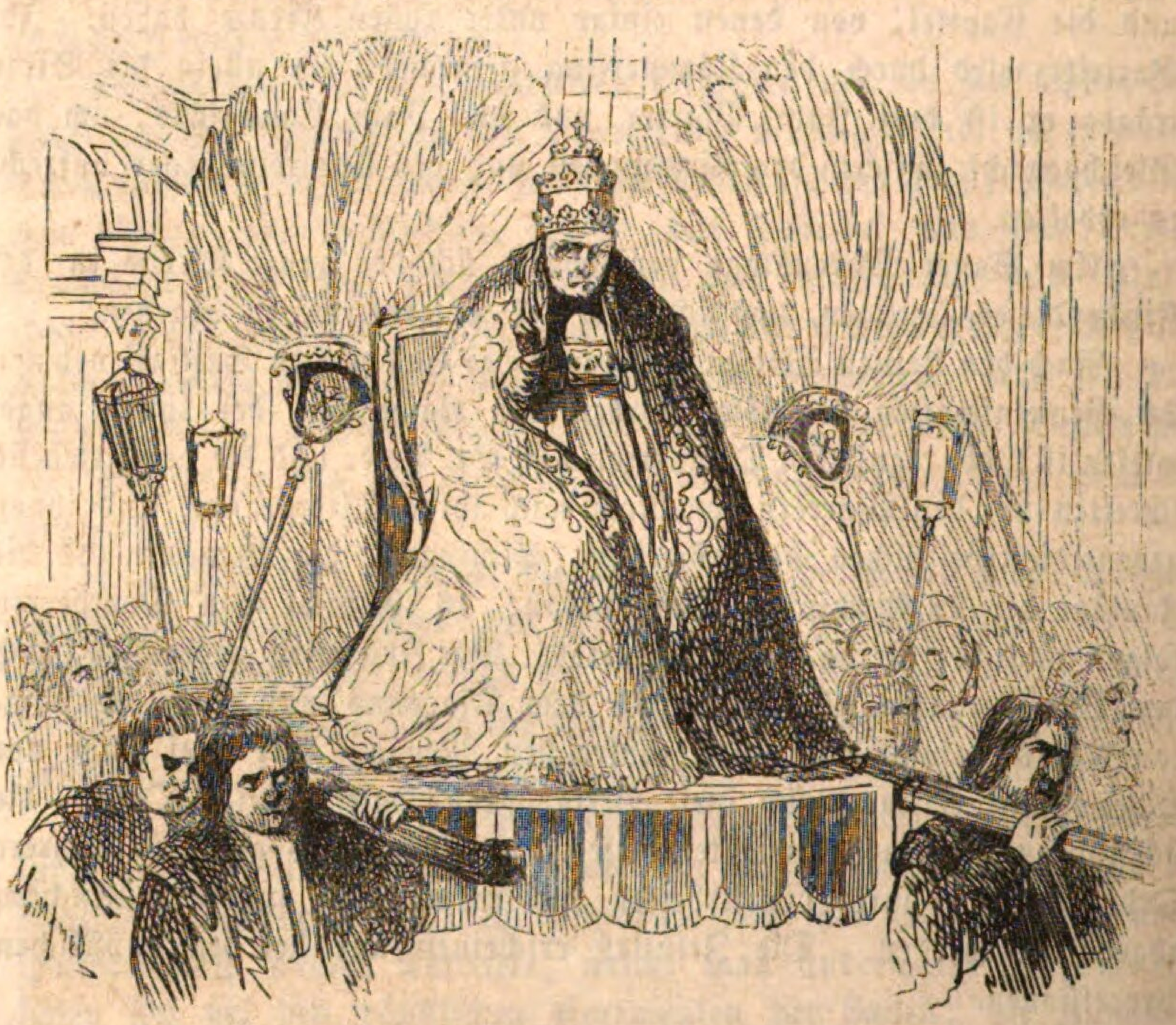
Bei dem weltlichen Klerus haben die Capitel der Hauptkirchen den Vortritt vor den übrigen; nach ihnen kommen zwei ausgezeichnete Capitel, die der heiligen Maria jenseits der Tiber, und die des heiligen Laurentius in Damaso, welche unter sich mit dem Vortritt wechseln. Der übrige Theil des weltlichen Klerus umfaßt die Pfarrer von Rom und die Capitel, von denen einige unter ihnen Kreuze haben. Ihr Vortritt wird durch den Kämmerling geordnet, der allein die Stola trägt; er ist drei Jahr Pfarrer und drei Jahr Canonicus, um das Gleichgewicht zwischen den Kirchspielen und den Capiteln besser aufrecht zu erhalten.

Am Sanct Marcustage versammelt sich der ganze Klerus in der Kirche dieses Heiligen, um sich nach der Peterskirche zu begeben.

Nach den kleinen Waisen und denen des Collegiums Saltiali nehmen 24 Gemeinschaften religiöser Orden den Rang ein, der ihnen angewiesen ist; die regulirten Domherren von St. Peter und die des Friedens schreiten vor den Pfarrern von Rom nach ihrem Altersrange, und ihnen gehen die Geistlichen des römischen Seminars, die Vicarien und die Kapläne der 28 Kirchspiele Roms voran; 16 Capitel von Domherren folgen nach der Reihe der Anciennetät. Der Zug wird geschlossen durch den Vice-Geranten, begleitet von dem Diaconus und einem Subdiaconus und gefolgt von einer zahlreichen Menge. Alle drei Tage vor Himmelfahrt erneuert sich diese Versammlung mit anderen Orden, die sich ihr anschließen; ungeachtet dieses Zusammenflusses giebt es mehrere Orden, welche durch die Arbeiten der Schule und andere Rücksichten abgehalten werden. Die Jesuiten erscheinen nur bei den päpstlichen Processionen.

In den römischen Processionen sieht man fünf- bis sechstausend Priester, Mönche oder Geistliche gehen; 37 Brüderschaften schreiten unter dem Banner ihres Heiligen; 20 andere folgen dem Banner des Hochwürdigsten; 8 haben verschiedenartige Banner, von denen eines das des Todes ist. Alle diese Banner sind Fahnen und Wimpel, unter denen sich Legionen von Mönchen und Bataillone der Truppen von Prälaten gruppiren, die zusammen ein starkes Heer buntfarbiger religiöser Miliz bilden, versehen mit Pechpfannen, Laternen, Kerzen, Kreuzen, Crucifixen, Stäben, Keulen, Stöcken, und vorn und hinten ertönen bei dem Klange der Glocken Gesänge und Instrumente mit tausendfach betäubendem Lärme.

Die merkwürdigste dieser Processionen ist die des Corpus Domini oder des Frohnleichnamsfestes. Der Papst durchzieht mehrere Stadtviertel von Rom, begleitet von dem ganzen römischen Hofe, der römischen Kirche und dem römischen Klerus, seinem Hofstaate, seinen Truppen und den Staatsbehörden, getragen auf einer hohen Sänfte, einem beweglichen Throne, auf dem er zu knieen scheint, während er sitzt. Der Thron wird überragt von einem Baldachin, und um denselben her werden große Fächer von Pfauenfedern geschwungen, welche zu tragen die Patriarchen, die Erzbischöfe, die Bischöfe, die italienischen Adeligen,



die Conservatoren, die Senatoren und die Capitel der Stadtviertel sich das Recht streitig machen. Dabei hält der Papst in den Händen das Allerheiligste, ruhend auf einem Täfelchen von vergoldetem Holze, in einer Monstranz, welche von Gold und Edelsteinen funkelt. Die Procession geht durch den Porticus des Petersplatzes, betritt die Straße, welche nach der Engelsbrücke führt, und kehrt nach der Peterskirche durch die alte Burg zurück.

Der Adel, die Fürsten, die Gesandten und die ausgezeichneten Fremden schließen sich diesem kolossalen Zuge an. Der Marsch desselben dauert nicht weniger als vier Stunden und legt ungefähr 1000

geometrische Fuß zurück. Der Gang ist langsam und gemessen. Der Luxus, die Zierrathen und die Pracht der geistlichen Gewänder, der Anzüge und Uniformen sind dabei übermäßig, aber mehr prachtvoll als elegant, wie der ganze römische Prunk, dessen Glanz den Geschmack erstickt.

Während der Dauer dieses Zuges löst die Engelsburg drei Lagen aus ihren Geschützen; die erste, wenn der Papst die Paulinische Kapelle verläßt; wenn er die Monstranz in die Hände nimmt, verkündet die Kanone der Peterskirche dies durch einen Schuß; die zweite Lage erfolgt in dem Augenblicke, wo der Papst den Porticus des aposto-



lischen Collegiums verläßt, und die dritte, wenn er den St. Johannisplatz betritt.

Diese Procession ist so wesentlich päpstlich, daß die Gesandten derselben nicht beiwohnen, wenn der Papst durch irgend ein Hinderniß davon zurückgehalten wird.

Alle Kirchspiele Roms haben ihre Processionen des Frohnleichnamsfestes; die del Gesù, der Kirche der Jesuiten, ist die prachtvollste. Aus der glänzend behangenen Kirche schreitet eine Procession, welche die mit Orangenblüthen und Jasmin bestreuten und mit Gold- und Silbergeweben behangenen Straßen durchzieht. Die Zierrathen der Jesuiten

funkeln von Edelsteinen und Perlen und bestehen aus den reichsten Stoffen.

Bei der päpstlichen Procession sitzt der Cardinal-Diaconus an dem Thor des apostolischen Palastes. Er hat zu seiner Rechten den Gouverneur von Rom, und zu seiner Linken den major domo des Papstes; sie sind hier, um die Zwistigkeiten über den Vortritt zu verhindern oder zu ordnen; sie haben das Recht, ihre Befehle den Schweizern, den Garden, den Soldaten und den Chevauxlegers zu ertheilen, welche sie zu Zwei und Zwei und mit angelegter Lanze an den Ecken der Straßen aufstellen, durch welche die Procession kommen muß.

Am Tage des St. Petersfestes findet etwas Aehnliches statt, und am Abend umgiebt die Girandola, das Bouquet von 9000 Raketen, mit Feuer und Funken die Kuppel des Domes, welche unter der Pracht eines Augenblickes ebenso kracht und zusammenbricht, wie Rom selbst.

Man liest in den Memoiren von Coulanges die Geschichte der beiden Conclaves Alexander's VIII. und Innocenz' XII. und die folgenden Details einer römischen Procession:

„Nachmittags am heiligen Donnerstag wurde die Spätmette gewöhnlich in der Kapelle des Vaticans gelesen. Ich aber ging von Kirche zu Kirche, um die Ruhe-Altäre zu sehen, von denen einige wahrhaft schön waren. Zufällig kam ich in eine kleine Kirche, wo ich eine geistliche Komödie aufführen sah, deren Stoff die heilige Jungfrau war, welche über den Tod unseres Heilandes klagte, was zu sehr lächerlichen Maschinerien und Ziereeien Veranlassung gab; aber nichts überraschte mich so sehr, wie die Procession der Büßer, welche an demselben Tage Abends um 11½ Uhr stattfand. Ich begab mich auf den St. Petersplatz, wo ich sie kommen sah; sie zieht jedes Jahr um 10½ Uhr Abends von dem Oratorium des heiligen Marcellus aus und schreitet langsam zu dem Vatican, wo sie in der Paulinischen Kapelle vor dem Allerheiligsten einen Halt macht, und von dort nach der Peterskirche, wo man ihr alle Reliquien zeigt, die dort aufbewahrt werden. In meinem Leben sah ich nichts, was weniger Frömmigkeit und mehr Abscheu erweckt. Das Kreuz und das Banner waren an der Spitze; dann folgten die Cardinäle Azzolini, Landgraf (Friedrich von Hessen-Darmstadt) und Carlo Barberini, Jeder behangen mit einem Sacke, mit einem Pilgerstabe in der Hand; ihnen voran schritt ihre ganze Dienerschaft in glänzenden Livréen, und eine Menge von Handwerkern, Jeder eine große Fackel von weißem Wachs tragend; hinter den Cardinälen folgten die Büßer in grauen Säcken, das Gesicht bedeckt, den Rücken entblößt und preisgegeben einer rauhen Geißelung, durch die

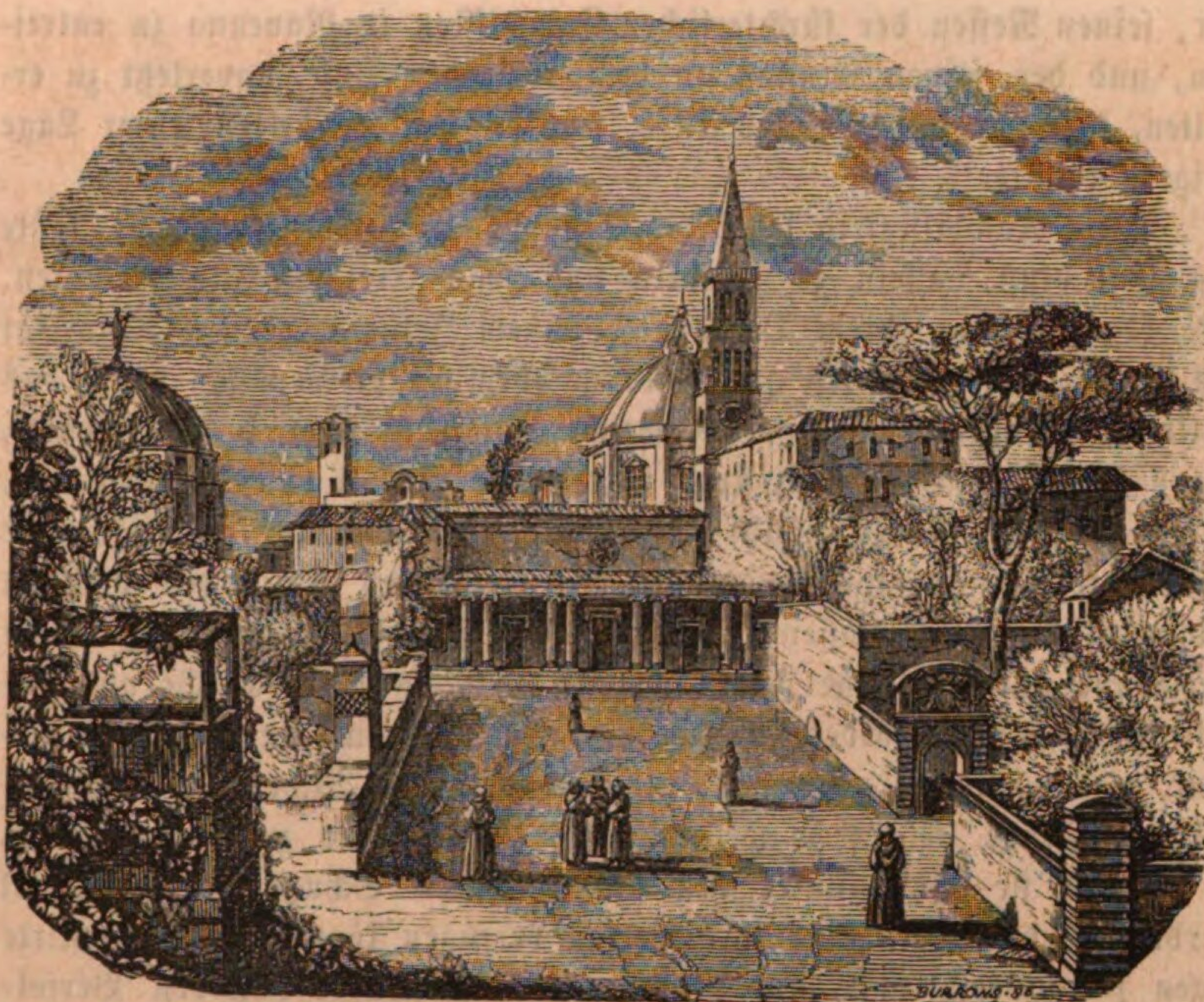
sie sich gegenseitig bis auf das Blut peitschten. Einige trugen weiße Säcke, auf welche sie die Geißel schlugen, um das Blut sichtbar und die Sache noch schrecklicher zu machen; zwischen Zweien, die sich geißelten, gingen zwei Andere, von denen Jeder eine Fackel trug, und die diese Stelle nur einnahmen, um ihren Genossen den Rücken sichtbar zu machen. Einer machte sich vor den Anderen durch die außerordentliche Geißelung, die er sich auferlegte, bemerkbar; er war ganz nackt, ausgenommen eine Art von Mantel, der ihn hinten von den Schultern bis unten bedeckte; in jeder Hand hielt er ein Nadelkissen, ganz bedeckt mit den Spitzen der Nadeln, mit denen er sich bis auf das Blut stach, kratzte und schund, und versetzte sich dadurch in einen solchen Zustand, daß er zuletzt am ganzen Körper keine Stelle hatte, aus der nicht das Blut floß. Die Kapuziner begleiteten diese Procession, ermuthigten die armen Teufel und boten ihnen Wein und andere Stärkungsmittel, um ihnen Kraft zu verleihen und es ihnen möglich zu machen, diese Mummerei bis zum Ende fortzusetzen. Man sah zu diesem Zwecke Leute, welche auf ihren Schultern Fässer mit Wein und Körbe mit Fleischspeisen trugen — am heiligen Donnerstag! — Die Procession bestand im Ganzen, sowohl Büßern als Anderen, aus 800 Personen, welche bei dem Scheine von mehr als 600 weißen Wachsfackeln einherschritten. Als sie in der Paulinischen Kapelle angelangt war, verdoppelten sich die Geißelungen, und ebenso auch in der Peterskirche, als man die Reliquien zeigte.

„Man darf sagen, daß diese Procession keineswegs zur Frömmigkeit anregt; man ist so sehr davon überzeugt, daß diese Leute bezahlt werden, um sich zu geißeln, und daß die Meisten von ihnen den Rücken und die Geißel mit irgend einer Flüssigkeit eingerieben haben, welche die Farbe des Blutes hat, daß die Sache weit entfernt war, im Herzen die Wirkung hervorzubringen, welche die Italiener beabsichtigen, im Gegentheil aller Welt Abscheu einflößt, kein Mitleid erregt und die Leute weder heiliger noch besser macht. Ich meinerseits wundere mich darüber, daß die Päpste den Gebrauch nicht unterdrückt haben, da sie die Spöttereien und die Erzählungen kennen, die man darüber macht."

Diese Processionen, welche ihren Stolz über den Katakomben zeigen, in denen die Märtyrer ruhen, deren Leiden die ursprüngliche Kirche begründet haben, schmeicheln dem verehrungswürdigen Andenken derselben. In den Reihen des hohen und niederen Klerus ist die Eifersüchtelei hartnäckig und äußert sich mit Wuth. Jeder Cardinal will Papst werden, und so fort auf allen Sprossen der Stufenleiter; aus diesen glühenden und vielfältigen Begierden entspringt neidischer und

boshafter Haß, welcher von dem Gipfel bis zur Grundlage des Gebäudes erniedrigt. Indem die Cardinäle sich vor dem Papste neigen, wünschen sie, ihn den Thron verlassen zu sehen, um die himmlische Glückseligkeit zu genießen. Der Papst sieht ohne Mißvergnügen die Zahl der Cardinäle abnehmen, denn jede Erledigung in dem heiligen Collegium bietet ihm eine Gelegenheit, seine Macht auszuüben; diese Befriedigung ist Gregor XVI., dem gegenwärtigen Papste, nicht versagt worden, denn seit seiner Thronbesteigung sah er 62 Cardinäle sterben.





Dreiunddreißigstes Capitel.



Die Taufe der Jüdin.

Seit einigen Tagen hörte Noëmi nur noch von der Santa und den glänzenden Vorbereitungen, zu denen sie Veranlassung gab, sprechen. Während der ganzen Dauer dieser Woche sind alle Geschäfte unterbrochen, und die Jüdin war ebenso in ihrem Kloster von ihren Feinden, wie ihren Freunden, vergessen. Diese Gleichgültigkeit lag indeß nur an der Oberfläche, und als Alles Noëmi eine trügerische Sicherheit einflößte, grollte das Gewitter und kam näher.

Der ungeduldige Ehrgeiz der Signora Naldi stachelte die träge Thatlosigkeit des Monsignor Panfilio an, und jeden Tag drang sie in ihn, den Schluß der Angelegenheit der Jüdin, welche für ihre Zukunft eine Verlegenheit war, deren sie sich um jeden Preis entledigen mußte, zu beschleunigen.

Der Prälat, welcher ganz mit einer doppelten Sorge beschäftigt war,

der, seinen Neffen der fürchterlichen Commission in Ravenna zu entreißen, und der, seinen Einfluß an dem römischen Hofe unverletzt zu erhalten, fürchtete und vermied Alles, was die Verlegenheiten seiner Lage steigern konnte.

Diese Nachlässigkeit setzte die Signora in Verzweiflung; sie faßte den Entschluß, allein zu handeln und das Ereigniß zu erzwingen. Sie begab sich zu ihrem Beichtvater, einem Jesuiten, dessen Autorität als Casuist wie ein Gesetz galt, und nachdem sie ihr Gewissen durch das Mittel des inneren Vorbehaltes, welcher auf Alles paßt, beruhigt hatte, begab sie sich nach dem Kloster, in welchem Noëmi eingeschlossen war. Sie forderte die Aebtissin auf und stützte sich dabei auf mächtige und gefürchtete Namen, ihr Noëmi für den folgenden Tag, den heiligen Donnerstag, zu überlassen; sie verweigerte jede Auseinandersetzung in Beziehung auf die junge Jüdin, die sie im Namen der Kirche und des heiligen Officiums forderte. Die Superiorin, welche vor Entsetzen zitterte, war bereit, zu gehorchen, als der energische Widerstand Noëmi's Alles in Frage stellte; sie weigerte sich, der Signora zu folgen, indem sie erklärte, sie stände unter dem unmittelbaren Schutze des Cardinal Ferdinand, der allein über ihre Person verfügen könnte; sie protestirte gegen jede Gewaltthat, und drohte, ihren Beschützer von den Verfolgungen zu benachrichtigen, die man in eben dem Augenblicke erneuerte, wo sie geneigt wäre, Das zu gewähren, was man von ihr gefordert hätte.

Ungeachtet ihrer Kühnheit wagte die Signora nicht, weiter zu gehen, ohne zuvor Monsignor Panfilio zu Rathe gezogen zu haben. Dieser zögerte nicht, sie zu ermahnen, auf diese gefahrvolle Unternehmung zu verzichten.

Indeß fühlte die Tochter Ben Saul's, beunruhigt durch diese sich stets wiederholenden Angriffe, daß sie, gefangen und weit von jedem Beistande entfernt, nicht immer der Bosheit und den eigenwilligen Unternehmungen der Signora, deren Leidenschaften und Arglist sie kannte, würde widerstehen können. Zu dem Kampfe, der sie neu belebte, bedurfte sie der Freiheit; in ihr mußte sie Kraft und Hoffnung finden.

Einige Schmucksachen blieben Noëmi noch; sie machte daraus zwei Theile; der eine wurde dazu bestimmt, die Frau zu bestechen, die ihr täglich ihre Nahrung brachte, und welcher die Jugend, die Schönheit und die Freigebigkeit der Jüdin ein zärtliches Mitleid eingeflößt hatte; mit der anderen Hälfte wollte sie ihre ersten Bedürfnisse bestreiten. Der Fluchtplan war leicht zu entwerfen und ohne Schwierigkeit auszuführen; es handelte sich nur darum, sich zwei Anzüge eines der heiligen Orden der barmherzigen Schwestern zu verschaffen, die sich dem Dienste der Armen und der Kranken gewidmet haben. In dieser Kleidung konn-



(S. 495)

ten Noëmi und ihre Begleiterin sich, ohne Argwohn einzuflößen, nach einem vorbereiteten Asyl begeben. Die Chorgesänge, welche während der Santa so vervielfältigt waren, mußten den Austritt aus dem Kloster begünstigen.

Alles gelang nach dem Wunsche des jungen Mädchens; sie begab sich in ein abgelegenes Stadtviertel zu einer alten Frau ihrer Religion, und an diesem Zufluchtsorte war sie allen Blicken verborgen.

Wieder allein der Gefahr gegenübergestellt, fand Noëmi Anfangs nicht die Kraft, die sie unter gleichen Umständen schon früher gehabt hatte; sie fühlte sich erlahmen; ihr Kopf, früher so stolz und so stark, beugte sich, und in ihre Augen fühlte sie Thränen treten, welche ihr bedrücktes Herz ihren Wimpern erpreßte. Das arme junge Mädchen dachte voll Trauer an Alles, was sie erlebte. Plötzlich, wie sie dies schon so oft empfunden hatte, machte die Erinnerung an Paolo ihr Herz lebhafter klopfen, und aus dem glühenden Verlangen, das Loos Dessen, den sie liebte, kennen zu lernen, schöpfte sie neue Kraft und neues Leben.

Am nächsten Tage ging sie außer sich und unsinnig aus, mit dem festen Entschlusse, sich zu dem Cardinal Ferdinand zu begeben, wo nicht um ihn zur Erfüllung seines Wortes aufzufordern, doch wenigstens um von ihm Aufklärung über das Geschick Paolo's zu erlangen.

Noëmi hatte nicht an die päpstliche Kapelle des heiligen Freitag gedacht; sie fand den Palast des jungen Cardinals erfüllt von einer zahlreichen religiösen Dienerschaft, und nur mit Mühe gelang es ihr, zu erfahren, daß das Mitglied des heiligen Collegiums in dem Petersdome sei. Einen Augenblick hegte sie den Gedanken, bis in diese Kirche zu dringen, ohne den Kirchenfürsten zu befragen; aber das Gefühl und das Bewußtsein der Aufregung, gegen die sie kämpfte, gestattete ihr nicht, diesem Gedanken nachzugeben. Für sich selbst und wenn es sich nur um ihr Verderben oder ihr Heil handelte, konnte sie Allem trotzen; aber für den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit mußte sie Alles fürchten.

Als Noëmi nach ihrem Zufluchtsorte zurückkehrte, begegnete sie einige Schritte von ihrer neuen Wohnung einer der zahlreichen Processionen, welche Rom in allen Richtungen durchzogen; sie beeilte sich, ihre Zufluchtsstätte zu erreichen, aber sie sah sich in die vordersten Reihen gedrängt, und um sich nicht bemerkbar zu machen, kniete sie mit der sich verbeugenden Menge nieder.

Während die Procession vorüberzog, betrachtete die Jüdin sie mit zerstreuter Aufmerksamkeit; aber ihre Augen waren auf einen jungen Geistlichen gerichtet, der zur Linken eines Priesters im Meßgewande ging. Sie stieß einen Schrei aus und sank ohnmächtig nieder.

Der junge Mann wendete sich um, und dann hinweggezogen durch

Die, welche neben ihm gingen, hatte er nur so viel Zeit, Hände und Augen mit dem Ausdrucke des Schmerzes und der Verzweiflung zum Himmel zu erheben.

Es war Paolo!

Als Noëmi nach einer langen Bewußtlosigkeit in das Leben zurückgerufen wurde, war sie geknebelt, gebunden und lag auf Stroh in einem niedrigen, dunklen, engen, feuchten und ungesunden Kerker.

Vergebens trachtete sie, ihre Erinnerung zu sammeln; der Faden derselben riß jeden Augenblick in ihren verworrenen Gedanken wieder ab.

Die junge Jüdin erinnerte sich nur noch an Eines, und die Schläge ihres Herzens erweckten diese Erinnerung:

Sie hatte Paolo gesehen! Er lebte! Er war frei!

Aber das heilige Gewand, die reichen Zierrathen, die er trug, waren die der Kirche! Er war also verpflichtet durch die Bande der Kirche; und die römische Kirche verpönte bei Denen, die sie ihrem Gehorsam unterwarf, die Verbindung, welche Gott selbst zwischen dem ersten Menschen und der ihm ähnlichen Gefährten begründet hatte.

Paolo war christlicher Priester! Sie konnte ihm also nicht mehr angehören.

Noëmi verfiel in eine Raserei, aus der sie nur wie zerschlagen an allen Gliedern zu sich kam; Körper und Seele schienen der heftigen Erschütterung erlegen zu sein.

Die junge Jüdin gehörte nicht zu den Opfern, die man im Dunkeln treffen will; sie mußte mit Aufsehen fallen, damit ihr Sturz ihre Brüder erschreckte und sie dem Willen Roms unterwürfe.

Man widmete ihr grausame Sorgfalt, um sie als Sühnopfer zu dem Altar zu führen, auf dem sie geopfert werden sollte.

Aber diese Erwartung wurde getäuscht; Noëmi blieb vernichtet unter dem Schlage, der sie getroffen hatte.

Dieses Hinderniß hielt die finstern Pläne nicht auf, die man an ihr selbst auf Gefahr ihres Lebens ausführen wollte; als lebloses Opfer blieb sie noch immer unerbittlicher Wuth ausgesetzt.

Einige Zeit darauf hatte Noëmi, seit der letzten Krisis, die sie überstanden hatte, in der Zelle, in der sie gefangen gehalten wurde, nur eine Art Priester gesehen, der mit ihrem Unterrichte beauftragt war; zugleich gewann sie ihre Sinne und ihren Verstand wieder. Sie zeigte keine Aufmerksamkeit für die Lehren ihres Unterrichters, der ihr über die Kirche und den katholischen Glauben entschieden das Gegentheil von dem sagte, was sie durch die Thatsachen und ihre eigenen Studien gelernt hatte.

Sie erblickte nichts mehr, als Verzweiflung in einer Existenz ohne



(S. 496)

Paolo; um sich dem Gegenstande ihrer Liebe zu nähern, würde sie ihren Gott verleugnet und ihre Familie verlassen haben; dieses Uebermaß ihrer Zärtlichkeit und die Leidenschaft dieser jungen glühenden Seele waren dem Cardinal Ferdinand bei seiner letzten Zusammenkunft mit ihr nicht entgangen, und auf diese Neigung hatte er die Hoffnung seines Glückes durch die Bekehrung Noëmi's gesetzt. Als man die Jüdin fragte, ob sie bereit sei, die Taufe zu empfangen, antwortete sie nicht; ihr Schweigen wurde für eine Zustimmung genommen, ohne daß sie widersprach. Sie erblickte in der christlichen Religion nichts mehr, als das Recht, die Pflicht und den Reiz, den Gott verehren und zu ihm beten zu dürfen, zu dem Paolo betete und den er verehrte, und dann die unbestimmte Hoffnung, sich eines Tages in einem anderen Leben mit ihm zu vereinigen; das war für die Gegenwart ein Band der Seelen und für die Zukunft die Vereinigung der Herzen.

Man sprach ihr von dem Kloster; sie nahm es an als eine sichere Zufluchtsstätte gegen den Lärm der Leidenschaften und die Laster der Welt, die sie fürchtete und die ihr Herz bedrückten, da sie in Zukunft von ihrem Gotte und ihrem Vater getrennt sein sollte.

Es war Noëmi begegnet, was allen bis zum Uebermaß kräftigen Seelen begegnet: was die Gewaltthat nicht zu erreichen vermocht hatte, gewährte sie, besiegt durch Ermüdung und Widerwillen; sie war ebenso schwach, wie sie kräftig gewesen war; sie fühlte nach einer heftigen Ueberreizung die Rückwirkung der moralischen Niedergeschlagenheit und die physische Ermattung; sie legte sich nieder neben der Last, die sie nicht mehr zu tragen vermochte, überzeugt, daß die Einsamkeit die einzige Zuflucht für die gleich ermüdeten Sinne sei.

Acht Tage nachdem Noëmi ihre Einwilligung gegeben hatte, war vom frühen Morgen an in dem Kloster und dessen Umgegend Alles Festlichkeit. Eine Jüdin, welche sich taufen ließ und den Schleier nahm, war für die Gemeinde ein doppeltes Glück. Die Sacristane und die Pförtnerinnen konnten ihr Entzücken nicht verhehlen, und dasselbe wurde von den Gehülfen und dem niedern Personal der Sacristei getheilt; und dann erzählte man sich auch Wunder von der Ceremonie.

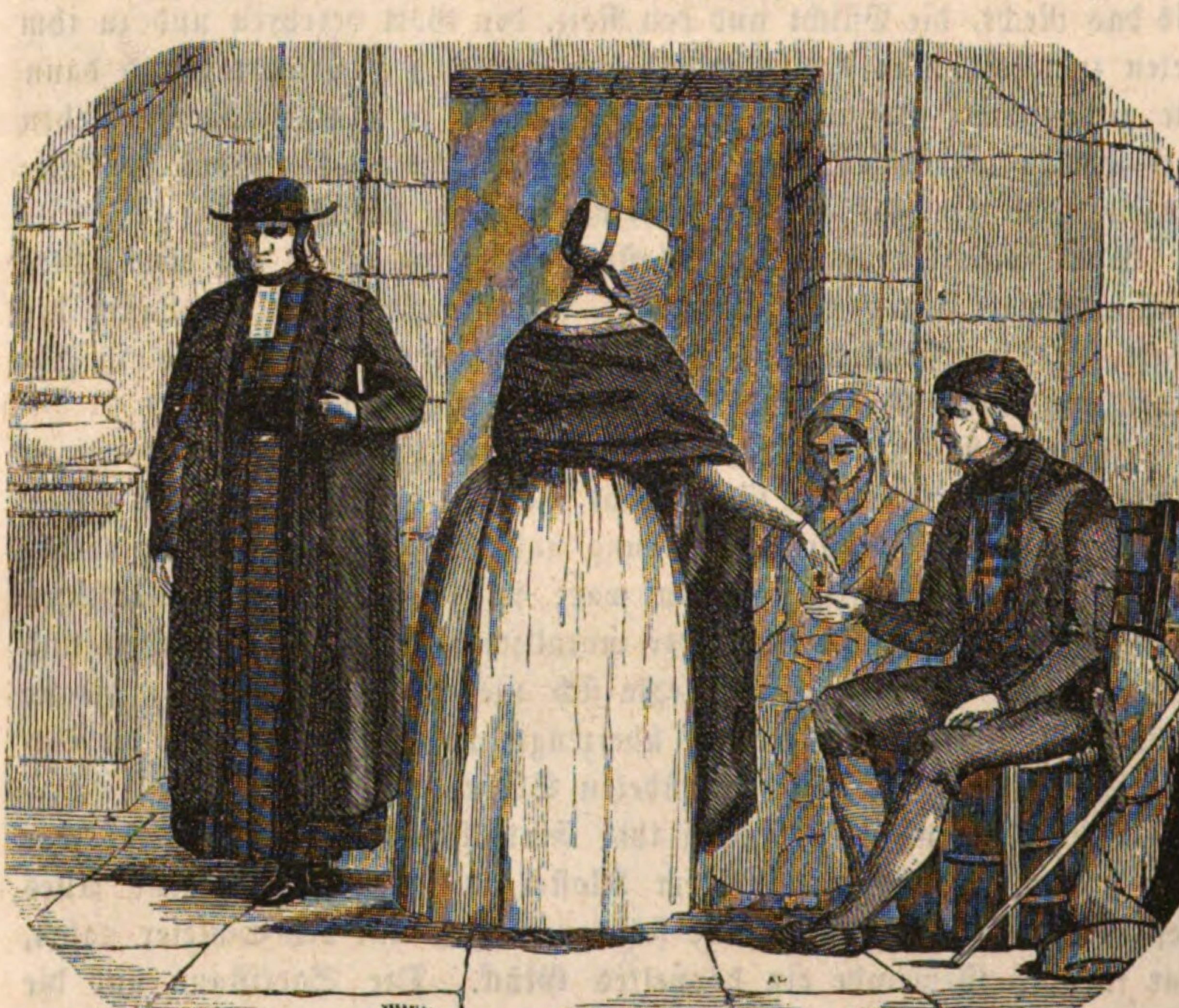
Der Cardinal Ferdinand, der seit einiger Zeit so hoch in der Gunst des santo padre stand, sollte es sein, welcher bei der Feierlichkeit den Vorsitz führte. Die Predigt sollte ein junger Mönch aus dem Kloster der Dominikaner halten; man rühmte seine Schönheit und seine Salbung. Es waren die Jesuiten, welche ihn in die Mode gebracht hatten; welcher Ruhm für das Kloster!

Endlich brach der bezeichnete Tag an.

Die Kirche war geschmückt wie zu dem Tage eines feierlichen

Festes; überall waren Gewinde von Blumen und Laub in langen Verschlingungen aufgehangen; der Altar glänzte und war mit Blumen geschmückt, Alles verkündete die Freude des Heiligthumes.

Diese Vorbereitungen erinnerten Noëmi an die einer Ceremonie, welche sie mit der Signora Naldi gesehen hatte; es war die Einkleidung der Marquise von Porzia Patrizzi. Jung und reich hatte auch diese die Welt verlassen, ohne sie gekannt zu haben; sie verzichtete auf dieselbe voll Ergebung. Auch für Jene hatte die Kirche ihre Festgewänder angelegt und ihre harmonischsten Symphonien ertönen lassen.



Gleich am Morgen hatte man sich beeilt, Noëmi zu schmücken. Früh schon schickte die Signora Naldi eine ihrer Cameriera's mit reichen Gewändern und einem kostbaren Schmuck; diese Frau, erfahren in der Kunst, zu verschönern, sollte selbst bei der Toilette der jungen Jüdin den Vorsitz führen.

Außerhalb der Kirche war die Menge zahlreich; die Bettler belagerten die schönen Equipagen; Damen, Cavaliere, Prälaten und Abbé's drängten sich zu dem Eingange.

Im Innern war der Chor erfüllt mit Personen von Rang, unter denen Monsignore Panfilio, der auf einem Ehrenplatze saß, sich bemerk-

bar machte; auf den hohen Tribünen glänzte die Signora Naldi, funkelnd in Geschmeide und Edelsteinen, unter allen Frauen hervor. Die Kirche bot einen prachtvollen Anblick, und die heiligen Gesänge, deren sanfte Melodie die Stimmen der Nonnen bis zu den Gewölben emporsteigen ließen, bildeten unter Wolken von Weihrauch das Vorspiel zu der Feierlichkeit.

Der Klerus führte in Procession den Cardinal Ferdinand herein, den er von der Vorhalle hereingeholt hatte, als Noëmi an der Thür des Chors erschien, ohne denselben zu betreten, begleitet von der Aebtissin und dem Priester, der sie unterrichtet hatte.

Die Schönheit der jungen Jüdin erregte einen Ruf der Bewunderung. Weiß gekleidet, wie eine Katechumenin, gehüllt in einen langen durchsichtigen Schleier, wie in eine Duftwolke, besaß Noëmi einen jungfräulichen Reiz und eine engelgleiche Reinheit. Blumen und Diamanten spielten in tausendfarbigen Strahlen in ihrem Kopfputz und an ihrer ganzen Person. Die Marmorblässe, durch welche Noëmi einer antiken Statue ähnlich wurde, war auffallend. In ihren Augen lag Verwirrung, auf ihrer Stirn ruhte etwas Verhängnißvolles. Die Jüdin blickte Alles an, ohne irgend Etwas zu sehen; sie war dem, was rings um sie her vorging, fremd.

Man schritt zuerst zu der Ceremonie der Taufe. Noëmi hatte zu Pathen einen jungen Cavalier und eine junge Dame, Beide reich, vornehm und schön. Sie ließ sich ohne Widerstand zu dem Taufbecken führen, sie empfing die heilige Besprengung, ohne aus der tiefen Theilnahmlosigkeit zu erwachen, die ihr ganzes Wesen einzunehmen schien.

Man traf Anstalt, sie ihres weltlichen Schmuckes zu entledigen, und schon war der Schleier bereit. Die Scheere, durch welche ihr schönes schwarzes Haar fallen sollte, bedeckte ihre Stirn, als plötzlich ein junger Geistlicher, der das Gewand eines Abbé-Diaconus trug, den Klerus, der zwischen ihm und Noëmi stand, bei Seite schob; dann schritt er auf sie zu, nahm sie bei der Hand und rief:

„Sie ist Christin; Ihr werdet nicht weiter gehen!"

Auf das Staunen und die Betäubung, welche diese unbegreifliche Handlung hervorrief, folgte ein entsetzlicher Tumult; Drohungen brachen von allen Seiten gegen diesen gotteslästerlichen Priester aus, der das Heiligthum durch ein gräßliches Attentat entweihte. Paolo, fest und aufrecht stehend diesem Sturme gegenüber, trotzte der Gewalt, die sich auf ihn stürzte; seine Stimme und sein Blick wurden fürchterlich, indem er ausrief:

„Zurück! Ich bin nicht Priester; als bloßer Abbé-Diaconus habe ich noch nicht den Schritt gethan, der mich von der Welt trennt.

Mit diesem jungen Mädchen, die jetzt Christin ist, bin ich vor Gott vereinigt!"

Diese Worte beruhigten die Wuth der aufgeregten und fanatischen Menge nicht, als ein alter Priester, in ein einfaches Chorhemd gekleidet, der bisher demüthig in den letzten Reihen des Klerus gestanden hatte, seinerseits vortrat und Panfilio anredete:

„Monsignore," sagte er, „lesen Sie diese Schrift, ehe Sie etwas gegen den jungen Mann vornehmen."

Es war Salvi; ernst und imposant wie der Diener der göttlichen

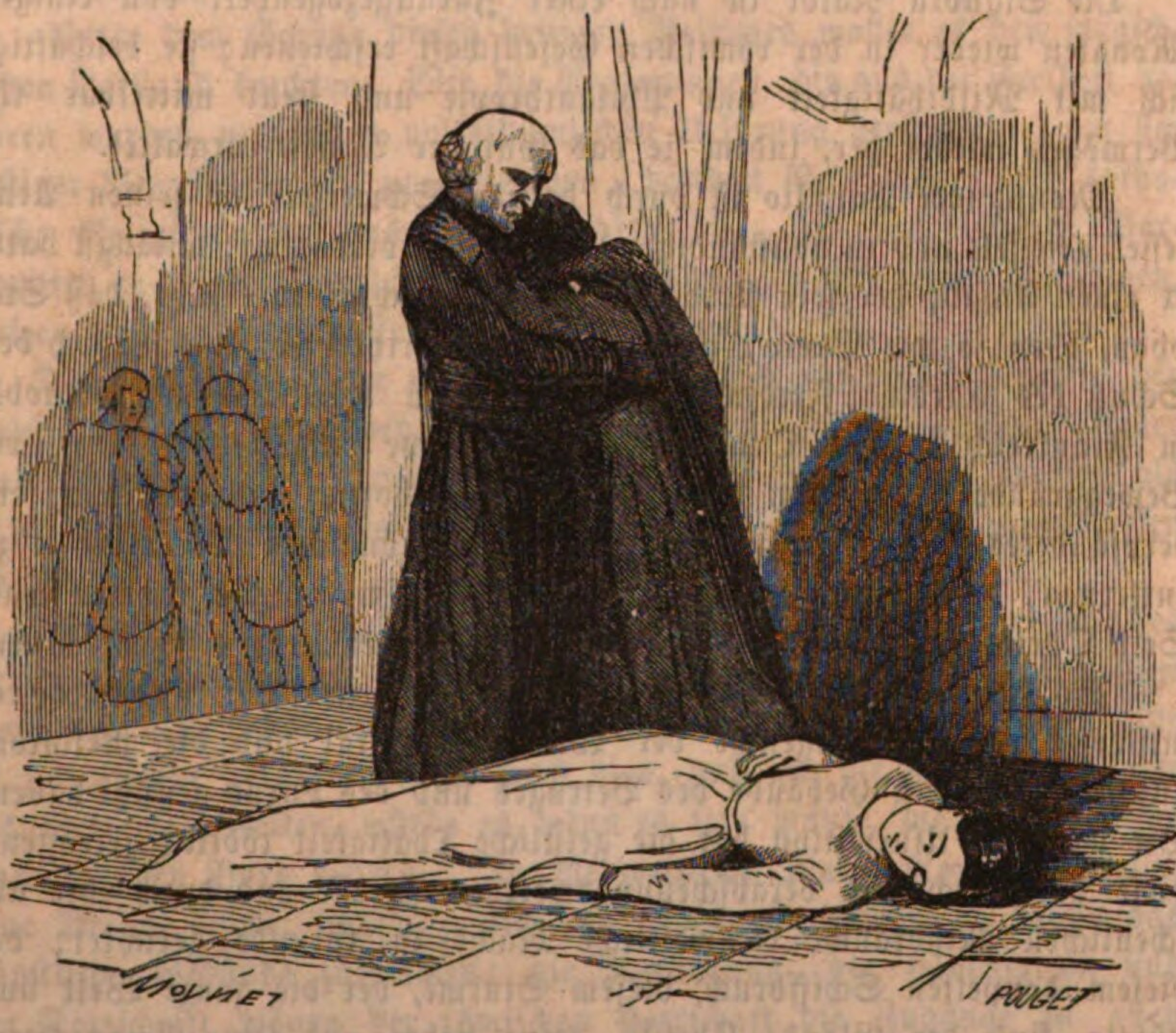


Gerechtigkeit hatte er dem Prälaten einen Brief übergeben. Nachdem dieser flüchtig den Inhalt der Zeilen durchlesen hatte, preßte er das Gesicht in beide Hände; zugleich beschwichtigte die Signora Naldi die Aeußerungen der Wuth, die sie von der Tribune herab gemacht hatte. Man ließ den dichten Vorhang, der den Chor von dem Schiffe trennte, fallen, um den Gläubigen den Klerus und die Gemeinde zu verbergen, die erschreckt entflohen.

Die Erschütterung war zu gewaltsam gewesen; die durch die vorhergehenden Aufregungen heftig erschütterte Natur Noëmi's konnte diesem Schlage nicht widerstehen; kalt und leblos stürzte sie nieder auf die

feuchten Quadern, und Paolo fand nur noch die geheiligten Reste Derjenigen, deren Seele rein und fleckenlos zu ihrem Schöpfer emporgestiegen war.

Einige Tage nach diesem Ereignisse, durch welches Anfangs ganz Rom aufgeregt worden war, führten die Signora Naldi und der Prälat Panfilio in ihrer Kutsche einen armen Wahnsinnigen mit sich fort, Paolo, die Frucht einer strafbaren Liebe, ihren Sohn, jenes Kind, von dem ihr Ehrgeiz sie getrennt hatte, und das geheimnißvoll der Pflege Dom Salvi's, der damals Pfarrer in Nettuno war, übergeben wurde.



Das Billet, welches der alte Priester dem Monsignor Panfilio übergeben, war das, welches man in den Korb des Kindes gelegt hatte, um eines Tages seine Geburt zu beweisen.

Ben Saul, der Vater Noëmi's, unbeugsam in seinem Glauben, widmete seiner Tochter, welche ungetreu dem Glauben seiner Väter gestorben war, nicht einmal eine Thräne. Ben Jakob, niedergebeugt durch das Alter, stets zitternd auf seiner Geldkiste, lebt noch jetzt im Ghetto unter dem Eindruck eines Schreckens, der nur mit ihm enden wird. Emanuel, der Sohn Ben Jakob's, welcher Noëmi zum Manne bestimmt war, ist gegenwärtig einer der ersten Negocianten in Triest und ist hartnäckig

in seinem Hasse gegen die Regierung Roms; er ist einer der hauptsächlichsten Führer des israelitischen Bündnisses gegen die päpstlichen Anleihen.

Der Cardinal Ferdinand, dessen Gunst täglich steigt, hat dem gelehrten Dom Salvi die Aufsicht über seine Bibliothek, eine der reichsten und ausgezeichnetsten Roms, anvertraut. Der alte Priester, treu seinen einfachen und bescheidenen Gewohnheiten, theilt seine Zeit zwischen den beiden Gegenständen seiner theuersten Neigungen, seinen Büchern und Paolo, den er täglich besucht.

Die Signora Naldi ist nach einer Zurückgezogenheit von einigen Monaten wieder in der römischen Gesellschaft erschienen; sie beschäftigt sich mit Mildthätigkeit und Philanthropie und stellt mittelbar ihr Vermögen wieder her, indem sie das Gut der Armen verwaltet.

Monsignore Panfilio ist durch heftige Schmerzen an seinen Armsessel gefesselt und zu vollständiger Unthätigkeit verdammt; unlängst hatte er einen Anfall, der sein Leben in Gefahr brachte; er erfuhr, daß Stephan, eben so wie Paolo, vor einem Todesurtheil bewahrt, durch den Schutz des Cardinal Ferdinand in der großen Karthause zu Grenoble in Frankreich in den Orden von La Trappe eingetreten sei. Zwei Beweggründe hatten ihm diesen Entschluß geboten; der erste war sein verpfändetes Wort, der zweite, sich von der römischen Verderbtheit zu entfernen, deren ganze Tiefe zu ermessen er im Stande gewesen war. Sein Oheim weiß jetzt, daß Leiden die Stelle der Reue ersetzen können.

So schmähen das römische Volk, der römische Hof und die römische Kirche im Angesicht der Welt die Moral und die Religion, auf welche sie ein Gebäude des Betruges und des Luxus gestützt haben. Die weltliche Usurpation hat die geistliche Thätigkeit tödtlich getroffen; diese hat durch ihre verabscheuungswerthen Excesse und durch ihre abscheulichen Mißbräuche die weltliche Macht zu Grunde gerichtet; bei diesem doppelten Schiffbruch, diesem Sturme, der die ganze Welt umstürzte, sind der Glaube Christi, seine Lehre und seine Vorschriften, durch die Apostel der Kirche selbst gelehrt, untergegangen. Allein in der ganzen christlichen Welt betrachtet Rom diese ungeheure Vernichtung, ohne dadurch gerührt zu werden, und auf diesen Haufen von Trümmern stützt es seinen Stolz und seine Verschwendung.

Die Vorwürfe und der Tadel haben nichts, was Rom verletzt; es ist der beständigste und unerbittlichste Feind der katholischen Religion, für deren Stütze es sich ausgiebt.

Die Tugenden, die Pflichten, die Demuth, die Armuth und die Barmherzigkeit, welche Christus und die Apostel lehrten, vorschrieben und zur Pflicht machten — was könnte damit diese unsaubere, durch so

viele Schmach besudelte Stadt anfangen? Würden der Stolz, die Habgier, die Trägheit und die Zügellosigkeit der Oberhäupter der römischen Kirche die Ruhe, Einfachheit und die Strenge des Verdienstes und der Leiden der ursprünglichen Kirche ertragen?

Im Hasse gegen eine Religion, deren strenge Vorschriften seine nichtswürdige Wollust entsetzen, hat Rom im Laufe der Jahrhunderte unter dem Purpur des Pontificates die Traditionen des apostolischen Lebens erstickt. Es hat auf eine abscheuliche Weise den Cultus und das Dogma entartet und erniedrigt, um unter einem lügnerischen Prunke seine Gottlosigkeit und seine Profanationen zu verbergen.

Unter dem Schutze dieses heiligen Betruges wollte es den menschlichen Verstand knechten. Wie die Regierungen, die aus der Freiheit geboren wurden und ihren volksthümlichen Ursprung verleugnen, um sich lästiger Verpflichtungen zu entledigen, handelt Rom gegen die katholische Religion nur aus dem Gesichtspunkte, sich von lästigen Vorschriften zu befreien, welche ihm Zwang auferlegen und seine habgierigen, stolzen und unlauteren Leidenschaften einengen.

Das katholische Rom würde seine Herrschaft auf den Trümmern der christlichen Welt begründen, wenn es nicht in seinem Ehrgeize und seiner Habgier eine Religion vernichten müßte, über die es mehr spottet, als selbst Jene, welche dieselbe mit der größten Heftigkeit anzugreifen scheinen.

Man darf daher Rom nicht von der religiösen Seite angreifen; es ist ihm jetzt nicht mehr unbekannt, daß die Welt durch seine arglistige Heuchelei nicht mehr betrogen wird. Die geistliche Macht der Päpste ist zu Grunde gerichtet; Rom weiß dies, und um die scheiternde Barke St. Peter's zu retten, würde es, wenn es sein müßte, die ganze heilige Ladung über Bord werfen. In die weltliche Macht Roms muß man eine Bresche legen; baufällig und von Sprüngen durchrissen bricht das päpstliche Gebäude zusammen; die Aufklärung, die Civilisation und der Fortschritt mögen der römischen Herrschaft die Zugänge zu allen Staaten verschließen; seine heiligen Milizen mögen überall gesetzmäßig verbannt werden; die Abgaben, die es von den Gewissen erhebt, und seine religiösen Erpressungen mögen von einem Interdict getroffen werden, jede Anleihe werde ihm verweigert; der katholische Klerus aller Nationen werde den Gesetzen jedes Staates unterworfen und frei gemacht von dem römischen Gehorsam und der römischen Vasallenschaft, und Rom, auf seine wirkliche Kleinheit beschränkt, auf seine geringen Verhältnisse und seine unbedeutenden Hülfsquellen, wird fern von dem europäischen und intellectuellen Leben das Werk seines Verfalles vollenden, ohne daß es einer Hand voll ohnmächtiger und schwächlicher

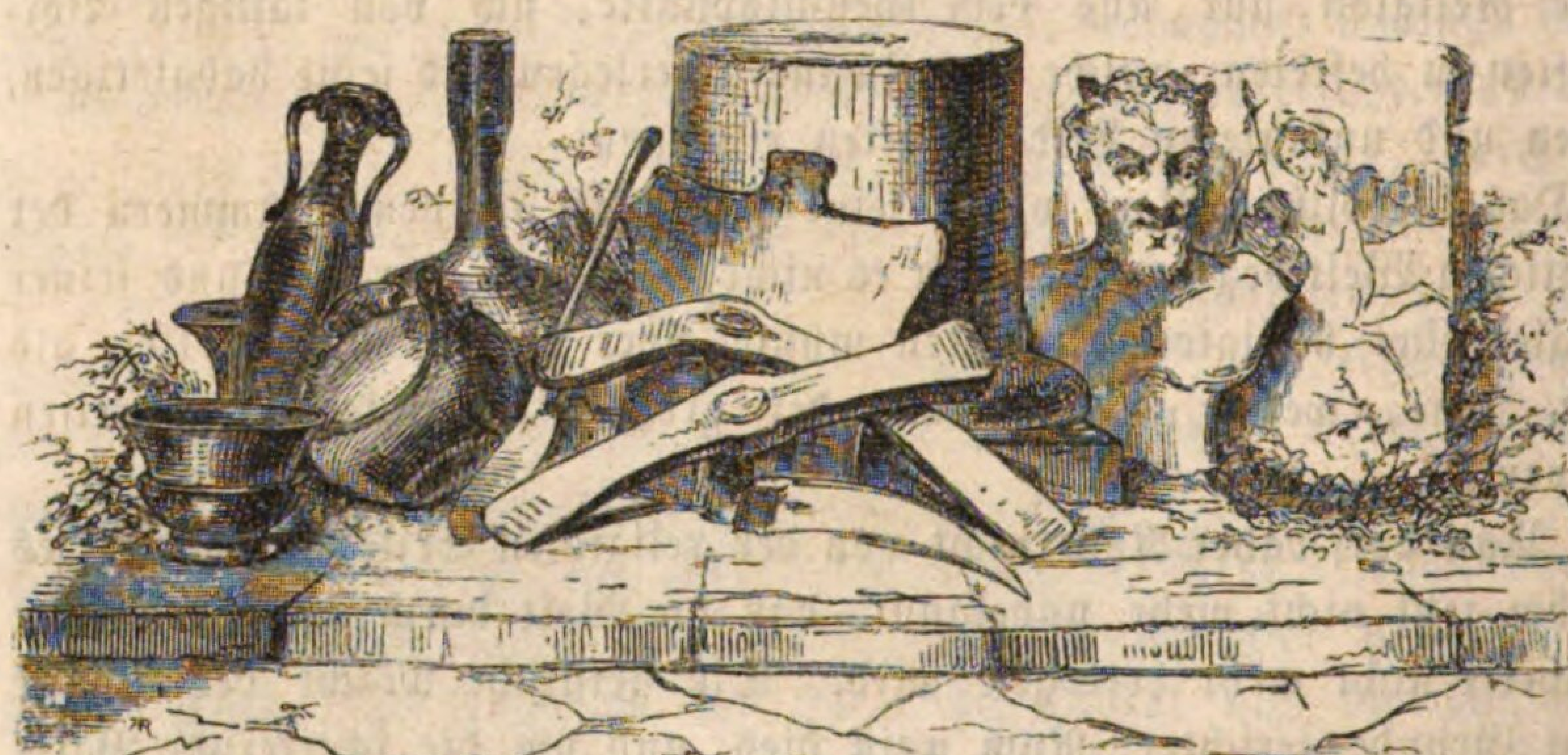
Priester möglich ist, die Welt durch die Krämpfe ihres Todeskampfes zu beunruhigen.

Hier muß man treffen; anderwärts prallen die Schläge nur ab.

Für Rom war die Religion nie ein Ziel; sie ist stets nur ein Mittel gewesen: darin liegt sein Geheimniß!

Und jetzt, nachdem wir Rom bestürmt durch die Missethat der Vergangenheit gesehen haben, hartnäckig kämpfend gegen die Fortschritte der Welt, die der Civilisation zustrebt, nachdem wir es mit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Kampfe sahen, wollen wir es in der gegenwärtigen Zeit und bedrängt durch die Thatsachen derselben betrachten.

Dieses Schauspiel ist eines der ergreifendsten unserer Zeit.





Vierunddreißigstes Capitel.

Epilog.

Rom und Europa im Jahre 1845.

Das erste und längste von den vier Pontificaten, welche einander seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts folgten, ist das Pius' VII. Pius VII., der am 4. März 1800 durch ein Conclave gewählt wurde, das in Venedig in aller Hast auf Befehl des Ober-Generals der französischen Republik versammelt wurde, starb am 22. August 1823, nach einer Regierung von länger als dreiundzwanzig Jahren. Zehn Jahre grausamer Unruhen, die Eroberung Roms, die Gefangenschaft des Papstes, die besiegte und unterworfene geistliche Macht, die vernichtete weltliche Macht, Rom aus der Liste der Nationen gestrichen, nichts mehr, als der Hauptort eines Departements des französischen Kaiserreichs — das Alles schien damals den Untergang

des heiligen Stuhles vollendet zu haben, und die Geschichte des Pontificates zählt wenig Qualen und Leiden, welche denen vergleichbar sind, die damals dem Papstthume auferlegt wurden.

Leo XII., der am 27. September 1823 gewählt wurde und am 10. Februar 1829 starb, hatte eine Regierung von weniger als sechs Jahren; aber diese verflossen ruhig, friedlich und ohne Erschütterungen, ungeachtet des Zornes und der Wuth, die er gegen die Legationen entwickelte. Das Pontificat, unterstützt und geschützt durch das allerchristlichste Königreich, durfte selbst hoffen, das wieder zu gewinnen, was es verloren hatte. Das Werk geheimen Einflusses, welches Pius VII. in den letzten Tagen seines Lebens auf finsteren Wegen wieder begonnen hatte, wurde durch seine Nachfolger fortgesetzt. Leo XII. vollendete die Mine; er ladete sie, aber er hatte nicht mehr die Zeit, sie zu entzünden.

Unter Pius VIII. brach die Erschütterung der Ordonnanzen von 1830 aus, jenes römischen Werkes, welches, indem es Frankreich auf seiner constitutionellen Grundlage erschütterte, die ganze Welt erzittern machte. Der einfältige Papst starb, nachdem er es versucht hatte, den Ereignissen einen eitlen und schwachen Widerstand entgegenzusetzen, vor Furcht, nach einer Regierung von etwas mehr als einem Jahre.

Am 2. Februar 1831 wurde der Cardinal Mauro Capellari von Belluno, im Alter von sechsundsechszig Jahren, zum Papste erwählt. Er hat jetzt das Alter von einundachtzig Jahren überschritten und regiert seit länger als vierzehn Jahren.

Wirft man einen Rückblick auf diesen Zeitraum von fünfundvierzig Jahren, welcher fast die Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts bildet, so kann man jedem dieser Pontificate einen eigenthümlichen historischen Charakter anweisen.

Das Pontificat Pius' VII. war eine Zeit des Kampfes und der Betrübniß. Ohne die Betrügereien der römischen Politik, welche damals so tief den geheiligten Charakter des Papstes gefährdeten, könnte man in dem Benehmen Chiaramonti's eine geduldige und energische Ergebung erblicken; aber die Arglist des heiligen Collegiums, dessen Rathschlägen und Weisungen er nachgab, hat Alles entstellt. Wie dem aber auch sei, so kann doch die Regierung Pius' VII. für die traurigste derer gelten, welche die erste Hälfte dieses Jahrhunderts erfüllen.

Das unterscheidende Merkmal des Pontificates Leo's XII. war eine ausdauernde und verborgene Tücke, ein ungestümer Haß gegen die Grundsätze der Unabhängigkeit; dunkle Machinationen umgaben alle katholischen Throne, zur Tyrannei angestachelt, um der römischen Kirche eine Macht zurückzugeben, die sie später zur Verfügung der absoluten

Monarchie zu stellen versprach. Diese Regierung machte sich bemerkbar durch die Falschheit ihrer Absichten und ihrer Handlungen; sie bereitete das Uebel vor, welches Andere vollbringen sollten.

Pius VIII. setzte sich auf den päpstlichen Thron nur, um in dem Purpur der Päpste zu sterben; er sah nichts von den Ereignissen, unter denen er erlag. Er war ein schwacher Balken des Papstthums.

Nach ihm zeigte sich die Hydra mit einer grausamen und verzehrenden Begierde.

Das Pontificat Gregor's XVI., des gegenwärtigen Papstes, lastet seit vierzehn Jahren auf der Kirche Christi mit dem ganzen Gewichte der verderbten und gehässigsten Leidenschaften. Die ungerechte Herrschaft, deren Repräsentant und thätigstes Werkzeug es ist, hat überall, bei allen Völkern und jedem Glauben, den christlichen Gedanken, das katholische Dogma und die katholische Wahrheit, gefährdet. Nicht nur auf Rom allein und auf die unglücklichen Gegenden, die dem päpstlichen Drucke unterworfen sind, hat sich diese tödtliche Wirkung erstreckt; gegen Europa und die allgemeine Civilisation hat die Wuth dieser verabscheuungswerthen Ausdauer gewirkt, mit welcher Rom und seine Päpste das Werk der moralischen Vernichtung verfolgen, das seit so langen Jahrhunderten das Ziel aller ihrer Anstrengungen zu sein scheint.

Wir glauben nicht, daß in irgend einer Zeit der Geschichte der christlichen Welt diese Verwegenheit sich mit mehr Wahnsinn, als in der gegenwärtigen Zeit, gezeigt hat, seit einigen Jahren besonders haben diese verderbten und übelwollenden Absichten eine unbegreifliche Thätigkeit entwickelt.

Es scheint sogar, als ob das Jahr, in welchem wir leben, durch die Vorsehung dazu bezeichnet worden sei, das erste einer Verdoppelung ungerechter Angriffe, unredlicher Intriguen, verborgener und geheimnißvoller Unternehmungen, der Schamlosigkeit und der Verwegenheit, unversöhnlichen Zornes, hartnäckiger Meinungsverschiedenheiten, grausamer Zwistigkeiten und verabscheuungswürdiger Verfolgungen zu sein.

Man werfe in diesem Augenblick, in welchem wir diese Zeilen schreiben, die Augen auf die verschiedenen Theile Europa's, und man kann über die Ausdehnung und die Tiefe des Uebels urtheilen, sowie über die gewaltige Beunruhigung, deren Herd Rom ist.

Unsere Aufgabe würde nicht vollständig erfüllt worden sein, wenn wir nicht dies Capitel geschrieben hätten, in welchem wir alle übrigen zusammenzufassen uns bemühen; wir haben es absichtlich von der dra-

matischen Handlung getrennt, weil wir in ihm nur die auffallendsten Lehren zusammenstellen wollten, die der gleichzeitigen Thatsachen.

Nicht nur bei dem Scheine zahlreicher und aufrichtiger Beobachtungen, die wir im Laufe langer und gewissenhafter Prüfungen anstellten, sondern auch bei dem Lichte und der Klarheit der Geschichte jedes Tages haben wir gestrebt, durch eine höchste Berufung an die moralische Welt, an die Gesellschaft aller Nationen, an den Geist aller Völker, an den Fortschritt und die Civilisation der ganzen Welt darzuthun, welche Gefahr sie bedroht.

Dies ist der Zweck der letzten Zeilen, welche die Folgen und der Schluß einer Arbeit sind, von der sie nur deshalb getrennt wurden, um die Blicke desto besser auf sich zu ziehen.

Um die Thatsachen, die Documente und die Ansichten, die wir der Vergangenheit verdanken, lebendiger darzustellen, schien es uns gut, nützlich und nothwendig, sie durch die gleichzeitigen Ereignisse, die in ihren unlängst erfolgten Ausbrüchen so auffallend und glänzend sind, zu bekräftigen.

Indem wir die Gewaltthaten und Anmaßungen des römischen Fanatismus bekämpfen, müssen wir uns dagegen verwahren, andere Leidenschaften zu erwecken, die ebenso bös und ebenso strafbar sind wie die, gegen welche wir uns erheben; allein wir glauben, daß ohne die Asche erloschener Zwistigkeiten aufzurühren, die Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit schlecht zu einer Zeit der Bewegung und der Civilisation passen. Durch seine Unbeweglichkeit denkt Rom die materielle und moralische Autorität zu hemmen; durch die Thätigkeit selbst muß man das Hinderniß beseitigen und vernichten, welches sich den Schritten des Jahrhunderts entgegenzustellen beabsichtigt, um den Gang des Menschengeschlechts aufzuhalten. Unter dem Fuße des Riesen muß die Schlange zertreten werden, die in die Ferse sticht.

Denen, welche sich über die Wichtigkeit wundern, welche man den Bestrebungen, dem Ehrgeiz und den Intriguen einer Völkerschaft von Priestern ohne Kraft und Macht, ohne Autorität und Achtung beilegt, die von der Höhe herabgestürzt sind, auf die ihre Betrügereien sie erhoben hatten, gesunken und entkleidet Alles dessen, was sie besessen, und ebenso erniedrigt und verarmt, wie verachtet und verabscheut, Denen, welche glauben, uns einen Vorwurf machen zu können, daß wir zu sehr erhöben, was wir demüthigen wollen, daß wir eine Macht übertreiben, deren Schwäche zu zeigen wir uns bemühen, stellen wir das Bild der Thatsachen und Ereignisse auf, die vor den Augen Aller vorgehen. Nachdem wir dieses Bild betrachtet haben, welches Seele und Leben alle Dem verleiht, was wir schrieben, wird man uns vielleicht

die Befriedigung verzeihen, welche uns diese augenscheinliche und zuverlässige Bestätigung Alles dessen verursacht, was wir über Rom und seine verderblichen Tendenzen gesagt haben. Vielleicht wird man auch begreifen, daß der schwächlichste und gebrechlichste Feind seine Kraft wachsen und seine Hülfsquellen durch die Ausdauer und die fortwährenden hartnäckigen Angriffe wachsen sieht.

Es ist die Geschichte des beständigen und erbitterten Krieges, welchen Rom der menschlichen Vernunft und der Wahrheit liefert, die eine Bresche in die Macht legt, welche auf den Irrthum und die Dummheit, auf die Gleichgültigkeit und Unwissenheit gestützt ist. Ist denn bei diesem Kampfe, dessen Angriffe durch religiöse und politische Convulsionen eine noch jetzt augenscheinliche Verwirrung in die sociale Oekonomie aller Völker gebracht haben, das Studium der Zeichen dieser furchtbaren Stürme ein frivoles, eitles und vergebliches?

Wir haben geglaubt, daß dem anders sein müsse, und daß man in einer Zeit durch Discussion nicht ohne Prüfung eine abgeschmackte Voraussetzung annehmen und billigen dürfte, die der Würde des Gewissens eben so sehr widerspricht, wie der des Geistes.

In diesem Capitel werden wir besonders die gleichzeitigen Aufregungen betrachten, und nie werden wir den Eingebungen des öffentlichen Geistes besser gefolgt sein, unter dessen Dictat wir geschrieben haben.

Indem wir von den Jesuiten sprachen, haben wir mit der angestrengtesten Sorgfalt alles Das gesammelt, was die Angriffe einer ausdauernden, eifrigen, begierigen Eroberung, für welche alle Mittel rechtmäßig werden, bezeichnen konnte; wir haben dargethan, durch welche Taktik und welche Manöver diese habgierigen und unredlichen Angriffe sich bemüht haben, der Herrschaft Roms alle Theile der bekannten Welt zu unterwerfen. In dem Capitel, in welchem der Bericht über die Excesse des heiligen Fiscus uns dahin brachte, die Fortschritte einer Reform zu schildern, die aus dem Ablaßhandel entsprang, durcheilten wir flüchtig alle Gegenden, um durch die Zeugnisse der Thatsachen darzuthun, daß die Ausschweifungen des päpstlichen Roms allein das Band der katholischen Einheit zerrissen; von dort wendeten wir unseren Blick auf die verschiedenen europäischen Staaten, um bei jedem derselben die Verheerungen zu beweisen, welche durch den römischen Einfluß verursacht wurden.

Auf diesem steilen mit Thatsachen, Namen und Daten bedeckten Wege sind wir von Etappe zu Etappe zu den römischen Staaten zurückgekehrt; aber die Ereignisse schritten schneller als wir, und die letzten Begebenheiten in den Legationen haben eine solche Bedeutung, daß es unmöglich ist, diese neuen Umstände, die übrigens von so lebendi-

gen und ergreifenden Erregungen erfüllt sind, zu vernachlässigen oder zu rühmen.

Wir wollen diese Lücke, die sich hinter uns gebildet hat, ausfüllen, und zurückkehren, um den Weg, den wir durchlaufen haben, desto besser zu beleuchten, um mit größerer Sicherheit in der Zukunft vorwärts zu schreiten, und um für Die, welche die Aufgabe da wieder aufnehmen werden, wo wir sie ließen, einen sichern Ausgangspunkt vorzubereiten.

Die Geschichte der Legationen ist dem gegenwärtigen Zeitalter nur mangelhaft bekannt; die italienischen Zeitungen haben hierüber stets nur falsche oder entstellte Berichte gegeben; die Polizei, welche an allen Ausgängen der Oeffentlichkeit Wache hält, gestattet der Wahrheit nicht, an den Tag zu kommen. Was die Proscribirten betrifft, die, welche die Schweizerbajonnette und die Säbel der Dragoner und Carabiniers, die Urtheilssprüche der Militair-Commissionen und die Grausamkeiten der Kerker verschonten, so sahen sie überall den Aufschwung ihres Unwillens unterdrückt. Rom hat Europa den Widerstand seiner Unterthanen wie einen Brand dargestellt, der das Feuer der Empörung weiter verbreiten könnte, und die unerbittliche Politik katholischer Staaten ließ der Kirche ihren Abscheu vor Blut erkennen, indem sie durch Metzeleien und Hinrichtungen den Herd des berüchtigten Widerstandes auslöschte.

Die, welche die päpstliche Verleumdung zu entehren versuchte, ebenso Die, welche sie den Richtern und den Henkern überlieferte, haben bei den Fürsten und den Völkern Europa's durch ein Manifest appellirt, welches zugleich ihre Rechte und ihre Beschwerden darthut.

Dieses Actenstück ist in unseren Augen eines der wichtigsten für die Sache der Freiheit gegen den Despotismus. Wir führen es hier wörtlich an:

„Als der Papst Pius VII. in die römischen Staaten wieder eingesetzt wurde, verkündete er durch sein motu proprio von 1816 die Absicht, eine Regierung einzuführen, welche der des vorhergehenden Königreichs Italien analog und den Bedürfnissen sowie den Fortschritten der Civilisation angepaßt sein sollte; bald aber zeigte die Veröffentlichung eines Civil- und Criminalgesetzbuches durch seine veralteten Grundsätze, daß man nur daran dachte, sich auf eine verhaßte Vergangenheit zu stützen, weit entfernt, die gegebenen Versprechungen zu erfüllen und den Rathschlägen folgen zu wollen, welche der Wiener Congreß dem römischen Hofe gegeben hatte. Die Classe des Klerus wurde mit Würden und Vorrechten überhäuft, und die Laien entfernte man von allen Stellen, die nur einige Wichtigkeit hatten.

„Ungeachtet dieser bitteren Täuschungen äußerte die öffentliche Unzufriedenheit sich nicht durch Gewaltthätigkeiten, selbst nicht in den

Jahren 1821 und 1822, als Neapel und Turin den Freiheitsruf ausstießen. Nachdem die Oesterreicher die Bewegung in diesen beiden italienischen Provinzen unterdrückt hatten, wollte der päpstliche Hof, sobald er sich von seinem ersten Schrecken befreit sah, statt der Bevölkerung für ihre ruhige Haltung mitten unter der Aufregung der Geister Dank zu wissen, Rache für die geheimen Gedanken, Gesinnungen und Wünsche nehmen, und wendete dazu das Mittel einer politischen Inquisition an, welche den Saamen jenes Parteihasses ausstreute, dessen blutige Früchte man später ernten sollte.

„Pius VII. starb 1823; ihm folgte auf dem Stuhle des heiligen Petrus Leo XII., dessen zu den äußersten Mitteln geneigter Charakter seine Blitze gegen die Freunde der bürgerlichen Freiheit schleuderte; er entsendete als Gouverneur der Romagna einen Rivarola, der zugleich Ankläger und Richter war und ohne Rücksicht auf Stand, Alter oder früheres ehrenwerthes Leben einkerkern und verbannen ließ. Während der neue Papst so die Meinungen verfolgte, legte er die Axt an die Wurzel der Civilisation, indem er die Vorrechte der todten Hand wieder herstellte und erweiterte und dieses System durch die Abschaffung der Districtstribunale und durch die Wiedereinsetzung der Gewalt des Tribunals des heiligen Officiums vervollständigte. Er gewährte den Geistlichen indeß die Befugniß, die Sache der Laien zu untersuchen und zu richten; er schrieb den Gebrauch der lateinischen Sprache vor den Gerichtsschranken und auf den Universitäten vor; er stellte unter die ausschließliche Leitung der Priester jeden öffentlichen Unterricht und alle Wohlthätigkeitsanstalten. Als ob Rivarola nicht hinlänglich die Provinzen der Romagna unterdrückt und betrübt hätte, gab er ihm zur Verstärkung eine außerordentliche Commission bei, welche aus Priestern und Officieren zusammengesetzt war und diese Provinzen mehrere Jahre hindurch in einem solchen Grade in Verzweiflung setzte und mit Blut tränkte, daß die Erinnerung daran noch jetzt lebendig ist.

„Auf Leo XII. folgte Pius VIII., der, den Schritten seines Vorgängers folgend, nicht daran dachte, die öffentlichen Leiden zu mildern. Kurz vor seinem Tode brach in Frankreich die Revolution von 1830 aus, welcher ähnliche Bewegungen in mehreren Staaten Europa's folgten. Während der Erledigung des apostolischen Stuhles glaubten die Bevölkerungen des römischen Staates, daß die Gelegenheit günstig sei, um die Gestalt der Regierung zu verbessern. Die eigenmächtige Autorität wurde von Bologna bis zur Hauptstadt gestürzt, und sie sank nieder ohne Anstrengung, ohne Gewaltthat von Seiten der Unterthanen. Die Regierung hätte sich ganz gewiß ohne Modificationen nicht wieder erheben können, wäre nicht Oesterreich sogleich mit seinen

Truppen herbeigeeilt, um ihr ihre Gewalt zurückzugeben. Indeß vereinigte sich diese Macht, während sie die Volksbewegung unterdrückte, mit Frankreich, England und Preußen, um den neuen Papst Gregor XVI. zu ermahnen, die Regierungsweise auf eine solche Art zu verbessern, um dadurch für die Zukunft die Ruhe zu sichern. Zu diesem Zwecke übergaben die Repräsentanten der vier Mächte am 21. Mai 1831 eine diplomatische Note, in welcher unter anderen Reformen vorgeschlagen wurde, daß die Laien zu allen bürgerlichen Würden, Verwaltungs- und richterlichen Aemtern zugelassen werden sollten; daß Wähler die Municipalräthe ernennen müßten und diese die Provinzialräthe, welche ihrerseits wieder einen höchsten Gerichtshof wählen sollten, der in Rom seinen Sitz hätte und damit beauftragt wäre, die Civil- und Militairausgaben, sowie die öffentliche Schuld, zu regeln.

„Bei der Verkündigung dieses wichtigen Actenstückes öffneten die päpstlichen Unterthanen ihr Herz der Hoffnung. Der Papst selbst verkündete, daß diese Verbesserungen der Beginn einer neuen Aera sein sollten. Bald aber mußten die Hoffnungen erlöschen, als man das Edict vom 5. Juli erscheinen sah, in welchem keine Rede von der Municipalwahl war, noch von den obersten Räthen, noch von irgend einer der Institutionen, welche in den gemäßigten Monarchien bestanden. Indeß waren die Oesterreicher noch in der Lombardei. Die Bewachung der Städte und die Aufrechthaltung der Ordnung war den mit Bewilligung der Regierung bewaffneten Bürgern anvertraut und die Ruhe herrschte überall. Man hielt es für nützlich, einen legalen Schritt zu thun. Die Provinzen sendeten nach Rom Deputationen, welche aus den unterrichtetsten, den geachtetsten und empfehlenswerthesten Männern bestanden und den Auftrag empfingen, den Herrscher um die versprochenen Institutionen, welche die Harmonie zwischen den Regierenden und den Regierten wieder herstellen sollten, anzuflehen. Aber der Hof, welcher das Corps der Stadtwachen und alle Neuerer verabscheute, wie gemäßigt sie auch sein mochten, dachte keineswegs daran, sie zu befriedigen. Vorher versammelte zu gleicher Zeit der Cardinal Albani in Rimini Truppen, die aus Menschen zusammengesetzt waren, welche man zu jedem Excesse fähig halten mußte, und mit deren Beistand er den Despotismus in den Provinzen wieder herzustellen beauftragt war. So entstand die Herrschaft jener rohen und wilden Menschen, die mit dem Namen der päpstlichen Freiwilligen geschmückt und bereit waren, jeden Menschen, der als liberal bezeichnet wurde, niederzumetzeln. Zehn Jahre waren es weder der Papst, noch Rom, noch die Cardinäle, welche die Legationen beherrschten, sondern diese rohe und blutdürstige Faction. Die Militaircommissionen waren in Permanenz, sprachen ihre

Urtheile ohne die Form einer gerichtlichen Procedur, ohne den Beistand von Vertheidigern und verurtheilten eine Menge von Menschen zum Gefängniß, zur Verbannung, zum Tode und zur Confiscation ihrer Güter.

„Darf man sich wundern, daß gegen so viele Leiden angekämpft wurde? Man macht uns zum Vorwurf, daß wir bürgerliche Rechte mit den Waffen in den Händen verlangen; aber wir beschwören alle Herrscher Europa's und alle Männer, die in dem Rathe sitzen, in Erwägung zu ziehen, daß die dringende Nothwendigkeit uns dazu zwingt, da wir kein gesetzmäßiges Mittel haben, unsere Wünsche auszusprechen; wir besitzen weder öffentliche Repräsentanten irgend einer Art, noch selbst das einfache Petitionsrecht und sind in einen solchen Zustand der Knechtschaft gestürzt, daß Bitten und Beschwerden als Verbrechen der Majestätsbeleidigung betrachtet werden. Unsere Wünsche sind rein; sie haben die Würde des apostolischen Thrones, sowie die Rechte des Vaterlandes und der Menschheit im Auge.

„Wir verehren die geistliche Hierarchie und den ganzen Klerus. Wir haben die Hoffnung, daß er das edle Wesen der Civilisation erkennen wird, welche der Katholicismus enthält; damit unsere Wünsche nicht auf eine für Italien und für Europa traurige Weise ausgelegt werden, erklären wir deshalb auch hier laut unsere Achtung für die Oberherrschaft des Papstes als allgemeinen Oberhauptes der Kirche ohne Beschränkung oder Bedingung; was den Gehorsam betrifft, der ihm als weltlichem Herrscher gebührt, so sind hier die Grundsätze, die wir demselben zur Basis geben, und die Forderungen, die wir stellen.

„Er gewähre allen von 1821 bis zu dem gegenwärtigen Tage politisch Angeklagten eine Amnestie.

„Er erlasse ein Civil- und Criminal-Gesetzbuch, welches dem der anderen Völker Europa's entspricht, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, die Einrichtung der Jury, die Abschaffung der Güterconfiscationen und der Todesstrafe für Majestätsbeleidigungen ausspricht.

„Das Tribunal des heiligen Officiums übe keine Gerichtsbarkeit über die Laien aus, und diese werden nicht mehr der Gerichtsbarkeit der geistlichen Tribunale unterworfen.

„Die politischen Angeklagten werden künftig durch die gewöhnlichen Tribunale und nach den allgemeinen Formen verurtheilt.

„Die Stadträthe werden frei durch die Bürger gewählt und die Wahl durch den Herrscher bestätigt; diese Räthe wählen Provinzialräthe aus der dreifachen Liste, welche die Municipalräthe vorlegen, und

der höchste Staatsrath werde durch den Herrscher aus den Listen ernannt, welche die Provinzialräthe vorlegen.

„Der höchste Staatsrath, der in Rom seinen Sitz hat, habe die Oberaufsicht über die Finanzen und die öffentliche Schuld; er habe eine entscheidende Stimme bei den Einnahmen und den Finanzen des Staates, und eine berathende Stimme bei den anderen allgemeinen Gegenständen.

„Alle bürgerlichen und militairischen Anstellungen und Würden werden Weltlichen übertragen.

„Der öffentliche Unterricht höre auf, den Bischöfen und dem Klerus unterworfen zu sein, denen ausschließlich der religiöse Unterricht vorbehalten bleibt.

„Die Censur der Presse sei darauf beschränkt, Beleidigungen der Gottheit, der katholischen Religion, des Herrschers und des Privatlebens der Bürger zu unterdrücken.

„Die ausländischen Truppen werden aufgelöst; es werde eine Stadtwache errichtet, die die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten und über die Beobachtung der Gesetze zu wachen hat.

„Endlich betrete die Regierung die Bahn aller socialen Verbesserungen, welche der Geist des Jahrhunderts fordert und welche von den anderen Regierungen Europa's vollzogen werden."

Dieses Document ist werthvoll, denn es stellt mit großer Bestimmtheit die Lage der Legationen und des römischen Hofes dar.

Wir erwähnten übrigens anderwärts den traurigen Ausgang des letzten Versuches der Legationen. Die verderblichen Resultate des ungerechten Sieges, welchen der heilige Stuhl über Die davon trug, deren Vater der Papst hätte sein sollen, ließen nicht auf sich warten.

Die Emigration der Bewohner der Romagna nach Toscana dauert fort. Sie ist sehr zahlreich gewesen; sie vermehrt sich, denn die Verfolgungen der Militair-Commission, die in Rimini unter der Präsidentschaft des Oberst Freddi eingesetzt wurde, dauern ununterbrochen fort.

Unter den Personen, welche emigrirten, befanden sich selbst mehrere Damen der Romagna, die persönlich durch die Soldaten bedroht und dadurch gezwungen wurden, sich nach Toscana zu flüchten. Die Commission begnügte sich nicht mit Untersuchungen und Verhaftungen, sondern hat auch die Güter der Emigrirten unter Sequester gelegt und namentlich die Besitzungen des Grafen Beltrami, eines der reichsten Bewohner von Bagnocavallo. Man erwähnt unter den in dieser Stadt

verhafteten Personen Herrn Rubani, einen ausgezeichneten Advocaten. Der Gouverneur selbst ist in Ungnade gefallen und nach einer Stadt dritten Ranges geschickt worden.

Ungeachtet aller dieser strengen Maßregeln und dieser Verhaftungen sind die Behörden sehr besorgt, und die Romagna ist so zu sagen in Belagerungszustand.

Die fünf Oberhäupter der letzten Insurrection sind gefangen in Florenz zurückbehalten worden; mit der größten Rücksicht behandelt, wurden sie in dem Fort des Belvedere vereinigt.

Der römische Hof hat mehrere Noten an den Großherzog von Toscana geschickt, um von ihm die Auslieferung dieser Führer zu verlangen. Diese Maßregel ist schon zurückgewiesen worden, und man hofft, daß die florentinische Regierung auf dieser großmüthigen Bahn beharren wird; gleichwohl wundert man sich über eine Gefangenschaft, welche der Convention entgegen war, die zwischen den Grafen von Pasi und Beltrami, den Führern der Insurrection, einerseits und dem Capitain Fardonelli, Adjutanten des commandirenden Generals der toscanischen Truppen, andererseits abgeschlossen worden war. In dieser Convention war festgesetzt worden, daß die Insurgenten die Waffen auf dem toscanischen Gebiete in die Hände der Capitaine Fardonelli und Vangacci und des Podesta von Galeata überliefern sollten, und daß Alle, welche zu dem Haufen gehörten, in Livorno unter dem Schutze des Großherzogs eingeschifft würden, um sich in das Ausland zu begeben. Die Entwaffnung wurde vollzogen und alle Insurgenten nach Rocca di San Casiono und von da nach Livorno geschickt, mit Ausnahme der Führer, welche, fünf an der Zahl, verhaftet und nach den Gefängnissen von Florenz gebracht wurden. Das französische Ministerium, welches unzufrieden mit den Angelegenheiten in der Romagna war, hat gleich zu Anfang der Insurrection Instructionen erlassen, welche dieser Convention entsprachen, und den Flüchtlingen ein Asyl geboten.

So lange die päpstliche Regierung den gerechten Forderungen, die wir auseinandergesetzt haben, nicht nachgekommen ist, und unerläßliche Bürgschaften sowohl für die bürgerliche als für die politische Ordnung gegeben hat, kann man voraussehen, daß die insurrectionellen Bewegungen in der Romagna fortdauern werden und daß es für diese Gegenden keine dauernde Ruhe giebt.

Indeß zeigt die päpstliche Regierung sich hartnäckig und widerspenstig gegen jedes Zugeständniß, und denkt nur daran, die Mittel der Gewalt und der Unterdrückung zu vermehren. In einer Versammlung

der Cardinäle, bei welcher der Staatssecretair Cardinal Lambruschini den Vorsitz führte, wurde beschlossen, daß man eine neue Anleihe machen wolle, um zwei fernere Schweizerregimenter zu besolden, und dieses Corps auf 10,000 Mann zu steigern. Die Schweizer sollen die nationalen Truppen in allen Hauptplätzen des Staats ersetzen.

So finden sich alle die Voraussetzungen bestätigt, auf denen die Grundlage der Geheimnisse Roms im 19. Jahrhundert beruht.

So zeigt sich Rom hartnäckig in seiner unerbittlichen Regungslosigkeit und in seinem nutzlosen Widerstande; es bleibt durch all seine Drohungen treu seinem Widerstande gegen die Aufklärung, die Gerechtigkeit, den Fortschritt und die Civilisation.

Mit den Erschütterungen des Deutsch-Katholicismus, welche in der Ferne eine Trennung von der Kirche Roms bewirkten, der Europa sich mehr und mehr abwendet, vereinigen sich für das Pontificat Unruhen und Besorgnisse, welche durch diese Siege selbst gesteigert zu werden scheinen.

Die Legationen sind noch nicht besiegt; für den Augenblick fühlen sie noch die Hitze eines Brandes, der nicht gelöscht ist.

Rom hat sich in seiner apostolischen Barmherzigkeit und in jener Gnade, welche der Kirche gebietet, Abscheu vor dem Blute zu haben, nicht damit begnügt, Die, welche es besiegte, vernichtet und durch fremde Söldner niedergemetzelt zu haben; es hat auch noch von den benachbarten Gebieten Die zurückverlangt, die seinen Streichen dorthin entflohen waren.

Der römische Hof hat durch wiederholte Noten bei dem Großherzog von Toscana darauf bestanden, daß man ihm die Flüchtlinge aus den Legationen ausliefere. Seine Forderungen sind sogar noch weiter gegangen; der Cardinal Lambruschini, der Staatssecretair, dessen Ehrgeiz den ungerechten Grausamkeiten des Pontificats gewidmet ist, hat verlangt, daß man in Toscana die Pariser Gazetta italiana verbieten sollte, welche den Legationen günstig ist, und die überall in Italien mit Theilnahme gelesen wird; mit dieser Anforderung ist eine Liste der toscanischen Unterthanen übergeben worden, welche als Urheber der Pläne der Romagnolen bezeichnet wurden, und deren Verhaftung man verlangt.

Der Großherzog hat diesem Ansinnen auf edle Weise widerstanden, und großmüthig die Gastfreundschaft fortgesetzt, die den Flüchtlingen gewährt war. Frankreich hat ihnen ein Asyl bieten lassen; für diese beiden Thatsachen haben die Verbannten öffentlich ihre Dankbarkeit ausgesprochen.

So wird also Rom nicht blos in seinem Innern durch tiefen Haß zerrissen, sondern Italien selbst entzieht sich ihm und weigert sich, seine verabscheuungswerthe Politik zu verfolgen.

In der Romagna verbinden sich die Einwohner, welche an dem Kampfe keinen Theil nehmen, durch ihre Gesinnungen mit dem Widerstand ihrer besiegten Landsleute, aber sie sprechen ihren Unwillen nicht durch den Kampf aus, sondern durch Klagen, welche die unglückliche Bevölkerung ertönen läßt, und die der Ausdruck eines allgemeinen Schmerzes sind.

Hier das letzte Manifest, welches sie an den Papst gerichtet haben.

„Heiliger Vater,

„Die verabscheuungswürdige Regierung Ihrer Minister hat die Geduld Aller erschöpft.

„Wenn gegenwärtig der Staat nicht der Schauplatz blutiger Erschütterungen gewesen ist, so danken Sie dies der Klugheit der größern Mehrzahl, welche die Gefahr einer fremden Invasion begriff, und sich deshalb nicht entschließen konnte, den Aufstand einer übrigens edlen Jugend zu unterstützen, welche in den Waffen ein Hülfsmittel gegen die uns bedrückenden Uebel finden wollte; sie würden schwer verletzt werden, wenn die nichtswürdigen Kriegscommissionen, welche aus Männern bestehen, die schlimmer sind als die wilden Thiere, noch länger fortdauerten; denn das Leben und die Freiheit sind für diese Menschen ein Spiel.

„Heiliger Vater, die Tage roher Unwissenheit sind vorüber, welche dem Herrscher eine unbegrenzte Macht verliehen. Gegenwärtig weiß das Volk, was es dem Fürsten schuldig ist, und was dieser ihm, und es duldet nicht länger mit Ergebung die Angriffe auf seine geheiligtesten Rechte. Verhindern Sie, daß der Unwille sich in Verzweiflung verwandle; verjagen Sie Die, deren Ehrgeiz und Habgier die gefährlichsten und die strafbarsten Pläne erwecken; setzen Sie kein Vertrauen in Ihre Agenten; bedenken Sie, daß es ein gotteslästerliches Werk ist, Bürger gegen Bürger aufzuhetzen; jeder Blutstropfen, der vergossen wird, wäre für Sie in den Augen der Menschen und vor Gott ein großes Unrecht.

„Wir wollen uns Ihrer Herrschaft nicht entziehen. Unsere Berufung an die Fürsten Europa's deutet Ihnen die Gesetze an, deren wir bedürfen. Wir verlangen, daß die Religion, die Vernunft, die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit nicht mehr unter die Füße getreten werden; wir verlangen Einrichtungen, welche zu der Aufklärung des Jahrhunderts im Verhältniß stehen; das sichtbare Oberhaupt der Kirche, der Hüter der Lehren der Sanftmuth, welche das Evangelium giebt —

sollte der wegen so ehrenwerther Forderungen die Vernichtung des Volkes verlangen, welches die Fürsten seiner weltlichen Macht anvertraut haben?"

Diese Klagen sind von Europa vernommen worden, und der Schrei der empörten Nation hat sie bis zu den Ohren der Herrscher gebracht. Man hat von der Widereröffnung der Conferenz von Rom für die Angelegenheiten der römischen Staaten gesprochen; der französische Gesandte besonders verkündet seine Absicht, daran einen thätigen Antheil zu nehmen.

Man hat verkündet, daß die europäischen Regierungen durch die immer drohender werdende Lage der päpstlichen Staaten beunruhigt würden, daß sie begriffen hätten, es wäre für sie ein allgemeines Interesse, Rom zu zwingen, ohne Zögern die Rechte zu gewähren, welche das Volk verlangt; in ganz Mittel-Italien sind die Geister mehr aufgeregt als je, und wenn man zögert, den gerechten Forderungen Genüge zu thun, so wird der Tag erscheinen, an welchem die Bewegung alle Grenzen der Mäßigung überschreitet, in denen man sich bis jetzt gehalten hat.

Gerüchte, welche von Rom selbst kommen, sprechen von Noten, welche in der päpstlichen Kanzlei von Seiten der fremden Mächte überreicht wurden. Man soll darin dem römischen Hofe den guten Rath gegeben haben, mehr Rücksicht auf die gerechten Wünsche der Legationen zu nehmen und im Allgemeinen den Geist der Unzufriedenheit durch eine versöhnende Politik zu entwaffnen. Diese Ansicht soll durch die Erwägung motivirt worden sein, daß eine verlängerte Aufregung eine fremde Intervention herbeiführen und den Frieden Europa's gefährden könnte.

Die römische Regierung soll darauf geantwortet haben:

„Daß diese Behauptungen unbestimmt wären. Daß zwar in dem Lande Aufregung und Unzufriedenheit gegen die Regierung herrschten, daß aber die Unordnungen, welche stattgefunden hätten, nur das Werk der Wühlereien einiger benachbarten Staaten wären, namentlich Frankreichs und der englischen Besitzungen."

Sie soll hinzugefügt haben:

„Daß alle Klagen und Vorstellungen des heiligen Stuhles in dieser Beziehung ohne Erfolg geblieben wären und daß man nur beklagen müßte, wenn die Regierungen nicht ihre Aufmerksamkeit dahin wendeten, wo allein die Quelle aller dieser Machinationen zu suchen wäre."

In dieser Antwort liegt eine grausame Tücke und eine bewunderungswürdige politische Spitzfindigkeit.

Indem Rom wegen dieser Unruhen und Unordnungen Frankreich

und England beschuldigt, die beiden großen constitutionellen Staaten, deren einer ihm entrinnt, wie der andere ihm schon rettungslos entronnen ist, verhandelt es mit Oesterreich und Rußland, welche das wahre oder erlogene Bündniß dieser beiden Länder zu beunruhigen scheint. Rom flüchtet sich in den Schooß des Despotismus und trennt sich von den Angriffen des Fortschritts und der Unabhängigkeit; es verbindet sich mit den absoluten Staaten, indem es dieselben gegen die unabhängigen Staaten aufbringt. Seine Politik geht noch weiter; sie schmeichelt den geheimen Wünschen der beiden Kaiserreiche des Nordens, welche gegen das geistige Band aufgebracht sind, das Frankreich, England und Preußen zu einer gemeinschaftlichen Aufklärung vereinigt; es rächt sich so an diesen Völkern, welche es als die unerbittlichsten Feinde seiner Ansprüche betrachtet.

Rom lügt schamlos.

Die Bewegung des Aufstandes in der Romagna rührt von vor fünfzehn Jahren her; wenn man den ausländischen Wühlereien diese so tief eingreifenden Unruhen zuschreiben muß, weshalb ließ man dann so lange Zeit auf den Eingebornen das ganze Gewicht der Verfolgungen und der grausamen Maßregeln lasten, welche die Städte und das Land so sehr betrüben?

Zu welchem Zweck so viele Verhaftungen, welche alle Classen der Bevölkerung decimiren? Aus welcher Ursache die Militaircommissionen und die Ausnahmegerichte, welche in Permanenz erklärt worden sind?

Nein, Rom täuscht sich nicht über die Tiefe und den Ernst der Aufregung in der Romagna; es weiß, daß diese an dem Boden selbst haften und daß die Reclamationen, welche es durch das Eisen und durch die Tyrannei zurückweist, auf Rechte und Verpflichtungen gestützt sind, welche der Meineid der Päpste verletzte. Indem Rom versucht, auf das Ausland das Unrecht und den Keim dieser Thatsache zu wälzen, will es nur die Augen Europa's von seiner grausamen Ungerechtigkeit gegen die Legationen abwenden.

Zeigt seine Angst sich nicht durch den übermäßigen Eifer der Unterdrückung und durch die Opfer, welche Rom bringt, um fremde Truppen zu besolden, denen es das blutige Amt dieser Unterdrückung übertragen hat?

Die Legationen werden durch die Noth ihres Siegers vielleicht besser gerächt, als sie es durch ihre eigenen Erfolge worden wären. Rom erliegt unter dem Gewicht der ungerechten und zahlreichen Anleihen, die es gemacht hat, um diese traurigen und verderblichen Triumphe zu bezahlen. Um die ungerechten Ansprüche seines Despotismus und

seines Stolzes zu vertheidigen, hat der römische Hof sich gezwungen gesehen, seinen Schatz zu erschöpfen und einen Theil seiner Staaten in Verzweiflung zu stürzen. Auf den Trümmern seiner eigenen Macht hat es diese unsinnige Herrschaft aufgeführt.

Ungeachtet der Sicherheit, welche Rom erheuchelt, weiß es sehr gut, was es von seiner Lage zu halten hat; die Niederlagen entmuthigen die Legationen nicht. Der Versuch von Rimini scheiterte; andere werden vorbereitet. Die Vorstellungen haben nicht aufgehört; die Corporationen mehrer Städte haben Klagen über die Mißbräuche, die bei der Verwaltung herrschen, nach Rom geschickt. Die Partei des politischen Aufstandes ist nirgends unthätig, und Alles scheint Italien mit einem nahen Brande zu bedrohen.

Die päpstliche Regierung wird ohne Unterlaß durch die Angst vor andern Demonstrationen, nicht nur in der Romagna, sondern auch in den Marken, beunruhigt; die letzte Niederlage hat Niemand entmuthigt.

Und ganz Italien lacht über die Besorgnisse der päpstlichen Macht, welche zusammenbricht, wie um sich wegen der Schrecken zu rächen, die dieser alte, einst so gefürchtete, jetzt so verachtete Koloß ihnen so lange Zeit einflößte.

Darf man gewissen Gerüchten glauben, die im Schooße der römischen Rathskörper selbst in Umlauf sind, so hätten sich einige Stimmen erhoben, um die Sache der Mäßigung zu predigen. Es schien diesen weisen Richtern klug, durch gerechte Zugeständnisse und eine dem Geiste des Jahrhunderts angemessenere Verwaltung eine Katastrophe zu verhindern, welche die Päpste in die größte Gefahr und Europa in die größte Verlegenheit bringen würde.

Diese Räthe des römischen Hofes haben geschickt die schwache Seite angegriffen: die des römischen Egoismus; sie sind gescheitert.

Die römische Regierung ist weit entfernt, diesen Rathschlägen ihr Ohr zu leihen, sondern verfolgt im Gegentheil mehr und mehr die Bahn der Reaction. Der Gedanke des Fortschrittes verschmilzt sich in ihrem Geiste mit dem Gedanken an die Politik. Die geringste verlangte Mäßigung erscheint ihr als eine Verletzung der geheiligten Traditionen und der Rechte des heiligen Stuhles.

Man erklärt sich diese Schrecken, indem man daran denkt, daß die weltliche Macht geistlichen Händen anvertraut ist, sowie an die fortwährende Verwirrung, welche unvermeidlich aus der Sache, dem Ziele, den Rechten, den Pflichten und der Ausübung der Autorität entspringt. Diese Verwirrung wird bei jedem Schritte bezeichnet, den wir in dem römischen Leben thun, und ist der fürchterlichste Mißbrauch, gegen wel-

chen sich der Schrei des öffentlichen Unwillens erhebt. Die Trennung der Politik und der Religion bei der Regierung wird erst an dem Tage aufrichtig erfolgen, an welchem die Verwaltung des Landes ausschließlich Laien anvertraut wird. Und das ist es, was die Insurrectionen der Legationen auf so entschiedene Weise verlangt haben.

Was setzt Rom diesen so vielfältigen und so in die Augen springenden Mißbräuchen entgegen, indem es bei der albernen und verkehrten Hartnäckigkeit seiner ehrgeizigen, habgierigen, gottlosen Leidenschaften beharrt?

Es schützt sich durch die traurige Hoffnung einer allgemeinen Verwirrung, durch welche seine Hand sich der verlorenen Macht wieder bemeistern könnte, und seine Intriguen stören die Politik der Könige und der Völker.

Neue Umstände und gewisse Anordnungen, von denen der römische Hof einen geheimen Instinct hat, scheinen den Manövern des Pontificats eine neue Kraft zu verleihen.

Den Haß und die Verachtung vergessend, mit denen die römische Kirche von dem Hofe und dem Volke Rußlands überschüttet worden ist, schmeichelt sich der Papst, in dem Kaiser von Rußland ein für seine geheimen Pläne günstiges Werkzeug zu haben.

Alles ist noch unbestimmt und unsicher in seinen Absichten. Die moskowitische Eifersucht gegen die Fortschritte der Civilisation und die Macht Preußens üben einen doppelten Einfluß durch industrielle und religiöse Mittel; die Verlegenheiten, welche der russischen Religion durch das katholische Polen bereitet werden können, die Abschwörung des griechischen Glaubens, welche der Tochter des Czaaren bei der Vermählung mit einem katholischen Erzherzog von Oesterreich auferlegt wurde, und endlich die Verkündung von der Ankunft des Kaisers von Rußland in Rom, haben die sonderbarsten Begriffe von dem geheimen Stolz und dem dunkeln Ehrgeiz des Papstes gegeben.

Rom stützt sich auch auf Spanien; wenn die neue constitutionelle Aufklärung ihm die geforderte Herrschaft verweigert, wird es versuchen, seine Rechte wieder zu ergreifen, indem es sie von dem Volksaberglauben zurückfordert, der auf dem spanischen Boden so lebendig ist.

Die Schweiz und Belgien sind für seine jesuitische Miliz zwei große Hauptquartiere.

In Frankreich hat es seine Getreuen zu einer Schilderhebung aufgefordert; es ermahnt sie, sich an die Gesetze zu wenden, und die geistlichen Freiheiten auf dem Wege des constitutionellen Rechts der Petitionen in Anspruch zu nehmen; es erinnert sie an die letzten Versuche.

„Ist die allgemein anerkannte Einstimmigkeit unserer ehrwürdigen Bischöfe nichts?“ ruft es aus. „Sind die den Kammern schon überreichten achtzigtausend Unterschriften nichts? Sind die Deputirten, welche für die Freiheit des Unterrichts zu stehen versprochen haben, nichts? Sind die Klagen, welche in jedem Munde liegen und eine Hand voll Christen beschuldigen, aus der religiösen Frage die Hauptfrage der Zeit gemacht zu haben, nichts?“

Das Jahr 1845 war indeß diesen pomphaften Beglückwünschungen nicht sehr günstig.

Der Deutsch-Katholicismus, die Austreibung der französischen Jesuiten, der Bürgerkrieg in der Schweiz, die Unruhen in den Legationen und die Vorstellungen der europäischen Mächte werden eine schmerzliche Spur in den Annalen des Pontificates hinterlassen. Wenige Jahre haben für die Gegenwart und für die Zukunft von Rom mehr finstere Symptome vereinigt.

Daher der unversöhnliche Groll, dessen Galle sich bei den geringsten Umständen offenbart, wie man aus einer neuen Thatsache schließen kann.

Ein preußischer Buchbinder, der sich in Rom niedergelassen hatte, war zu einigem Gelde gekommen; er wollte ein dauerndes Etablissement gründen und reichte eine Bittschrift ein; aber die Regierung wies ihn zurück, weil er Protestant war; man versprach indeß die Genehmigung, wenn er einwilligte, Katholik zu werden, doch er verweigerte dies entschieden. Darauf brachten die Agenten der Inquisition ihm verbotene Bücher zu binden; die Polizei wurde benachrichtigt, bemächtigte sich der Bücher, und der Unglückliche wurde zu Strafe verurtheilt. Da er nicht bezahlen konnte, wollte er öffentlich seine Anstalt verkaufen; die Genehmigung dazu wurde ihm verweigert, und er mußte einen geringen Preis annehmen und Rom verlassen.

Die Cardinäle haben blutige Traditionen von der Rache der Patricier und den religiösen Hinterhalten bewahrt. Ihre Ausschweifung und ihr Haß haben noch Dolchträger; für Die, welche Nebenbuhler für die Erbschaften der Kirchenfürsten sind, und für Die, deren Schriften die Excesse derselben bezeichnen, ihre Rechte bestreiten und sie an ihre Pflichten erinnern, giebt es, wie man sagt, noch jetzt Dolchstöße.

Das römische Volk, welches in allen seinen Lastern durch diese Beispiele bestärkt wird, die es als heilig betrachtet, hat nicht so ganz auf die coltellata verzichtet, daß das Straßenpflaster Roms bei Volkszwistigkeiten nicht noch jetzt durch Messerstiche mit Blut gefärbt werden sollte.

Erforscht man die römische Religion und die Pracht des Pontificats, so findet man stets bei dem Volke, wie bei dem Hofe, Gemeinheit, Grausamkeit, Bestechlichkeit.

Rom hat sich, seiner List ungeachtet, gegenwärtig in der Schlinge gefangen, welche es der ganzen Welt legte. Der wunderbare Fischzug, dessen ewigen Reichthum es geträumt hatte, entging ihm durch die zerrissenen Maschen an dem Netze des heiligen Petrus.

Ein unerbittliches Dilemma erfaßt Alles.

Rom wird untergehen, indem es in seiner eigenen Regungslosigkeit erlischt, oder es wird zerschmettert durch die Bewegung, der es widerstehen will.

Und das Pontificat Gregor's XVI. wird eine Stelle unter den bösesten Erinnerungen des Papstthums einnehmen!



Leipzig,
Druck von A. Edelmann.

Briffault, Eugène

Die Geheimnisse Roms im 19. Jahrhundert

Hamburg [1864]